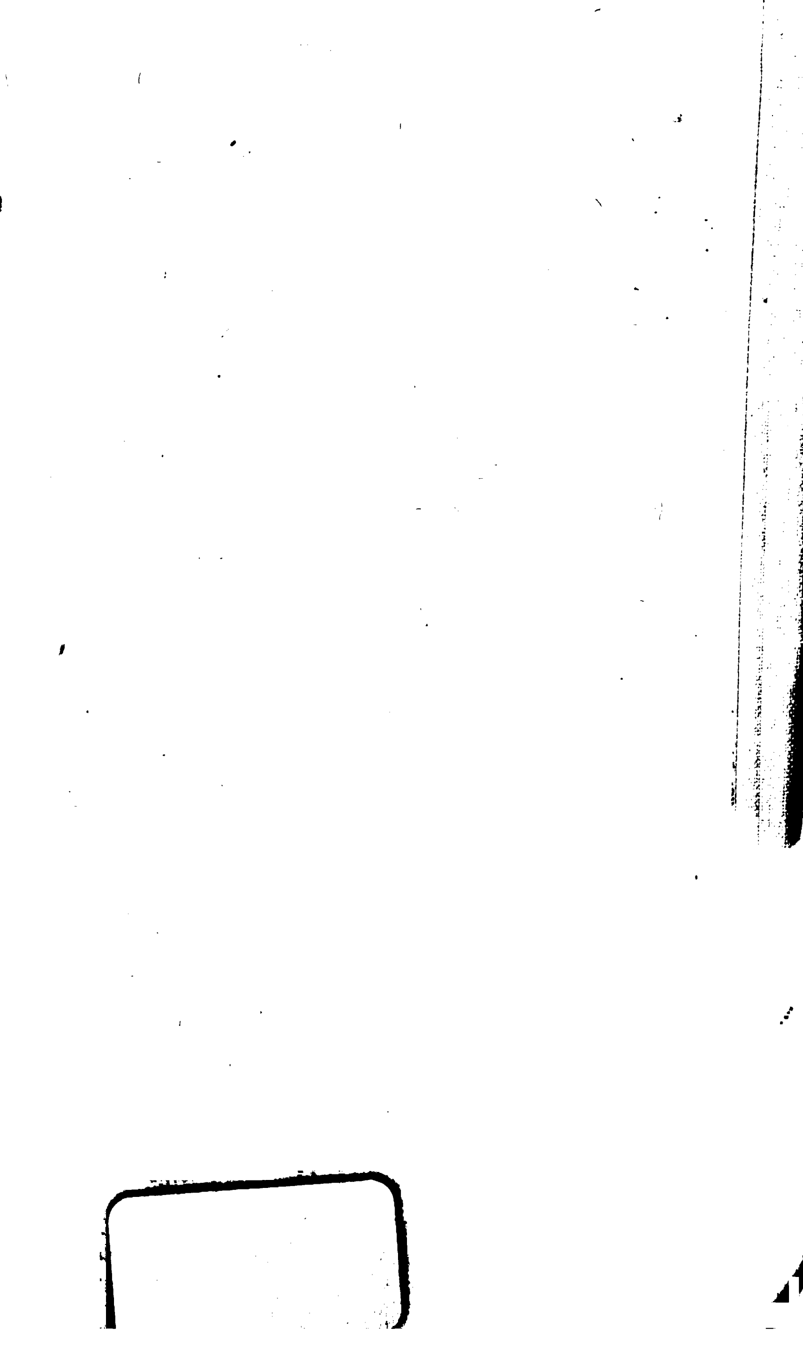
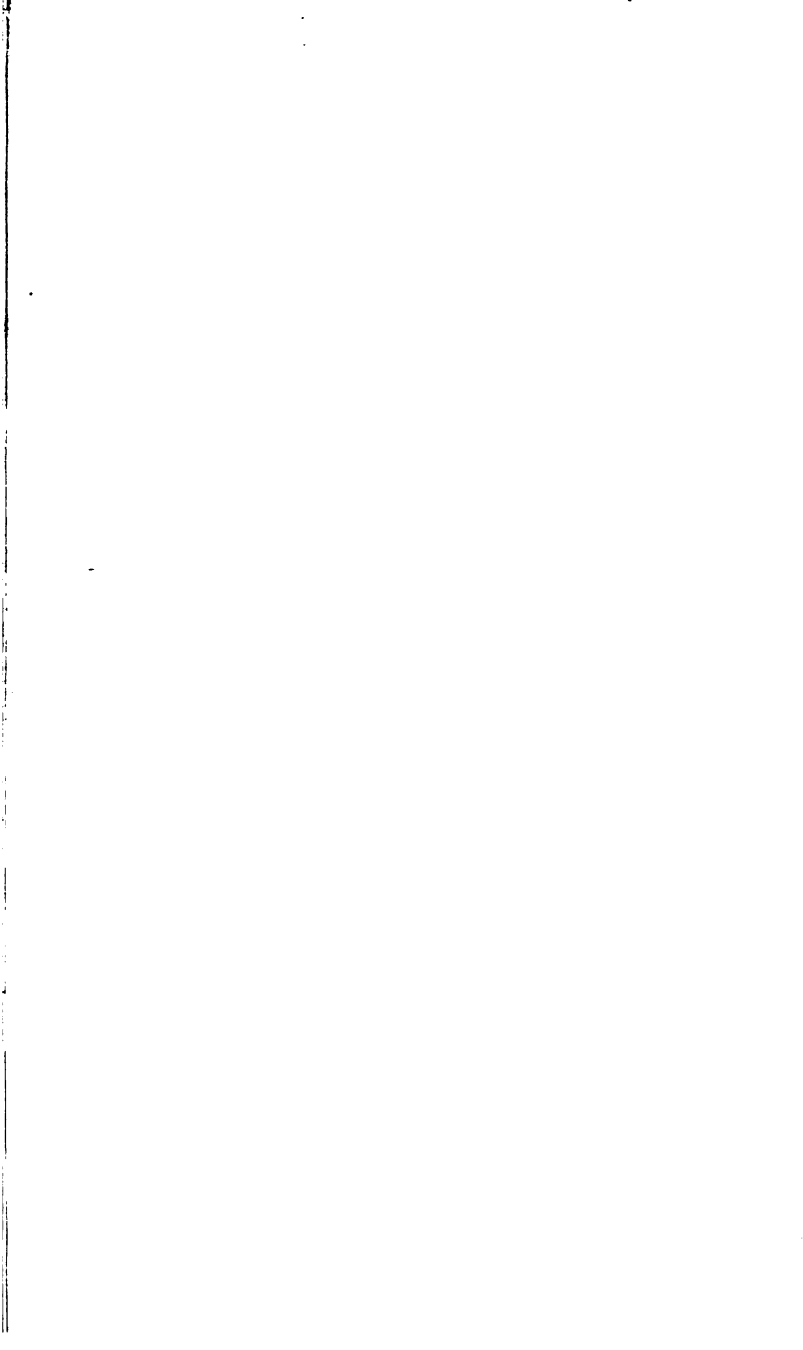
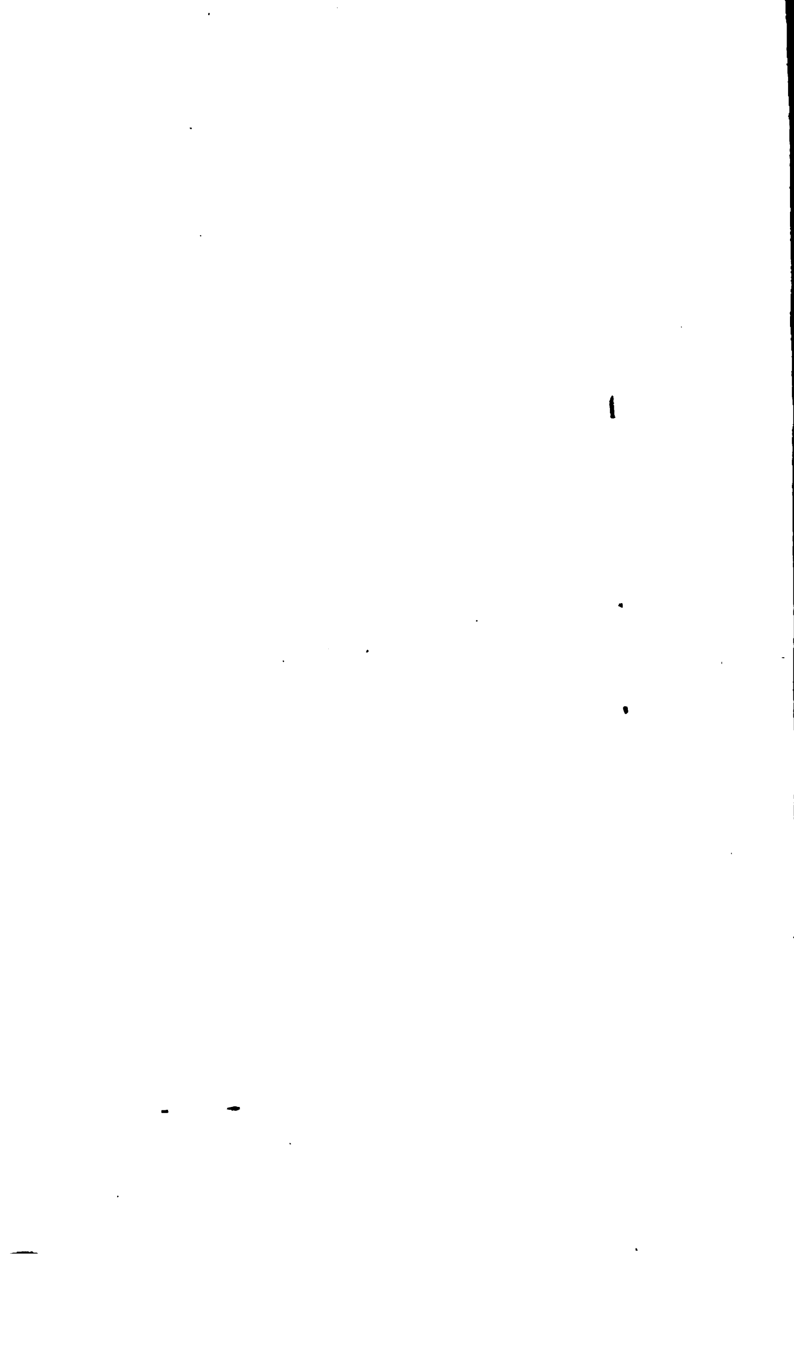








Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Anhang

zum neun und zwanzigsten bis acht und sechzigsten Bande,

enthaltend

die noch übrigen Anzeigen von Büchern v. 1796—1800

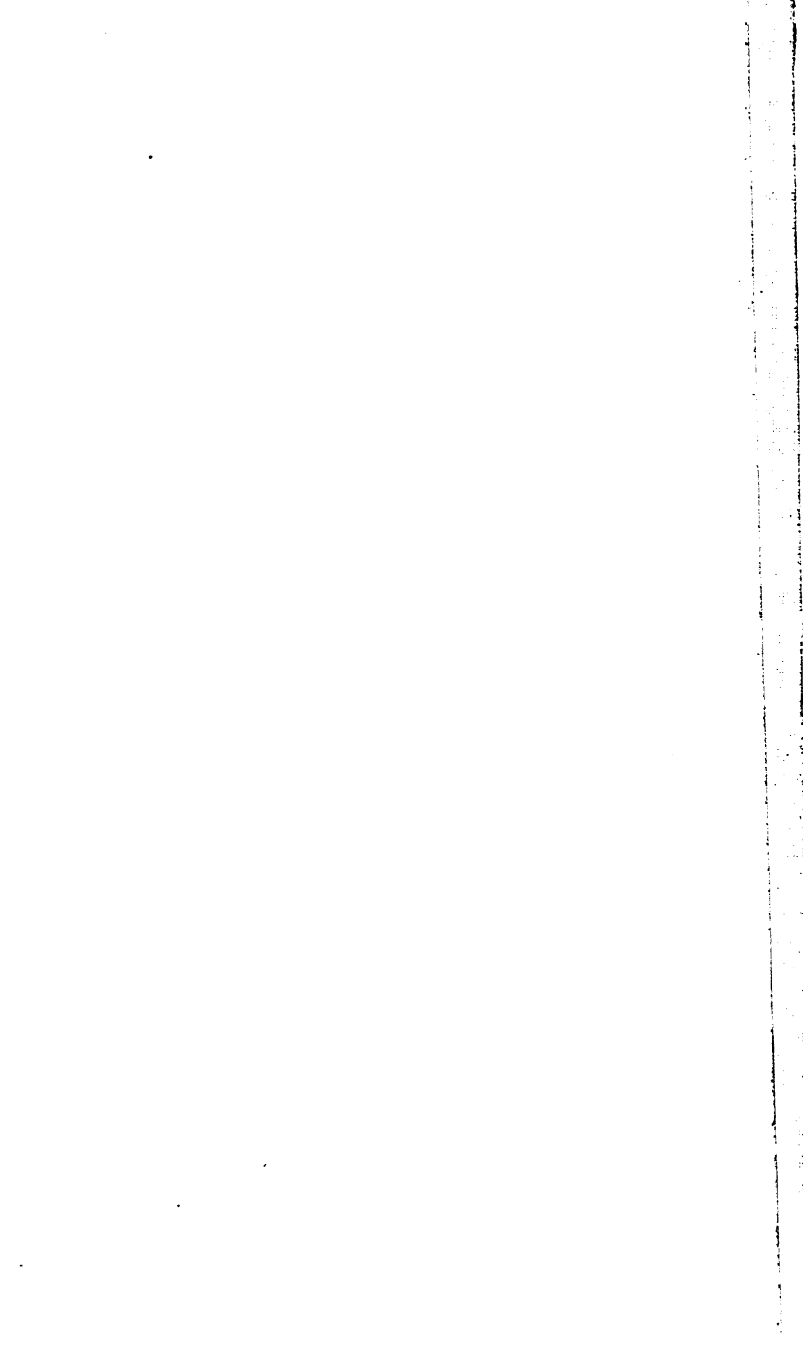
nebst doppelten Registern.

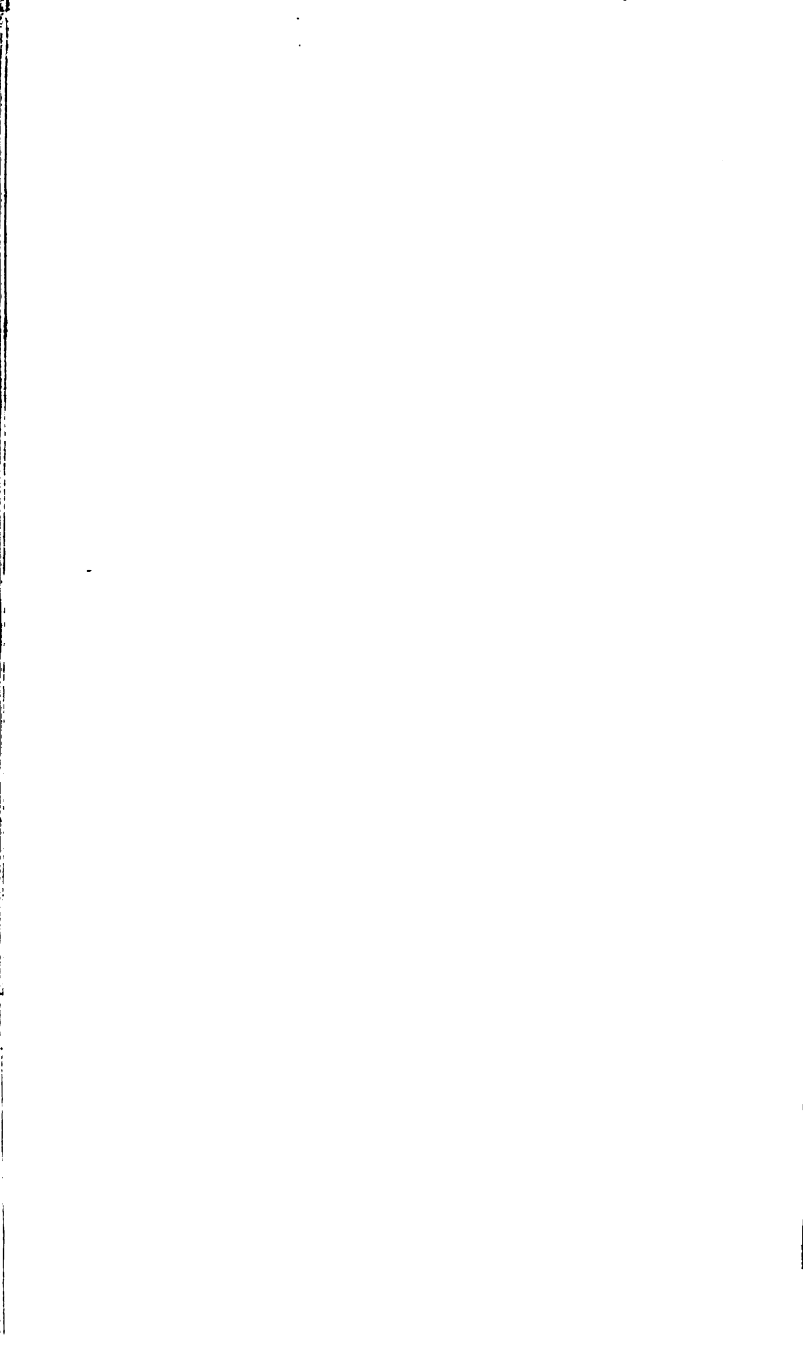
Erste Abtheilung.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenb. allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai. 1802.





Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Anhang

zum neun und zwanzigsten bis acht und sechzigsten Bande,

enthaltend

die noch übrigen Anzeigen von Büchern v. 1796—1800

nebst doppelten Registern.

Erste Abtheilung.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenb. allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1802.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Anhang

zu dem [illegible] Bande.

[illegible]

[illegible] 1790—1800

nebst [illegible]

Erste [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1805.

Vorbericht.

Ich lege hier den Lesern die erste Abtheilung des Anhangs zum XXIX. bis LXVIII. Bande der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek vor, worin der Anfang gemacht wird, die noch fehlenden Recensionen, von den in den fünf Jahren 1796 bis 1800 gedruckten Büchern, zur Vollständigkeit der Nachricht von der neuen Deutschen Literatur in diesem Zeitpunkte, nachzuliefern. So viel bis jetzt zu übersehen ist, werden die noch unabgedruckten Recensionen, die zum Anhange gehören, nicht völlig noch Einen Band austragen, welcher hoffentlich noch während des Wintermonats dieses Jahres in die Hände der Leser kommen wird. Darauf erscheinen sodann gewiß zur Ostermesse 1803 die vollständigen doppelten Register über den XXIX. bis *LXVIII.* Band.

Die erstaunende Menge von neuen Büchern, deren Anzahl jährlich vermehrt wird, verursacht, daß auch die N. D. Bibl. immer Bänderreicher werden muß. Vor 38 Jahren, beym Anfange dieses Werks, hoffte ich die Recensionen der in fünf Jahren damals erschienenen neuen Bücher in XII Bände bringen zu können; jetzt sind XXXIX Bände für fünf Jahre kaum genug.

Ich habe mich indeß, seitdem ich die A. D. B. wieder übernommen habe, aus allen Kräften bemü-

het, dieselbe der zuwachsenden Menge neuer Bücher möglichst Schritt halten zu lassen. Die Fortsetzung der A. D. B. ist daher seit einiger Zeit viel schneller nach einander gedruckt worden als sonst; welches, so viel ich vernommen habe, den Lesern nicht unangenehm war. Es werden auch ferner die neuen Stücke der A. D. B. in ununterbrochener Folge erscheinen; damit die Leser von der großen Menge neuer Bücher wenigstens Nachricht erhalten, ehe eine große Menge davon wieder vergessen wird. Denn, wenn man nur die Anzeigen von den in den letzten fünf Jahren erschienenen Büchern in der A. D. B. nachsiehet: so findet man freylich, daß verhältnißmäßig nur wenig neue Bücher den Fortgang der Wissenschaften und Künste beträchtlich befördert, und daß hingegen leider! eine große Menge derselben nicht fünf Jahre, nicht einmal zwey Jahre überlebt haben. Die Pflicht der Recensenten ist aber doch, so viel auch von diesen Ephemeren-Schriften anzuzeigen, als nöthig ist, um ein getreues Gemälde der Beschaffenheit der neuen Deutschen Literatur zu liefern, und deren allgemeinen Werth zu würdigen, welches vom Anfang an der Zweck der A. D. B. gewesen ist, und noch ferner seyn wird.

Berlin, den 20. Herbstmonats 1802.

Fr. Nicolai.

Verzeichniß

der

in der ersten Abtheilung des Anhanges recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Pre-

Pre-

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

T. Cav

Brie-

IV. Gedichte.

V. Romane.

VI. Schöne und bildende Künste.

VII. Weltweisheit.

Quae-

VIII. Mathematik.

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

X. Chemie und Mineralogie.

XI. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Ge-

XIII. Gelehrtengeschichte.

Brier-

XIV. Klassische, Griech. und Latein. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Er-

Des

XV. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVI. Erziehungsschriften.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Versuch einer Kritik der Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo. Ein Seitenstück zu der vom Hrn. D. Reinhard am Reformationsfeste 1800 gehaltenen Predigt. Auf Kosten des Verf. und in Kommission bey dem Hrn. Musikdir. Häser in Leipzig. Ohne Jahrzahl. 44 S. 8.

Der humane und biedere Ton dieser Schrift, die von einem liebenswürdigen Greise, M. F. G. W., herrührt, entwaffnet alle Strenge der Kritik. Wer kann es übersehen, wenn der Verf. seinem Gegner und Rec. S. 31 zuruft: „Haben Sie Geduld mit mir, l. Fr. und d. Rec.! Sehen Sie, „ich stehe im fünf und sechzigsten Jahre u. s. w.!“ Diese Geduld zu haben halten wir uns um so mehr verpflichtet, da wir mit Recht voraussetzen, daß der biedere Verf. in seinem Leben eben so tolerant seyn wird, als er es hier gegen seinen Gegner ist. Deswegen wollen wir auch nicht über den Titel mit ihm rechten, der sonst dem Inhalte zufolge noch wohl hätte andeuten sollen, daß hier, außer dem Systeme des Verf. über die freye Gnade Gottes in Christo, auch noch eine Widerlegung des Landpredigers, der zuerst gegen Reinhard's Predigt schrieb, zu suchen sey. Allein dieß können wir doch nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. viel zu weit auszuholen scheint, und daß seinem Systeme sehr willkührliche Begriffe untergelegt sind, die sich nicht wohl vertheidigen lassen. Es ist hier gewissermaßen eine ganze Dogmatik in nuce, und dabey eine besondere Theorie von der Nothwendigkeit arbitrairer Strafen, so wie der Versöhnung, sammt den Ursachen, warum die letzte im A. T. und in den 4 Evangelien als ein Geheimniß behandelt werden mußte, wovon der Verf. S. 49 selbst gesteht, daß sie noch nicht sehr im Umlauf sey. Um indessen doch auch unsrer Seits ihren Umlauf zu beför-

dern, wollen wir lieber die Hauptsumme dieses Systems hier anführen, wie sie S. 85 angegeben ist. „Wir sind Sünder. „Die höchste Liebe, welche für das Wohl des Ganzen wacht, „muß strafen. Die natürlichen traurigen Folgen der Sünde „sind diese Strafe nicht, und können es nicht seyn; denn „sie sind eine Zerstörung der göttlichen Werke. Eben „deswegen haßt Gott die Sünde, und wird sie ewig hassen. „Es müssen also arbiträre Strafen erfolgen, sie mögen posi- „tive seyn, oder wie ich glaube, mehr nur negative, Absonde- „rung von Gott. Natürliche Folgen der Sünde kann Nie- „mand für den andern übernehmen; eine arbiträre Strafe „aber wird in weltlichen Gerichten von einem Bürgen ange- „nommen. Ob das von Gott gar nicht statt finden könne, „kann nicht erwiesen werden. Ist sie unmöglich; so müssen „die Menschen verzweifeln. Das will Gott nicht. Also wird „sein Sohn Mensch und Mittler, und erduldet den schmerz- „lichsten Kreuzestod zur Abbüßung aller Strafe; denn die „arbiträre ist unter gleich wirksamen frey gewählt, wenn nur „ihr Zweck erreicht wird, und sie selbst gerecht, d. i. dem „Grade des Verbrechens gemäß ist. Also Jesu Tod bewirkt „die Befreyung von Strafen. Nun sind wir mit Gott aus- „gesöhnt, d. h. er kann und will vergeben. Aber damit auch „wir versöhnt, ruhig, vertrauend, hoffend, liebend werden, „müssen wir Jesu Versöhnung gläubig annehmen. So ist „es denn nur der Glaube, der beseligt, und Liebe zu Gott „wirkt, folglich allein selig macht. Daß dieß Alles im N. „T. und den vier Evangelien von Jesu selbst nicht so deut- „lich gesagt werden konnte, davon ist die Ursach, daß dieß „Alles bis zum wirklich erfolgten Tode Jesu ein Geheim- „niß bleiben mußte. Doch Petrus, Johannes, und beson- „ders der auf eine ganz außerordentliche Weise bekehrte und „belehrte Paulus, sagen es deutlich. Auch dieß sagen sie, „daß zum Glauben an Jesus eine höhere göttliche Kraft, die „Kraft des heil. Geistes, nöthig sey. So weit mein Sy- „stem. Augustin, Luther und Reinhard lehren in der Haupt- „sache eben das." Freylich ist dieß in der Hauptsache das kirchliche lutherische System, bis auf die Punkte, die schon zuvor als eigne Theorie des Verf. bemerklich gemacht sind. Wir wollen uns also mit unserer Kritik auch bloß auf diese beschränken. Es ist charakteristisch, daß der Verf. die natürlichen traurigen Folgen der Sünde nicht als Strafen der Sünde gelten lassen will, wenn gleich fast alle Theologen und Philo-

Philosophen hierin übereinstimmen. Dieser Umstand sollte ihn schon mißtrauisch gegen seine Hypothese machen, wenn er auch Gründe dafür zu haben glaubte. Doch wir wollen auch diese beleuchten. S. 14—16: „Alle natürlichen unglücklichen „Wirkungen der Sünde gehören zur Sünde selbst; sind ihr „häßlicher Auswuchs; die böse Frucht eines bösen Baumes; „keine Veranstaltung und durchaus kein Werk Gottes, son„dern eine Zerstörung der Werke Gottes, kurz Sünde selbst. „— Gleichsam nur Zulassungen Gottes mit höchstem Mißfal„len. Da nun aber doch nur Zulassung mit Wohlgefal„len und eignes Wirken eigentlich als Gottes Willen „und Werk betrachtet werden kann: so sind die natür„lichen traurigen Folgen der Sünde dahin nicht zu rechnen, „also sind sie auch nicht ihre eigentliche Strafe. Eigentliche „Strafe muß schlechterdings arbiträr oder willkührlich seyn, „d. h. unter gleich wirksamen Uebel vom Obern; denn nur „der kann strafen, gerecht oder dem Grade der Vergehun„gen angemessen, und frey, d. i. ohne allen innern und äußern „Zwang gewählt." Wer erblickt hier nicht einen willkührlichen Begriff auf den andern gebaut. Fast die ganze Welt stimmt darin überein, daß Strafe ein selbst verschuldetes Uebel ist, welches auf eine freye Handlung folgt, und daß das Laster sich durch seine üblen Folgen gewöhnlich selbst strafe. Wie kann man also die üblen Folgen der Sünde, die als selbst verschuldet betrachtet ihre Strafe sind, mit zur Sünde selbst rechnen? und warum soll in religiöser Hinsicht diese Einrichtung der Natur nicht eine Veranstaltung Gottes heißen dürfen? Was ist ferner für ein Grund da, daß nur Zulassung mit Wohlgefallen und eignes Wirken Gottes Werk und Willen Gottes heißen soll? Sonach würde es vielleicht gar keine Strafe Gottes geben, insofern es nicht wohl gedenkbar ist, daß der allgütigste Schöpfer ein Wohlgefallen daran findet, seine Geschöpfe zu strafen. Was bedarf es endlich des Begriffs der Willkührlichkeit bey einer Strafe, die gar nicht nothwendig dazu ist? Will man Willkührlichkeit der Bestimmungen unterlegen, die ihr der Verf., wenn gleich wider allen Sprachgebrauch, unterlegt; so können sie ja auch alle bey natürlichen Strafen statt finden, in so fern Gott als der Herr der Natur, mithin als der Obere, betrachtet wird; die Einrichtung, die er mit der Natur getroffen hat, eine freye Einrichtung ist, und seine Strafe nicht anders als gerecht gedacht werden darf. — Da-

legen kann man aber in keinem einzigen Falle sagen, daß die po-
sitive Strafen Gottes wirklich vorhanden sind, wenn
gleich die Möglichkeit nicht geläugnet werden, und die An-
kündigung derselben so wie die Vorstellung davon sehr heilsam
seyn kann. — Schwerlich wird sich also die willkührliche
Theorie des Verf. von den Strafen Gottes bey Andern ganz
empfehlen. Dieß dürfte auch der Fall mit seiner Vorstellung
von der Nothwendigkeit der Versöhnung seyn. Es ist die-
selbe, welche schon Anselm aufstellte, und Thomas von
Aquino bis zur satisfactio superabundans ausbildete. Al-
lein sie wurde auch schon von Johann Duns Scotus völlig
widerlegt, welcher zeigte, daß Gott sehr wohl ohne Genug-
thuung hätte verzeihen können; am wenigsten aber wegen
der Genugthuung eines Gottmenschen hätte verzeihen müs-
sen. Comment. in Lomb. L. 3. Dist. 20. Quaest. I. Wenn
also der Verf. endlich glaubt, daß die Lehre von der Versöh-
nung, wozu nach ihm auch die Nothwendigkeit derselben
gehört, nur im A. T. und bis zu Jesu Tode ein Geheimniß
bleiben mußte: so mangelt es dieser Theorie an Vollständig-
keit, weil der Begriff von der Nothwendigkeit der Versöh-
nung durch den Tod Jesu erst durch Anselm im elften Jahr-
hundert aufgekommen ist. Es mangelt also noch die De-
monstration, warum sie bis auf Anselm ein Geheimniß blei-
ben mußte? — Weiter wollen wir uns auf diese Schrift
nicht einlassen, weil wir es nicht über uns erhalten können,
mit dem humanen Verf. derselben über dogmatische Begriffe
zu streiten, in so fern ein solcher Streit am Ende fruchtlos ist,
und ein jeder seine Ueberzeugung behält. Diesen Vertrag
würden wir auch zu schließen suchen, wenn wir mit dem Hrn.
Magister an einem Orte in persönlichen Verhältnissen lebten,
und wir hoffen, er würde tolerant genug seyn, die Hand dazu
zu bieten. Wie läßt sich das anders erwarten, wenn man
S. 41 die ganze Differenz der Meinungen auf folgende
Puncte reducirt sieht: „Sie fordern unerläßlich Tugend und
„Würdigkeit, ich auch. Sie sehen die Sittlichkeit für den
„Zweck des Menschen an, ich auch; nur daß ich hinzu setze,
„Reue und Glaube, und zwar Glaube an die freye Gnade
„Gottes in Christo, sind das Mittel. Glaube ist der Baum,
„Tugend ist die Frucht. Der Glaube ist das Licht, die Tu-
„gend der Schein; jener ist die Quelle, diese der Ausfluß.
„O daß man doch die reichhaltigste Quelle der Sittlichkeit
„nicht verstopfe, sondern immer mehr öffne! Das erstere

nicht der Naturalismus: das letztere die Predigt des Evangeliums von der freyen Gnade Gottes in Christo." Dieß glaubt freylich unser Verf.: allein sein Gegner gerade das Gegentheil. Möge jeder seinen Glauben behalten, und nur beyder Harmonie bestehen, daß sie Sittlichkeit für den Zweck des Menschen halten, und diese als solchen lehren: so wird am Ende nicht viel darauf ankommen, nach welcher Theorie dieß geschieht, ob nach dem Glauben als Mittel, oder ohne denselben.

H.

Ueber den Charakter des Landmanns in religiöser Hinsicht. Ein Beytrag zur Psychologie für alle, welche auf das religiöse Bildungsgeschäfft desselben Einfluß haben vorzüglich für Landprediger, von Friedrich Erdmann August Heydenreich, Pastor, Senior und Konsistorial-Assessor zu Merseburg. Leipzig, bey Dyk. 1800. 1 Alphabet, 12 Bogen. 8. 1 Rg. 8 gr.

Der Charakter des Landmanns hat allerdings etwas Eigenes, wodurch er sich in mehr als einer Hinsicht von dem Städtebewohner auszeichnet, und dieß muß dann natürlicher Weise auch auf seine religiöse Denkart und Handlungsweise bald mehrern bald geringern Einfluß haben. Indeß ist es nicht leicht, diesen Einfluß richtig zu bestimmen, und daraus die Schilderung des Charakters des Landmanns in religiöser Hinsicht, und zwar im Allgemeinen, richtig abzuleiten. Denn, nicht zu gedenken, daß durch die individuelle Denkart einzelner Personen und Familien an jedem Orte Ausnahmen entstehn: so ist auch unter den Landleuten die Verschiedenheit des Charakters, wenn man einzelne Ortschaften und Provinzen in nähere Untersuchung zieht, auffallend groß. Man vergleiche z. B. die Einwohner jener Gegenden, wo strenge Leibeigenschaft dem Geiste Fesseln anlegt und den Charakter verstimmt, mit den freyen und zum Theil wohlhabenden Bauern andrer Provinzen: welche merkliche Verschiedenheiten werden sich da zeigen! Und so hat Recens. der selbst als Lehrer bey Landgemeinen gestanden, oder noch nach seinem

Beruf sie näher kennen zu lernen Gelegenheit gefunden und sie noch findet, mehrmals wahrgenommen, daß selbst in nahe bey einander liegenden Dörfern ein äußerst verschiedener Ton, selbst in Hinsicht auf Religiosität herrschend ist. Bey dem allen lassen sich doch, wie ihm dünkt, manche allgemeine Charakterzüge auffinden, und selbst über ihre Verschiedenheit kann viel Lehrreiches, was vorzüglich Landpredigern wichtig seyn muß, gesagt werden. Der Verf. dieser Schrift hat dieß wirklich gethan, und es ist nicht leicht etwas zur Sache Gehörendes, was von ihm übergangen wäre. Der Lehrer auf dem Lande findet hier Alles beysammen, und mit sichtbarem Fleiß und Mühe gesammelt, was in andern Büchern zerstreut anzutreffen ist; so daß er sich beynahe für jeden Fall seine Ausführung aus dieser Schrift berathen kann. Fast durchgehends sind auch die Urtheile und Bemerkungen des Verf. so ausgefallen, daß Rec. ihnen seine Zustimmung nicht versagen kann. Nur zweyerley mißfällt ihm darin, nämlich die Anlage des ganzen Plans; und dann die hat zu große Ausführlichkeit im Vortrage. Das Ganze besteht aus zwey Hauptabtheilungen. Die erste führt gar keine Ueberschrift, sondern bloß folgende besondere Abschnitte: 1. Von der Wichtigkeit des Standes der Landleute. 2. Diese Wichtigkeit des Standes der Landleute steht mit ihrer jedesmaligen, besonders religiösen Aufklärung in der genauesten Verbindung. 3. Diese, die Wichtigkeit des Landmanns bestimmende Aufklärung liegt vorzüglich in den Händen der Religionslehrer. 4. Allgemeine Charakterisirung eines zur Aufklärung des Landmanns fähigen Religionslehrers. 5. Genauere Angabe der auch dem Landprediger nöthigen psychologischen Kenntnisse. 6. Ursachen, warum man bey verschiedenen Landpredigern diese Kenntnisse nicht antrifft. 7. Revision der vorzüglichsten Mittel, durch deren Gebrauch der Landprediger Psycholog überhaupt, und besonders in Beziehung auf seine Gemeine werden kann. — Schon aus dieser allgemeinen Inhaltsanzeige, noch mehr aber bey Durchsicht der in diesen Abschnitten vorkommenden Untersuchungen, fällt es ins Auge, daß theils die Sachen hier nicht richtig geordnet sind, theils daß diese Abschnitte nur in entfernter Verbindung mit dem Hauptthema stehn. Allenfalls konnte der Verf. Einleitungsweise von der Wichtigkeit des Standes der Landleute und von ihrem Charakter und Lage im Allgemeinen reden; sodann müßte aber, nach einer guten natürlichen Ordnung, die Untersuchung

über

über den Charakter des Landmanns in religiöser Hinsicht unmittelbar folgen. Diese wird hier nun erst im zweyten Hauptabschnitt geliefert, und enthält wieder drey Hauptfragen: 1. Wie denkt und handelt der Bauer in Hinsicht auf die Quellen der Religion, Natur und Offenbarung? 2. Wie, in Hinsicht auf die Religion selbst, sowohl nach ihrem theoretischen als praktischen Theil? 3. Wie, was Religionsübungen und Religionsgebräuche betrifft? — Offenbar ist dieser Plan unrichtig angelegt. Manches, was in den ersten Abschnitten abgehandelt ist, und was besonders das Verhalten des Landpredigers betrifft, konnte richtiger nach Erörterung der Hauptmaterie als Resultat derselben in einem besondern Abschnitt angefügt werden. So sehr dieser Fehler mißfallen muß, so tadelnswerth ist auch die Weitläufigkeit, mit welcher der Verf. bey Ausführung seines Plans zu Werke geht. Nicht nur der Text selbst ist voller weitschweifiger Digressionen, die oft wenig oder gar nicht zur Hauptuntersuchung gehören; sondern es sind auch der darunter gesetzten Anmerkungen so viele, und diese mit so vielen wörtlich abgedruckten Citaten angefüllt, daß man zwar die Gelehrsamkeit, Belesenheit, und den angewandten Fleiß schätzen, aber doch zugleich wünschen muß, daß er selbst um der Käufer willen, und überhaupt zur gewissern Erreichung seines Zwecks, Vieles ganz zurückgelassen und Anderes mehr ins Kurze zusammengedrängt hätte. Recens. kann sein Urtheil nicht durch besondere Beyspiele und Auszüge bestätigen, und er unterläßt dieß auch um so lieber, da er sonst so viel Wahres, Treffendes und Belehrendes, was nicht bloß von Landpredigern, sondern selbst von weltlichen und geistlichen Obern beherzigt zu werden verdiente, angetroffen hat.

Hg.

Vertheidigung der Offenbarung wider etliche Einwürfe der Vernunft. Leipzig, bey Hilscher, 1800. 8. 366 S. 1 Rh. 4 gr.

Der Verleger macht zu dieser Schrift eines ungenannten, und nach einem Winke in der Vorrede zu urtheilen, schon verstorbenen Verfassers, selbst den Vorredner. Die Schrift soll bloß für einen Freund aufgesetzt, und nicht zum Druck

 bestimmt

beschwert gewesen seyn. Der Entschluß, sie dennoch drucken zu lassen, wird durch die Erinnerung an das Bedürfniß vieler Menschen, im Glauben an die Offenbarung befestigt zu werden, vertheidigt. Ohne Rücksicht auf diese Vorrede hätte man eher glauben mögen, daß hier ein alter Ladenhüter durch einen darum geschlagenen neuen Titelbogen wieder in Umlauf gebracht werden solle. Rec. müßte sich irren, wenn er nicht in seinen jüngern Jahren eine ähnliche Schrift gelesen hätte, deren Titel und Verfasser er sich nicht mehr entsinnen kann. Doch würde es gleichviel seyn, ob die Schrift alt oder neu sey, wenn sie nur gut wäre. Aber die ganze Tendenz derselben, so wie jedes Mittel, welches für ihren Zweck gewählt ist, beweisen hinlänglich, daß sie nicht leisten kann, was der als Lockspeise ausgehängte Titelbogen verspricht. Der Verf. will die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes aus dem Unvermögen der Vernunft, in Sachen der Religion die Wahrheit zu erkennen, beweisen. Dieser Beweis war freylich sonst gewöhnlich genug, und noch jetzt giebt es einige, die sich desselben zur Vertheidigung des Offenbarungsglaubens bedienen. Aber sie bedenken nicht, daß das Bestreben, die Vernunft herabzuwürdigen, als wenn sie von den Gegenständen, deren Glaube für unsere Tugend, Seelenruhe und ganze wahre Glückseligkeit über alles wichtig und nothwendig ist, gar nicht Wahrheit und zur Ueberzeugung genügende Gründe der Wahrheit lehren könne, weit entfernt, die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung einleuchtend zu machen, vielmehr allen Religionsglauben, und also auch den Glauben an Offenbarung und geoffenbarte Religion untergräbt. Dieß Bestreben entstand in Zeiten eines blinden Glaubens, in welchen der Mensch die Rechte der Vernunft und ihre Würde noch nicht kannte, und noch weniger selbst dachte und urtheilte, als sich der Regel nach, und besonders in Glaubenssachen, von andern Menschen vordenken und vorsagen ließ, was er glauben sollte. In solchen Zeiten war es ganz natürlich, daß Menschen die Vernunft für unvermögend hielten, in Religionssachen über Wahrheit und Irrthum zu entscheiden, weil sie von ihrer ersten Jugend an von allem eignen freyen Denken über Religion entwöhnt, nur zum Nachbeten gewöhnt, und vor jedem Versuch, ihre Vernunft in Fällen, worin es ihr etwa schwer würde zu glauben, ein eignes Urtheil zu erlauben, als vor einer groben Versündigung gewarnt, und hingegen bey festem Glau-

Glauben, ihrer ewigen Seligkeit versichert werden [illegible]. Eben deswegen gewann auch leicht der Schluß, vom Unvermögen der Vernunft auf die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, bey solchen Menschen den Schein der Wahrheit, weil sie überall über das Vernunftvermögen und über den Gebrauch desselben, und über die Gründe vernünftiger Ueberzeugung, entweder nie, oder doch nie anders, als nach vorgefaßten Meinungen nachgedacht und geurtheilt hatten. So wurde der Vernunft an sich dasjenige zur Last gelegt, was eigentlich doch nur der Trägheit oder Ungeschicklichkeit der meisten Menschen in dem Gebrauch der Vernunft in Religionssachen zur Last fiel. Indessen konnte in solchen Zeiten der Glaube an unmittelbare Offenbarung, wenigstens als durch ein argumentum κατ' ἄνθρωπον, und ex concessis, durch die Berufung auf das Unvermögen der Vernunft, in Religionssachen Wahrheit zu erkennen, bey den meisten Menschen nützlich und kräftig befördert werden.

In unsern Zeiten hingegen ist es in dieser Hinsicht ganz anders, als vorhin. Zwar giebt es, wer kann es läugnen, noch jetzt einzelne Theologen und Doctoren der Theologie, die fest an der Behauptung dieses Unvermögens der Vernunft, und der daraus folgenden Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung halten, und von allen andern Theologen kühn und keck behaupten: sie hätten nur die Außenseite, nicht das Innere und Wesentliche der christlichen Theologie erkannt. Doch diese sind auch nur Einzelne gegen Hunderte, wenn man die Heuchler nicht zählt, die aus Eigennutz ihnen anhängen. Zwar giebt es unter dem größeren Haufen des Volks, unter denen, die der Religion getreu blieben, noch viele Abergläubige, und noch mehrere blindgläubige Menschen; wie es selbst unter den höheren Ständen im Staat, unter den Freunden der Religion, mehr Schwärmer und Blindgläubige, als ächte selbstdenkende Gläubige giebt. Aber die lauten und immer lauteren Klagen über die zunehmende Irreligiosität unter den höheren und niederen Ständen sind nicht ungegründet. Man darf nur auf die Besuchung der Kirchen achten, die immer seltener wird, um sich davon zu überzeugen. Denn der wirklich religiöse Mensch wird aus vernünftiger Einsicht in die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit öffentlicher und gemeinschaftlicher Gottesverehrungen sich denselben nicht entziehen, und der blinde Religiöse wird seinen

Gottes-

Gottesdienst auch nicht versäumen. Die Menschen sind in allen Ständen klüger geworden; und zu klug, um nicht einzusehen, daß die Vernunft, durch welche wir allein Wahrheit und Irrthum unterscheiden können, uns auch in Religionssachen lehren muß, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden, wenn es anders überall für uns Religionswahrheit giebt. Die Menschen haben es in allen Ständen einsehen gelernt, wie viel Unrichtiges in ihrem Kirchenglauben enthalten sey; der Glaube an Wunder hat seine Kraft verloren, seitdem sich selbst der Pöbel unter den Protestanten nicht mehr durch vorgegebene Wunder äffen läßt, und seitdem man den Betrügereyen neuer vorgegebener Wunder, wie in Westphalen dem Vorgeben, daß eine Person ohne Speise und Trank lebe, durch schärfere Untersuchung den Schleyer abzieht, und sie in ihrer schimpflichen Blöße darstellt. Jetzt richtet man bey [illegible] Menschen nichts mit dem Vorgeben aus, daß die Vernunft nicht wahre Religion lehren, und daß man daraus die Nothwendigkeit einer Offenbarung erkennen könne. Der Religionsverächter ergreift mit beyden Händen die Behauptung, daß die Vernunft nicht wahre Religion lehren könne. Er bestärkt sich dadurch in seinem Unglauben, und schließt so: dasjenige, wovon die Vernunft mich nicht belehren kann, hat für mich keine Wahrheit; also giebt es keine wahre Religion. Sie ist eitel Aberglaube, und ein Erzeugniß der Unwissenheit oder des Betruges. Hieraus erhellt die Schädlichkeit einer Schrift, die zu unsrer Zeit das Vermögen der Vernunft, uns in Religionssachen Wahrheit zu lehren, bestreiten will.

Die Mittel, welche der Verf. zu diesem so verwerflichen Zwecke wählte, sind eben so verwerflich. Sein ganzer Beweis dreht sich um den Punct, daß ehemals und noch jetzt die heydnischen Religionen so viel Falsches enthielten, und daß es so viele schwache und unwissende Menschen gäbe, die durch ihre Vernunft die Wahrheit nicht erkennen können. Folgt nun aber wohl irgend daraus, daß die Vernunft überhaupt nicht Wahrheit in Sachen der Religion lehren könne? Ist die menschliche Vernunft nicht einer immer höheren Vervollkommnung, und immer neuer Fortschritte in der Erkenntniß der Wahrheit fähig? Und woran liegt es, wenn jetzt viele Menschen zu schwach sind, um durch eigene vernünftige Einsicht die Wahrheit und die Gründe der Wahrheit in Re-

ligions-

ligionssachen, zu erkennen? Liegt die Schuld wohl am Vernunftvermögen derselben? oder nicht vielmehr an der unverantwortlichen Verwahrlosung und schlechten Belehrung derselben in der Jugend. Wenn alle die, die für die Erziehung der Menschen sorgen sollen, nur einsichtsvoll und gewissenhaft für eine gründliche Anleitung zur vernünftigen Einsicht und Ueberzeugung von der Religion bey der Erziehung jedes Menschen sorgten: so würde kein Mensch zu schwach seyn, Rechenschaft zu geben von seinem Glauben und dessen Gründen. Und erst dann, wenn so eine vernünftige Religionsüberzeugung befördert wird, wird es wieder besser mit den Menschen, und ächte Religiosität immer allgemeiner werden.

Der Glaube an Offenbarung, so wie er sich vor dem Richterstuhle der Vernunft vertheidigen läßt, beruht auf festen Gründen. Er bedarf die morschen Stützen nicht, die man dem hierarchischen System von allen Seiten unterzubringen suchte, als dasselbe die Vernunft einem blinden Glauben unterwerfen lehrte. Sie werden und müssen fallen, diese morschen Stützen, mit allem, was auf ihnen beruhet. Aber der wahre Religionsglaube ist unvergänglich so, wie der, der ihn in uns erweckte, der Unendliche!

Bf.

Hat ein Prediger vernünftige Gründe, die Einführung der allgemeinen Beichte zu erschweren oder zu hindern? Eine durch die Zeitumstände veranlaßte Frage, mit besonderer Rücksicht auf die kirchliche Verfassung in der Oberlausitz, untersucht und beantwortet. Görlitz, bey Anton. 1799. 5 B. 8. 5 gr.

Man sollte meinen, daß eine neue Untersuchung und Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage in unsern Tagen um so mehr überflüssig sey, da bereits in so vielen gründlichen Schriften das Alles längst und wiederholt gesagt ist, was denen, die unparteyisch urtheilen wollen, zur Ueberzeugung dienen kann. Dieß gesteht auch der Verf. dieser Schrift; glaubt aber doch in so manchen traurigen Erfahrungen unserer Zeit, und selbst in gewissen sich auf die Oberlau-

sitz

sich beziehenden Vorfällen, Veranlassung genug zur abermaligen Untersuchung dieser Materie gefunden zu haben. Leider giebt es noch unverständige Laien, ja selbst hin und wieder Prediger, die mit sehenden Augen nicht sehen wollen, sondern mit einer fast unbegreiflichen Hartnäckigkeit an alten Gebräuchen fest halten. Auch sind noch einige Provinzen und manche sonst angesehene Reichsstädte übrig, wo man die Abschaffung der Privatbeichte bedenklich gefunden, und wo die Stimme der etwa vorhandenen Aufgeklärten nicht durchdringen kann. Wem es an solchen Orten noch um Wahrheit zu thun ist, dem kann Rec. diese Schrift mit Zuversicht empfehlen, indem darin die Gründe für die allgemeine Beichte richtig und faßlich dargestellt, und die scheinbaren Einwürfe hinreichend beantwortet sind. Dieß durch eine ausführlichere Anzeige des Inhalts zu bestätigen, scheint jedoch um so unnöthiger zu seyn, da das schon in unserer Bibl. bey mehrern andern Gelegenheiten geschehen ist, und da wir hier nichts Neues, was besonders ausgehoben zu werden verdiente, gefunden haben.

Hg.

Communion- und Erbauungsbuch für evangelische Christen, von M. Georg Adam Horrer, Superintendenten zu Weißensee. Meißen, bey Erbstein. 1800. 16 B. 8. 12 gr.

Hr. Horrer hat sich durch seinen Verleger, Hrn. Erbstein, bewegen lassen, dieß Communionbuch herauszugeben; und um die Nutzbarkeit desselben zu befördern, hat er den Plan etwas erweitert, um es zugleich zu einem täglichen Erbauungsbuche brauchbar zu machen. Unsers Erachtens hat er so wenig in der erstern als zweyten Hinsicht das geleistet, was man in unserm Zeitalter und bey dem wirklichen Vorrath guter Communion- und Erbauungsbücher von einem neuen Versuche erwarten sollte. Die alte Dogmatik liegt darin zum Grunde; nur daß sie in ein feineres Gewand gekleidet, und mehr praktisch vorgetragen worden ist. Schon der Gang, welchen er in seinen Betrachtungen nimmt, zeigt dieß; noch mehr aber der Inhalt selbst. Voran stehen Anweisungen nach den zehen Geboten zur richtigen Selbstprü-

prü-

prüfung, welche beynahe die Hälfte des Buchs einnehmen. Dann folgt der Trost aus der Erlösung, worin bey die alte nur etwas verfeinerte Rechtfertigungslehre enthalten ist; hierauf eine ausführliche Betrachtung der Leidensgeschichte; sodann Gebete vor und nach der Beichte, vor, bey und nach dem Genuß des Abendmahls; ferner eine Umschreibung aller sieben Bitten des V. U., und zuletzt noch eine Ermunterung zum thätigen Christenthum. Eigentliche zweckmäßige Belehrungen über das Beichtwesen, über die Stiftung, Zweck und Nutzen des Abendmahls, über so manche noch gangbare Vorurtheile u. s. w. fehlen ganz; außer was etwa hie und da beyläufig und unzureichend gesagt ist. Zur Probe nur ein Paar Stellen. Erstlich, beym Genuß des gesegneten Brods: „Du starbst mein Jesu „auch für mich, dieß fühle ich jetzt ganz. Dieß Brodt, das „ich empfange, ist die Gemeinschaft deines Leibes, ist das „Mittel, wodurch ich deines Leibes, den du für mich in den „Tod gegeben, theilhaftig werde. Nun ist denn auch nichts „Verdammliches an mir" ;— Zweytens: beym Genuß des gesegneten Weins: „dein Blut, das ich jetzt genieße, „floß auch für mich, und macht auch mich rein von Sün„den. Nun soll mich nichts mehr von dir scheiden. Ewig „bin und bleibe ich dein; und so ist mir denn auch meine Se„ligkeit gewiß." — Drittens nach dem Genuß des Abendmahls: — — „Ich habe seinen Leib und sein Blut „empfangen, o eine größere Beweiskraft von meiner Be„gnadigung und künftigen Seligkeit giebt es nicht! Nein, „nun bin ich gewiß, daß ich einst zu dir komme, u. s. f." — Solche grobe Ideen sollte man doch in neuern protestantischen Lehrbüchern nicht mehr finden. Von selbst erhellet hieraus, für welche Leser allenfalls dieß Buch noch passend seyn möchte.

Be.

Predigten über Sprichwörter, von Sylvester Jakob Ramann, Pfarrer zu Zimmern supra. Dritter Theil. Erfurt, bey Hennings. 1800. 242 S. 8. 12 gr.

Der 1ste Band dieser Predigten ist im 51sten Bd. S. 138, der zweyte im 55sten Bd. S. 212 angezeigt. Da der dritte

Theil

Theil im Guten und in den Fehlern eben so beschaffen ist, als die beyden vorigen: so dürfen wir bloß dessen Existenz nur anzeigen.

Oh.

Salomo. Versuch einer psychologisch-biographischen Darstellung von Joh. Ludw. Ewald. Leipzig und Gera, 1801. bei Heinsius. Vorrede und Inhaltsverz. S. XXVII. Inhalt und Reg. 347 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Für die Exegetik und Alterthumskunde trägt dieser Versuch freylich nur wenig Gewinn bey; für empirische Psychologie und Moral aber kann er einigen Nutzen haben. In dem ersten Abschnitt, S. 1—19, stellt der Verf. den religiösen, militärischen, wissenschaftlichen und Handelsgeist des Salomonischen Zeitalters dar; sagt aber wenig oder nichts von dem Einflusse, den dieser Zeitgeist auf Salomons Charakter selbst gehabt habe. Eben so weiß der Verf. im zweyten Abschnitt gar Vieles von der Erziehung junger Prinzen an fürstlichen Höfen, und von der Erziehung des jungen Salomons selbst durch seinen Lehrer, den Propheten Nathan, auch von den üblen Folgen einer allzufrühen Geistesentwicklung u. s. w. beyzubringen. Aber forscht man den Thatsachen und Belegen von diesem allem selbst nach: so findet man in der Geschichte nicht den mindesten historischen Beweis hievon; sondern es sind lauter Folgerungen, die der Verf. aus dem Charakter Nathans und Salomons selbst, so weit uns diese beyden Männer aus der biblischen Geschichte bekannt sind, mit vielem Scharfsinn hergeleitet hat. Eben so sagt uns der Verf. auch im dritten Abschnitt S. 40 f. sehr viel Aesthetischschönes und Wahres über die Schwärmereyen der Liebe, aus den, dem Salomo zugeschriebenen Liebesliedern. Aber auch hier findet man denn wieder viele Muthmaaßungen, die sich nicht historisch erweisen lassen. — Daß die Israeliten ihren ganzen Gottesdienst ganz allein erstlich auf ihre Stiftshütte und dann auf ihren Tempel zu Jerusalem einschränkten, das war ganz in der Regel, wovon der Grund in der noch sehr niedrigen Stufe der Ausbildung dieses Volks lag. Aber daß Hr. Ewald so gar keine Bemerkung über das Zurückebleiben

Salo-

Salomons auf dieser so niedrigen Kulturstufe beybringt; daß er ihn vielmehr einen weisen philosophischen Gottesverehrer nennt, da er doch verlangte, Gott sollte ein jedes Gebet der Israeliten um fruchtbare Witterung, oder um Abwendung von Seuchen und Krankheiten u. dgl. erhören, wenn sie hier in seinem Tempel zu ihm flehen würden, und glaubte, hier wolle sich Gott von den Israeliten erbitten lassen; daß er S. 184 den Licht- und Feuerglanz, der den neugeweihten Tempel erfüllte, als ein Sachbild von Jehovah's Nähe noch in seinen Schutz nimmt; daß er endlich S. 224 die Verirrung Salomons zum Götzendienste von seiner philosophischen, liberalen, toleranten Art, von Gott zu denken, herleitet: das ist ein abermaliger Beweis, wie wenig sich der Verf. mit der die Lehren von Gott, von göttlichen Offenbarungen und Wundern, und von der Gebetserhörung berichtigenden Philosophie unsers, wie er es nennt, so wunderscheuen Zeitalters noch aussöhnen konnte. Was der Verf. in den folgenden Abschnitten von Salomons Weisheit, von seiner Uebersättigung, von seinem Hang zur geheimen Weisheit und dessen Folgen sagt, das ist alles recht schön, wahr und gut. Nur scheint es gerade gegen das Kostume und gegen den Geist des Salomonischen Zeitalters zu streiten, wenn er S. 262. f. von diesem Könige sagt: „er sey von der einfachen positiven Religion seines Vaters etwas abgekommen, und habe sich mehr nach der Seite eines gewissen Theismus hingeneigt; er sey weniger von der Geschichte seines Volks, und von der Art, wie sich Gott offenbart hätte, ausgegangen, sondern habe mehr auf eigene Beobachtungen und daraus gezogene Schlüsse, also auf das gebaut, was ihm seine Vernunft, unabhängig von aller Offenbarung, gesagt hätte, ob er gleich die religiösen Gebräuche seiner Nation bis an sein Ende beobachtet habe," u. s. w. Heißt das nicht, den Salomo zu einem ganz modernen Philosophen machen, und dem Gange seiner Ideen die Vorstellungen unserer heutigen Philosophie unterschieben; da sich doch seine Neigung zum Götzendienste so ganz und völlig aus seiner übertriebenen Gefälligkeit gegen seine abgöttischen Weiber erklären ließe? Mit den durch Salomons Geschichte geweckten Ideen aber, die der Verf. von S. 269 an über Genuß und Genußfähigkeit, über die Folgen des Luxus, über die Entstehung, die Reize und Gefahren der geheimen Weisheit, über die Natur und Gränzen der Toleranz, stimmt Rec. größtentheils über-

ein; dieß sind (die dem Verf. nun schon zur andern Natur gewordene Weitschweifigkeit abgerechnet) wahre Worte zu rechter Zeit gesprochen, Worte, die in die Thorheiten der heutigen nur nach sinnlichen Genüssen strebenden Welt, und in die ganze Denkungs- und Handlungsweise unserer modernen Wollüstlinge unter den Reichern und Vornehmern tief eingreifen; die öfters den Wunsch in des Rec. Seele rege machten, daß doch dieser Salomo die Lieblingslektüre der ebengenannten Menschenklasse werden möchte; und die deswegen auch die S. XVIII. in der Vorrede gerügte Beschuldigung eines andern Rec. als ob der Verf. in seinem David dem Laster das Wort süß geredet habe, sehr entkräften.

Ngd.

Sittenbuch, oder von den Pflichten des Menschen mit Beyspielen der Weisheit und Tugend, von Joh. Heinr. Martin Ernesti. Koburg und Leipzig, bey Sinner. 1800. 1 Alph. 3½ Bog. 8. 1 Rk.

Der Verf. war erst Willens, eine vollständige historische Moral nach dem heutigen philosophischen System (vermuthlich dem Kantischen) herauszugeben; seine Lage verhinderte ihn aber an Vollendung dieses Plans, und er liefert nun hier an dessen Stelle diese Pflichtenlehre in Beyspielen. Ob wir nun wohl schon ähnliche neuere Werke haben, z. B. von Wagnitz, Weland, u. s. f. so ist doch der Zweck so gemeinnützig und wohlthätig, auch das gegenwärtige mit so vieler Einsicht und Sorgfalt bearbeitet, daß wir es keinesweges für überflüssig halten; sondern es vielmehr wegen der vielen vortrefflichen Maximen, die es enthält, sehr empfehlen können. Vorzüglich wird es der gebildeten Jugend, und ganz besonders der studierenden nützlich werden, da ein großer Theil der Beyspiele aus dem Griechischen und Römischen Alterthume entlehnt, auch viele Stellen aus alten Klassikern als Belege angeführt sind. Daß der Verf. in diesen gut bewandert ist, läßt sich allenthalben deutlich merken; aber nicht weniger auch seine Vorliebe für die kritische Philosophie, als welche bey dieser Pflichtenlehre durchaus zum Grunde liegt. Gleich An-

fungen wird die Kantische Maxime an die Spitze gestellt: „er fülle die Pflicht um ihrer selbst willen." Da hierzu in der wirklichen Welt nicht wohl ein ganz sicheres Beyspiel zu finden war: so fingirt er eine Geschichte von einem Minister, dem von seinem Fürsten die Vollziehung einer offenbar ungerechten Handlung, unter Androhung seiner höchsten Ungnade und der Entsetzung von allen seinen Aemtern, anbefohlen wird; der jedoch lieber diesem letztern sich unterwirft, und mit seiner Familie im größten Elende schmachtet, ehe er wider seine Ueberzeugung und Pflicht handelt. Ob diese Fiktion hier gerade zweckmäßig stehe, und zur Empfehlung der sogenannten reinen Tugend gereichen werde; ob es ferner rathsam sey, statt wirklicher Begebenheiten solche Erzählungen aufzustellen; will Rec. jetzt nicht weiter untersuchen. Ihn dünkt es wenigstens sicherer zur Beförderung der gewünschten Eindrücke zu seyn, daß der Sittenlehrer, wenn er Beyspiele liefern will, sie nur aus der wirklichen Welt und so viel möglich aus den zuverläßigsten Nachrichten hernehme. Es bleibt sonst dem Herzen des Lesers immer die Ausflucht übrig: „das ist nur Erdichtung — so handelt der Mensch im wirklichen Leben nicht." In der That hat sich der Verf. nicht nur in diesem einen Fall, sondern an mehrern Stellen in der Verlegenheit befunden, zu solchen Fiktionen, oder doch unsichern Sagen und Erzählungen seine Zuflucht zu nehmen. Freylich ist dieß auch bereits von andern seiner Vorgänger geschehen; aber dieß dient der Methode selbst zu keiner Rechtfertigung.

Rec. sieht ferner nicht ein, warum der Verf. in seinen aufgestellten Maximen und Sittenregeln so sehr wider das Hinsehn auf die Folgen unserer Handlungen eifert, da doch die mehresten zur Nachahmung angeführten Beyspiele die wirklichen Folgen guter oder schlechter Handlungen erzählen, und mithin das Gemüth des Lesers eben auf den Zweck hinführen, welchen die Theorie des Verf. so sehr verwirft. Ist dieß nicht ein neuer Beleg zu der längst gemachten Einwendung gegen das Kantische Moralprincip und seine ganze darauf gebaute Sittenlehre, daß sie auf die wirkliche Welt nicht passe; daß sie mehr fordere als der Mensch liefern kann, daß daher die Folgen der Handlung in vielen Fällen schlechterdings in Betrachtung gezogen werden müssen, wenn der Mensch sich zu dem, was er zu thun hat, bestimmen soll? Doch dieß bey

hier nur beyläufig gefragt, da die Sache schon an andern Stellen unserer Bibl. ausführlicher untersucht ist.

Die Pflichten selbst sind hier nach der gewöhnlichen Eintheilung abgehandelt, und es werden zuerst Vorschriften für das Verhalten gegen uns selbst, sodann gegen den Nächsten und gegen Gott mitgetheilt. Im Ganzen betrachtet, sind sie richtig, faßlich und praktisch vorgetragen; ob wohl an einzelnen Stellen z. B. bey der Pflicht der Wahrhaftigkeit und bey der damit verbundenen Frage über die Rechtmäßigkeit der Nothlügen, wo der Verf. seine strenge Anhänglichkeit an den Kantischen Principien zeigt, mit Grunde Erinnerungen oder nähere Bestimmungen gemacht werden könnten. Ueberhaupt möchte wohl das Kantische Schulgewand, welches mehrern Sittenregeln, wenn sie auch an sich richtig sind, oder eine gute Erklärung zulassen, umgehängt ist, manchem Leser, der mit diesem System unbekannt ist, nicht recht gefallen; zumal da es leicht gewesen wäre, alles das Wahre und Brauchbare in einer gemeinfaßlichern Sprache eben so bestimmt und nachdrücklich vorzutragen. So heißt es z. B. S. 214 über unser Verhalten gegen den Nächsten: „achte und behandle Jeden, er sey vor den Augen der Welt auch noch so gering, nicht als blosses Mittel zu deinem und Anderer Vortheil, sondern als Zweck an sich und als Mitglied einer Familie.“ Warum nicht kürzer und deutlicher: achte Jeden, weil er Mensch ist, und erweise ihm diese Achtung und Dienstwilligkeit nicht aus Eigennutz u. s. f.? Wozu doch diese Kathedersprache in einem praktischen Buche?

Daß bey einer so großen Anzahl von erläuternden Beyspielen auch einige historische Unrichtigkeiten vorkommen werden, läßt sich wohl im voraus erwarten. So ist S. 220 eine Anekdote vom großen Friedrich erzählt, die zwar etwas Wahres enthält, nämlich, daß er einmal des Nachts einem Pagen, der bey ihm die Wache hatte, und eingeschlafen war, eine Rolle mit Dukaten zur Unterstützung seiner alten Mutter in die Tasche gesteckt habe; daß dieß aber der nachmals so berühmt gewordene General Ziethen gewesen sey, ist offenbar falsch, da dieser niemals bey Friedrich Page gewesen, auch damals schon Offizier und den Jahren nach älter als der König war. Rec. führt dieß nur darum an,

um dem Verf. zu zeigen, daß er sein Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen habe.

Hg.

M. Christian Friedrich Schneiders Wörterbuch über die gemeinnützlichsten Belehrungen der Bibel, das eben sowohl von jedem einzelnen Gegenstande derselben eine systematische Uebersicht giebt, als jeden dahin einschlagenden Ausdruck der Lutherschen Uebersetzung nach seinen manichfaltigen Bedeutungen erklärt, fortgesetzt von Joh. Christ. Friedr. Hempel, des Pred. Amts Cand. Zweyter Theil. Leipzig, bey Barth. 1800. 580 und XII. S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Der erste, bereits im Jahr 1795 erschienene, und von uns in der dritten Abth. des Anhangs zu B. 1—28 der N. A. D. B. angezeigte Band dieses Werks erstreckte sich nur über die ersten vier Buchstaben des Alphabets. Seit jener Zeit blieb das Unternehmen liegen, weil Herr Schneider durch ein übernommenes Schulamt nicht die nöthige Muße zur Fortsetzung behielt. Mit Einwilligung und unter Beyhülfe desselben setzt es jetzt Hr. Hempel fort, der auch die Unterstützung des, durch die neue Ausgabe der Wichmannischen Concordanz bekannten, Pastors Köhler, und des Altenburgischen Stiftspredigers Böhme, bey dieser Arbeit dankbar rühmt. Der vor uns liegende Theil erstreckt sich über die Buchstaben E—H.

So viele homiletische und philologische Vorarbeiten der Verf. auch vorfand, die ihm diese Arbeit erleichtern mußten: so ist doch eigne Prüfung und eigener Fleiß darin unverkennbar, der sich besonders in den Sacherklärungen zeigt. Wenigstens übertrifft diese Real- und Verbal-Concordanz an Vollständigkeit und Präcision jede andere, die bisher Rec. zu Gesicht gekommen ist. Prediger werden sich dadurch bey ihren homiletischen Arbeiten sehr unterstützt, und durch die Verbalerklärungen gegen den Mangel weitläuftiger exegetischer Werke wenigstens einigermaaßen entschädigt fühlen.

Ins

Indessen dürfen wir auch die Mängel nicht verschweigen, denen wir, bey der Fortsetzung dieses Werks, abgeholfen wünschen. In Ansehung der Sacherklärungen vermissen wir nicht selten die nöthige Bestimmtheit der Begriffe. So wird z. B. Gebet durch „Unterhaltung mit Gott" definirt. So wäre denn jede unter Vergegenwärtigung Gottes angestellte Betrachtung über die Schönheiten der Natur, über den Weltschöpfer, über uns selbst, u. s. w. ein Gebet, was doch Niemand sagen wird. Soll die Definition dem einmal herrschenden Sprachgebrauche angepaßt seyn, so muß jene Unterhaltung durchaus darauf restringirt werden, daß sie über gewisse Bedürfnisse angestellt seyn will. Eben so mit den Begriffen von Geschicklichkeit und Gewohnheiten. Jene nennt der Verf. „das „Vermögen, etwas Bestimmtes wohl zu verrichten;" diese aber führt er zurück auf „Handlungen, die man immer wie„derholt." Rec. aber getraut sich dem Verf. manche bestimmte und wohlverrichtete Sache zu nennen, wozu Jemand das Vermögen hat, und manche oft von Jemanden wiederholte Handlungen zu nennen, ohne daß er jenes Vermögen Geschicklichkeit, und diese Handlungen Gewohnheit zu nennen sich getrauen dürfte. — Außerdem vermissen wir auch bey einigen Worten die Realerklärung gänzlich, wie z. B. bey Geist, Güte, Hoffnung, Ebenbild, u. d. m. die sich doch ganz dazu eigneten, und bey welchen man sie erwartet. Wenn nun dagegen andere nicht wichtigere oft auch unwichtigere dergleichen erhalten haben: so entsteht daraus eine gewisse Ungleichheit in der Ausführung. — Im Detail der Realerklärung vermisset man auch nicht selten die nöthige Vollständigkeit, Richtigkeit und Bestimmtheit. So z. B. um nur ein einziges auszuheben, werden die Verdienste einer Ehegattin um Andere, außer dem Manne, auf Kinder, Gesinde und Arme zurückgeführt, mit gänzlicher Übergehung des öffentlichen Wohls, um welches sich eine, ihre häuslichen Pflichten pünktlich beobachtende Ehefrau, in ihrem Manne verdient macht, indem sie ihm Zeit und Sorgen erspart, die er nun auf den Staat wenden kann; eine Behauptung, die sich sowohl durch alt- als neutestamentliche Beyspiele erhärten ließ. Als Beyspiel von Ehegatten, die den vernünftigen Vorstellungen ihrer Gattinnen Gehör gegeben hätten, führt der Verf. auch den Abraham an, welcher auf Sara's Vorstellung die Hagar entfernt habe. Rec.

zwei-

zweifelt aber nach, ob die Vorstellungen der Sara so vernünftig waren, und ob Abraham ihnen hätte Gehör geben sollen. — Bey der Verbalerklärung ist die Grundbedeutung nicht immer richtig angegeben. So z. B. sagt der Verf. „Gerechtigkeit, im Allgemeinen richtig übersetzt, meistens „צדקה und δικαιοσυνη, bedeutet in seiner eigenthümlichen „Bedeutung: diejenige Tugend, vermöge welcher man einem „Jeden sein Recht wiederfahren läßt.“ Allein die Grundbedeutung ist unstreitig: status is alicujus rei, quo talis deprehenditur, qualis esse debet, was der Lateiner etwa durch integritas ausdrücken würde. Von eben dieser Grundbedeutung wollte auch bey Erklärung des adjectivi Gerecht ausgegangen seyn. — Auch möchte die Anordnung der Bedeutungen nicht immer die natürlichste und durchweg zu rechtfertigen seyn. So wäre z. B. die erste objektive Bedeutung von πιστις nicht sowohl, wie der Verf. angiebt, Religion, als vielmehr die Lehre, daß Jesus der Messias sey. Eben so müßten auch wohl die angegebenen Bedeutungen von πνευμα רוח „1) Wind, 2) Hauch“ transponirt werden, insofern jenes Wort erst dadurch die Bedeutung des Windes bekommen mochte, daß man sich diesen als Hauch aus dem Munde Gottes dachte, so wie den Blitz als einen strahlenden Blick der Gottheit auf die Erde ꝛc. — Die Belegstellen zu den einzelnen Bedeutungen sind im Ganzen sorgfältiger aus dem A. als aus dem N. T. zusammengetragen worden. — Vorzüglich aber müssen wir die hin und wieder zu übertriebene, mikrologisirende und eher verwirrende als aufklärende Zerstückelung der Bedeutungen tadeln, die weiland Stock u. A. auf die Bahn brachten; die aber nach einem einstimmigen Urtheile geschmackvoller Interpreten, keine Nachfolger mehr finden sollten. — Was noch die Einrichtung des Werks betrifft: so möchte der Verf. in Zukunft die so oft wiederholten weitläufigen Formeln: „bedeutet nach seiner eigentlichen Bedeutung“; „bedeutet nach seiner metaphorischen Bedeutung“ u. a. m. vermeiden, und statt deren bloß „eigentlich“ „figürlich“ sagen; möchte ferner, wo er z. B. Aussprüche und Beyspiele von gewissen Tugenden anführet, nicht mit jedem Ausspruche, und jedem Beyspiele eine neue Zeile anfangen, sondern diese in der Reihe fortlaufen, und bloß die Hauptnummern mit größerer Schrift drucken lassen. Hierdurch, und durch Vermeidung der zu weit getriebenen Zerstückelung und Abtheilung der Bedeutungen der Wörter und anderer

 Sätze,

Höhe, welche ungemein viel an Raum gewonnen, und so das Werk seiner Bestimmung gemäß, wohlfeiler werden dürfte, wenn jeder Band ferner nur vier Buchstaben faßt, zu sechs Bänden anwachsen und auf neun Thaler zu stehen kommen wird, welche wenige Prediger für ein Buch anlegen dürften.

Gg.

Christliche Moral für den Kanzelgebrauch, in Alphabetischer Ordnung. Angehenden Predigern und Kandidaten des Predigtamts bestimmt. Erster Theil. A — C. Dortmund, bey Blothe. 1797. 295 u. XVI S. Zweyter Theil. D — F. 1798. 626 u. VIII S. Dritter Band. G — K. Dortmund, bey Mallinkrodt. 1799. 721 u. XIX S. Vierter Band. L — R. Ebendas. 1801. 736 u. VI Seit. gr. 8. 6 Rthl. 2 gr.

„Wieder eine Compilation mehr!" Dieß Urtheil erwarten die Verf. über ihr Werk, und zwar mit Recht. Denn dieß Buch ist nichts mehr und nichts weniger als eine Compilation; aber keine ganz unnütze, ob sie gleich viel besser hätte eingerichtet werden können. Sie ist für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts, für welche die Verf. sie bestimmten, brauchbar, und wird vielen derselben, sonderlich denjenigen, die nicht viel vom Selbstdenken halten, sehr willkommen seyn. Daß die Verf. beym Compiliren Fleiß und Mühe angewandt haben, ist ihnen nicht abzusprechen. Es wäre nur zu wünschen, daß sie mehr Beurtheilungskraft gezeigt hätten. Sehr nöthig war es, daß die Verf. die Bestimmung ihres Werks in der Vorrede weiter ausdehnen, als auf dem Titel angegeben ist, daß es nämlich zwar vorzüglich, aber nicht ganz allein für den Kanzelgebrauch und für den katechetischen Unterricht bestimmt sey: denn nun läßt sich die Abhandlung mancher Artikel noch eher vertheidigen, welches sonst nicht hätte geschehen können. Besser wäre es doch aber ohnstreitig gewesen, wenn auf dem Titel wenigstens ein Wink davon gegeben wäre. Zur Erleichterung des

Nach-

Nachschlagens (wie es heißt) ist die alphabetische Ordnung gewählt, und dazu ist sie freylich sehr bequem; allein auf der andern Seite verursacht sie eine Menge sonst unnöthiger Nachweisungen, und, was noch schlimmer ist, so viele unnöthige Wiederholungen, die, wenn die Materien nicht nach dem Alphabet abgehandelt wären, gewiß nicht statt finden würden. Es giebt so manche Artikel, die wegen der großen Ähnlichkeit der darin enthaltenen Materien, weit besser entweder zusammen, oder doch gleich hintereinander hätten abgehandelt werden sollen, wodurch eine größere Kürze bewirkt worden wäre; die aber nun, wegen der alphabetischen Ordnung, einzeln und zerstreuet, bald in dem einem, bald in dem andern Theile abgehandelt sind. Wir wollen nur einige Artikel, als Belege für unsre Behauptung, ausheben: Almosen geben, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Mitleid — Demuth, Bescheidenheit — Beurtheilung Anderer, richten, verdammen — Bürger, Unterthan — Ehrsucht, Ruhmsucht, Hochmuth — Vertrauen auf Gott, Ergebung in Gottes Willen, Zufriedenheit mit Gott — Flatterhaftigkeit, Leichtsinn — Gelassenheit, Geduld — u. a. m.

Manche Artikel sind gar zu erstaunlich weitläuftig, besonders in den ersten beyden Theilen. Dieß ist schon von Andern vor uns getadelt; und so wenig die Verf. mit den sie tadelnden Recensionen zufrieden zu seyn scheinen: so müssen sie doch diesen Tadel gegründet gefunden haben, denn vom dritten Theile, wenigstens vom Buchstaben H an, finden sich weit weniger Artikel, die diesen Vorwurf in dem Maaße und mit so vielem Rechte verdienen, als in den ersten beyden Theilen. Besonders weitläuftige Artikel, die doch füglich kürzer hätten abgehandelt werden können, sind: Begierden, Ehe, Ehescheidung, Ehre, Einbildungskraft, fromme Einfalt, Fasten.

Manche Artikel hätten recht gut ganz fehlen können, ohne daß die Verfasser zu fürchten brauchten, daß ihnen über Unvollständigkeit des Werks ein Vorwurf werde gemacht werden. Dergleichen Artikel sind doppelter Art, entweder solche, deren Inhalt recht gut bey andern verwandten Artikeln hätte mit angeführt werden können; z. B. der Artikel: Alte (das) konnte fehlen, denn das darüber Gesagte konnte unter dem Artikel: Vorurtheile mit angeführt werden; eben so z. Bekümmern um Anderer; was darüber gesagt

ist, konnte bey Mitfreude und Mitleiden erwähnt werden; nicht weniger was über Prachtliebe gesagt ist, konnten die Artikel: Aufwand und Luxus mit umfassen. Oder es sind solche, die, weil sie von gar zu geringer Bedeutung sind, nicht würden vermißt worden seyn; z. B. fromme Einfalt, welcher Artikel noch dazu so außerordentlich weitläuftig ist, Geschmacklosigkeit, Geschmeidigkeit, Gewitterfurcht, Münzer, Münzbeschneider, Prozeßsucht, Häßlichkeit, Kreuz Christi, Kriecherey, Krüppel, Langsamkeit, Leckerey und Leckerhaftigkeit, Lotterie und Lotto, Maskerade und maskirte Bälle, Muthwille, Nachtsünden, u. s. w. Manche Artikel enthalten gar zu viele specielle Dinge, an die man kaum einmal denkt, z. B. Diebstahl, Luxus, Aufwand, Nahrungsmittel, Haushaltung und Hauswesen, Reden, Reinlichkeit, u. s. w. Einige, jedoch nur wenige Artikel sind zu abstrakt abgehandelt, z. B. Aufklärung, Begierden, Freyheit.

Die Artikel: Geschlechtslust, Geschlechtstrieb, Hurerey, sind nicht delikat genug abgehandelt.

Manche Artikel hätten die Verf. lieber in das schon angekündigte Werk über die Glaubenslehren versparen sollen, als: Abendmahl, Jesus, u. s. w. Manche Nachweisungen hätten auch füglich erspart werden können; denn wer wird folgende Artikel in einer Moral suchen: Nachäffungssucht, affektirtes Wesen, Hauskreuz, Minister, Mißwachs, Nationalreichthum, Religionsmengerey, Offiziere, Ohrenbläser, Galanterie, Indifferentismus, Interessen, Pasquil, Polygamie, Proselytenmachen, Knickerey, Knauserey, und dergleichen. Hin und wieder sind die Rubriken unverständlich, z. B. sittliche Aengstlichkeit.

Die, bey den einzelnen Artikeln angeführten, Stellen der h. Schrift, die vorzüglich zu Texten von Predigten bestimmt sind, sind größtentheils passend; hin und wieder aber wäre es besser gewesen, gar keine anzuführen, als solche, die so wenig passen, z. B. bey Luxus, 2 Tim. 3, 4. Bey Empfindeley, Joh. 3, 18.

Hie und da kommen Behauptungen vor, die Rec. ohnmöglich für richtig erkennen kann. Folgende Stellen mögen

als

als Beweise dienen: Th. 1, S. 46 heißt es: „Das Almo-
„sengeben an Straßenbettler, sey Laster?" wie kann das be-
hauptet werden? geschieht auch, es mag wenig, so ist es doch
darum kein Laster. Ebendaselbst heißt es: „Der Mensch,
„dem ich etwas reiche, wird zum Stehlen verleitet:" das
geschieht doch ohnstreitig eher im entgegengesetzten Falle, wenn
ich ihm nichts reiche. Th. 2, S. 95 heißt es: „die Ursa-
„chen, warum sich so viele Menschen in unsern Tagen nicht
„verheirathen, sind sehr unedel." Dieß läßt sich doch wohl
so allgemein nicht behaupten, da offenbar Mancher darum
nicht heirathet, weil seine Einnahme nicht hinreicht, eine
Familie zu ernähren. Th. 2, S. 262 heißt es: „Der Eifer
„Jesu fürs Gute sey sanft und schonend gewesen;" dieß läßt
sich wohl schwerlich behaupten, da die Evangelisten erzählen,
daß er oft strenge und ohne alle Schonung der Person geei-
fert habe.

Manche Stellen möchte Rec. nicht sowohl unrichtig als
seltsam nennen; dahin gehören, um einige Beyspiele anzu-
führen, folgende: Th. 1, S. 196 heißt es: „es wäre Man-
„gel an Ehrfurcht gegen Gott, wenn man bey Geheimnissen
„der christlichen Religion dem nachgrübelt, was Gott ver-
„schwiegen hat." Th. 2, S. 220: „Fromme Einfalt sey
„Gottesähnlichkeit." Th. 2, S. 458: „Fasten ist langsa-
„mer Selbstmord." Th. 3, S. 1: „Gäste sollen nicht un-
„vermuthet kommen." Th. 3, S. 378: „Das Leben der
„Christen sey ein immerwährendes Fest." Th. 4. S. 3
„Bey der Klassenlotterie scheine es, als gäbe die Vorsehung
„den Gewinn." Th. 4, S. 601: „Ein Romanleser könne
„nicht ohne Ränke leben."

Eine Behauptung, die sehr leicht gemißbraucht werden
kann, ist folgende: Th. 4, S. 207: „Das Lügen sey für
„den Weisen und Tugendhaften keine Sünde, wenn wir da-
„durch einen erheblichen, auf einem andern Wege nicht zu
„erhaltenden Vortheil erlangen können."

Hin und wieder kommen Stellen vor, die nicht völlig
gegründete Vorwürfe für gewisse Stände enthalten, z. B.
Th. 2, S. 155 heißt es: „Die Obrigkeiten müßten bey
„Ehescheidungen nicht leichtsinnig zu Werke gehen, nicht
„wie gewöhnlich, dazu sogleich bereitwillig seyn, und die
„Ehescheidungen erleichtern." Th. 3, S. 273 heißt es:
„Man

„Man soll nicht zwey Aerzte gebrauchen, welche [illegible] bis „zum Kampfspiel ihrer verschiedenen Meinungen machen, „sich die Ehre der Genesung mißgönnen, und uns ins Grab „bringen.“

Manche gegebne Vorschriften sind zu strenge, als daß sie könnten befolgt werden, und manche gethane Forderungen zu hart, als daß ihnen könnte Genüge geleistet werden. So heißt es Th. 2, S. 20 vom Demüthigen: „Er erträgt ohne „Murren, willig die Kränkungen seines Nächsten; Ehre ist „ihm zu klein, um dadurch aufgebracht zu werden,“ u. s. w. Th. 2, S. 144 — 146 sind Verhaltungsregeln, wie von Eheleuten sich der eine Theil verhalten soll, wenn der andere sich hat Untreue zu Schulden kommen lassen, und wenn die Ehescheidung schon im Werke ist; diese Vorschriften, die sich hier, weil sie zu weitläuftig sind, nicht anführen lassen, sind so übertrieben strenge, daß sie schwerlich Jemand wird halten können, wenn er auch sonst der beste Mensch ist, er müßte denn ganz und gar kein Gefühl haben: auch wird hier mehr verlangt, als das Christenthum fordert.

Th. 3, S. 652 sind übertriebene, ja lächerliche Forderungen von einer Jungfrau: „daß sie nicht oft aus- und spazieren „gehn, nicht Schauspiele besuchen, nicht tanzen, nicht mit „den Augen umherschweifen soll,“ u. s. w.

Hin und wieder sind offenbare Widersprüche, die durchaus hätten vermieden werden müssen; z. B. Th. 1, S. 45 heißt es: „Gieb dein Allmosen nicht solchen Personen, die „deiner Güte unwerth sind, arbeiten können, und nicht wollen, denn solche sind durch eigne Schuld unglücklich;“ und S. 47 heißt es: „man solle zwar vorzüglich an fromme „Armen geben; aber doch wären Lasterhafte, und die durch „eigne Schuld arm gewordnen, nicht auszuschließen.“ Th. 1, S. 47 heißt es: „Man solle sich viel Zeit nehmen, um „erst gehörig zu beurtheilen, welche Armen die würdigsten „sind; und S. 48: „man soll ohne Verzug geben.“ Th. 3, S. 670 heißt es von der Kindermörderinn: „sie ist mehrentheils eine Person, die alsdenn keine Vernunft mehr hat, sie „wird nicht durch kalte Ueberlegung geleitet, sie ist entweder „ohne Besinnung, oder in einem Anfalle von Wuth;“ und S. 671: „ist nicht eine That abscheulich, (vom Kindermorde ist die Rede) die mit Kaltblütigkeit und Ueberlegung ge„schieht?“

Die

Die Anmerkungen, die unter manchen Artikeln sich befinden, sind größtentheils unbedeutend, und von geringem Werthe; zuweilen sind sie unverständlich, sie enthalten zuweilen sonderbare, zuweilen auch unrichtige Aeußerungen.

Von allem, was die Verfasser in der Vorrede von ihrem Werke behaupten, ist nichts weniger wahr, als daß sie sich bemüht hätten, durchgehends verständliche und populäre Ausdrücke zu gebrauchen; besonders häufig ist der durchaus nicht populäre Ausdruck: sittlich, gebraucht; man lieset: sittliches Gottesreich, sittliche Vollkommenheit, sittliche Grundsätze, sittlich gut, sittlich empfindsam, u. s. w.; außerdem auch: versinnlichen, vollkommne und unvollkommne Rechte, vollkommne und unvollkommne Pflichten, Zwangsrechte, geistige Religion, und dergleichen Ausdrücke und Redensarten mehr, an welchen man, wenn auch nicht immer den Charakter der Verständlichkeit, doch gewiß den Charakter der Popularität vermissen wird. Hin und wieder kommen Ausdrücke vor, die, besonders wenn man auf die Hauptbestimmung dieses Werks zum Kanzelgebrauch Rücksicht nimmt, nicht edel genug, ja manche, die in der That gemein sind; z. B. Klatscher, Windmacherey, Stümper, Madensack, Hurenmilch, und dergleichen.

Die Perioden sind sehr oft zu lang und schlecht gebauet; die Construction ist verworren, unrichtig, fehlerhaft, mit Parenthesen durchwebt, und dadurch nicht selten unverständlich. Beyspiele davon finden sich sogleich im ersten Artikel vom Abendmahle; die Definition desselben macht einen Perioden der Art aus, und S. 5 ist ein Periode, der aus VI Reihen besteht, verworren und unverständlich ist, und solcher giebt es mehrere. Liegt gleich die Schuld hievon zunächst an den Verfassern der Schriften, aus welchen die Herausgeber ihr Werk zusammentrugen: so sind die letztern doch nicht ganz zu entschuldigen; denn warum behielten sie alle Worte und Ausdrücke bey, so wie sie sie fanden, und änderten nicht, was geändert werden mußte? Was endlich den Stil betrifft: so ist er durchaus nicht correkt; theils finden sich wirkliche Sprachfehler, theils nur schlecht gewählte Ausdrücke. Wir wollen als Belege zu dieser Behauptung, aus dem gewaltig großen Vorrathe, der vorhanden ist, nur einige Beyspiele ausheben. Einer der allerhäufigsten Fehler, die im ganzen Buche begangen werden, ist, daß ein Adjectiv zu mehrern Substantiven

gesetzt

werden des gemeinen Mannes, und in einer zweckmäßigen Lehrmethode geführt werden.

Predigten von Abel Theodor Wilhelm Meider, Pfarrer an der Stephanskirche zu Mühlhausen. Basel, gedruckt bey Flick. 1798. 272 S. gr. 8.

Die Anzeige dieser Predigten hat sich verzögert, weil das dem Rec. zugeschickte Exemplar nicht vollständig ist, indem die letzten Bogen daran fehlen. Es scheint aber, daß der Abdruck ins Stocken gerathen ist, weil der Defekt nicht aufgetrieben werden kann. Indessen ist es sehr zu bedauern, daß das Buch unvollendet geblieben ist; denn obgleich die hier befindlichen 17 Predigten — von der achtzehnten ist bloß der Anfang vorhanden — in der Wahl und Bearbeitung der Materien einen ganz vorzüglichen Werth haben, sowohl für den Leser, der sich daraus belehren und erbauen will, als für den öffentlichen Religionslehrer, der sie als gute Muster gebrauchen kann: so ist doch zu besorgen, daß ein unvollendetes Werk der Vergessenheit übergeben werden wird. Daher wir wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, für die Vollendung desselben Sorge zu tragen.

A.

Predigten auf alle Sonn- und Festtagsevangelien des Jahres, von M. W. L. Steinbrenner. Erster Theil. Leipzig, bey Böhme. 1797. 1 Alph. 15 Bog. 1 Rthl. 12 gr. Zweyter Theil. 1798. 1 Alph. 20 Bog. gr. 8. 1 Rthl. 18 gr.

Der erste Theil dieser Predigten ist dem geh. Kirchenrath Seiler zugeeignet, in dessen Hause der Verf. Jugendlehrer gewesen ist, und der zweyte dem Schloßprediger Zenker. In der kurzen Vorrede zum ersten Theil sagt der Verf., daß er in einer seinem Hausandachtsbuche vorgedruckten Anzeige schon im Jahre 1793 einen Jahrgang Predigten angekündigt habe, aber aus Mangel an Subscribenten im eigenen Verlage nicht habe liefern können. Die gegenwärtigen hat er keiner

ner Menschenklasse ausschließlich geeignet; vielleicht werden aber, wie er meint, Individuen aus einer jeden sich etwas erbauen können. Das ist nun freylich insgemein und überall der Fall. Wie man indessen aus den Predigten selbst siehet, sind sie offenbar mehr für ungebildete Menschen aus den niedern Ständen, und besonders für Landleute bestimmt. Nicht bloß einige Materien, z. B. was der Teufel nicht thun kann; über die Gespensterfurcht; über den Vorzug der niedern Stände rc.; sondern auch die ganze Art diese Materien zu behandeln, so wie überhaupt die ganze Art der Darstellung zeugen davon. Auch sind sie, wie der Verf. selbst bemerkt, mit groben deutlichen Lettern gedruckt, damit sie in dunkeln Kirchen vorgelesen werden können. Hier kann doch beynahe nur von Dorfkirchen die Rede seyn. Indessen kommen freylich so manche Wendungen, Redensarten und einzelne Ausdrücke darin vor, welche der gemeine Mann zumal auf dem Lande nicht versteht. Das scheint der Verf. selbst gefühlt zu haben, und vermuthlich darum will er nicht bestimmen, für wen diese Predigten eigentlich sind. Uebrigens sieht man wohl, daß es ihm nicht an Talenten fehlet, mit der Zeit ein vorzüglich guter Prediger zu werden. Er muß aber diese Talente noch mehr ausbilden, und mehr Fleiß und Sorgfalt auf seine Schreibart wenden. Auch sind die vielen eingestreuten Liederverse, vornehmlich im ersten Theile, denn im zweyten werden sie seltener, nicht nur wider den guten Geschmack; sondern auch für den großen Haufen oft nichts weiter als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Man kann in Prosa weit verständlicher und auch weit herzlicher sprechen, als in gereimten Versen.

Du.

Christlicher Religionsunterricht für die erwachsene Jugend, von Johann Werner Streithorst. Halberstadt, bey Dölle. 1798. VIII u. 104 S. 8. 4 gr.

Trat an die Stelle der 1794 zum zweyten Male aufgelegten Gedächtnißhülfe beym Religionsunterricht nach Luthers kleinem Katechismus, und hat die Eintheilung der Lehren gleichfalls nach jenem Katechismus; nur mit dem

Unterschiede, daß die in dessen zweyten Hauptstücke enthaltenen Lehren hier voranstehen, weil nach des Verf. Dafürhalten — das Erkennen und Glauben dem Wollen und Thun vorangeht und dasselbe leitet. Wir haben nichts dawider; auch gegen das Rücksichtnehmen auf Luthers Katechismus, da er einmal so bekannt ist, läßt sich bey der so verschiedenen Lokalität nichts sagen. Und wer den verstorbenen würdigen Streithorst aus seinen Aufsätzen kennt, wird auch in diesem Büchelchen für den Religionsunterricht manchen brauchbaren Wink erwarten und finden. Allein die Einrichtung des Buchs ist übrigens nicht die behülflichste, und man muß bey dieser Arbeit eines sonst so aufgeklärten Mannes sich wundern, daß er es im Jahr 1798 noch rathsam gefunden hat — der Jugend! den gesunden Kern der christlichen Religionslehre in und mit seiner alten ungenießbaren Schaale zu geben. Das thut in unsern Tagen mehr Schaden als es nützet. —

Gtz.

Predigten, von Georg Friedrich Götz, erstem Prediger in Cassel, und Hermann Friedrich Rehm, Metropolitan und Prediger in Waldkappel. Gotha, bey Perthes. 1799. 8.

Diese Predigtsammlung ist jener ganz ähnlich, welche eben diese Verf. im Jahr 1795 gleichfalls gemeinschaftlich herausgaben. — Es gereicht denselben zur Empfehlung, daß die Verf. bey Abfassung derselben vornehmlich auf Zeit, Ort und Umstände Rücksicht genommen haben. Sie gehören überhaupt zu den bessern Predigten.

Sh.

Predigten zur Beförderung edler Gesinnungen, von J. Wohlers, Prediger zu Stotel im Herzogthum Bremen. Göttingen, bey Dieterich. 1799. 132 S. 8. 6 gr.

Wir

Wir glauben dem Verf. das Zeugniß schuldig zu seyn, daß seine Predigten zu den guten gehören.

Ow.

Kasualreden, von Gotthilf Heinrich Schnee, Prediger zu Groß-Oerner in der Grafschaft Mansfeld. Halle, bey Hemmerde. 1800. 115 S. 8. 8 gr.

Die vor uns liegenden Kasualreden sind nun eben keine Muster; indessen ist ihnen doch auch nicht aller Werth abzusprechen. Sie enthalten viele gute Gedanken, und hin und wieder selbst gute Darstellungen; aber im Ganzen erheben sie sich doch nicht über das Gewöhnliche und Mittelmäßige.

Sh.

Predigtentwürfe über die Leidensgeschichte Jesu Christi, nach Matthäus und Johannes. Von Johann Jakob Friedrich Vogelgesang, Pfarrer zu Trochtelfingen, im Oettingischen. Nördlingen. 1799. 220 S. 8. 12 gr.

Diese Predigtentwürfe verrathen einen denkenden Kopf, und sind nichts weniger als alltäglich. Des Verf. in gleicher Manier ausgearbeitete Entwürfe über die sonntäglichen evangelischen Perikopen hat Rec. nicht gesehen; sie müssen aber, wenn man nach den vorliegenden urtheilen soll, sich vortheilhaft auszeichnen.

Bs.

Christian Friedrich Carl Herzlieb's Predigten über epistolische Texte. Nebst einer Zuschrift an den Herrn Propst Teller: über die Popularität in Predigten. Zweyte Ausgabe, mit einer Vorrede des Herrn Propsts. Jena und Leipzig, bey Frommann. 1799. 21½ B. gr. 8. 1 Rthlr.

 Diese

Diese Predigten selbst, so wie auch die Abhandlung: über Popularität in Predigten, sind hinlänglich bekannt; und wir haben hier also nichts weiter anzumerken, als daß der Herr Propst Teller in den Predigten hin und wieder in einigen Stellen Zusätze und Verbesserungen gemacht hat.

Die zwar kurze, aber interessante Vorrede, welche der Herr Propst dieser zweyten Ausgabe beyfügt, in welcher er: über die Art, wie man Predigten und andere Erbauungsschriften mit Nutzen lesen soll, redet, verdient alle Aufmerksamkeit.

Ra.

Der Christ als Unterthan und Soldat. Ein moralisches Lesebuch über die dem Landesherrn schuldigen Pflichten der Ergebenheit und Treue; ausgearbeitet für den gemeinen Mann von Christ. Gottfr. Friedr. Riedel, Musketier vom (Churf. Sächs.) Regimente Churfürst. Leipzig, in Kommission bey Graffe. 1799. 139 S. 8. 12 gr.

Der Verf., der während seiner neunzehnjährigen Dienstzeit keine Gelegenheit hatte, seine Vaterlands- und Fürstenliebe im Felde und als Soldat an den Tag zu legen, wünscht in der Garnison und als Schriftsteller seinen Dienstgefährten einigermaaßen nützlich zu werden. Rec. dagegen wünscht, daß diese edle Absicht an den Lesern, die das Buch unter dem Militär etwa finden möchte, nicht verfehlt; er selbst aber in dem Bewußtseyn, christliche Grundsätze unter seine Standesgenossen verbreiten zu wollen, für den Aufwand seiner Bemühungen und Druckkosten mit schadlos gehalten werden möge.

Wz.

Betrachtungen über die eigenthümlichen Glaubenslehren des Christenthums, für denkende Verehrer dieser Religion. Breslau, Hirschberg und Lissa

in

in Südpreußen, bey Korn dem Aeltern. 1800. 1 Alph. 6 Bog. 8. 1 Rh. 12 gr.

In den Vorerinnerungen sagt der Vf., daß er nicht für Theologen von Profession schreibe; sondern, wie es schon auf dem Titel angegeben ist, für denkende Verehrer des Christenthums; doch sollen es solche seyn, denen die Resultate der kritischen Philosophie wenigstens bekannt sind. Laien müssen die Leser des Verf. also nicht seyn, denn diese möchten sich schwerlich so in die neuere Philosophie einstudirt haben. Ein großer Theil dessen, was hier Theologisches vorkömmt, möchte auch nur für solche faßlich und nutzbar seyn, welche in den theologischen Wissenschaften nicht ganz fremde sind; daher dieses Buch keiner Art von Lesern recht nützlich werden kann. Die Hauptquellen, aus denen der Verf. seine Materialien geschöpft hat, sind Döderlein, (vorzüglich) Morus und Niemeyer. Auch für die Erbauung hat er dadurch zu sorgen gesucht, daß er mehrere Stücke von seinen Predigten eingerückt hat, von denen Rec. nicht sagen kann, ob sie schon gedruckt sind; wahrscheinlich sind sie es nicht. Wir können letzteres nicht billigen, da sich solche homiletische Stücke zu der übrigens aphoristischen Manier nicht passen, und solche lange Einschiebsel den Vortrag gar zu ungleichartig machen.

Uebrigens hat der Verf. größtentheils nur die Resultate der von Andern angestellten Untersuchungen gegeben, wie er sie für richtig und nutzbar hält. Sofern kann sein Buch angehenden Theologen zu einer nützlichen Lektüre dienen. Er hat aber dabey keinen festen Gesichtspunkt vor Augen gehabt; daher einige Abschnitte reichhaltiger, andere wieder magerer ausgefallen sind. Uebrigens müssen wir es loben, daß er vorzüglich darauf gesehen hat, auf das Praktische und Brauchbare hinzuweisen, und sich in seinen Urtheilen nicht zum übertriebenen Neologismus neigt.

Da er so aufrichtig ist, seine Gewährsmänner in den Vorerinnerungen zu nennen: so wäre es gut gewesen, wenn er fleißiger, als geschehen ist, angezeigt hätte, welche Stellen ihrer Schriften er bey jeder Materie benutzt und excerpirt hat.

Wir wollen nun die Summarien der Betrachtungen angeben. I. Begriff der Religion überhaupt. Unterscheiden-

scheidender Charakter einer geoffenbarten. II. Möglichkeit, Wirklichkeit und Inhalt — positive Glaubenslehren — einer ächt göttlich geoffenbarten Religion. III. Jesus ein göttlicher Gesandter. IV. Die Lehre vom Vater, Sohn und Geist. V. Die Lehre von der Auferstehung des Leibes und dem Wiedersehen in jener Welt. VI. Von den natürlichen und positiven Strafen der Sünde, deren Anfang und Dauer. VII. Die Lehre von der Erlösung durch Jesum Christum. VIII. Die Lehre von dem Beystande des Geistes Gottes zur Besserung. IX. Die Lehre von dem Verhältnisse des Glaubens und der guten Werke zur Seligkeit. X. Die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl und der christlichen Kirche.

Im Allgemeinen bemerken wir, daß der Verf. sich gemeiniglich für die gemäßigtere orthodoxe Meinung erklärt, und also auch vorzüglich die Gründe beybringt, welche für ihre Lehrmeinungen sprechen. Um seine Methode kenntlicher zu machen, würden wir den Inhalt der siebenten Betrachtung, über die Lehre von der Erlösung durch Jesum Christum, hier zum Beyspiel anführen, wenn es der Raum erlaubte. Wir bemerken also nur noch, daß sich diese Betrachtung mit einem langen Stück aus einer Predigt schließt, wodurch der Verf. zeigen will, wie die Materie populär behandelt werden muß; wozu aber diejenigen, die es nöthig haben, im Niemeyer eine bessere und vollständigere Anweisung finden werden.

Mt.

1) Predigten über den ganzen Umfang der Religion. Von Friedr. Heinr. Gebhard, Pfarrer zu Bienstädt im Gothaischen. Zweyter und letzter Band. Gotha, bey Perthes. 1799. 448 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

2) Worte des Trostes und der Erbauung bey Begräbnissen, oder Sammlung von Parentationen. Nebst einem Anhange einiger Trauungsreden.

Ge-

Gehalten und herausgegeben von M. G. H. z. G. Stuttgard, in der Ehrhardschen Buchhandl. 1799. 343 S. 8. 18 gr.

Nr. 1. Was diese Gebhardschen Predigten betrifft, so beziehen wir uns auf die Recension des ersten Bandes. Sie ist ganz in demselben Geiste gedacht und niedergeschrieben. Der Verf. hat sich auch in diesem Bande als einen denkenden Kopf gezeigt, der mit vielem Scharfsinn die Wahrheiten der Religion entwickelt, und die kritische Philosophie dabey ohne Uebertreibung, welches sonst so oft der Fall ist, anzuwenden gesucht hat. Aber was wir schon bey dem ersten Bande erinnerten, gilt auch von diesem: es können diese Predigten nur von Lesern aus einer höhern Klasse, die mit den Grundsätzen jener Philosophie vertraut sind, benutzt werden. Vor vermischten christlichen Gemeinden, selbst in Residenzen und Hauptstädten, würden sie nicht verstanden werden. Indessen wollen wir dadurch ihren Werth keinesweges herabsetzen; sie werden immer ihr, wenn gleich sehr kleines, Publikum finden; und für solche Leser, die in den Ideengang des Verf. eindringen können, werden sie eine sehr lehrreiche Unterhaltung seyn. Gern würden wir uns in eine genauere Beurtheilung der hier aufgestellten Sätze einlassen, und freymüthig unsere Gedanken sagen, wenn nicht der enge Raum unserer Bibl. uns die möglichste Kürze zur Pflicht machte. Wir müssen daher eine nähere Entwickelung und Würdigung den eigentlichen theologischen Journalen überlassen.

Nr. 2 ist in einem ganz andern Geiste und Ton geschrieben. Wenn jene Predigten einen zu hohen Standpunkt nahmen: so kann man diesen einen solchen Vorwurf nicht machen. Sie sind in einem planen, faßlichen, hier und da etwas vernachläßigten Stil geschrieben, und erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Sie scheinen vor einer Landgemeinde gehalten zu seyn; und in der Rücksicht kann man ihnen ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, wenn man gleich wünschen möchte, daß die Religionsbegriffe des Verf. geläuterter wären. Er hatte eine doppelte Absicht bey der Bekanntmachung dieser Parentationen; theils wollte er seinen jüngern Amtsbrüdern dadurch ein Hülfsmittel in die Hände geben, dessen sie sich bey überhäuften Arbeiten bedienen könnten; theils

dem Wunsche vieler Mitglieder seiner Gemeinde entsprechen, denen, weil diese Parentationen zum Theil ihren verstorbenen Freunden und Verwandten gehalten worden, sie vorzüglich interessant waren. Zu loben ist es, daß der Verf. in den, bey solchen Reden nur allzugewöhnlichen Fehler des Lobpreisens der Verstorbenen nicht gefallen ist. Nur dann, wenn er gewiß wußte, daß das allgemeine Urtheil des Publikums auf seiner Seite wäre, sagte er etwas zum Lobe der Verstorbenen, und auch dann nur mit wenigen Worten. Er suchte sich übrigens in der Wahl der Materien und in der Art des Vortrags nach der Fassungskraft seiner Zuhörer zu richten; weil das Gemüth derer, welche über den Verlust der Ihrigen trauern; und diese sind es doch zunächst, welchen die Parentation angeht, in der ersten Heftigkeit des Schmerzes sich gerade am wenigsten in der Stimmung befinden, um dem Gange einer tiefgedachten und mit dem Pomp der Beredtsamkeit vorgetragenen Rede folgen zu können. Es sind nicht neue Aufschlüsse von Wahrheiten, welche das tief verwundete Herz verlangt; sondern es will nur bloß an Erkenntnisse und Ueberzeugungen, mit welchen es schon längst vertraut war, erinnert werden, um sie jetzt zu seinem Trost und zu seiner Erbauung anzuwenden. — In der angehängten Traurede hat der Verf. die von dem Herrn Propst Teller gegebenen Regeln, und wie Rec. dünkt, meist glücklich befolgt.

Bs.

Neues Andachtsbuch für Kinder, nebst einer Sammlung erbaulicher Gesänge für Schulen, (;) herausgegeben von M. G. Leß. Schwerin, bey Bödner. 1798. 151 S. 8. 6 gr.

Der Herausgeber, M. Gottfried Leß zu Stralsund, vormals Prediger in Nordamerika, wie er in der Zueignungsschrift — an die Herren Bürger der Königl. Schwedisch-Pommerschen Städte Stralsund, Greifswald, Wolgast und Barth, und derselben vornehmste bürgerliche Kollegien, an die Herren Worthalter, Quäsitoren, Altermänner, Achtmänner und Hundertmänner — sich selbst unterzeichnet, hat nach der Vorerinnerung eine Bürgererziehungsanstalt

Bey

Bey seiner Vorrede hätte der Verf. es billig gleich ahnen sollen — sie könne weder für die allgemeine Brauchbarkeit seiner Sammlung, noch auch für den religiösen Ton des Schwedisch-Pommerschen Christenhaufens zur Empfehlung dienen. Sie soll den Herausgeber darüber erst rechtfertigen (bedarf es dessen bey obgenannten Patronen wirklich, dann — traurig genug!): — „daß wir in dieses Andachts-„buch wirklich lauter neue Lieder aufgenommen haben, „und die uns anvertrauete Jugend ohne Verlust so-„wohl unserer als ihrer Seligkeit schon „von früh an mit demjenigen guten Geschmacke be-„kannt zu machen, und sie daran zu gewöhnen suchen, „der in Absicht des öffentlichen Gesanges in Deutschland „nunmehr der herrschende geworden ist." (Also — könnte dort zu Lande, der Eine oder Andere von der Bekanntmachung mit dem guten Geschmacke in Liedern eine Deterioration der Seligkeit noch wohl fürchten?! —). — In Absicht alles desjenigen, was irgend unschädlich ist, den Mittelweg zwischen dem Alten und Neuen zu wählen, auch in fortsteigenden Kenntnissen und gutem Geschmacke mit seinen Zeitgenossen fortzugehen, hält der Mann selbst für Pflicht jedes Lehrers und jedes Christen. „Das aber — glaubt er — „kann man nicht verlangen, daß man mit seinen Zeitgenos-„sen zum Unglauben fortgehe. Es gebe einen Betrug der „Vernunft, Koloss. 2, 4. 8." (Diese Stelle hat es nicht mit der Vernunft zu thun, und sagt davon weder Gutes noch Böses. Uebrigens mag aber die Vernunft des Einen der Vernunft des Andern hübsch aufpassen; es giebt ja gemeinschaftliche Vereinigungspunkte!); „aber nie einen Be-„trug des christlichen Glaubens, nie einen Betrug der Lehre „Jesu und seiner Apostel." (Ganz gewiß nicht, sagt auch Recensent, wenn diese Lehre Jesu und dieser christliche Glaube cum grano salis und mit Verstande aus den Quellen aufgefaßt, mit Verstande und keinem Vorurtheil zu Gunsten angewandt wird. Der Herausgeber muß aber doch, wenn er alte und neue Lehrbücher dieses christlichen Glaubens einmal vergleichen will, stutzig werden, und bey solchen Behauptungen etwas feiner distinguiren. —) „Wir sind nicht geson-„nen, letztere, die wir haben und bis in den Tod bekennen, „mit jenem zu vertauschen. Da es nun auch noch Aeltern „giebt, die ihre lieben Kinder nicht wollen zum Unglau-„ben verführen lassen: so bezeuge ich also ihnen hiemit, und

 „getraue

„getraue mir, es vor dem Richterstuhle Jesu Christi zu ver„antworten, daß dieses Büchlein nicht wider Gottes Wort, „sondern mit demselben übereinstimmend sey." Rec. bezeugt nun zwar dem Verf. dasselbe. Allein er muß hier billig erinnern: — daß die Feyerlichkeit dieses Zeugnisses mit dessen Nothwendigkeit in gar zu geringem Verhältnisse stehe. Es ist ein Andachts- es ist ein Gebet- und meist Liederbuch (aus der Sammlung für die studierende Jugend in Leipzig genommen); beten nicht alle Parteyen zu einem und demselben Vater? ist nicht Demuth, Zufriedenheit und Dankbarkeit — ist nicht Ergebung und Unterwerfung — oder anderer Seits Hervorrufung von christlichem Frohsinn und Heldenmuth — Erinnerung an die Pflicht und seinen Tugendkampf — Vergegenwärtigung der ganzen Würde und hohen Bestimmung des Menschen, und seiner Aussichten und Hoffnungen — — das Ziel seiner Andacht? seines Sehnens und seines Betens? Das Buch müßte sehr schlecht gerathen seyn, wenn man ihm den Vorwurf machen könnte — es verführe zum Unglauben! Beym rechten Gebete findet sich nie Unglaube. So viel von der Vorrede.

Das Buch selbst — — doch zuvor noch eine kleine Erinnerung, ein solches Buch für Kinder überhaupt betreffend. Kindern, durch zweckmäßige Gebete und Lieder, auch in der Schule eine religiöse Stimmung zu geben, muß jeder Menschenkenner und Jugendfreund wünschen und warm anrathen. Man wird zugeben, es ist das sogar dringendes Zeitbedürfniß. Und damit hierbey die leicht eintretende Einförmigkeit und Unaufmerksamkeit verbannet werde: so muß stets abgewechselt werden: — bald ein Gebet aus dem Herzen, bald aus einem Buche laut, und mit Würde und Empfindung gesprochen; bald wieder ein Lied, dessen Weise gut eingelernt ist, nach dem darin herrschenden — feyerlichen oder muntern — Takte gemeinschaftlich gesungen werden. So werden die Schulstunden des Morgens eröffnet. Nach dem vormittäglichen und bey Anfang des nachmittäglichen Unterrichts werde dann aber weder gebetet noch gesungen. Des Mittags hat im Kinde bloß die Angelegenheit seines Magens zu reden; und des Nachmittags nach dem Essen ist die bloße Beschäfftigung mit der Lektion nüchtern und ernsthaft genug, was sie auch seyn soll. Beyde Zeitpunkte sollen das Herz nicht weiter in Anspruch nehmen; es würde sich da beym Ge-

let oder Gesange ein Mechanismus einstellen, den man hier wie Gift und Pest fliehen soll. — Beym Schlusse des wochentäglichen Unterrichts hingegen können ein paar Verse aus einem Liede das Kind mit einer frohen feyerlichen Stimmung wieder entlassen. Zu dem Behufe wäre denn eine recht musterhafte Sammlung gar sehr zu wünschen. Ein privilegirter Gebetmacher soll nun aber mit der Arbeit einer solchen Sammlung sich nicht befassen. Würde Einer mit Kindern, durch lange Beschäfftigung mit ihnen, recht vertraut; würde Einer bey seiner Geburt von der himmlischen Muse dazu angelächelt und geweihet, und stärkt und hebt ihn dazu ein reiner Gottes- und Tugendsinn: — dann unternehme er es immer einmal, eine Sammlung von der Art zu bereiten und zu geben. So viel weiß Rec. wohl, daß wir an dergleichen noch keinen Ueberfluß haben; die vorliegende Sammlung kann er wenigstens, so gut es deren Herausgeber meint, dazu nicht wohl empfehlen. Der Mann hat das Alter, wofür er schrieb und sammelte, nicht scharf genug ins Auge gefaßt; mit dessen eigensten Herzens- und Geistesbedürfnissen ist hier Alles in gar zu wenig sichtbarer Beziehung. Ein kritischer Freund hätte wohl selbst in den Liedern, die immer drey Viertel des Raums besetzen, und unter denen fünf nicht der schlechtesten Lieder dem Herausgeber angehören — Manches weggelassen, Manches auch beschnitten und paßlicher eingerichtet; allein in den Gebeten ist nun vollends so manche Nachläßigkeit, so manche veraltete Begriffsschwäche eingeschlichen, die es zum Gebrauche für die Jugend ganz untauglich machen. Nachläßigkeiten nennt man es ja auch wohl mit Recht, wenn in den Gebeten an Gott, von diesem auch in der dritten Person die Rede ist. Z. B.: „Du bist „unser Vater, wir Deine Kinder, und weil wir Kinder sind „ꝛc. so sind wir auch Erben Gottes und ꝛc." — „Herr, ge„währe uns auch die Güter Deines Gnadenreichs, Verge„bung der Sünden, Gerechtigkeit vor Gott, Frieden mit „Gott ꝛc." — Abendgebet am Freytage: — „Nun „endigt sich der Freytag, der mir immer so vorzügliche Tag, „den ich für meinen größten Segenstag halte, theils weil „der Herr an demselben sein Leben für mich gelassen (hat), „und ich an selbigem Barmherzigkeit erlangt habe" (ist dieser Begriff fürs Kind? dem die wohlthätige Aufopferung Christi und deren Folgen durch das Licht der Geschichte menschlich wahr und begreiflich vorgestellt werden müssen?—), „theils „weil

„weil überhaupt die Freytage mir gesegnete Tage bey „meiner Arbeit sind.“ (Wie das letzte Komma zu nehmen sey, darüber giebt das Gebet nicht weitere Aufschlüsse und Rec. weiß sich selbst keinen gleich zu geben.) „Stelle „Deinen Engel an unser Bette, daß er Wache halte über un„sere Ruhe, Leben und Odem, so lange ꝛc.“ — (In einer Bitte an den Erlöser, von dem auch sonst noch so Manches erbetet werden soll, was, nach geschichtlichen und menschlichen Begriffen von der Art seiner Erhöhung, wohl nicht so gar eigentlich von demselben scheint erwartet werden zu dürfen. Aber einem Gebete beym Anfange der Arbeit steht sogar folgende Parenthese voran: — „Mit diesem Ge„bete haben schon viele Menschen Gott angerufen, wenn „sie zur Arbeit giengen, und immer ist die Arbeit gesegnet „gewesen.“ Wahrscheinlich — nicht im eigentlichen Sinne des Worts, nicht mit der Absicht (Rec. muß den Herausgeber, nach dem übrigen Geiste des Buchs, da er ihn nicht persönlich kennt, gern davon freysprechen —) also, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Absicht; oder aber in guter ehrlicher Absicht, erlaubt sich hier der Herausgeber einen Empfehlungskniff, eine Charlatanerie, die in einem Buche dieser Art äußerst widrig auffällt. Das Gebet ist übrigens, wie die meisten andern, viel zu allgemein, als daß man es recht passend für die Jugend finden könnte; es enthält überdem, bey sonst guten Maximen, auch noch unerwartete Dünste einer verlegenen Dogmatik, in denen eine heitere Vernunft nicht gern verweilet. — „Ohne Dich können wir gar nichts thun. In „Dir allein leben, weben und sind wir. So weiche, o Herr! „nun nicht von mir. Gieb mir wie Petro zu erkennen, wo „ich das Netz meines Berufs auswerfen soll. Sey Du mein „Anfang, regiere den Fortgang und segne den Ausgang. „Hindre die, so mich hindern. (Ist nicht immer wünschenswürdig —) „Hingegen fördere Du das Werk meiner Hän„de. Verleihe mir und den Meinen Gesundheit und Frieden, „christliche Geduld und Sanftmuth, wenn es etwa schwer „werden will.“ (Alles gut. Sey und bleibe dieser Passus soweit ohne Tadel. Allein, auch das Folgende?:) „Sey „nicht eingedenk des gerechten Fluchs, womit Du „den armen Menschen um seiner Sünde willen belegt „hast: daß er im Schweiße seines Angesichts sein „Brod essen soll; denn Du, lieber Heiland, hast ja „den Fluch des Gesetzes für mich getragen ꝛc.“

Es

Es bedarf keiner beurtheilenden Bibliothek, wenn man dergleichen Mißverhältnisse zwischen einem guten Zwecke und den erforderlichen Kräften zur Bearbeitung und Erreichung desselben nicht zeigen soll. Aufmuntern darf man solche Herausgeber doch wohl nicht! Und Rec. fällt hier kein Urtheil, ohne es zu belegen. Das Angeführte war doch wohl mehr als hinreichend, um zu zeigen: das Buch sey nicht gemacht und geeignet — Kindern und Schulen empfohlen zu werden.

Beschluß und Anhang sind hier, wie sie der Herausgeber nennt, — zwey merkwürdige Schlüsse als Beweise, daß die heilige Schrift Gottes Wort enthalte, Brauchbar für den großen Haufen allerdings, aber übrigens weder neu noch merkwürdig.

Eu.

Christliches Handbuch für die Stunden des ruhigen Nachdenkens und stiller Andacht. — Den Freunden des biblischen Christenthums gewidmet, von Ge. Phil. Leop. Winkelmann, jüngern Kirchspiels-Prediger zu Neuenburg in Kurland. — 1 Cor. 16, 13. — Auf Kosten des Verfassers. — Mit Bewilligung der Kaiserl. Censur in Riga. — Mietau, gedr. bey Steffenhagen. In Kommiss. bey Nicolovius in Königsberg. 1799. 14 B. 8. 12 ℛ.

1) Briefe eines siechkranken Vaters, unter seinem Nachlaß gefunden, an seine Mutter und seinen Sohn. 2) Betrachtungen, Selbstgespräche, Parabeln, rc. in 100 Sätzen. 3) Fragen ans Gewissen. 4) Morgenbetrachtung über 1 Tim. 4, 7—9. 5) Morgen- und Abendgebete für die häusliche Andacht auf alle sieben Tage der Woche. Gebet am Schlusse eines frohen Tages. 6) Seltene Leiden, 7) Der Christ. 8) Das stille Verdienst; auch letzte Seufzer und Todtenlied. — Die Uebersicht dieser Materialien, verglichen mit der Stärke des Buchs, zeigt schon, daß man hier keine ausführlichen Betrachtungen zu erwarten hat; aber das-

gegen

wegen auserlesener Gedanken suchen darf. Wir wollen jenes aber nicht gesagt haben, als mißbilligten wir es. Rec. ist selbst kein Freund langer Betrachtungen fürs stille Nachdenken und für die Andacht. Wenn sie auch noch so gut geschrieben sind; sie ermüden und machen am Ende kalt, wo sie erwärmen sollten. Gegenwärtiges Handbuch können wir mit Recht gebildetern Christen als eine fruchtbare Geistesunterhaltung empfehlen. Sie sind reich an gut gesagten Maximen, Ideen, Bemerkungen, rc. Der Stil ist warm und herzlich. Nur zuweilen ist er uns etwas zu geschroben vorgekommen. Am besten haben Rec. Nr. 2 die Betrachtungen rc. gefallen. Eine so kurz und körnig gesagte Maxime in einer ruhigen Stunde aufgefaßt, die gerade uns näher trifft, aufgefaßt, und sich daran gehalten, wirkt mehr zur guten moralischen Stimmung und Stärkung, als lange bald vergessene Betrachtungen gelesen. Nur muß man im Genuß mäßig seyn, wenig lesen, das Gelesene besser beherzigen, und durch Anwendung sich eigen machen. — Der Verf. verspricht vielleicht noch ein zweytes Bändchen, welches, wenn es diesem an Gehalt gleich wird, gewiß mit Beyfall aufgenommen werden wird; wozu wir auch dieses empfehlen. Kleinere Fehler zu rügen fehlt es uns hier an Raum.

Mk.

Jesus, der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe, für alle seine wahren Verehrer zum weitern Nachdenken aufgestellt, von M. Joach. Bernh. Nikolaus Hacker, Pfarrer zu Strach bey Wittenberg. Erstes Bändchen. Geistes-Größe. Leipzig, bey Rein. 1800. 285 S. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Ein treffliches Unterrichts- und Andachtsbuch für verständige Christen, die das Bild des edelsten und verehrungswürdigsten Mannes, dem die Weltgeschichte im ganzen Umfang der Charaktergröße keinen an die Seite zu stellen weiß, mit Wohlgefallen betrachten, und die im Gefühle der aus seinen erhabenen Verdiensten um die Menschheit auch ihnen zufließenden Wohlthaten von ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gegen

ihm durchdrungen sind. Der Verf. handelt seine Materie in 27 Kapiteln mit der ganzen Wärme ab, die einem solchen Gegenstande angemessen ist. Dem ungeachtet bleibt er doch im Gleise des ruhigen Denkens, der sich nicht auf Kosten der prüfenden Vernunft von der Imagination hinreißen läßt. Selbst da, wo andere Denker und Forscher mit seinen Ansichten und Ueberzeugungen nicht übereinstimmen möchten, müssen sie doch die Bescheidenheit und schöne Darstellung ehren, womit er seine Ansichten und Ueberzeugungen vorgetragen hat. Man lese nur die Kapitel 12, Darstellung einiger Wunder zur nähern Beurtheilung der Natur- und Schöpferkraft Jesu, und 21 die Glaubenslehren des Weisen von Nazareth, so wird man unser Urtheil bestätiget finden. Es scheint in der That auch eine undankbare Bemühung zu seyn, wenn man die Zweifler an den Wundern und der Gottheit Jesu durch Beweise überzeugen will; weil sich diese beyden bestrittenen Punkte von mehreren Seiten ansehen lassen, und weil es vielleicht unmöglich ist, Jemanden für ein vorgebliches Faktum zu überzeugen, dessen Unmöglichkeit, oder wenigstens Unwahrscheinlichkeit, er aus Vernunftgründen nicht zu glauben vermag. Vorzüglich gut ist dem Verf. die Darstellung des Inhalts und der Allgemeinheit der beglückenden Religion Jesu Kap. 19 gelungen. Kap. 24 über die Symbole der Rel. Jesu, enthält bemerkenswerthe Betrachtungen über Taufe und Abendmahl, besonders Vorschläge über die zweckmäßiger anzustellende Feyer des letztern, welche wohl Aufmerksamkeit verdienen.

Bt.

Philotaph. Eine Lektüre zur stillen Unterhaltung auf Gottesäckern. Von dem Verfasser der guten Christinn ꝛc. Augsburg, in der Stageschen Buchhandlung. (Ohne Jahreszahl) 280 Seiten 8. 1 M.

Wenn es auch Thorheit ist, den Hang zur Schwermuth geflissentlich zu nähren, und mitten unter den Gräbern weniger Empfindsamkeit und ernste Gemüthsstimmung, als jene schwärmerische Empfindeley zu unterhalten, die nur gar

zu

zu leicht in eine ihren Schmerz liebgewinnende Wehmuth ausartet: so ist doch derjenige noch kein Thor, welcher von den Gräbern Veranlassung zum Nachdenken über sich und seine Bestimmung für ein zweytes Leben hernimmt. So macht es auch der Vf. des Philosophs, indem er den weisen Ernst zu nähren die Absicht hat, einen richtigen Unterschied zwischen Ernsthaftigkeit und Schwermuth aufzustellen; und wer wollte ihm nicht beypflichten, wenn er bey dieser Gelegenheit behauptet, daß selbst eine an Schwermuth gränzende Betrachtung des Todes noch dem nie zum Besinnen kommenden Leichtsinn weit vorzuziehen seyn möchte.

Dieß vorangeschickt, wird einer gewissen Klasse von Lesern ein Buch nicht überflüssig scheinen, das ihnen Anleitung zu einer von den Gräbern hergenommenen Erbauung darbietet. Die 21 Betrachtungen sind überschrieben: „der Gottesacker; Grabschriften; Monumente; die feyerliche Stille auf Gottesäckern; der lehrreiche Besuch auf Gottesäckern zu jeder Jahreszeit; das bemoosete Grab; der Blick auf mein Grab; die Andachten auf Gräbern; das Grab meiner Aeltern — meiner Gattinn — meines Gatten — meiner Verlobten — Geschwister — Kinder; die Gräber der Edlen — der Kinder — der Jünglinge und Mädchen — der Alten — der Fremdlinge — der Missethäter.“

Der Anhang enthält 16 Lieder ernsthaften Inhalts, von verschiedenen Verfassern.

Wz.

J. F. Gräffe, D. der Theol. und Phil. ꝛc. vollständiges Lehrbuch der allgemeinen Katechetik, nach Kantischen Grundsätzen, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. Dritter und letzter Band. Göttingen, bey Ruprecht. 1799. 592 Seit. 8. 1 Rh. 12 gr.

Da wir bereits in den frühern Bänden dieser Bibliothek (XXV. B. 1. St. und XL. B. 1. St.) von den beyden ersten Theilen dieses katechetischen Lehrbuchs eine ausführliche Anzeige

[illegible]geliefert, auch unser Urtheil über den Werth desselben gefällt, und mit Gründen zu unterstützen gesucht haben: so begnügen wir uns damit, das Daseyn dieses 3ten und letzten Bandes hier anzuzeigen, der übrigens mit seinen Vorgängern von gleichem Werthe ist, und nicht nur überall von einer sklavisch blinden Anhänglichkeit an das Kantische System zeigt; sondern es auch da anwendet, wo es ungereimt ist, es unmittelbar anwenden zu wollen.

Ow.

Versuch einer Geschichte der theologischen Wissenschaften. Herausgeg. von Christ. Wilh. Flügge, Privatdocenten der Theol. in Göttingen. Dritter Theil. Halle, bey Gebauer. 1798. 678 S. gr. 8. 2 Rk.

Einleitung in die Geschichte der theologischen Wissenschaften; von Ebendems. Das. 1799. 248 S. 18 gr.

Von den ersten beyden Theilen ist N. A. D. B. XL. B. 2. St. S. 3 gehandelt worden; der dritte ist ihnen durchaus gleich. Der Verf. bearbeitet hier, nach seiner Anordnung, die Geschichte der theol. Wiss. erstlich von Karls des Großen Zeiten bis auf das Zeitalter der Scholastik, v. J. 814 bis 1070, und zweytens in dem Zeitalter der Scholastiker, bis 1500. Die erste Abtheilung ist sehr kurz (S. 1—130), die zweyte ungleich ausführlicher (S. 131—678). Man würde das ganze Buch ungleich höher schätzen müssen, und es vielmehr benutzen können, wenn es auf bloße Literatur und Bibliographie, auf Anzeigung und kritische Würdigung der Bücher und Ausgaben des großen theologischen Schriftstellerheeres sich beschränkte, und der Verf. würde durch ein solches, zwar mühsameres, aber durch den Göttingischen Bücherschatz ihm gar sehr erleichtertes, Werk, sich ein bleibendes Verdienst erworben haben. Allein ihm ist das Raisonnement über den Gang der Wissenschaft die Hauptsache, und die Bücherkunde nur Nebenwerk; jenes Raisonnement aber enthält theils so viel Allgemeines und Oberflächliches,

theils so viel aus andern Schriftstellern, vornehmlich Schröckh, Cramer, rc. Erborgtes, daß man es leicht entbehrt. Er will so gern Geschichtschreiber seyn, und ist nur Compilator. Mehrmals nennt er sich selbst den Geschichtschreiber: der Geschichtschreiber kann sich darauf nicht einlassen; ja, zuweilen ist er selbst die personificirte Geschichte: diese Sache hat kein Interesse für die Geschichte, heißt weiter nichts, als: ich kümmere mich nicht darum. Dabey fehlt es dem Buche gänzlich an einem festen Plane; über vieles setzt sich die Geschichte hinweg, was ihr doch wichtig seyn mußte; Vieles nimmt sie mit, handelt es weitläuftig und wiederholt ab, was ohne Schaden übergangen werden konnte. Von den Schriftstellern wider Ketzer, die hier doch wohl eben so kennenswürdig wären, als die unter die Rubrik der Apologetik gebrachten Schriftsteller wider Juden und Mohammedaner, erfährt der Leser wenig oder nichts; dafür aber werden viele in einer Geschichte der theol. Wiss. nicht nennenswerthe dogmatische, moralische Abhandlungen, mit der ewig wiederholten Bemerkung, daß sie nichts taugen, daß nichts dadurch gewonnen sey, rc. aufgeführt. Die bald im Anhange, bald am Schlusse jedes besondern Abschnitts befindlichen sogenannten allgemeinen Bemerkungen sind weiter nichts, als gezerrte Wiederholungen dessen, was zerstreut bey jedem einzelnen Schriftsteller vorkam; und viel mehr enthält auch die Einleitung nicht. Die stete Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der theol. Wiss. giebt ihm fast überall den Maaßstab, nach welchem er die Verdienste der ältern Theologen, Exegeten, Moralisten beurtheilt; daher beschreibt er fast mehr, was sie nicht geleistet, als was sie geleistet haben; und die ganze Beurtheilung des Werthes aller dreht sich fast nur um den Gedanken, daß nichts aus ihnen zu lernen sey. Aus dem ganzen Buche ergiebt sich, daß es der Verf., theils nicht vorbereitet genug, nicht mit hinlänglicher Wissenschaft ausgerüstet, zu schreiben unternahm, theils auch viel zu eilfertig arbeitete.

Im ersten Abschnitte ist zuerst von christlichen Streitschriften gegen Juden und Mohammedaner die Rede. Von Agobard, kürzer, als Schröckh, von Amolo, fast gar nichts, weil Schröckh ihn nur nennt; doch mit der Entschuldigung, der Verf. habe die Chifletische Sammlung scriptorum veterum de fide cathol. quinque, welche (p. 289)

Amo-

Raymunds Buch enthält, nicht erhalten können. Dieß wäre doch, da der Verf. in Göttingen lebt, höchlich zu verwundern; aber so mußte er das Buch anderswo suchen, weil es gerade das gehaltreichste von allen, die in diesem Fache aus dem Mittelalter zu uns gekommen sind. Die aus der Hist. Lit. de la France angeführte Notiz steht nicht T. IV. sondern T. V. — Von Schriften wider Mohammedaner, auch viel dürftiger, als Schröckh. Leo des weisen Brief an Omar ist vom D. Schwarz Leipz. 1786 besonders herausgegeben. Das, was nun der Verf. Geschichte der Apologetik, während des gedachten Zeitraums, was er von diesen mehr angreifenden, als vertheidigenden Streitschriften nur befriedigender, als in einem Werke, das der gesammten Kirchengeschichte gewidmet ist, davon gehandelt wird, auf vierzehn Seiten sagt; und doch ist auch in diesem Wenigen viel Ueberfluß. Bis zum Eckel oft wird das Urtheil gefällt, daß die aufgeführten Männer alle schlechte Kämpfer waren, daß ihr Thema sein Interesse verloren hatte, daß Haß und Feindschaft die Apologeten belebte, daß Neid und Haß in ihren Predigten sprach. Am Ende heißt es: „Apologie des verkannten Christenthums war nie Zweck (dieser Schriftsteller? aber so gehörten sie auch gar nicht hieher), indem man durch nachtheilige Schilderungen (der Juden und Araber) die Christen bloß abzuschrecken schien, zum Judenthum oder Islam überzugehen. In einem Jahrhundert, wo letzterer unleugbar Vorzüge vor dem entstellten Christenthum hatte, wo der Reiz der Neuheit anlockte (welcher? und wen?) und das Waffenglück der Saracenen anreizte, (wen?) ist diese Vermuthung nicht ganz unwahrscheinlich. Schlechter, als es durch die Apologeten geschah, konnte das Christenthum den Arabern wohl nicht empfohlen werden." So pragmatisirt der Verf. eben so seicht, als er unordentlich und verworren schreibt.

Die Geschichte der Hermeneutik hebt also an: „Wenn man sich endlich glücklich durch die große Reihe der Exegeten dieser Periode hindurch gewunden hat, und sich dann über den Gewinn befragt, welchen sie der Hermeneutik und Exegese gewährten: so erstaunt man, daß dieser Gewinn so unbedeutend und so gering ist." Und Rec. erstaunt, daß der Verf. sich so sehr hat durchwinden müssen, wenn er nur — abschrieb. Auch hier ist Schröckh, den der Verf.

nur noch öfter hätte abschreiben mögen, als er gethan hat, vollständiger, zuverlässiger und lehrreicher; wirklich lernt man auch von ihm den Gewinn, den die Schriftauslegung in diesem Zeitraume machte, richtiger schätzen. Wenn für dessen Schröckh von einem so wichtigen Schriftsteller, als Oecumenius ist, nicht ein Mehreres hersetzt, als er thut: so ist das in einer Kirchengeschichte immer genug; in einer Geschichte der Exegese, zumal einer, die sich endlich glücklich durchgewunden hat, viel zu wenig. Da will man mich aus dem Schriftsteller etwas zu seiner Schätzung, und nicht bloß von ihm das allgemein Bekannte wissen. Wo von Haimo und Walafried Strabo gehandelt wird (S. 32 ff.), ist, vermuthlich durch einen Fehlgriff in der Druckerey, ein ganzer Absatz, der diesen angeht, der Nachricht von jenem beygefügt; nämlich: „Außer dieser Glosse (S. 32) — gegangen sey (S. 33):“ dieß alles gehört zu S. 34 vor dem Absatze: Radbert rc. — Das Kloster, in welchem Angelomus lebte (S. 44) hieß Luxeu. — Die Moralien über Hiob von Odo (S. 47) würden richtiger in der Gesch. der Sittenlehre als der Hermeneutik erwähnt seyn. — Atto (S. 51) gelangte nicht im J. 945, sondern schon 924 zum Bisthume.

In der Gesch. der Dogmatik heißt es (S. 93) vom Scotus: „Er bringt die Natur der Dinge unter vier verschiedene Klassen; es ist eine, welche erschafft und nicht erschaffen wird (ist); eine andere, welche erschaffen wird und erschafft; und endlich giebt es eine, welche weder erschaffen wird noch erschafft.“ Das sind aber nur drey; der Verf. scheint seinen Cramer etwas eilig abgeschrieben zu haben: es fehlt wenigstens gewiß im dritten Gliede: eine, welche erschaffen wird und nicht erschafft. — Auch wenn der Verf. (S. 88) schreibt: „Zum Beweise darf man nur den Lupus — — angeführt werden,“ für anführen; oder (S. 101): „Noch beschäfftigte man sich mit der Metaphysik,“ wo ein nicht ausgelassen ist; oder wenn (S. 139) Gislebert oder Gilbert, Abt eines Klosters in England, heißt, der ums J. 1680 lebte, (er war Abt zu Westmünster im eilften Jahrhunderte, zu Ende) — so sind das Proben der Flüchtigkeit des Verf. oder Correctors. So schreibt man auch nicht Clungy (S. 140), sondern Clugny, oder am besten Cluni; und die neueste Ausgabe der Werke Anselms

ist

ist nicht von [illegible] (S. 140), sondern von 1711, wie es auch vorher schon bemerkt, also hier überflüßig war. — Richard oder Ricold, der die improbatio Alcorani schrieb (S. 165), war nicht Benedictiner, sondern Dominicaner; Luthers treue Warnung für des Mahomets Glauben, von welcher der Verf. sagt, sie sey ein Auszug der Richardischen Schrift, und stehe im achten Theile seiner Werke; (welcher Ausgabe?) ist vielmehr ein Anhang zu seiner Uebersetzung dieser Schrift, die er unter dem Titel: Verlegung des Alcoran Bruder Richards Predigerordens 1542 herausgab, und die sich im zwanzigsten Theile der Walchischen Ausgabe findet. — S. 225 klagt der Verf. aufs neue, daß „der Geschichtschreiber (er selbst) sich durch eine so beschwerliche Menge von Exegeten hindurch arbeiten müsse, wenn er gleich voraussehe, (ja wohl!) daß die Wissenschaft wenig oder gar nichts durch sie gewonnen haben werde.“ In dieser Anstrengung ist ihm denn auch entgangen, daß [illegible] dessen von Matthäi herausgegebene Catene über Marcus er in die scholastische Periode setzt, kein anderer war als eben der Victor, den er selbst schon im zweyten Thl. S. 207 ins fünfte Jahrhundert versetzt hatte. — Hildeberts theol. Traktat will er (S. 388) einem andern und frühern Schriftsteller zueignen, ohne den mindesten Grund. Ueber Abälards Sic et non (S. 411) hätte er Lessings Meinung vernehmen sollen. Alan von Ryssel ist einmal 1294 gestorben (S. 145) und anderswo (S. 415) 1203. Dennoch soll Oudin bewiesen haben, daß es nur einen dieses Namens gegeben habe. Von seinen Regulis theologicis, welche in Mingarelli anecdotor. fascic. p. 171 stehen, und von Cramer B. VII. S. 855, jedoch ohne Namen, mitgetheilt werden, hätte hier gleichfalls gehandelt werden sollen. — Wegen der theologischen Summe Bandins würde der Verf. weniger zweifelhaft seyn, wenn er Denis Einleitung in die Bücherkunde Th. II S. 25 und Desselben Merkwürd. der Garell. Bibliot. S. 38 zu Rathe gezogen hätte.

Rec. hat die Fehler des Buchs nicht mühsam aufgesucht; sondern, wie sie ihm aufgefallen sind, angemerkt, und getraut sich wohl derer eine zehnfach größere Menge zu finden. Das Resultat einer strengen Erforschung würde, um mit dem Verf. zu reden, kein anderes seyn, als daß die Geschichte der theo-

logischen Wissenschaften durch seine Compilationen wenig oder nichts gewonnen habe.

Oa.

Reden zur Empfehlung der Religion, von Georg Christoph Friedrich Gieseler, zweyten Prediger zu Petershagen im Fürstenthum Minden. Minden, bey Körber. 1800, 18 Bog. kl. 8. nebst 2 Bog. Vorr. u. Subscribenten-Verzeichniß.

In der Vorrede zeigt der Verf., daß die (christliche) Religion nicht um ihrer selbst, aber um der Menschen und der Denkart unsers Zeitalters willen, empfohlen zu werden verdiene. Er hat diese Predigten Reden genannt, weil er glaubt, daß sie unter diesem Titel mehr Leser finden würden. Das Wort Reden ist also in einem allgemeinen Sinn genommen. Alle 25 enthalten bekannte und gewöhnliche Materien, auf die gewöhnliche Weise vorgetragen, mit Liederversen im Eingange oder am Schlusse, welche ziemlich gut gewählt; aber doch immer wider den guten Geschmack sind.

Man sieht wohl, daß der Verf. ein Mann ist, welcher die gute Absicht hat, in seinem Amte Nutzen zu stiften, und daß er ihn in seiner Gegend und vorzüglich bey seiner Dorfgemeinde auch in der That stiftet. Allein da sich doch diese Predigten auf keine Weise besonders auszeichnen; da sie weder in der Wahl der Materien, noch in der Art der Darstellung, noch in der Schreibart etwas Eigenes oder Vorzügliches haben, sondern im Gegentheil hin und wieder mit einer offenbaren Nachlässigkeit geschrieben sind: so hätten sie immerhin ungedruckt bleiben können. Indessen scheint es, nach dem Subscribenten-Verzeichniß zu urtheilen, daß man von dem Verf. wenigstens in seiner Gegend viel erwartet hat; und wer die Sachen so genau nicht nimmt, und wahre Erbauung sucht, kann sie freylich auch hier finden.

S. 3 schreibt der Verf. Jesu eine Herrschaft im Reiche der Wahrheit zu. Darin giebt es aber keine Herrschaft, selbst nach den Grundsätzen des Christenthums. S. 4 wird Jesus ein König unserer Seelen genannt, und nach S. 8 sollen wir an Jesu bleiben; dergleichen Ausdrücke sind unbe-

bestimmt, und der gemeine Mann kann sich nichts Deutliches dabey denken. Auch würde sich Rec. sehr hüten auf der Kanzel zu sagen, daß Jemand seine Jahre im Streit wider Gott und sein Gewissen verraset habe (S. 35).

Du.

Rechtsgelahrheit.

Archiv des Kriminalrechts. Herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preuß geh. Obertribunalsrath, Gallus Aloys Kleinschrod, Hofrath und Prof. zu Würzburg, und Christian Gottlieb Konopak, Privatdocenten der Rechte zu Halle. Dritten Bandes erstes bis viertes Stück. Halle, bey Hemmerde. 1800. 2 Rthl.

Jedermann wird darin einverstanden seyn, daß der Plan, der diesem Archive zum Grunde liegt, für so vorzüglicher gehalten werden müsse, je mehr bey ihm auf eine gleiche Sorge für Theorie und Praxis gerechnet ist. Mit wahrem Vergnügen sah daher auch Rec. dieses Werk entstehen. Aber ein doppelter Zweck führt doppelte Schwierigkeiten für die Ausführung mit sich, und dieses zeigt sich auch an diesem Werke. Die Nachrichten von merkwürdigen Gesetzen und Begebenheiten, die in das Criminalwesen einschlagen, sind an sich selten, und setzen freywillige Beyträge voraus, die, wie man wohl weiß, so häufig nicht zu erfolgen pflegen. Auch die Anzeigen der merkwürdigen Schriften für das Kriminalrecht sind selten, und man findet hier nur dergleichen über von Almendingen's Grundzüge zu einer neuen Theorie über Verletzungen des guten Namens und der Ehre, im 2. St. des III. B. Nr. 5, und über Wagnitz Ideen und Plane zur Verbesserung der Polizey- und Kriminalanstalten im 1. St. des IV. B. Nr. 2. Die versprochene Uebersicht der jährlichen Fortschritte der Kriminalrechtsgelahrheit ist hier nicht geliefert. Es ist noch die von den Jahren 1800 und 1801 zurück, und wir hoffen, daß sie nicht außenbleiben werde. Von den Fortschritten der Kriminalgesetzgebung findet sich hier so wenig eine Uebersicht, wie in den vorhergehenden

henden Händen. Die Herausgeber würden der Zweckmäßigkeit sehr entgegen kommen, wenn sie diese Fortschritte jedesmal in einen Zeitraum von 5 Jahren, nicht von einem Jahre, wie der Plan besagt, bezeichneten.

Bey weiten machen die Hauptsache die Abhandlungen in den vorliegenden Stücken aus. Mehrere von ihnen sind allerdings gehaltreich und besonders für den Praktiker schätzbar; allein es finden sich ebenfalls wieder mehrere, denen es an Kraft und Interesse gebricht, und es dürfte in der That nöthig seyn, daß die Herausgeber eine größere Sorgfalt und Auswahl bey der Aufnahme derselben beobachteten. Folgende Abhandlungen scheinen wenigstens dem Recensenten nicht interessant. Im dritten Bande 1. St. Nr. 4 über die Kritik der Preußischen Verordnung wegen Bestrafung der Diebstähle, von Klein; 2. St. Nr. 3 über Landesverweisung und Urphede, von Biedermann; Nr. 4 über den Vorschlag, Wundärzte zu Henkern zu machen, von Klein; Nr. 5 Beantwortung der Preisfrage über außerordentliche Strafen, von Vezin; Nr. 6 über dieselbe Preisfrage, von Bergk. 4. St. Nr. 4 Bemerkungen über Kleinschrod's Abhandlung über den Werth des Anklage- und Untersuchungsprozesses, von Kanft, u. A. m. Unter die würdigern Abhandlungen müssen wir folgende zählen. Erstes Stück. Nr. 1. Wünsche und Vorschläge zur Verbesserung der Kriminal-Justiz in Deutschland, von Klein. Nr. 2. Ueber General- und Specialinquisition, von Kleinschrod. Neu ist hier der Begriff von General- und Specialinquisition, als der Inbegriff der Akte des Richters die Beweise zu sammeln und zu prüfen. Das erste gehört nach Hrn. Kleinschrod in die Generalinquisition, das letztere in die Specialinquisition. Im Ganzen genommen hat diese Behauptung allerdings Wahrheit. — Nr. 5 und Nr. 1 des 2. Stückes. Gekrönte Preisschrift, von Eisenhart: über außerordentliche Strafen und Sicherheitsmittel, welche an die Stelle der erstern treten können. Materie und Form giebt dieser Abhandlung entschiedene Vorzüge. Außerordentliche Strafen werden für unzulässig erklärt. Sehr gut werden die Sicherheitsmittel und die Bedingungen ihrer Anwendung bezeichnet; aber ungelöst bleibt der Zweifel, wie gefängliche Einziehung und Orts-, Distrikts- oder Landesverweisung als Sicherheitsmittel gebraucht werden können, ohne in ihren Wirkungen Strafe zu seyn. Sehr schätzbar sind

auch

auch die in dieser Abhandlung enthaltenen Grundzüge der Lehre vom Kriminalbeweise. — Nr. 4. St. 2. Ueber das Verbrechen des Pardanariats, von Kleinschrod. — 3. St. Nr. 2. In wiefern können moralische Personen beleidigen oder beleidigt werden, von Klein. — 4. St. Nr. 1. Beantwortung der Preisfrage über außerordentliche Strafen, von Zachariä. Der Scharfsinn, mit dem diese Abhandlung geschrieben ist, ist unverkennbar; allein sie enthält über die Hauptsache kein entscheidendes Urtheil, da Hr. Z. zwey verschiedene Theorien aufstellt, nach deren einer außerordentliche Strafen als zulässig, nach der andern für unzulässig erscheinen. Welche von beyden Theorien die richtige sey, überläßt Hr. Z. seinen Lesern zu entscheiden. — Nr. 5. Ueber die Unterschlagung des anvertrauten Staatsvermögens, von Kleinschrod.

La.

1. Einige Erörterungen der logischen Interpretation, von D. Heinrich Georg Wittich. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht. 1800. 20 S. 8.

2. D. Heinrich Georg Wittich Nachtrag zu seinen Erörterungen der logischen Interpretation. Göttingen, bey Schröder. 1801. 19 S. 8.

Diese Schriften betreffen einen Streit, in welchen Hr. Wittich mit Herrn Thibaut gerathen ist. Ersterer hatte die bisherige Eintheilung der logischen Interpretation in einem Programm Göttingen 1798 bestritten. Letzterer machte Einwürfe dagegen in seiner Theorie der logischen Auslegung des Röm. Rechts. Gegen diese vertheidigt sich der Verf. in den Erörterungen. Hr. Thibaut glaubte darauf in den Versuchen über einzelne Theile der Theorie des Rechts II. 9. antworten zu müssen, weil ein Rec. in der A. L. Z. die Einwürfe Herrn Wittichs scharfsinnig genannt hatte, und damit man Herrn Thibaut's Stillschweigen nicht als Stolz auslegen möchte. Der Verf. ist dadurch veranlaßt worden, den Nachtrag zu seinen Erörterungen hinzuzufügen. Erheblich ist der ganze Streit nicht. Beyde Herren sind vorzüglich darüber uneinig, ob sich behaupten lasse, daß die Interpre-

tation allemal ein dunkles Gesetz voraussetze. Der Verf. sagt Ja; und drückt sich darüber so aus, daß die Interpretation nothwendig bey dem, welcher interpretirt, Mangel an Bekanntschaft mit dem Inhalte des Gesetzes voraussetze. Was man hat, sagt er, braucht man nicht zu suchen, und das Suchen des Inhalts eines Gesetzes ist Interpretation. So möchte der Rec. freylich die Sache nicht bestimmen, wenn gleich ihm und gewiß auch Andern schon manche Auslegungen vorgekommen sind, bey denen die Voraussetzung des Verf. sehr richtig zutrifft. Es heißt zwar: Suchet so werdet ihr finden; aber hier möchte man sagen: Viele sind die da suchen, und nicht finden. — Hr. Thibaut ist ganz anderer Meinung: „daß die Auslegung nothwendig dunkle Gesetze erfordere," schreibt er, „ist eine ganz falsche Voraussetzung. Sie ist „nichts weiter, als die Kunst, den Sinn des Gesetzes aus „Gründen zu bestimmen. Auch das klare und zweydeu„tige Gesetz, dessen Grund offenbar und keiner Verdrehung „fähig ist, hat einen Sinn, und wer diesen Sinn durch „Worte darstellt, hat interpretirt." Der Recensent möchte doch aber hierbey auch wohl fragen, ob denn die Zweydeutigkeit, die hier angenommen wird, nicht in der That eine Dunkelheit ausmache? und ob also nicht die ganze Controverse am Ende auf einen Wortstreit führen dürfte, wobey die Entdeckungen eben keinen großen Ertrag für die Wissenschaft versprechen. Gesetze, die mir deutlich sind, können es Andern nicht seyn, und umgekehrt. Allemal geschieht die Auslegung in Beziehung und in der Voraussetzung einer, wenn auch nur möglichen, Dunkelheit oder des zweifelhaften Sinnes des Gesetzes. In der bestimmten Voraussetzung einer ganz deutlichen Vorschrift, kann von keiner Auslegung die Rede seyn. — Der Verf. glaubt auch noch der Berichtigung der Begriffe in der Auslegungskunst durch einige neue Ausdrücke zu Hülfe zu kommen, die er zweckmäßiger findet, als die bisher gebräuchlichen, z. B. statt kritische Interpretation, findet er besser: Buchstabenforschung — interpretatio litteralis. Statt grammatische Interpretation, Wortauslegung — interpretatio verbalis, statt der unschicklich sogenannten logischen Interpretation, (als wenn nicht bey jeder Interpretation Logik nöthig wäre) besser: Geistesforschung — interpretatio abstracta. —

Bb.

Civilistisches Magazin vom Prof. Hugo in Göttingen. Dritten Bandes erstes Heft. Berlin, bey Mylius. 1798. 112 S. 8. 8 gr.

Gegenwärtiges Heft dieses schätzbaren Magazins enthält folgende Stücke. I. Ueber die Mündigkeit zum Testiren, vom Hr. Prof. Hagemeister in Greifswald. Diese lehrreiche Abhandlung ist als ein Nachtrag zu des Hrn. Kanzlers Koch Belehrungen über Mündigkeit zum Testiren rc. Gieß. 1796 zu betrachten. Einen Hauptgegenstand dieser Schrift macht bekanntlich die Erläuterung des Inhalts des Fr. 5 D. 28, 1. aus. Ueber den Sinn dieses Fragments nun ist unser Verf. mit Koch völlig einig, und versteht es gleichfalls so, daß darin die Fähigkeit zum Testiren nicht allein am 15ten Geburtstage, und zwar gleich vom ersten Augenblicke desselben (als eines Kalendertages) an, zugestanden wird; sondern auch sogar gleich nach dem Anfange desjenigen Kalendertages, der vor dem Geburtstage (als Kalendertage) vorhergeht. So daß also Jemand, der am 1sten Januar Nachmittags 3 Uhr, nach unserer jetzigen Zählungsart der Stunden, geboren ist, schon im 14ten Jahre, in der Nacht vom 30sten auf den 31sten December nach 12 Uhr gültig testiren könnte. Wenn aber ferner Koch in dieser Marcian-Ulpianischen Lehre über den Zeitpunkt der Testaments-Mündigkeit ein Räthsel zu finden glaubt, dessen Auflösung weder bisher geschehen, noch auf einem andern Wege möglich sey, als dem von ihm angewiesenen; auch behauptet, daß solche als eine neue, von den Grundsätzen der Rechtsgelehrten, von dem Marcian und Ulpian abweichende, Lehre anzusehen sey: so äußert unser Verf. seine Zweifel dagegen, und gesteht, daß er dieß Sonderbare, Räthselhafte und Neue darin nicht finden könne, sondern vielmehr jene Lehre ganz den sonst gangbaren Grundsätzen angemessen finde. Ulpians Hauptidee in der Stelle scheint ihm nämlich offenbar folgende zu seyn: Die Fähigkeit zu testiren erfordert nicht, daß Jemand das 14te Jahr schon überschritten, und also das 15te Jahr schon angetreten habe; sondern nur, daß das 14te Jahr vollendet sey. Er geht in dieser Absicht die beyden von Ulpian angegebenen Fälle durch, und reducirt dabey alles auf den ganz simpeln Satz, daß der letzte Tag des Jahres, das mit dem ersten Januar anfängt, nicht der erste Januar, son-

dern der 31ste December, welcher schon zu diesem Jahre gehöre, schon mit dem Anfange desselben, das 14te Jahr für vollendet anzusehen sey.

II. Beyträge zur Geschichte der Novellen, vom H. Prof. Cramer in Kiel. Des Verf. Absicht bey diesen Beyträgen ist nicht auf die innere Geschichte, auch nicht auf die Entstehung der Novellen gerichtet; sondern geht, nach seiner Aeußerung, nur dahin, in die Nacht, welche noch immer auf den neuern Schicksalen dieses Rechtstheils ruhet, wo möglich einige Lichtstrahlen fallen zu lassen. Im gegenwärtigen ersten Beytrage, der uns also mehrere folgende erwarten läßt, liefert der Verf. einige Bemerkungen über die Zahl der glossirten Novellen. Nach der gemeinen Meynung wird solche zu 98 angenommen; er hingegen sucht hier auszuführen, daß die glossirten Novellen im strengen Sinne auf die Zahl von 91 oder gar 90 einzuschränken seyn möchten.

III. Finistres. Der Herausgeber liefert unter dieser Rubrik einen Auszug aus einer, von der Juristen-Facultät zu Cervera in Catalonien dem verstorbenen geh. Tribunalrath Höpfner zugesandten, und von diesem ihm für dieß Magazin mitgetheilten, Leichenrede auf den auch in Deutschland bekannten Spanischen Rechtsgelehrten Finistres, welche wie gewöhnlich biographische Nachrichten von demselben enthält, und fügt solchem noch ein raisonnirendes Verzeichniß seiner Schriften bey, die sich auf der Göttingischen Universitätsbibliothek finden.

IV. Etwas über *Antonii Clari Sylvii Commentarius ad leges regias*, vom verstorbenen geh. Tribunalrath Höpfner. Der Verf. zeigt kürzlich gegen Bach, der dieß Buch non ob raritatem solum, sed et ob liberalem doctrinam empfiehlt, daß solches ein höchst elendes Produkt, voll ungenießbaren Gewäsches sey.

V. Ludw. Jul. Friedr. Höpfner, ein Beytrag zu seiner Biographie, vom Herausgeber. Ein sehr interessanter Aufsatz, woraus man sieht, wie diese beyden berühmten Antipoden Herzensfreunde wurden. Der Herausgeber giebt uns hier Bruchstücke aus den von Höpfner an ihn geschriebenen Briefen, die den Charakter des Verstorbenen in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigen; so wie auf der andern

Seite

Seite die offene Art, mit welcher der Herausgeber sein ganzes Verhältniß zu demselben und sein Benehmen gegen ihn dem Publikum hier erzählt, demselben gleichfalls zur Ehre gereicht. Noch interessanter und zugleich sehr belehrend wäre die Bekanntmachung des ganzen zwischen diesen beyden gelehrten Juristen geführten Briefwechsels seyn. Wollte der Himmel zur Ehre der Streitenden und auch unserer Wissenschaft, daß sich alle Fehden in solche freundschaftliche Harmonie auflösten! Als Beylagen sind von dem Herausgeber einige Gedanken über Pütters Verdienste um die Philosophie des positiven Rechts, und über Fakultätsarbeiten angefügt.

VI. Wahrer Ursprung des ff. Ein kurzer Auszug aus einem vom Hrn. Prof. Cramer in Kiel 1796 geschriebenen Programm, in welchem derselbe der Conjektur des du Tillet beypflichtet, daß das Zeichen ff nicht ein π oder ein pp, sondern ein D als der Anfangsbuchstabe von Digestorum sey, nur etwas mehr geschlungen, als wie sie jetzt drucken, beynahe wie ein Paragraphenzeichen, und dann mit einem kleinen Querstrich durch den Buchstaben, wie er bald ganz horizontal, bald etwas gegen die linke Seite geneigt, bey abbrevirten Worten ehemals sehr häufig gemacht worden.

Entwurf eines ganz neuen Gesetzbuchs für vollkommnere bürgerliche Gerechtigkeitspflege. Preisschrift für die Republik Bern. Dem deutschen Vaterlande gewidmet von Joh. Christian Ludw. Fresenius, Hessen-Homb. geheimen Rathe. Frankfurt a. M., bey Eßlinger. 1797. 136 Seit. 8. 14 gr.

Der, durch seinen vollständigen Entwurf eines neuen gerichtlichen Verfahrens, welcher besonders und auch im ersten und zweyten Bande seiner Meditationen für Rechtsgelehrte abgedruckt ist, bereits als ein Mann, der zu dem so wünschenswerthen Verbesserungswerke der heutigen Justiz beyzutragen bemühet ist, bekannte Verf. übergiebt hier dem Publikum seines Vaterlandes seine, schon im Jahr 1793, in Gemäßheit einer öffentlichen Aufforderung der damaligen Regierung von Bern, dahin eingesandte Preisschrift, mit

man-

manchen während der Zeit von ihm nöthig befundenen Verbesserungen und Zusätzen. Ihrer Einkleidung nach ist sie eigentlich eine entworfene Prozeßordnung, die er so einzurichten gesucht hat, daß sie, mit wenig zu verändernder Organisation der Gerichtsverfassungen, in jedem gut eingerichteten Staate eingeführt werden könne. Seine Hauptzwecke bey Ausarbeitung dieses Entwurfs waren: Vereinfachung, allgemeine Verständlichkeit, möglichste Kürze, Aufklärung des Rechts durch den Gang der Behandlung selbst, Abschneidung rechtsverzögernder Ausflüchte, und Verscheuchung schikanöser Willkührlichkeit auf Seiten des Richters und der Sachführer.

Es würde uns weit über die Gränzen des beschränkten Raums dieser Bibliothek führen, wenn wir alles das von dem gewöhnlichen gerichtlichen Verfahren Abweichende, was sich, in Hinsicht dieser von dem Verf. sich vorgezeichneten Gesichtspunkte, in diesem Entwurfe findet, unsern Lesern bemerklich machen wollten, und müssen wir diese anzustellende Vergleichung ihnen selbst überlassen, so wie wir noch weniger unsre Erinnerungen und Bedenken gegen manche hier aufgestellte Grundsätze ausführen können; sondern unser Urtheil über diesen Entwurf nur im Allgemeinen darauf einschränken, daß der Verf. dabey jenen Hauptzwecken durchaus treu geblieben, und daß Manches alle Aufmerksamkeit verdiene. So viel können wir indeß nicht unbemerkt lassen, daß das überall sichtbare Bestreben des Verf. alle Weitläuftigkeiten und Zögerungen abzuschneiden, ihn zuweilen zu einer zu strengen Disposition verleitet hat; wie z. B. folgende: §. 32: „Nach erfolgtem Tode eines der streitenden Theile soll der Richter die unbekannten Erben öffentlich vorladen, daß sie binnen sechs Wochen vom Tage der Vorladung an vor Gericht erscheinen, und den Rechtsstreit fortsetzen, oder Bevollmächtigte glaubhaft vor Gericht stellen, die solches in ihren Namen thun. Würden die Erben dieß nicht thun, so soll es also angenommen werden, als ob sie dem Rechtsstreite entsagt — und dem Gegentheile den Sieg zugestanden hätten.“ §. 74 und 76: „Der Kläger (Beklagte) soll alle schriftliche Urkunden und Beweise, oder was deren Kraft hat, welche er in dem Rechtsstreite zu brauchen gedächte, zugleich mit der Klage (Antwort auf die Klage) im Gerichte einreichen, und es sollen solche, welche nicht mit der Klage (Antwort auf die Klage) eingereicht wurden, gar nicht weiter vor Gericht

nicht vorgebracht werden." Ueberhaupt, (so sehr wir auch übrigens von der Nothwendigkeit der Abschneidung des schleppenden Ganges unsers gewöhnlichen gerichtlichen Verfahrens überzeugt sind, und so wenig wir den Anschein haben möchten, als ob wir der Bequemlichkeit oder auch der Chikane der Richter und Sachwalter das Wort reden wollten,) halten wir die Art und Weise dieser Abschneidung, und wie weit die Scheere fassen darf, um bloß das Uebel zu treffen, und nicht durch den zu raschen Schnitt andere Nachtheile zu erzeugen, für eine höchst mißliche Sache, und eine ganz richtige Norm, das gerichtliche Verfahren abzukürzen, ohne daß durch diese Wohlgemeintheit für das Beste der Parteyen auf der andern Seite Härte gegen sie entsteht, und ihnen die Zeit und Gelegenheit, ihre Gerechtsame gehörig auszuführen, abgeschnitten wird, dürfte wohl eben so wenig zu finden seyn, als der Stein der Weisen. Wie denn, nebenbey gesagt, bey Entwerfung einer solchen Norm, wenn sie anwendbar und haltbar seyn, und kein bloß süßer Traum bleiben soll, nicht gerade auf Einen Rechtsstreit, und den Richter und Sachwalter, wie man ihn sich in abstracto denkt, Rücksicht genommen, sondern auch dabey die einmalige Natur des wirklichen bürgerlichen Lebens, und die durch mehrere Prozesse und oft vielfache andere Arbeiten überhäuften Geschäffte des Richters und Sachwalters nicht außer Augen gelassen werden darf. Jeder, der in richterlichen Geschäfften langjährige Erfahrung hat, wird wissen, wie in dieser Hinsicht manchmal die straffen Bande der Formen nachgelassen werden müssen, um durch drakonische Strenge keine Ungerechtigkeiten zu begehen. Auch dürfte hier wohl das Sprüchwort: bis dat, qui cito dat, nicht ganz anwendbar seyn, da nicht selten der, welcher geschwind giebt, auch um so viel schlechter giebt, als der, dem man dazu die gehörige Muße und Ueberlegung läßt; besonders wenn man erwägt, daß hier die Gerechtsame und das Interesse der Parteyen auf dem Spiele stehen. —

Als Anhang ist übrigens noch dieser Arbeit ein kurzer Entwurf einer gesetzlich vorzuschreibenden Form für Vorträge der Referenten in bürgerlichen Rechtssachen beygefügt.

Hw.

Bemer-

Bemerkungen über die Mündigkeit zum Testiren nach (dem) römischen Rechte. Jena, bey Voigt. 1800. 8½ Bog. gr. 8. 12 gr.

Diese kleine Schrift, als deren Verf. sich unter der Vorrede, der Obersteuerschreiber H. W. Schultes in Altenburg nennt, hat die Erläuterung des bekannten Ulpianischen Fragments D. II. 12. de *Aetate Testatoris* zum Gegenstand, über dessen eigentliche Auslegung bekanntlich unter den Rechtslehrern alter und neuer Zeit sehr verschiedene Meinungen geäußert worden sind.

Der Verf. unterwirft zuerst die Erklärungen, welche der Kanzler Koch und Professor Hagemeister darüber gegeben haben, einer genauen Prüfung; und theilt hierauf seine Auslegung dieses Fragments mit, welche mit derjenigen welche Polak in seiner Mathesis forensis gegeben hat, im Wesentlichen zusammentrifft.

Wir müssen dem Verf. das Zeugniss geben, dass er die Meinungen seiner Gegner, und die Beweise, welche sie für selbige anführen, sorgfältig erwogen, und seine davon abweichende Erklärung, mit Gründen, welche seinen Quellenstudium und kritischen Scharfsinne zur Ehre gereichen, unterstützt habe. Nur hätte er nirgends den Ton der ruhigen Prüfung, welcher sich zu Untersuchungen dieser Art ausschliesslich eignet, verlassen, und sich aller witzelnden Floskeln, zu denen z. B. folgende S. 100. Z. 6 f. „ich muss mich „dem Herrn geheimen Rathe und Kanzler gehorsamst empfehlen, und ersuche ihn, mich, wenn ich auch immer im Superlativ ein kleiner Jurist gegen ihn bin, zu widerlegen;" und S. 101. Z. 18 f. „Leben Sie wohl, Herr geheimer „Rath. — Wollen Sie Fehde, so denken Sie sich in diesen „Abweichungen den Handschuh, und der Kampf beginnt; „und wenn es gleich immittelst Grieswärters den Kampfplatz „bestimmen sollten," u. s. w. gehören, enthalten sollen.

Mh.

Methodologie des deutschen Staatsrechts. Nebst der ältesten sehr seltenen Abhandlung über die Me-

thode des juristischen Studiums in dem funfzehnten Jahrhunderte, von D. Theod. Konrad Hartleben, Hochfürstl. Salzb. wirkl. Hofrath u. ordentl. öffentl. Staatsrechts-lehrer an der hohen Schule zu Salzburg; u. s. w. Salzburg, bey Mayer. 1800. 232 u. XXXI. S. 8. 1 Rg.

Nie war vielleicht eine Periode der deutschen Geschichte dem deutschen Staatsrecht weniger günstig, als die jetzige. Der so oft versicherten Integrität des Reichs ungeachtet, steht seine Verfassung an der äußersten Linie der gänzlichen Auflösung. Seit Jahren leben wir in der Ungewißheit, ob es morgen noch ein deutsches Reich und ein Reichs-Staatsrecht geben werde. Und ohne einmal auf diesen schwankenden und ungewissen Zustand zu sehen — selbst bey einer vertrauensvollen Erwartung der Fortdauer der Reichsverfassung — wieviel haben nicht die Punkte, wo diese sich noch im günstigsten Lichte zeigte: Reichstag und Reichsgerichte — an Wirksamkeit und folglich auch an Interesse in neuern Zeiten verloren? Desto auffallender ist die Sorgfalt, mit welcher gerade in diesen Zeiten die Kultur des deutschen Staatsrechts betrieben wird. Zwey neue Lehrbücher und ein systematischer Entwurf (von Kretschmann, Dabelow und Zachariä) sind erschienen — ein anderes neues Lehrbuch ist angekündigt, und eine eigene Methodologie liefert uns hier Hr. Hartleben. Die Lehrer des deutschen Staatsrechts lassen es also an ihren Bemühungen nicht fehlen, das Interesse an demselben zu wecken und zu erhalten.

In den ältern mit der juristischen Encyklopädie verbundenen Methodologien ist gewöhnlich das Staatsrecht kurz abgefertigt, welches mit daher kommen mag, daß deren Verfasser sich meistens mit dem Privatrechte vorzüglich beschäfftigten. Aber selbst Pütter hat für das heutige deutsche Staatsrecht kaum ein paar Seiten, wo er bloß das System beschreibt, nach welchem es zu lehren und zu lernen sey. Hr. Hartleben verbreitet sich hingegen vollständig über alle Mittel, durch deren zweckmäßigen Gebrauch gründliche und gewandte deutsche Publicisten gebildet werden können. Indem er nicht bloß auf das akademische Studium sich beschränkt, sondern auch die auf dasselbe folgenden Vorbereitungen zur

wirklichen Ausübung im Dienste des Staats schildert, und diese Schilderung mit guten, aus eigener nützlicher Erfahrung hergenommenen Lehren begleitet; füllt er eine Lücke aus, die Kenner bisher gewiß ungern bemerkt haben. Denn außer Bergsträßers (sehr brauchbaren) Briefen über das Studium eines Praktikanten am Reichs-Cammergerichte zu Wetzlar, und einigen Bemerkungen Herchenhans über das Prakticiren zu Wien, die man in seiner Geschichte rc. des Kais. Reichshofraths findet, wird man nach Anleitungen dieser Art sich vergeblich umsehen. In Ansehung des akademischen Studiums versichert übrigens Hr. H. vorzüglich auf die Lage und Verhältnisse der katholischen hohen Schulen Rücksicht genommen zu haben. Er glaubt, daß diese in der Bearbeitung des Staatsrechts den protestantischen weit nachstehen müssen. Und in mancher Hinsicht mag er wohl Recht haben; obgleich Rec. die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß es ihm nach mehrfachen Beobachtungen scheint, man studiere jetzt auf den katholischen hohen Schulen überhaupt gründlicher und ernstlicher, als auf den protestantischen. Hier geht Brodstudium in der Regel über Alles, und wahre Gelehrsamkeit hat für junge Leute wenig Reiz, die nicht genug eilen können, um sich zu einer baldigen Versorgung taliter qualiter zu qualificiren. Das einzige Studium, das nicht gerade aufs Brod gerichtet ist, besteht in unfruchtbaren Spekulationen und Träumereyen, die freylich am Ende nichts nützen, als die Köpfe zu verwirren, und die Leute für die Welt unbrauchbar zu machen. Die Vorbereitung unserer Jünglinge für die Universität ist nicht mehr so sorgfältig, wie ehemals, und wie sie es noch in den katholischen niedern und mittlern Schulen ist. Mag auch da, und selbst auf den hohen Schulen etwas mehr Pedantismus mit unterlaufen, als auf den protestantischen: so wird der durch mehr Gründlichkeit und Eifer für die Wissenschaften wohl ausgeglichen. Indessen hat Rec. die Gegenstände des Tadels, welche der Verf. mit löblicher Freymüthigkeit herausgehoben hat, allerdings erheblich gefunden, und es ist nicht zu zweifeln, daß seine Rügen an manchem Orte erwünschten Eindruck machen werden.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Haupttheile: 1. Methodologie des deutschen Staatsrechts auf Universitäten; 2. außer den Universitäten. In dem ersten Theile hat der Verf.

Verf. die Methode zu lehren und zu lernen von einander getrennt, was zwar einige Wiederholungen unvermeidlich macht, aber für den angehenden Publicisten doch von wesentlichem Nutzen ist. Bey der Lehrmethode hält der Verf. drey theoretische staatsrechtliche Vorlesungen für wesentlich nothwendig: 1. das Reichs-Staatsrecht. 2. Das gemeine Staatsrecht deutscher Reichslande. 3. Die Lehre von der Verfassung der beyden höchsten Reichsgerichte. Das Reichs-Lehnrecht überläßt er dem gemeinen Lehnrecht, dem Kirchen-Staatsrecht aber wünscht er doch noch eine besondere Vorlesung. Zwey praktische Vorlesungen sollen zum Gegenstande haben: den Reichsprozeß und die Staats- und Kanzleypraxis. Hiergegen hat Rec. nichts zu erinnern. Die theoretischen Vorlesungen würde er aber auf zwey allgemeine beschränken: das Reichs- und das Landes-Staatsrecht. In jenem würde er die öffentliche Religionsverfassung im gesammten Reiche, die rechtlichen Bestimmungen, welche das Reichseigenthum durch das Lehnsverhältniß erhalten hat, und die Justizverfassung, folglich auch die Einrichtung der Reichsgerichte, ausführlich behandeln, und von diesem Verfahren hoffen können, das sonst für Viele weniger interessante Reichs-Staatsrecht in manchen, selbst praktischen Hinsichten anziehender zu machen. Es ist freylich schlimm, daß die wenigsten akademischen Lehrer sich unter einander einverstehen mögen, und so würden die Studenten, wenn des Rec. Plan ausgeführt würde, vielleicht bey Andern das Kirchen-Staatsrecht (im Kirchenrecht), das Reichs-Lehnrecht (im Lehnrecht), die reichsgerichtliche Verfassung (im Reichsprozeß) noch einmal hören müssen. Allein — eines Theils wäre das eine wenigstens unschädliche Wiederholung, und andern Theils würde der Vortheil immer bleiben, daß sie doch Gelegenheit gehabt hätten, jene verschiedenen Gegenstände in ihrem natürlichen Zusammenhange kennen zu lernen. — Der Verf. hält übrigens für nöthig, daß die dabey von ihm vorgeschlagenen Vorlesungen von einem Lehrer vorgetragen werden. Dieß hindert jedoch nicht, daß auf einer nicht ganz kleinen Universität zwey oder mehrere Lehrer für dasselbe Fach angestellt seyen. — Was der Verf. von der Auswahl des Staatsrechts-Lehrers und von dessen allgemeinen und besondern Eigenschaften sagt, unterschreibt Rec. mit voller Ueberzeugung. Insonderheit ist die praktische Bildung eines solchen Mannes von äusserster Wichtigkeit, und es wird nicht genug seyn, einen hoffnungs-

nungsvollen Studenten durch Wetzlar, Wien und Regensburg ziehen zu lassen, damit er für seine künftigen Hefte sammle, und ihn dann anzustellen. — Der mündliche Vortrag, wie ihn der Verf. fordert, ist der einzig nützliche. Mit Recht verwirft er die pomphaften, deklamatorischen akademischen Reden. „Man wird," sagt er, „dem Redner gern zuhören, „er wird vielen Beyfall im Anfange erhalten; aber seine „Schüler werden in der Folge bemerken, daß sie Vieles an„genehm gehört, aber Weniges begriffen, und noch Wenige„res behalten haben." — Wenn der Verf. für den Staatsrechts-Lehrer die Oeffnung der Landesarchive verlangt: so wird dieses doch mit manchen Einschränkungen zu verstehen seyn. Wenigstens müßte man von der Diskretion des Mannes sehr zuverläßige Proben haben, ehe man ihn in den Stand setzte, mehr zu wissen, als er klüglicher Weise sagen dürfte. Doch damit wird es so leicht keine Noth haben. Die meisten Regierungen sind Mittheilungen dieser Art nur allzu abgeneigt. — Die Anweisung des Verf., wie die publicistischen Hülfs- und Hauptwissenschaften zu lehren seyen, verdient im Ganzen Beyfall. Jedoch kann Rec. dem auch schon von Andern gemachten Vorschlag, daß das allgemeine natürliche Staats- und Völkerrecht mit den wichtigsten Sätzen des Völkerrechts der Deutschen, und mit steter Hinsicht auf das positive Staatsrecht vorgetragen werden sollte, nicht beystimmen. Der Lehrer wird dadurch gar zu leicht verleitet, das, was seyn sollte, nach dem, was ist, zu bestimmen. Vorzüglicher hält daher Rec. die auch von Pütter beobachtete Methode, die Grundsätze des allgemeinen Staats- und Völkerrechts zur Einleitung in die Darstellung des positiven zu gebrauchen. — Was das beste Lehrbuch über die Reichsgeschichte betrifft: so würde Rec. das Krausesche dem Pütterschen Grundrisse vorziehen. — Uebrigens wird man über den Vortrag des Staatsrechts hier die trefflichsten praktischen Bemerkungen finden, die des Verf. gründliche Kenntnisse und die ausgezeichnetste Einsicht bewähren. — Die Methode zu lernen scheint Rec. wo möglich, noch verdienstlicher zu seyn, als der vorhergehende Theil. Freylich lassen sich hier noch weniger als dort, solche allgemeine Regeln geben, die nicht wegen individueller Verhältnisse mancherley Ausnahme zulassen, da die Menge der Lernenden nach eines Jeden besondern Anlagen, Fähigkeiten, Zwecken, und Bedürfnissen, bald diese bald jene Modifikation erfordert. Die allgemeinen

nen Grundsätze enthalten viel Nützliches; am meisten wird man aber des Verf. wohl überlegten und auf Erfahrung gegründeten Lehren in Ansehung der einzelnen Gegenstände des publicistischen Studiums Beyfall geben müssen. — Die Methodologie des deutschen Staatsrechts außer den Universitäten ist fast ganz neu. Wenigstens trifft man hier Alles an, was man sonst in mehreren Schriften aufsuchen mußte, und dazu manche Zugabe, die dem angehenden Publicisten von wesentlichem Nutzen seyn wird. Der Verf. führt diesen zuerst in sein Museum, um ihm zu zeigen, wie er durch näheres Studium der Reichsgesetze und Staatsakten, historischer und staatsrechtlicher Schriften und politischer Memoiren, und durch Anlegung zweckmäßiger Excerpten-Sammlungen, sich weiter auszubilden habe. Dann begleitet er ihn auf seiner publicistischen Reise nach Wetzlar, Wien und Regensburg, als ein erfahrner und kluger Wegweiser und Rathgeber. Auch giebt er ihm Anleitung, zufällige Gelegenheiten bey Reichs-, Kreis- und landständischen Versammlungen nicht ungenutzt zu lassen. — Der Anhang: eine Epistel von Joh. Jac. Lanis (eigentlich, wie Literatoren indessen ausgemacht haben — Canis — Canisius) — mit einem libello de modo in jure studendi, ist nicht ohne Interesse, und wenigstens des kleinen Raums, den er einnimmt, wohl werth.

Of.

Ueber die bevorzugte Hypothek des Fiscus in den nach dem Kontrakte erworbenen Gütern des Schuldners, nach der l. 28. D. de jur. fisc. Noch ein Versuch vom Post-Direktor Hennemann in Schwerin. Schwerin und Wismar, bey Bödner. 1800. 48 S. 8. 4 gr.

Diese Abhandlung enthält eine neue Auslegung der l. 28. D. de jure fisci, aus welcher bekanntlich allein das privilegirte Pfandrecht hergeleitet wird, welches die gemeine Praxis dem Fiscus auf denjenigen Gütern zuschreibt, welche der, so mit dem Fiscus contrahirt hat, erst nach diesem Kontrakt erwirbt. Der Hr. Vf. widerlegt zuerst die bisher aufgestellten Erklärungen dieses Gesetzes von Westphal, Anton Faber,

Hellfeld, Schnaubert, Kämpfe, und es ist nicht zu läugnen, daß auch jene in der Praxis angenommene Meinung noch einige Zweifel wider sich habe, welche nicht genugthuend bisher gehoben worden sind. Allein wir zweifeln sehr, ob Kenner die Erklärung, welche der Verf. von jenem Gesetz giebt, befriedigender finden werden, welche hauptsächlich darauf beruht; wenn das Gesetz sagt: „Si qui quae habet, habiturusque esset, mihi obligaverat, cum fisco contraxerit, sciendum est, in re postea acquisita fiscum potiorem esse debere, Papinianum respondisse, quod et constitutum est, praevenit enim pignoris causam fiscus;“ so sollen mit dem Ausdruck: in re postea acquisita, nicht alle von dem Schuldner nach dem Kontrakt mit dem Fiscus erworbene Güter, sondern es soll nur die einzelne fiscalische Sache verstanden seyn, welche durch den Kontrakt mit dem Fiscus an den Schuldner gekommen ist; es soll daher auf dieser Sache der Fiscus dem ältern Pfandgläubiger vorgehen, weil die Sache nicht anders als mit der ihr schon inhärirenden Belästigung des fiscalischen Pfandrechts, als einer stillschweigend vorbehaltenen Beschränkung des Eigenthums auf den Schuldner übergieng. Offenbar ist hier in die Worte: in re postea acquisita allzuviel hineingelegt, was sie nicht enthalten, als daß wir die Erklärung des Verf. wahrscheinlicher, als die von der gemeinen Praxis angenommene finden sollten.

Bh.

Berichtigungen und Zusätze zum zweyten Bande des Glückschen Kommentars über die Pandekten, für die Besitzer der ersten Ausgabe. Erlangen, bey Palm. 1800. 10 Bog. gr. 8. 10 Gr.

Wir haben aus der Voreinnerung nur Folgendes anzuführen. Da die neue Auflage des zweyten Bandes fast ganz umgearbeitet ist: so war es, um der Kürze willen, nöthig, in den Zusätzen alles dasjenige wegzulassen, was nur im Stil und in der Ordnung des Vortrages verbessert worden, in der Hauptsache aber unverändert geblieben ist. Der Verf. hat also hier nur lediglich das bemerkt, was in der Hauptsache berichtiget, verbessert und als neu zugesetzt worden ist. Jedoch

doch sind diejenigen Stellen angezeigt, die in der neuen Auflage als überflüssig weggeblieben sind.

Ueber landwirthschaftliche Kontrakte und deren Kautelen, besonders in ökonomischer Rücksicht und näherer Beziehung auf Mecklenburg. Erster Theil. Von den landwirthschaftlichen Kaufkontrakten und deren Kautelen. Vom Legationsrathe von Ferber. Schwerin, bey Bödner. 1800. 215 S. gr. 8. 18 gr.

Der Verf. ist dem Publikum durch seine Grundzüge zur Werthschätzung der Landgüther in Mecklenburg (1796) bereits vortheilhaft bekannt. Jetzt geht sein Zweck dahin: „die in Rücksicht der Landwirthschaft häufig vorkommenden Kontrakte in ökonomischer Hinsicht zu bearbeiten.“ Sein Plan dabey ist, nicht allein die in sich verschiedenen Kontraktsarten, und zwar jede besonders aufzuführen; sondern auch den bey einer jeden wiederum besonders vorkommenden Artikel der Reihe nach durchzugehen und mit den dabey zu beobachtenden Kautelen zu begleiten. Auf diese Weise wünscht er dem Guthskäufer und Verkäufer, dem Pfandgeber und Pfandnehmer, dem Pächter und Verpächter, dem Richter und dem Sachwalter bey landwirthschaftlichen Kontrakten in ökonomischer Rücksicht einen gedruckten Konsulenten in die Hand zu geben, der ihn bey diesen Kontrakten leiten und ihn wenigstens vor Schaden und Unglück bewahren mag. Der Verf. erklärt aber ausdrücklich, und das mit sehr gutem Grunde, daß man es nie versäumen möge, neben seinem Buche auch noch einen Rechts-Konsulenten bey abzuschliessenden Geschäfften zu Rathe zu ziehen.

Der vorliegende erste Theil beschäfftigt sich mit den landwirthschaftlichen Kaufkontrakten, in zwey Hauptstücken. In dem ersten wird von den Kaufkontrakten über ganze Landgüther, und in dem andern über einzelne Guthstheile, namentlich über einzelne Aecker-Reviere und Wiesen, über Holz-Reviere und Torf-Mohre, über Mühlen, Krüge, Ziegel- und Kalkbrennereyen, u. s. w. gehandelt. In den Beylagen findet man: Entwurf zu einer Obligation, wobey

dem Anleiher jura cessa reservati dominii von dem Guths-Verkäufer ertheilt werden. — Entwurf zu einer Agnitions-Akte. — Entwurf zu einem Liberations-Schema. — Einige Haubraktenstücke, die Brandassekuranz-Gesellschaft für das platte Land in den Herzogthümern Schwerin und Güstrow betreffend. — Vereinbarung einer Hagelschadens-Assekuranz-Gesellschaft in den Mecklenburgischen Landen.

Die Brauchbarkeit des Buchs besteht vorzüglich darin, daß der Jurist, der die Abschließung eines sogenannten landwirthschaftlichen Rechtsgeschäffts zu leiten hat, auf die mancherley praktischen Verhältnisse aufmerksam gemacht wird, um darauf rechtliche Rücksicht nehmen zu können. Dazu ist das Buch hingegen nicht, daß der Landwirth die zur Abschließung eines solchen Rechtsgeschäffts erforderlichen juristischen Kenntnisse daraus schöpfen soll. Der Landwirth wird auch wohl thun, wenn er auf die juristischen Kenntnisse Verzicht thut, und dagegen umgekehrt lieber den Juristen in den Stand setzt, sich über das Landwirthschaftliche bey vorkommenden Fällen leicht unterrichten zu können. Und von dieser Seite kann das Buch großen Nutzen stiften. Denn das ist leider der Grund und die Veranlassung zu den vielen schiefen, beyden kontrahirenden Theilen nicht selten unbequemen, und lächerlichen Kontrakten, die geschlossen zu werden pflegen, daß der Jurist, der in der Sache die Feder zu führen hat, nicht genug weiß, worauf es in landwirthschaftlicher Hinsicht vorzüglich ankommt. Auf Mecklenburg ist das Werk zwar zunächst berechnet. Man wird es jedoch auch in andern Ländern, wenn gleich weniger, brauchen können.

Og.

Beyträge zur genauern Kenntniß der Reichsverfassung Deutschlands, mit besonderer Rücksicht auf die Kaiserliche Wahlkapitulation. Gesammlet und herausgegeben von C. H. L. W. Spiller von Mitterberg, Herzogl. Sachsen-Coburg. G. R. und C. R. Coburg, bey Ahl. 1799. 1 Alph. 5 Bog. 1 Rthlr. 4 gr.

Eine

Eine bloße Kompilation, die ihrem Urheber keine große Mühe verursacht haben kann. Sie besteht aus drey Abhandlungen, welche die deutsche Reichsverfassung, Wahl des Kaisers, dessen Krönung und Wahlkapitulation zum Gegenstande, und Gerstlacher, Klüber und einen Ungenannten zum Verfasser haben.

Da diese Aufsätze, bey Gelegenheit der Recensionen denjenigen Werke, aus denen sie genommen worden, in dieser Bibliothek beurtheilt sind: so können wir uns bey diesem unveränderten Abdrucke derselben nicht länger verweilen.

Als Anhang ist die Wahlkapitulation Leopolds des Zweyten, und ein aus dem Gothaischen Hofkalender auf 1799 entlehntes Chronologisches Verzeichniß der sämmtlichen deutschen Kaiser beygefügt.

Mh.

Arzneygelahrheit.

1. Vie de M. Zimmermann, Conseiller d'Etat (de la Cour,) et premier Médecin du Roi d'Angleterre à Hanovre, Chevalier de l'ordre de Wladomir, Membre de plusieurs Académies. Par Mr. *S. A. D. Tissot*, D. M. de la Societé Royale de Londres etc. à Lausanne, chez Fischer et Vincent, Imp. Lib. 1797. Avec Privilége de LL. EE. 122 S. 8.

2. Leben des Ritters von Zimmermann, Hofraths und Leibarztes in Hannover. Von S. A. D. Tissot. Mit dem Bildniß des Herrn von Zimmermann, und mit Anmerkungen des Uebersetzers. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1797. VIII. und 280 S. 8.

3. J. G. Zimmermann's Lebensgeschichte. Von S. A. D. Tissot, d. A. D., Mitglied der Königl. Gesell-

„Gesellschaft zu London, u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1797. 178 S. 8.

Das Gesetz, welches sich der berühmte, bald nach der Herausgabe dieser Biographie verstorbene Verf. bey seiner Schrift auflegte, ist von ihm selbst, S. 5 so bestimmt: „C'est sa „vie, que j'écris, et non point son éloge; ce mot in„spire la défiance, et par-là même diminue l'intérêt: on „ne fait point connoître l'homme, quand on ne le mon„tre, que par ses beaux côtés; en ôtant aux lecteurs le „droit de le juger, on risque de le leur rendre indifférent. „Je présenterai mon ami tel que je l'ai vu pendant plus „de quarante ans; et si je me permets la louange, je me „permettrai aussi le blâme.“ Vergl. S. 119. Und Zimmermann selbst sagte: „Kompetente Richter haben gezeigt, „daß ein großer Mann nicht ein Mann ohne Fehler ist; und „daß es freylich Nahrung eines kleinen Geistes wäre, nur „seine Fehler zu rügen, so wie sie verdecken wollen, wieder „eben so viel ist, als den großen Mann verkleinern.“ Fragmente über Friedrich den Großen, 1. Kap.

Nach solchen Grundsätzen der Wahrheit und Unpartheylichkeit sollte freylich jede Lebensgeschichte abgefaßt seyn; und Hrn. Tissot hat es wenigstens nicht an gutem Willen gefehlt, ihnen treu zu bleiben. Er wollte wohl ohne Zweifel einen wahren Abriß von Zimmermanns Leben, und von seinem sittlichen und gelehrten Charakter geben. T. war sein vieljähriger Freund und Korrespondent, und in mancher Hinsicht mehr, als viele Andere im Stande, ein solches Leben zu schreiben: in mancher Hinsicht, sage ich; nicht in jeder. Denn erst im Jahr 1775 lernten sie sich persönlich kennen; und es ist, wie der Hannöverische Uebersetzer anmerkt, wirklich auffallend, daß zwey solche Freunde, die sich bis 1768 so nahe waren, in so langer Zeit nicht das Bedürfniß fühlten, sich zu sehen. Die Zusammenkunft war in Lausanne, wohin Z. seine Tochter abzuholen gereiset war, und damals fünf Wochen in Tissots Hause lebte (S. 67). T. kannte demnach seinen Freund hauptsächlich nur aus einem Theil seiner Schriften, (denn alle deutsche, nicht übersetzte Schriften Zimmermanns konnte er nicht lesen) und durch einen öftern

und

und langen Briefwechsel. Vollendeter wäre seine Schrift unstreitig geworden, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, Z. oft und unter allerley Umständen und Lagen Jahrelang hindurch zu sehen, und hieraus, was zur genauen und vollständigen Schilderung erforderlich war, aufzugreifen. Hierzu kommt Tissots Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache, Literatur und Verfassung. Dieser Mangel mußte wohl manche Lücken, oft Dunkelheiten, hie und da Unrichtigkeiten veranlassen, denen durch Zs. und Anderer Briefe, oder durch mündliche Nachrichten von Reisenden, nicht hinlänglich abgeholfen werden konnte. T. erzählt Manches auf Treu und Glauben, so wie es ihm einseitig und parteyisch berichtet ward. Zs. Biographie konnte sonach durch T. nicht ganz so gegeben werden, wie man sie geschrieben wünschte. Andern ist noch eine reiche Nachlese übrig, und es ist Hoffnung dazu. Auch haben wir von den Herren Wichmann und Marcard bereits Einiges gelesen. Indeß wollen wir vorläufig mit Dank annehmen, was uns T. gab.

Ich werde Einiges aus seiner Schrift ausheben, und hie und da Anmerkungen einstreuen. S. 6. Der ermüdende, oft auf 6 — 10 Jahre ausgedehnte Vortrag, den Brunner über die Metaphysik nach Wolfischen Grundsätzen hielt, brachte Z. eine Abneigung gegen diesen Theil der Philosophie bey. (T. spricht mit Lob von der Metaphysik; aber Z. behielt jene Abneigung lebenslang, und äußerte sie mehrmals öffentlich, z. B. schon früh in seinem Leben, das Brendels Programm (de logarithmis parabolicis) zu Zs. Inauguralschrift beygefügt ist; in einer Anmerk. zu seinem Gedicht: die Zerstörung von Lissabon, S. 33; im Leben des Hrn. von Haller, S. 136. Auch seine neuesten Schriften liefern hierfür Belege.) S. 8. Haller nahm Z. im J. 1747 in Göttingen zu sich ins Haus, und war für ihn Vater, Mentor, Lehrer und Freund. Boerhaave's Lob: „Ses „principes seront toujours des guides surs auprès du lit „des malades." (Dieser Ausspruch, und der darauf folgende Tadel derer, die von Boerhave abweichen, ist doch wohl etwas zu stark. Haller, ein dankbarer Schüler und großer Verehrer Bs., wich doch mit unter sehr von ihm ab, verbesserte und ergänzte ihn, z. B. in den Praelect. acad., welches ihm dann auch eine Fehde mit van Swieten's Schwager, dem D. Mortwyk, einem orthodoxen Boerhaavianer,

visten, zuzog: daher Werlhof's Einfall: von Swieten habe als ein guter Katholik, Haller als ein guter Protestant kommentirt. Zimmermann Leben Hallers, S. 221.) Buendels Lob. Er habe sich doch mehrmals durch einen Esprit de systême verleiten lassen, (égaré. Sollte man dieß mit Recht von B. sagen können? Er war wohl mehr Eklektiker als Systemsüchtig.). S. 9. Bey Achenwall hörte Z. nicht, wie hier steht, die Geschichte der Europäischen Staaten; sondern, wie die Hannöv. Uebersetz. auch anmerkt, die Statistik; und es scheint, daß Z. hier zuerst jene Vorliebe für die Politik faßte, die in seinen letzten Schriften so hervorsticht, und ihm die letzten Jahre seines Lebens so sehr verbitterte.

Sein anhaltendes Studium zog ihm schon im J. 1748 den ersten Anfall der Hypochondrie zu, die ihn seitdem so oft ängstigte. S. 11. Seine Inauguralschrift: De irritabilitate, Goett. 1751. 4. Haller gab Z. den generellen Plan, sagte, wornach man suchen, und welche Mittel man anwenden solle, gab einige Versuche an, und sahe sie machen. Aber der größte Theil dieser Arbeit, die Redaktion, die Ordnung, die Klarheit, ein großer Theil der Folgerungen, gehören unserm Zimmermann. Diese Schrift war die erste von dieser neuen Lehre, welche so viele Veränderungen in der medicinischen Theorie hervorbrachte. Zs. Name war von da an in ganz Europa bekannt. (Es ist merkwürdig, daß Z. über den Antheil, den er nach Ts. und selbst Hallers Zeugniß, (Rec. der Zimmermannischen Schrift in den Gött. ting. gel. Anz. 1751; wieder abgedruckt in der Hannöv. Uebers. der Vie S. 27.) an der Entwickelung jener Lehre hatte, so ganz weggeht, und Hallern alles zuschreibt. Man sehe Zimmermanns Leben Hallers, S. 292. 295, wo nur in der Note S. 299 unter andern Hallerschen Schülern, die ihre selbst gearbeiteten Probeschriften mit Versuchen begleitet haben, Zs. Name beyläufig mit vorkommt, und dieser hinzusetzt: n'en deplaise à ma modestie!) S. 14. Nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und Frankreich gab Z. im Iournal Helvetique de Neufchatel. Nov. 1752. Nachrichten von Hallers Leben: Lettre à M*** (Herrenschwand) celébre Mèdecin concernant M. de Haller; die einzige Schrift, sagt T., die Z. in Französischer Sprache schrieb; sie beweiset, daß er sie völlig so gut inne hatte, als die Deutsche.

S. 16.

S. 16. Etwas über Zs. Leben des Hrn. v. Haller, 1755, wovon er die Uebersetzung der Paragphen-Titel an T. sandte. Z. habe es 1760 retuschirt in Briefform geben wollen; das aber unterblieb. (Die Ankündigung und Bitte, Hallers Leben betreffend, 1778. ½ Bog. 8. wieder abgedruckt in der Hannöv. Uebers. der Vie, gedenkt T. nicht. Sie ließ viel erwarten.) S. 18. Lob der ersten Gattin Zs., verwittweten Steck, geb. Meley, Hallers Verwandtin. S. 19. Ueber Zs. Lektüre: „Les bons romans sont l'histoire naturelle de l'homme moral." Z. las sie gerne, insonderheit die Englischen. (Z. sagt in der Vorrede zu Hallers Leben: „meine Thränen haben sich für die himmlische Cla„rissa in Fluthen ergossen!") S. 21. Z. war nicht zufrieden in dem kleinen Brugg. („Meine Lage war so gering und „klein, als möglich; denn ich war ein kleiner Doktor, und „ein komisches Magistratsglied im kleinsten Städtlein der „Schweiz." Ueber Friedr. den Groß., S. 257.) weil er dort nicht alles so fand, wie er es wünschte und bedurfte; ihm fehlte zu viel von dem, was er vorhin gehabt hatte, literarische Freunde, u. s. w. Er fühlte dieß zu lebhaft, und beklagte sich darüber. T. findet seinen Freund hier etwas ähnlich mit verzogenen Kindern, die, wenn sie nicht alle Spielsachen haben können, die sie begehren, auch die übrigen verschmähen. Nicht zu läugnen ist es, daß Z. während seines ganzen Lebens nur allzuoft sich wie ein verzogenes Kind betrug. Noch eine andere Reflexion verdient hier ausgehoben zu werden: „Il y a un art d' être heureux avec le„quel, quand on se porte bien, que l' on est libre, et „que l' on ne manque du nécessaire, on peut l' être pres„que par-tout; mais tout le monde ne connoit pas cet „art, et des hommes du plus grand mérite ont quelque„fois le tort, je serois tenté de dire, font la sotrise de „le mépriser. Il faut savoir tirer parti de tous les hom„mes, — il faut se faire tout à tous." T. bringt hierüber einen gefälligen Zug von Haller bey. „Le sentiment d' „être aimé, n' est il pas bien aussi doux que celui d' être „admiré? *M. Zimmermann* le sentit peut-être pas assez „tôt: il n' eut point d' agrémens à Brug, parce qu' il „crut que l' on ne pouvoit point y en avoir; et ayant „toujours eu le genre nerveux très-sensible et très délicat, „ce sentiment fréquent de mécontentement le jetta dans „l'hypocondrie, et l'hypocondrie augmenta le goût pour la „soli-

„litude.“ Z. war misvergnügt in der republikanischen Schweiz; (er äusserte dieß wiederholt in seinen Schriften, z. B. über die Einsamkeit, Th. 2. Kap. 5. Th. 3. Kap. 10. T. führt auch S. 29 hierüber ein paar satirische Schriften von Z. an.) Er war eben so wenig vergnügt in Hannover; (S. 56) obwohl er in so vieler Hinsicht Ursache zur Zufriedenheit hatte (S. 84). („Unter diesem für mich ewig fremden, und ewig trüben Himmel,“ u. s. w. Von der Einsamkeit, 1773.) Die Ursachen jener Unzufriedenheit hat T. angedeutet, und Z. selbst angegeben: Ueber Friedr. d. Groß. Anhang.) Seine Empfindlichkeit, seine Hypochondrie folgten ihm allenthalben, und trübten seine schönsten Stunden. Auch kamen noch andere Umstände hinzu. S. 25. Z. liebte die Arzneykunde, und war aus Pflichtgefühl ämsig bey den Kranken. Sanft und vortrefflich war die Art, womit er sie soignirte. (Man s. hierüber, und über sein musterhaft humanes Benehmen gegen s. Nebenärzte die Anmerk. d. Hannöv. Ubers. der Vie S. 169. Wichmanns Krankheitsgeschichte Zs., S. 13. Marcards Beytrag zur Biographie Zs. S. 50. 61.) Seine Liebe zur Einsamkeit begann frühe. In Brugg war er viel im Hause bey den Seinigen und studirte. „J' aime la solitude, et je ne „trouve de plaisir que chez moi; j'écris pour me pro„curer un amusement.“ (Der Schreibetrieb, ob wohl seiner Gesundheit nachtheilig, ward in der Folge immer mehr Bedürfniß für ihn; er schloß sich ein; Wichmanns Krankheitsgeschichte Zs.) In Gesellschaften war er wenig, weil sie seinem Geiste nicht Nahrung genug boten. T. bemerkt sehr richtig: Z. würde bey mehrerem geselligen Umgange glücklicher und länger, wenn gleich nicht mit so vielem Ruhm, gelebt haben. S. 32 erwähnt T. des Gedichtes: die Zerstörung von Lissabon. (Zürich. Heidegger u. C. 1755. 36 S. 4. Die Zueignung und Vorrede (28 S.) enthalten, so wie die dem Gedicht untergelegten Anmerkungen manche treffliche Gedanken und Notizen. Der Rec. besitzt noch ein zweytes Gedicht, auch in reimlosen Versen: J. G. Zimmermanns Gedanken bey dem Erdbeben, das den 9. Christmon. 1755 in der Schweiz verspürt worden. Coelo tonantem etc. Zürich. Heidegger. 1. Jenner 1756. 1 Bog. 4. Beyde scheinen selten, und wenig bekannt zu seyn. In der Vorrede zu Hallers Leben sagt Z. „er sey zur Poesie nicht geschickt, und werde der Welt

„nie

„nie als Dichter bekannt werden.“ Wenn T. bey Gelegenheit dieses Gedichts sagt (S. 32): „que tous ses ouvrages „ont été des premiers écrits en allemand:“ so ist dieß wenigstens von einem Theile derselben wahr. Aber wenn er hinzusetzt: „avec beaucoup de pureté, et que l'on peut „le regarder comme un des restaurateurs de cette lan„gue:“ so muß man dem widersprechen. So schön, kraftvoll, reich, und originell Zs. Stil war, den er sonderlich durch das Studium der Engländer und Franzosen gebildet hatte, wodurch er allerdings viel zur Ausbildung und Veredlung der Sprache beytrug, weßfalls ihm auch gleichzeitige kompetente Richter großes Lob beylegten: so fehlte ihm doch viel an jener Reinigkeit. Z. sahe dieß selbst ein. Um so mehr fällt das Letzte weg.)

S. 33. Die Materialien zu dem Werk über die Einsamkeit, wovon eine Skizze dreyßig Jahre vorher, 1756 (hernach umgearbeitet 1773 im Hannöverischen Magazin, auch besonders gedruckt, 1773. 1780) erschien, sammelte Z. im J. 1758, wobey er die Leben der Heiligen las, und Vieles excerpirte. In diesem J. schrieb er überhaupt viel, gab seine Schrift vom Nationalstolze heraus, und arbeitete von da an bis 1763 sein Werk von der Erfahrung in der A. K. aus, wovon er zuerst eine detaillirte Skizze an T. schickte. Z. definirte den Charlatan: „un „homme sage, qui met à profit la sottise des autres. Per„sonne ne fut jamais plus éloigné que lui de ce genre de „sagesse.“ Dieß von Aerzten und Nichtärzten mit Nutzen und Vergnügen gelesene Werk wird Zs. Name erhalten. Z. wollte noch zwey Theile davon liefern. Er arbeitete 22 Jahre nach Herausgabe der beyden ersten Theile den Plan dazu aus, den er im J. 1789 an T. sandte. Dieser hat ihn mit dem Wunsch, daß ein anderer Arzt dadurch gereizt werden möge, das Werk zu ergänzen, (S. 36 Note) abdrucken lassen. (Die Furcht des Hannöv. Uebers. die nächste Messe werde schon eine Ankündigung dieser Fortsetzung liefern, ist bis hierzu nicht begründet worden.) Beschäfftigungen ganz anderer Art (seine politischen Fehden und Schriften seit 1788) hinderten ihn an der Vollendung des Werks. (Es ist sehr zu bedauern, daß die Ausarbeitung, und aus dieser Ursache, unterblieb. Obgleich Z. sein Werk, zu beschreiben, nur einen jugendlichen Versuch nannte? (Wichmann S. 7)

S. 7) so war ihm doch der große Beyfall, den es erhielt, nicht unbekannt. Es ward wiederholt in Deutschland aufgelegt, und in mehrere Sprachen übersetzt: ins Französische, Italiänische, Englische, Spanische u. s. f. Dieser Beyfall hätte ihn aufmuntern sollen, früher an die Fortsetzung zu denken, zumahl, da ihn seine Freunde oft daran erinnerten; welches er aber fast übel nahm.)

S. 38. Auszug der Schrift vom Nationalstolze. Z. gründete hierdurch seinen Ruhm im größern Publikum. (Von der zweyten Ausgabe 1760 urtheilte ein Kenner (Litt. Briefe): „der Verf. habe mit mehr als schriftstellerischer „Verläugnung oft die witzigsten Gedanken und beredtesten „Stellen weggelassen, die ihm mehr zu schimmern, als zu „unterrichten schienen." Es ward in mehrere Sprachen übersetzt, ins Französische, Englische, Holländische.) T. sagt: Z. habe hierin die französische Revolution 30 Jahre vorhergesehen und verkündiget. (Also wäre sie ja auch wohl ohne Illuminaten zur Reife gekommen!!)

S. 41. Z. hatte die Idee, über Hysterie (Vapeurs, Blähungen giebt es der Hannöv. Uebers.) und Hypochondrie zu schreiben, da er über diese Krankheiten sehr gute Erfahrungen gemacht hatte. Aber er gab sie bald auf. (Es wäre allerdings etwas Vorzügliches zu erwarten gewesen. Viele treffliche Winke und Bemerkungen sind unstreitig in seiner Korrespondenz mit Aerzten und Kranken verborgen, und es ist zu wünschen, daß sie hervorgezogen werden.) T. suchte ihn in einen größern Wirkungskreis zu bringen, und desfalls Hallern für ihn zu interessiren. H. wollte ihn (1764) als Professor der Therapie nach Göttingen bringen. Aber Z. weigerte sich, weil er, was Haller doch widerrieth, in Hannover angestellt zu werden wünschte, um sich Werlhof zu nähern, den er sehr ehrte. Haller und Zimmermann standen damals nicht mehr in gutem Vernehmen. (Die Ursachen giebt T. nicht an. Das Mißverständniß scheint mit der Bekanntmachung des oben erwähnten französischen Briefes, Hallers Leben betreffend, angefangen zu haben. Er mißfiel ihm, nach Zs. eigener Versicherung: Hallers Leben, Vorrede.) Mehr noch mußte das ausführliche Leben ihm nothwendig mißfallen. H. mißbilligte und widerrieth auch den Druck aufs äußerste (Götting. Recens. d. Lebens.) aus wichtigen seine Ruhe betreffenden

Grün-

Gelehrten in zwanzig Briefen; insonderheit weil, was Z. darin über den akademischen Neid und über die republikanische Eifersucht sagt, das Lob, was H. auf Kosten seiner Kollegen erhält, wogegen denn die Anfälle, die man in einer Zuschrift nicht vermuthen würde, wieder abstachen, u. s. w. Auch mochte Hallern wohl das zu laute Tadel seiner Gegner mißfallen; s. Z. Br. der Universität Jena: Hallers Leben, S. 197. Baldingers Fortsetzung der Börnerschen Lebensbeschreibungen, 3. Th. S. 545. 679. Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, 1. Th. S. 1—3 und Vorrede. Zimmermann selbst nennt, in s. Ankündigung und Bitte Hallers Leben betreffend, jene Schrift: „ein literarisches Un-„geheuer, schwerfällig, geschmacklos, unreif, rauh, studen-„tisch, und von jugendlicher Petulanz." Seit dieser Zeit) führte wohl zuerst von Hallers Seite Kälte und Zurückhaltung, die dann auf Z. übergiengen. Beyde waren Männer von hohem Geist, voll Gefühl ihrer Vorzüge; und Z. hatte sehr reizbare Nerven — gebrochne Nerven pflegte er sie zu nennen. — Auch soll, nach Zs. mehrmaliger Aeußerung ein republikanischer Schweizer selten des Andern Größe ertragen können: „der zu große Ruhm eines Mit-„bürgers ist Schweizern immer lästig." Ueber H. und dessen Tod; Deutsch. Museum, 1778. Ein Urtheil, das H. über Zs. im J. 1775 gedruckte Unterredung mit Friedrich II. fällte, bewies noch mehr jene Disharmonie. „Hal-„ler schließt jetzt seine literarische Laufbahn mit einem Ro-„mane," sagte Z. dem Könige. Dafür nannte H. es Eitelkeit, daß Z. diese Unterredung publicirt habe; was Z. indeß läugnete, und vorgab, es sey ohne seinen Willen geschehen. Zs. Empfindlichkeit gegen H. zeigt sich in der Folge noch stärker; z. B. „Hallers brennende cholerische Ruhmbegier, „die bey ihm niemals keine Melancholie um den zehntausend-„sten Theil eines Fliegenhauchs schwächte! Haller war Hy-„perorthodox. Diese Art von Theologie gefiel ihm, weil sie „hart und unbiegsam ist, wie er war." (Ueber die Einsamkeit, Th. 2. Kap. 6. vergl. Ueber Friedrich den Großen, S. 282 Note.) Ein scharfes Urtheil über einen verstorbenen Landsmann, Verwandten, Lehrer und väterlichen Freund! Z. dachte hier wohl wenig an seine eigene cholerische Ruhmbegier, an seine eigene Härte und Unbiegsamkeit!)

S. 44. Z. erhielt in der Folge verschiedene Anträge, die er ablehnte. (Daß T., wie er S. 48 versichert, von irgend Jemand zuerst festgesetzt habe: die Reizbarkeit sey das Princip des Lebens in Pflanzen und Thieren, fällt, wie auch der Hannöv. Uebers. anmerkt, widrig auf, da T. doch Hallern die Entdeckung, und ihm und Z. die Entwickelung dieser Lehre vorhin zugestehet, auch in den Nachrichten, welche er Tscharnern über die Hallerische Lehre von der Reizbarkeit gab, ausdrücklich sagt: „Hallern gebühre unstreitig der Ruhm, „dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag „gelegt, und dadurch das wahre Geheimniß der Natur in „diesem körperlichen Leben aufgedeckt zu haben.“ Tscharners Lobrede auf Haller; Zusätze, S. 79. Bern. 1778. Haller selbst giebt am Schlusse s. Recens. der Z. Schrift (Gött. gel. Anz. 1751.) die Reizbarkeit schon „als die „Haupttriebfeder des Lebens in Thieren und Pflanzen an, die „sich vielleicht noch weiter erstrecke, und wohl eine genaue „Aehnlichkeit mit der Leibnitzischen angebornen Kraft der „Elemente besitze.“

S. 49. Zs. Buch über die Ruhr (1767). Cullen urtheilte, Z. habe zuerst die wahre Behandlungsart der Ruhr gezeigt. S. 52 nennt T. einige kleine in Journalen abgedruckte Schriften Zs., und wünscht, daß sie gesammelt werden. (Seitdem hat Jemand zerstreute Blätter vermischten Inhalts von Zimmermann. Leipz. 1799. herausgegeben; hierin sind enthalten: die kleine Schrift von der Einsamkeit, die kleinen Aufsätze aus dem Hannöver. Magaz. 1778 (auch seitdem besonders abgedruckt,) u. s. f.; Ein fremder Aufsatz über die Dummköpfe ist am Ende, man weiß nicht wozu? angehängt. Die polemischen Aufsätze, deren Titel doch hätten genannt werden sollen, und die kleinern medicinischen, sind weggelassen. Einige hat der Hannöv. Uebers. der Vie nachgetragen; über eine von Kämpf erfundene Maschine zum Dampfklystire, Warnung an Aeltern, Erzieher, u. s. w., denen noch beyzufügen sind: an den Regimentschirurgus Hempel (1778), an den Hofr. Kästner (1779), Baron Knigge als Illuminat, Demokrat und Volksverführer, in Hoffmanns Wien. Zeitschrift, u. s. f. die oben genannte Lettre à M***. etc. (deutsch in der Züricher neuesten Sammlung vermischter Schriften, B. 1. Th. 4.) und die satyrischen Aufsätze im Züricher Erin-

Meinungen; verschiedne med. Aufsätze: über ein krampfhaftes Schlucken und hysterische Geschwülste, Act. Helv. T. 7. Von der Ruhrepidemie in der Stadt Hannover, usw. im Hannöv. Magaz. 1772. Hallers Beschreibung einer Epidemie, übers. mit Anmerk. ebd. 1772. Ueber den Gebrauch des im Tafia aufgelösten Guajac (1773) u. s. f. Auch ein Aufsatz in Lavaters Physiognomik, B. 1.)

Im J. 1766 zeigten sich die Zufälle jenes Leibschadens, dessen Heilung ihn 1771 nach Berlin trieb. Seine Hypochondrie machte ihn unentschlossen, oft furchtsam, bey den Versuchen die T. machte, ihn auf einen größern Schauplatz zu bringen. Tissot hatte den Ruf als Leibarzt des K. in Polen abgelehnt, und Zimmermann und Tralles, als die beyden Aerzte genannt, die des Königs Vertrauen am würdigsten waren. (Eine ungleiche Zusammenstellung: der Verf. des Werks von der Erfahrung, von der Ruhr, und vom Nationalstolz! und der Verf. der Schriften vom Mohnsaft, von der Cholera, und vom schlesischen Riesengebirge!) Beyde schlugen den Ruf aus. Z. bereute es gleichwohl. Im folgenden Jahre konnte T. ihm Werlhofs Stelle verschaffen. Haller hatte den Auftrag T. dahin zu ziehen. T. lehnte es ab und schlug Z. vor. Haller wollte sich hiermit nicht befassen; also wandte sich T. an einige Hannövrische Herren. Im Sommer 1768 zog Z. mit seiner Familie nach Hannover. Aber widrige Umstände verbitterten ihm sofort diese neue Lage. Vor dem Thore warf der Wagen um; seine Schwiegermutter brach das Bein. Nach einigen Tagen erlitt Z. den Verlust des für ihn am günstigsten gesinnten Geheimenraths. Seine zunehmende Kränklichkeit machte ihm die Krankenbesuche oft sehr peinlich. Hierzu kamen Eifersucht und Neckereyen eines verstorbenen Kollegen, (gemeint ist der Leibmedikus Müller, den Z. kenntlich macht, und sehr wegwerfend von ihm spricht: Ueber Friedrich den Großen, S. 201. 262: so wie von der (nach Zs. Einbildung) durch M. immer mehr gereizten Wuth der Hannövrischen Damen, die noch mit Georg II. Kaffee getrunken hatten, von der damaligen medicinischen Denkart in Hannover: worüber Z. sich mehrmals auf eine Weise ausdrückte, die seine Gegner noch mehr erhitzen, auch Werlhofs Freunden und Schülern misfallen mußte, dessen bisher übliche Kurmethode durch ihn ganz verdrängt zu werden schien. Vergl. Wichmanns

F 2 Krank-

Krankheitsgeschichte, [illegible] Betrag, u. s. w.) Hierzu kam die zerrüttete Gesundheit seiner Gattinn. „Chacune „de ses lettres me donnoit un vrai regret d'avoir contri„bué à son déplacement." Glücklicher Weise nöthigte ihn das Zutrauen des Publikums zu anhaltender Thätigkeit. Seine auswärtige Praxis nahm zu. Ausgebreitete Korrespondenz. Reisen zu fürstl. Personen, nach Pyrmont, u. s. f. thaten, auch als Zerstreuung, seiner Gesundheit gut. Die Pyrmonter Reisen gab er in der Folge auf. Dieß Wasser zog seinen reizbaren Nerven Krämpfe zu; er ward dort zu viel konsultirt, und hatte nicht Ruhe genug. S. 59.

Zs. vorzüglichste Freunde in Hannover. Etwas aus Z. Korrespondenz mit seinen literarischen Freunden: Tscharner, de Bellevüe, de Lüc; mit Ärzten: Haller, die ersten 19 Jahre, Tissot, seit 1755, van Swieten, Hirzel, und Andern. Seine Briefe enthielten gewöhnlich viele neue und wahre Ideen. Von den an Z. geschriebenen könnte ein ziemlicher Band gedruckt werden. (Ein Esprit also, der auch zu wünschen ist, denn eine 40 jährige Korrespondenz von zum Theil sehr langen Briefen möchte wohl ein paar Folianten füllen.) S. 64. Zs. Kummer über den Tod seiner Gattinn (1770) und sein zunehmender Leibschaden, wesfalls er auf Tissots Anrathen *) 1771 nach Berlin reisete, wo

Schmu-

*) Tissot kannte damals wohl schwerlich die Berlinischen Wundärzte. Nach Zs. Zuschrift des Werks von der Einsamkeit geschah es von Frau von Döring, welcher geliebten Freundinn Z. vermuthlich nur ein Kompliment damit machen wollte; denn in einem Briefe an Hrn. Nikolai giebt Zimmermann eine dritte Ursache an, welche vermuthlich die wahre ist. Ihm war der erste Band von Thedens chirurg. Bemerkungen, von diesem damals noch gemeinschaftlichen Freunde im Mscpt. zugesendet worden, weil der bescheidene Theden Zs. Urtheil zu wissen wünschte, ob diese Bemerkungen des Abdrucks würdig wären? Zufälligerweise war unter den Bemerkungen Eine über einen Bruchschaden, der Z. schien etwas ähnliches mit dem seinigen zu haben. Er erkannte aus dem Mscpt. in Theden den großen Wundarzt, (der damals noch ganz unbekannt war, eben wie Schmucker, denn beyde Männer waren über 60 Jahre alt, als sie als Schriftsteller auftraten,) glaubte, die Einsendung des Mscpts sey ein versteckter Wink seines Freundes, sich von Theden operiren zu lassen, und schrieb voll Enthusiasmus, er wolle nun nach Berlin kommen, um sich Theden anzuver-

Schmucker unter Meckels Beystand ihn operirte. Theden hat als Augenzeuge einige Winke über die schon damals (Richters chir. Biblioth. 1. 4. S. 165) öffentlich gerügten Fehler bey der Operation, und ihren Einfluß auf Z's. nachfolgende unüberwindliche Hypochondrie, gegeben (Hufelands Journal der prakt. u. s. w. 3. 1. S. 1—12).

S. 69. Ein neuer Kummer! seine würdige Tochter kränkelte fünf Jahre und starb; ihr Geliebter hatte sich erschossen! (Ueber Friedr. d. Gr.) sein vielversprechender Sohn fiel (1777) in Wahnsinn und Geistesschwäche, die ihn 20 Jahre hindurch nicht verließ. Z. war also kinderlos! Für den bisherigen Verlust ward ihm seine zweyte Gattinn, geb. von Berger, ein großer Ersatz.

S. 72. Das größere Werk über die Einsamkeit nach dem franz. Auszuge (ein Bändchen 8.), worin die ganze, so manchem Leser langweilende Geschichte der Einsiedler weggeschnitten ist. T. tadelt indeß mit Rechte die Abkürzungen und Umschmelzungen der französischen Uebersetzer; sein Tadel des Ausdrucks: il est *noble* de se rendre indépendant des hommes" etc. kommt hiernach auf Rechnung des Epitomators. Dieß Werk erwarb Z. die Korrespondenz der Kaiserinn Catharina II. bis 1792, wo die K. plötzlich abbrach. (Die Ursache war, weil Z. etwas aus einigen Briefen der Kaiserinn möchte mitgetheilt haben, und auch in seinen Fragmenten (III. Bd. S. 267. 269 kl. Ausg.) Stellen daraus unüberlegter Weise drucken ließ.) Politik, Literatur, Philosophie waren der Inhalt. (Dem Publikum würde diese Korrespondenz, allenfalls ein Esprit derselben, so wie Mehreres aus Z's. ausgebreiteter Korrespondenz, gewiß sehr willkommen seyn.) Die Kaiserinn beschenkte ihn, und lud ihn zu sich ein, das Z. ablehnte. Sie gab ihm darauf den Wladimir-Orden.

Im Jahr 1786 ward Z. in der letzten Krankheit des großen Königs nach Berlin berufen, worauf der Abdruck seiner Schrift: Friedrich der Große, folgte. Im Jahr 1788 ward er vom Hannöv. Ministerium nach Holland geschickt, um

vertrauen. Theden aber verbat die Operation zu übernehmen, und schlug selbst Schmuckern vor, um bey diesem, als erstem Generalchirurgus, bey der Operation eines so berühmten Mannes nicht etwa Mißvergnügen zu erregen.

um während der Krankheit des Königs von England in der Nähe zu seyn, und allenfalls (seiner Furcht vor Seereisen ungeachtet) nach England überzugehen. Diese Jahre waren überhaupt glücklich vor Z. Liebe, Freundschaft, Ehre, äusserer Wohlstand lächelten ihm; seine Gesundheit war leidlich. Aber nun (1788) begann eine Reihe von Verdrüßlichkeiten, die den Rest seines Lebens verbitterten.

Man hatte Zs. erste Unterredung mit Friedrich II. (1771) scharf kritisirt: „on critiqua plus amèrement encore „la rélation du voyage de 1786," (über Friedrich den Grossen rc. und meine Unterredung mit ihm 1786) „qu' il étoit cependant bien naturel de publier, mais „dans laquelle on trouva des épisodes (ja wohl!) et „entr' autres celle sur l'irréligion des Berlinois, qui irriterent „ou servirent de prétexte (??) à des gens qui vouloient (??) s' irriter. Des nerfs mobiles se fâchent, lorsqu' il ne „faudroit que sourire et fermer le livre." (Dieß konnte Z. nicht; ihn reizten Widerspruch und Tadel, gleich dem auch sehr reizbaren und ruhmsüchtigen Haller, und machten seine Streitschriften bitter und scharf, z. B. mit Kästner, mit Obereit, wodurch das schöne Werk über die Einsamkeit einen so widrigen Auswuchs erhielt, mit den von ihm auf Leben und Tod angegriffenen Aufklärern, u. s. f. Die so öffentlich und ohne Grund angeklagten, beschimpften, Berliner und andere Gelehrten, konnten bey solchen Beschuldigungen wohl nicht lächelnd das Buch weglegen, wären ihre Nerven auch weniger reizbar gewesen!) S. 86. Die Fragmente über Friedrich den Grossen, kannte T. nicht einmal durch einen Auszug, sondern nur durch Zs. Briefe. Hiernach hätte Z. nichts über den K. aus andern Schriften genommen. „Je n' en parle que pour leur montrer poliment (? Ach poliment!) „en quoi ils se sont trompés; mon „ouvrage est original." Vortreffliche Richter sprachen mit dem größten Lobe von diesem Werke mit Tissot; kamen aber darin überein, daß es Vielen habe mißfallen müssen. (Die mit T. so sprachen, mögen an sich vortreffliche Leute gewesen seyn, aber sachkundige Männer waren es gewiß nicht; denn, wie wenigen Werth diese Fragmente als historisches Werk haben, welche ganz unverzeihliche Erdichtungen, falsche Beurtheilungen und lächerliche Fehler es enthalte, wie höchst unanständig oft der Ton sey, zeigt die bündige, mit Thatsachen

und

und Zeugnissen belegte, oft nach Zahlen und Gewicht abgewogene, Widerlegung derselben, in der alten allg. d. Bibl. XCIX. Bds. 2. St. und CV. Bds. 2. St., welche auch unter dem Titel: Freymüthige Anmerkungen über des H. v. Z. Fragmente, u. s. w. besonders gedruckt ist, auf die weder Z. noch dessen Freunde etwas erwiedert haben. Die zum Theil ganz ungegründeten Beschuldigungen gegen so viele rechtschaffene und geschätzte Männer, wobey Zimmermanns Einsicht und Wahrheitsliebe auf keine Weise in einem vortheilhaften Lichte erscheint, rechtfertigten nicht nur eine kräftige Nothwehr, sondern auch das allgemeine Mißfallen des größern deutschen Publikums mit diesen Fragmenten. Z. sagt, (Zueignung der Einsamkeit XVI. XIX.): es sey seine Manier, in jeder Hinsicht frey zu schreiben; er sage keck und frey, was er sehe. „Man wird mir auch allenthalben vorwerfen, daß der Schriftsteller zu oft im Werke erscheine; daß ich ohne Zierrey und Lüge alles sage, wolle, offenbare, was ich von Dingen, die sich sagen lassen, etwa „selbst sah und erfuhr in der Welt, und bey den Menschen." Dinge die sich sagen lassen, und vollkommen wahr sind, ist freylich ein goldenes Wort. Aber man wende es auf die Fragmente an! T. spricht bloß von den darin angegriffenen Berlinischen und andern Aufklärern, und thut, als ob Z. recht gethan, die Aufklärer und die Berlinischen Gelehrten anzugreifen. Aber das besser unterrichtete deutsche Publikum sah, wie ungerecht Z. handelte, welche unbillige ja hämische Beschuldigungen er Männern machte, deren Verdienste und Redlichkeit ganz Deutschland erkannte, und welche er selbst kurz zuvor noch selbst pries, und noch dazu mit einer Grobheit, die jedem Gelehrten unanständig ist. Ueberdieß wurden viele neutrale Leser durch ganz andere Dinge empört, z. B. was Z. im 5ten Kap. über des Königs ehelichen Umgang, über seine vorgebliche Verstümmelung, und über mehrere dergleichen Sachen vorbringt; Dinge, wovon sich wohl nicht öffentlich und auf solche Art sprechen ließ, wenn sie wahr gewesen wären. Aber es waren noch dazu leere Erdichtungen, welche Z. als wichtige Entdeckungen, welche nur ihm und sonst Niemanden bekannt wären, in die Geschichte Fr. d. Großbringen wollte. Sie wurden in den Anmerk. zu den Fragmenten, durch Thedens und Anderer gültige Zeugnisse, als unwahr völlig widerlegt, und in ihrem Nichts dargestellt.

Diese Fragmente gleichen sonach einem Amalgama von sehr vieler Erdichtung und sehr weniger Wahrheit, einem die Geschichte entstellenden Roman, den man mit den berichtigenden Anmerkungen in der Hand lesen muß, wenn man es noch lesen kann und will. Hätte Tissot nur ein Kapitel der Fragmente, z. B. das 5te und 31ste gelesen; so würde er schwerlich geschrieben haben: „qu'ils servirent de prétexte à des gens qui vouloient s'irriter.“ Wie viel nützlicher hätte Z. seine großen Talente und seine Zeit anwenden; wie vielen Verdruß sich und Andern ersparen können, wenn er seine unglückliche Neigung zur Politik und zu Anekdoten aus der neuern Geschichte, und seinen Dünkel, daß er darin etwas Vorzügliches leisten könnte, unterdrückt hätte, und besonders, wenn dieß Werk nie erschienen wäre! Das non plus ultra der ehrenrührigsten und zotenhaftesten Pasquille, Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, von zwey bekannten Schriftstellern und Freunden Z's. heimlich geschmiedet, war von allen diesen unseligen Zänkereyen eine so monströse Ausgeburt, daß man ihr und ihren Verfassern gern die Vergessenheit wünschen möchte. T. schweigt ganz davon. Unbekannt war sie ihm schwerlich, da Z., der auch hierüber gedrängt ward, und sich zum schauderhaftesten Eid erbot, daß er keinen Theil daran habe, gewohnt war, seinem Freunde von allem, was ihn betraf, vertraulich Nachricht zu geben.)

Eine zweyte Ursache seiner Verdrüßlichkeiten in dieser Zeit, sagt T. S. 87, war seine Liebe zur Religion, Menschheit und guten Ordnung, und diese gab ihm den Todesstreich!!! S. 91. (Er mochte es auch noch so gut meinen: so ließ seine durch einige Widersprüche und Kritiken gereizte Leidenschaft ihn Gefahr der Religion und Menschheit sehen, wo gar keine Gefahr vorhanden war.) Sein Haß gegen Sekten. Der Sitz derselben sey jetzt in Norden (?). Z. glaubte sich berufen ihnen entgegen zu arbeiten. (Daß der von T. verspottete Magnetismus todt und vergessen sey, zeigt wie Mehreres in dieser Vie, T's gänzliche Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur.) S. 91. Vom Illuminaten-Orden, den Z. mit der französischen Revolution in Vereinigung glaubte. Mirabeau soll, nach S. 99, in Berlin die Grundsätze des Illuminatismus eingesogen, in die Etats généraux verpflanzt, und in Frankreich verbreitet haben. (Dieses ungereimte Mährchen ward zuerst in Deutsch-

land

fand selbst in den Giessenschen Religionsbegebenheiten, in Aloys. Hoffmanns berüchtigter Zeitschrift, in dem berüchtigten Journal Eudämonia ausgebracht, und auf mancherley Weise verbreitet, von Leuten, deren Absicht unter dem Scheine des Streits wider den in kurzen durch seine eigene Inkonsequenz zerstörten Illuminatenorden, alle Aufklärung den Regenten verhaßt zu machen, und die redlichsten Männer als Unchristen und Empörer anzuschwärzen, deutlich am Tage lag. Es gereicht Z. nicht zur Ehre, daß er, da seine Leidenschaft einmal, sonderlich gegen die Berlinischen Gelehrten in Bewegung gebracht war, diese hämischen Verläumdungen, so viel an ihm war, ohne einzigen Beweis fortpflanzte. Aufklärer, Illuminaten und Jakobiner waren ihm, wie der Eudämonia, eins und dasselbe. Die letzten Jahre seines Lebens beschäfftigte er sich fast ganz mit diesem Gegenstande. Er ward nur allzuhart darüber gestraft, denn er verlor darüber seine Ruhe, seinen Verstand und sein Leben. Was T. über die Illuminaten sagt, ist einseitig, übertrieben, dürftig, und er kannte nur wenig davon aus einigen genannten französischen Schriften und aus Zs. Briefen; glaubt aber mit Z., daß ihre Absicht gewesen und noch sey: die christliche Religion und die Staatsverfassungen einzustürzen. Seine Hypochondrie, genährt durch widrige Schicksale, schwärzte ihm die Gegenstände, und verrückte ihm hier ganz den Gesichtspunkt. Wie sehr kontrastiret mit jenen Aeußerungen, was Z. in seiner frühern Schrift: vom Nationalstolz, auch später: über die Einsamkeit, z. B. im 10. K. über Aufklärung und Preßfreyheit so schön und wahr sagte!) S. 97 steht die so ungereimte als niederträchtige, auch von Aloys. Hoffmann, der Eudämonia, und hernach von Robison und Barruel ausgebreitete Beschuldigung: die Illuminaten haben in enger Verbindung mit der allg. d. B. und mit der Berl. Monatsschrift *) gestanden, deren Herausgeber,

*) Wie seltsam T. viele Vorfälle verstellt, davon ist hier auch ein Beyspiel, da er sagt: Kurz nach Zimmermanns Reise nach Potsdam sey die Berlinische Monatschrift herausgekommen, gerade als ob die Erscheinung dieser Monatschrift und was darin von den Jesuiten und von den Bemühungen, durch die geheimen Gesellschaften den Protestanten vortheilhafte Begriffe von der katholischen Religion beyzubringen, irgend eine Beziehung auf Zs. Reise hätte. Aber diese

geber, die Herren Nikolai, Gedike und Biester) (etwa aus einer Art von Schonung?) mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, die der Zürcher Uebersetzer, (ohne alle An-

Monatschrift hatte schon seit Anfange d. J. 1783, also 3½ Jahr vor Zs. Reise ihren Anfang genommen, und derselben rühmliche Absicht, Aberglauben und schädliche Vorurtheile zu vertilgen, brachte ihr Leser und Gönner unter den edelsten Männern Deutschlands. Die stärksten Aeußerungen über die Jesuiten und geheimen Gesellschaften geschahen längst vor Zs. Reise. Denn nach Fr. des Großen Tode durfte nicht mehr in Berlin über dergleichen Gegenstände so laut gesprochen werden. Man sehe was Hr. Nikolai hierüber in der Vorrede zum LVI. Bande der N. A. D. B. sagt. Z. hielt von Anfang an, die Berlinische Monatschrift eben so wie die A. D. B. sehr in Ehren, und die starken Aeußerungen hatten ihn gar nicht befremdet. Noch im Nov. 1787 (also 1½ Jahr nach seiner Reise nach Potsdam) nannte er die Herausgeber öffentlich: ihm »sehr verehrungswerthe Männer, und Hrn. Nikolai seinen Freund.« (Man s. Berlin. Monatschrift XI. Bd. 1788. S. 86.) Aber erst, nachdem wenige Monate nachher im Febr. 1789 ein Aufsatz in den gemäßigsten Ausdrücken (wie man nachher erfahren hat, von dem verstorb. Mauvillon in Braunschweig) in die M. S. eingerückt ward, (Man s. Berl. M. S. XIII. Bd. S. 168 und 384) kam Z. in den heftigsten Eifer, ließ drucken: »Die Herren Gedike und Biester wollten ganz »Deutschland bereden, er sey ein infamer und schändlicher »Verläumder, und sie selbst wären schon infam.« (Man s. Berl. M. S. XIII. Bd. S. 381.) Von dieser Zeit an nahm Zs. Grimm gegen die Berlinischen Aufklärer immer heftiger zu; von dieser Zeit an sprach er vom Galgen der Berl. M. S., spottete über die Jesuitenriecherey der Berlinischen Gelehrten, auch beschuldigte er sie, ohne den geringsten Beweis, ja selbst wider den Augenschein, daß sie geflissentlich illuminatisch-jakobinische Grundsätze verbreiteten, daß sie die Absicht hätten: »die christliche Religion »zu zertrümmern, das Volk zu verführen, ja Aufruhr und Mordlust zu verbreiten«, und er gieng so weit, daß er in den Fragmenten über Friedrich den Großen nicht nur oft von der Berlinischen Aufklärungsclique mit der größten Bitterkeit sprach, sondern schämte sich nicht, auch zu schreiben: »Auch »wären wohl einige wilde Mitglieder der Berlinischen Auf»klärungssynagoge nicht abgeneigt, gewissen Leuten in Ber»lin die Köpfe abzuhacken, und sie auf Stangen zu ste»cken.« (Man s. Berl. M. S. XV. Bd. S. 369 ff.) Hier war doch offenbar Zs. Absicht, aus Rachsucht, Biester, Gedike und Nikolai, deren lobenswürdige Bemühungen um Auf-

merkung oder Widerlegung) ausgefüllt hat, kenntlich gemacht, und sonach als geflissentliche Verbreiter illuminatisch-jakobinischer Grundsätze gestempelt werden. Es heißt hievon S. 101. „il attaqua de front en 1790 dans son grand ou„vrage sur *Frédéric le Grand*, (in den Fragmenten) sans „ménagemens et avec toute l'énergie de son ame et de „sa plume, toute la bande des illuminés, ou comme il „les appelloit, des *Eclaireurs*;" vergl. was S. 102 über die Absichten und die mächtige und weite Verbreitung der Illuminaten und Jakobiner in Deutschland in allen Ständen bis zu regierenden Fürsten, gesagt ist, und S. 111 enthält hierüber folgendes aus Z's. Briefe an T. (Oct. 1794): „La „bande des illuminés est maîtresse de presque toutes les „presses, de *tout le commerce de librairie*, de *tous les* „*journaux allemands*, et de toutes les Cours. Les causes „des malheurs de cette derniere campagne sont les mê„mes que celles des événemens de Châlons en 1792." (Eine fürchterliche Schilderung! Aber geschrieben in einer Zeit, wo Z's. Geist nicht mehr frey war. Indeß so viel man auch hierbey auf Z's. Krankheit rechnen mag: so kann man ihn doch unmöglich von einem hämischen Verfahren freysprechen, wenn man sieht, daß er die durch nichts bewiesene Verläumdung, „daß die revolutionären Illuminaten Meister „des ganzen deutschen Buchhandels und aller deutschen „Journale wären," auch durch Briefe an Tissot fortpflanzte, der die deutsche Literatur gar nicht kannte, und daher diesen Zimmermannischen Verläumdungen blinden Beyfall gab. Dieß gieng auf die A. D. B. vorzüglich, welche Z. sonst immer geschätzt und selbst anfänglich einigen Antheil daran gehabt hatte, und welche nie etwas enthielt, das diese Beschuldigungen nur im geringsten rechtfertigen konnte. Es gieng auf Hrn. Nikolai, Z's. mehr als zwanzigjährigen Freund und Korrespondenten; den er aber mit einem Mal aufs heftigste anfeindete, nachdem in dessen Anekdoten über Fr. II. (im II. Hefte S. 215 von dem sel. Hrn. v. Blankenburg,) einige gegründete Erinnerungen über Z's. Schrift über Fr. den Großen waren

Aufklärung und gesunde Vernunft ganz Deutschland erkennt, als gefährliche Leute, bey einer Regierung anzuschwärzen, welche ohnedieß den Obscurantismus zu befördern nur allzu viel Neigung hatte! War das bey Z. Edelmuth und eines aufgeklärten Mannes würdige Gesinnung? War das Liebe zur Religion, Menschheit und guten Ordnung?

waren bekannt gemacht worden. Z. schilderte nunmehr N. den er so lange als einen ehrlichen Mann und ruhigen Bürger kannte, als den verächtlichsten und gefährlichsten Menschen. Es verdient über die ganze Aussprengung, daß durch Buchhändleraristokratie die französische Revolution begünstigt, und die christliche Religion umgestürzt werden sollte, Hrn. Nikolai Vorrede von dem LVI. Bde. der N. A. D. B. S. 21 — 29 besonders S. 23, 24 nachgelesen zu werden, wo erhellet, daß die Nachricht, die deutschen Buchhändler wären im Solde der franz. Revolution, zuerst in einer in Hannover gedruckten Schrift ausgebreitet ward. Z. der die Berlinischen Redakteurs der Jesuitenriecherey beschuldigt hatte, trieb die Jagd auf die ihm erst jetzt so verhaßten Aufklärer noch weiter; und seine Gegner beschuldigten ihn nun mit Recht der Illuminatenriecherey.) Die Stelle S. 100: „Il se moqua de L. (Leuchsenring) dans Frédéric le Grand défendu", muß heißen: dans les Entretiens de Frédéric etc. wo man S. 87 das hieher Gehörige findet.

Z. ward über diese Aufklärer-, Illuminaten- und Jakobiner-Jagd in einen weitläuftigen Briefwechsel gezogen, der seine Kräfte erschöpfte, unter andern mit dem verächtlichen Aloysius Hoffmann, (dem Herausgeber der berüchtigten Wiener Zeitschrift, woran Z. leider! auch Theil nahm.) Z. übersandte ein Mémoire über die Illuminaten an den Kais. Leopold II., der ihm in einem Billet mit einer reichen Dose dafür dankte. Der Kais. wollte auf dem Reichstage zu Regensburg einen Fürstenverein gegen die Illuminaten bewirken, der um so nöthiger schien, da die aus Bayern vertriebenen Illum. an andern teutschen Höfen mit offenen Armen empfangen wurden; (Weishaupt in Gotha,) da ein in Berlin verbotenes Journal (die A. D. B.) in Altona, (in Kiel) und ein anderes in Braunschweig untersagtes, (Braunschw. hernach Schleswigsches Journal,) in Holstein wieder erschien. (Warum wurden hier nicht die Titel genannt? Wie vorsichtig! Warum mag T. nicht auch hier, wie über andere Dinge frey herausreden? Ist es nicht lächerlich, wider diese Journale ein Fürstenverein für nöthig halten! Freylich die Obskuranten mögen gern den weltlichen Arm wider freymüthige Männer in Bewegung sehen! Aber: O der Schande, daß Tissot und Zimmermann sich zu diesen Elenden gesellten!) Leopolds unerwarteter früher, und mit sonder-

deren Umständen befremdende Tod (man glaubte eine Zeitlang er sey vergiftet worden) erschütterte Z. sehr; indeß fuhr er in seinen Bemühungen fort. (Was S. 103 hierbey über Hoffmann gesagt wird, ist von diesem gerügt und berichtiget worden in der Eudämonia, (B. 6. H. 2. S. 160. f.) einer übel berüchtigten, nachher selbst in Wien verbotenen, und hernach unselig abgeschiedenen Schmähschrift: „Mr. „*Hoffmann* ayant perdu son Protecteur, fut persécuté par „ses ennemis; on le força d'abandonner son Journal, on „parvint à lui faire perdre sa place de Professeur, et à l' „obliger de quitter Vienne.“ Der Züricher Uebersetzer gab dieß: „der arme Hoffmann, seines Beschützers beraubt,“ u. s. f. Arm wollte H. nicht heißen; auch läugnet er die übrigen Umstände.) Er sey, sagt er, ein bedeutender Mann gewesen, auch nach Leopolds Tode. Z. habe ihn in dringenden Briefen mehrmals um Rath, Nachrichten, u. s. w. gebeten; habe ihm viele und lange Briefe geschrieben, einen gar von 18 kompressen Quartseiten; — lange Briefe scheint Z. überhaupt viel geschrieben zu haben, z. B. auch im Julii 1794 im Beginn seiner tiefsten Melancholie, einen von 24 Seiten an Marcard, Beytrag, S. 130. — Schon in seinem dritten Briefe habe Z. ihn „den Geliebtesten seines Herzens“ genannt; „ihre Seelen seyen gleich gestimmt;“ (das ist stark! denn H. ist wegen seiner Ausfälle auf alle vernünftige Aufklärung, gegen seine giftigen Verläumdungen der edelsten und rechtschaffensten Leute, und wegen des ganzen Zwecks seiner berüchtigten Zeitschrift in ganz Deutschland verächtlich geworden.) „er wolle ihm (Hoffmannen) seine ganze Seele „öffnen.“ Von 1791 — 1795 habe Z. über hundert Briefe an ihn geschrieben, deren Druck wenigstens zwey starke Octavbände betragen würde. Am Schluß kündigt H. an: „er „wolle Beyträge zur Biographie Z. liefern, der in seinen „letzten Jahren am größten gewesen sey,“ u. s. w. Zimmermanns Mémoire an den Kaiser habe die Aufschrift gehabt: „Ueber den Wahnwitz unsers Zeitalters, und über „die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns „aufklären wollen, und gegen die Untergrabung und Vernich„tung der christl. Religion und der Fürstengewalt!“ Dieß Mémoire, schrieb Z. an H., „sey *Spiritus vini* gegen das „3te Kap. der Fragmente!!“ (nämlich das, worin er Berlin als eine Mördergrube des Aufruhrs und der Sittenlosigkeit, und die Berlinischen Gelehrten als den Abschaum

der

den Menschheit vorstellte.) Z. theilt auch den Plan mit. — Z. vollendete dieses dreyhundert siebenzig Quartseiten lange Meisterwerk mit großem Eifer innerhalb eines Monats, (Nov. bis Dec. 1791) wobey er alle andere Beschäfftigungen aufgab, sich den Schlaf entzog, und also seiner Gesundheit gewiß schadete. — Und wozu? Um entweder Rache an schätzbaren Männern zu nehmen, wider die er nur ergrimmt war, oder, — wenn man aufs gelindeste urtheilen will — um eine leere Einbildung von Volksaufruhr, welche in Z. erhitztem Gehirn entstanden war, bis vor den Kaiser zu bringen.)

S. 106. Zs. Denunciation des B. v. Knigge als Illuminat, Demokrat und Volksverführer, (in der Wiener Zeitschrift) und der darüber aus Mangel juristischer Beweise gegen Kn. verlorne Injurien-Prozeß. (Die anonyme Schrift S. 107 war wohl nichts als die beißende Parodie auf Zs. Unterredung mit Friedrich dem Großen von dem pseudonymischen Hannöverschen Hosenmacher. Diese Plaisanterie scheint Zs. Eitelkeit tief verwundet zu haben. Man schrieb sie Kn. zu; aber dieser läugnete es, und Z. konnte den Beweis nicht führen; und hätte er ihn führen können, so war doch Kn. wegen eines sehr treffenden Spottes kein Volksverführer. Die Regierung in Hannover behandelte ihn auch nicht so; sondern gab ihm vielmehr eine ansehnliche Stelle eines Oberhauptmanns in Bremen.) S. 108 wird behauptet: die Illuminaten haben zwar die erwähnten gräulichen Grundsätze verbreitet; aber das Abscheuliche der Erfindung gehöre nicht ihnen, sondern den ältern Franzosen: Diderot, Voltaire, D'Alembert. (Also Illuminaten vor den Illuminaten! Auf diese Art könnte man noch wohl viel weiter zurück gehen; etwa auf K. Julian den Abtrünnigen, oder gar bis zu den Präadamiten! Wie konnte T., der seines Freundes hypochondrische Stimmung kannte, dieß alles nach einseitigen Berichten, ohne nähere Erkundigung, in die Biographie aufnehmen?

S. 114. Die Furcht vor einer französischen Invasion ließ Z., der sich einbildete, die Feinde würden ihn vorzüglich aufsuchen und mißhandeln, (Wichmanns Krank. Gesch.) schon im Herbst 1794 auf eine Retraite denken. Seit Nov. 1794 fingen Schlaf, Eßlust und Kräfte an abzunehmen. Sein Kopf ward schwach. Im Jänner 1795 machte er die

letzten

letzten Krankenbesuche, und gab nun alle Geschäfte auf. Seine Melancholie stieg. Er glaubte, stündlich werden die Feinde sein Haus zerstören. (Er glaubte sich arm, und daß er keinen Pfennig habe; auch die klingendsten Beweise des Gegentheils konnten diese feste Idee nicht tilgen; Wichmann.) T. ward konsultirt, der noch das Karlsbad rieth. Auch Z's. Arzt, Hr. Wichmann hielt eine Ortsveränderung, zumal bey der Furcht vor einer französischen Invasion im Frühjahr 1795, für heilsam. Man wählte Eutin, konsultirte auf der Reise dahin den Hrn. Lentin, und in Eutin den Hrn. Hensler. Wenige Arzneyen und Nahrungsmittel waren anzubringen. Nach drey Monaten kam der Kranke in einem kraftlosen, abgemagerten, höchst melancholischen Zustande, nach Hannover zurück. Seine wenigen Kräfte schwanden mehr und mehr. „Je mourrai bien lentement, „et bien penibl ement,“ sagte er zu seinem Arzt. Sein Tod erfolgte am 7. Oct. 1795 im 67sten Jahre seines Alters.

Zs. Schilderung S. 116, die man mit größerm Vergnügen liest, als T's. unrichtige Beschreibung der letzten politischen Beschäfftigungen seines Freundes. Man denkt allenfalls bey der letztern Hälfte: De mortuis bene! „Il réunissoit un génie vaste et original, une imagination „brillante, beaucoup d'esprit, un jugement exquis, et „des connoissances très étendues, non seulement en méde„cine, mais en politique, en morale, en histoire, en „littérature ancienne et moderne. *L'Orgueil national*, „*l'Experience en médecine*, le traité *de la Solitude*, sont „des sujets absolument neufs. — Son ame étoit pure, „son coeur excellent; personne ne fut jamais plus attaché „à tous ses devoirs; il étoit bon fils, bon mari, bon pe„re; l'amitié étoit chez lui un sentiment tout de feu; et „si dans des momens d'inquiétude il avoit eu les plus lé„gers torts avec ses amis, il les réparoit avec toute la cor„dialité et la grace possible. La reconnoissance étoit un „de ses caractères marquants: il n'avoit pas oublié, à la „fin de ses jours, les plus petits services qu'on lui avoit „rendus il y avoit longues années.“ (Man vergleiche hiemit die Schilderung, die Z. von sich selbst in manchen Stellen seiner Schriften giebt; z. B. Ueber die Einsamk. Th. 1. Kap. 4. B. 3. Kap. 10. Ueber Friedr. d. Groß.

An-

Krankheitsgefühl, [illegible] u. s. w.) Dazu kam die zerrüttete Gesundheit seiner Gattinn. „Chacune „de ses lettres me donnoit un vrai regret d'avoir contribué à son déplacement." Glücklicher Weise nöthigte ihn das Zutrauen des Publikums zu anhaltender Thätigkeit. Seine ausgebreitete Praxis nahm zu. Ausgebreitete Korrespondenz, Reisen zu fürstl. Personen, nach Pyrmont u. s. f. thaten, auch als Zerstreuung, seiner Gesundheit gut. Die Pyrmonter Reisen gab er in der Folge auf. Dieß Wasser zog seinen reizbaren Nerven Krämpfe zu; er ward dort zu viel konsultirt, und hatte nicht Ruhe genug. S. 59.

Zs. vorzüglichste Freunde in Hannover. Etwas aus Z. Korrespondenz mit seinen literarischen Freunden: Tscharner, de Bellevue, de Luc; mit Ärzten: Haller, die ersten 18 Jahre, Tissot, seit 1755, van Swieten, Hirzel, und Andern. Seine Briefe enthielten gewöhnlich viele neue und wahre Ideen. Von den an T. geschriebenen könnte ein ziemlicher Band gedruckt werden. (Ein Esprit also, der auch zu wünschen ist, denn eine 40 jährige Korrespondenz von zum Theil sehr langen Briefen möchte wohl ein paar Folianten füllen.) S. 64. Zs. Kummer über den Tod seiner Gattinn (1770) und sein zunehmender Leibschaden, weshalb er auf Tissots Anrathen *) 1771 nach Berlin reisete, wo

Schmu-

*) Tissot kannte damals wohl schwerlich die Berlinischen Wundärzte. Nach Zs. Zuschrift des Werks von der Einsamkeit geschah es von Frau von Döring, welcher geliebten Freundinn Z. vermuthlich nur ein Kompliment damit machen wollte; denn in einem Briefe an Hrn. Nikolai giebt Zimmermann eine dritte Ursache an, welche vermuthlich die wahre ist. Ihm war der erste Band von Thedens chirurg. Bemerkungen, von diesem damals noch gemeinschaftlichen Freunde im Mscpt. zugesendet worden, weil der bescheidene Theden Zs. Urtheil zu wissen wünschte, ob diese Bemerkungen des Abdrucks würdig wären? Zufälligerweise war unter den Bemerkungen Eine über einen Bruchschaden, der Z. schien etwas ähnliches mit dem seinigen zu haben. Er erkannte aus dem Mscpt. in Theden den großen Wundarzt, (der damals noch ganz unbekannt war, eben wie Schmucker, denn beyde Männer waren über 60 Jahre alt, als sie als Schriftsteller auftraten,) glaubte, die Einsendung des Mscpts sey ein versteckter Wink seines Freundes, sich von Theden operiren zu lassen, und schrieb voll Enthusiasmus, er wolle nun nach Berlin kommen, um sich Theden anzuver-

ver-

Schmucker unter Meckels Beystand ihn operirte. Theden hat als Augenzeuge einige Winke über die schon damals (Richters chir. Biblioth. 2. 4. S. 169) öffentlich gerügten Fehler bey der Operation, und ihren Einfluß auf Z's. nachfolgende unüberwindliche Hypochondrie, gegeben (Hufelands Journal der prakt. u. s. w. 3. 1. S. 1—12).

S. 69. Ein neuer Kummer! seine würdige Tochter kränkelte fünf Jahre und starb; ihr Geliebter hatte sich erschossen! (Ueber Friedr. d. Gr.) sein vielversprechender Sohn fiel (1777) in Wahnsinn und Geistesschwäche, die ihn 20 Jahre hindurch nicht verließ. Z. war also kinderlos! Für den bisherigen Verlust ward ihm seine zweyte Gattinn, geb. von Berger, ein großer Ersatz.

S. 72. Das größere Werk über die Einsamkeit nach dem franz. Auszuge (ein Bändchen 8.), worin die ganze, so manchem Leser langweilende Geschichte der Einsiedler weggeschnitten ist. T. tadelt indeß mit Recht die Abkürzungen und Umschmelzungen der französischen Uebersetzer; sein Tadel des Ausdrucks: il est *noble* de se rendre indépendant des hommes" etc. kommt hiernach auf Rechnung des Epitomators. Dieß Werk erwarb Z. die Korrespondenz der Kaiserinn Catharina II. bis 1792, wo die K. plötzlich abbrach. (Die Ursache war, weil Z. etwas aus einigen Briefen der Kaiserinn möchte mitgetheilt haben, und auch in seinen Fragmenten (II. Bd. S. 367. 369 kl. Ausg.) Stellen daraus unüberlegter Weise drucken ließ.) Politik, Literatur, Philosophie waren der Inhalt. (Dem Publikum würde diese Korrespondenz, allenfalls ein Esprit derselben, so wie Mehreres aus Z's. ausgebreiteter Korrespondenz, gewiß sehr willkommen seyn.) Die Kaiserinn beschenkte ihn, und lud ihn zu sich ein, das Z. ablehnte. Sie gab ihm darauf den Wladimir-Orden.

Im Jahr 1786 ward Z. in der letzten Krankheit des großen Königs nach Berlin berufen, worauf der Abdruck seiner Schrift: Friedrich der Große, folgte. Im Jahr 1788 ward er vom Hannöv. Ministerium nach Holland geschickt, um

vertrauen. Theden aber verbat die Operation zu übernehmen, und schlug selbst Schmuckern vor, um bey diesem, als erstem Generalchirurgus, bey der Operation eines so berühmten Mannes nicht etwa Mißvergnügen zu erregen.

um während der Krankheit des Königs von England in der Nähe zu seyn, und allenfalls (seiner Furcht vor Seereisen ungeachtet) nach England überzugehen. Diese Jahre waren überhaupt glücklich vor Z. Liebe, Freundschaft, Ehre, äusserer Wohlstand lächelten ihm; seine Gesundheit war leidlich. Aber nun (1788) begann eine Reihe von Verdrüßlichkeiten, die den Rest seines Lebens verbitterten.

Man hatte Zs. erste Unterredung mit Friedrich II. (1771) scharf kritisirt: „on critiqua plus amèrement encore „la rélation du voyage de 1786," (über Friedrich den Großen ꝛc. und meine Unterredung mit ihm 1786) „qu' il étoit cependant bien naturel de publier, mais „dans laquelle on trouva des épisodes (ja wohl!) et „entr' autres celle sur l'irréligion des Berlinois, qui irritèrent „ou servirent de prétexte (??) à des gens qui vouloient (??) s' irriter. Des nerfs mobiles se fâchent, lorsqu' il ne „faudroit que sourire et fermer le livre." (Dieß konnte Z. nicht; ihn reizten Widerspruch und Tadel, gleich dem auch sehr reizbaren und ruhmsüchtigen Haller, und machten seine Streitschriften bitter und scharf, z. B. mit Kästner, mit Oberreit, wodurch das schöne Werk über die Einsamkeit einen so widrigen Auswuchs erhielt, mit den von ihm auf Leben und Tod angegriffenen Aufklärern, u. s. f. Die so öffentlich und ohne Grund angeklagten, beschimpften, Berliner und andere Gelehrten, konnten bey solchen Beschuldigungen wohl nicht lächelnd das Buch weglegen, wären ihre Nerven auch weniger reizbar gewesen!) S. 86. Die Fragmente über Friedrich den Großen, kannte T. nicht einmal durch einen Auszug, sondern nur durch Zs. Briefe. Hiernach hätte Z. nichts über den K. aus andern Schriften genommen. „Je n' en parle que pour leur montrer poliment (? Ach poliment!) „en quoi ils se sont trompés; mon „ouvrage est original." Vortreffliche Richter sprachen mit dem größten Lobe von diesem Werke mit Tissot; kamen aber darin überein, daß es Vielen habe mißfallen müssen. (Die mit T. so sprachen, mögen an sich vortreffliche Leute gewesen seyn, aber sachkundige Männer waren es gewiß nicht; denn, wie wenigen Werth diese Fragmente als historisches Werk haben, welche ganz unverzeihliche Erdichtungen, falsche Beurtheilungen und lächerliche Fehler es enthalte, wie höchst unanständig oft der Ton sey, zeigt die bündige, mit Thatsachen und

und Zeugnissen belegte, oft nach Zahlen und Gewicht abgemessene, Widerlegung derselben, in der alten allg. d. Bibl. XCIX. Bds. 2. St. und CV. Bds. 2. St., welche auch unter dem Titel: Freymüthige Anmerkungen über des H. v. Z. Fragmente, u. s. w. besonders gedruckt ist, auf die weder Z. noch dessen Freunde etwas erwiedert haben. Die zum Theil ganz ungegründeten Beschuldigungen gegen so viele rechtschaffene und geschätzte Männer, wobey Zimmermanns Einsicht und Wahrheitsliebe auf keine Weise in einem vortheilhaften Lichte erscheint, rechtfertigten nicht nur eine kräftige Nothwehr, sondern auch das allgemeine Mißfallen des größern deutschen Publikums mit diesen Fragmenten. Z. sagt, (Zueignung der Einsamkeit XVI. XIX.): es sey seine Manier, in jeder Hinsicht frey zu schreiben; er sage keck und frey, was er sehe. „Man wird mir auch allenthalben vorwerfen, daß der Schriftsteller zu oft im Werke erscheine; daß ich ohne Zierrerey und Lüge alles sage, was ich offenbare, was ich von Dingen, die sich sagen lassen, etwa „selbst sah und erfuhr in der Welt, und bey den Menschen." Dinge die sich sagen lassen, und vollkommen wahr sind, ist freylich ein goldenes Wort. Aber man wende es auf die Fragmente an! T. spricht bloß von den darin angegriffenen Berlinischen und andern Aufklärern, und thut, als ob Z. recht gethan, die Aufklärer und die Berlinischen Gelehrten anzugreifen. Aber das besser unterrichtete deutsche Publikum sah, wie ungerecht Z. handelte, welche unbillige ja hämische Beschuldigungen er Männern machte, deren Verdienste und Redlichkeit ganz Deutschland erkannte, und welche er selbst kurz zuvor noch selbst pries, und noch dazu mit einer Grobheit, die jedem Gelehrten unanständig ist. Ueberdieß wurden viele neutrale Leser durch ganz andere Dinge empört, z. B. was Z. im 5ten Kap. über des Königs ehelichen Umgang, über seine vorgebliche Verstümmelung, und über mehrere dergleichen Sachen vorbringt; Dinge, wovon sich wohl nicht öffentlich und auf solche Art sprechen ließ, wenn sie wahr gewesen wären. Aber es waren noch dazu leere Erdichtungen, welche Z. als wichtige Entdeckungen, welche nur ihm und sonst Niemanden bekannt wären, in die Geschichte Fr. d. Groß. bringen wollte. Sie wurden in den Anmerk. zu den Fragmenten, durch Thedens und Anderer gültige Zeugnisse, als unwahr völlig widerlegt, und in ihrem Nichts dargestellt.

Diese Fragmente gleichen sonach einem Amalgama von sehr vieler Erdichtung und sehr weniger Wahrheit, einem die Geschichte entstellenden Roman, den man mit den berichtigenden Anmerkungen in der Hand lesen muß, wenn man es noch lesen kann und will. Hätte Tissot nur ein Kapitel der Fragmente, z. B. das 2te und 3te gelesen: so würde er schwerlich geschrieben haben: „qu'ils servirent de prétexte à des gens qui vouloient l'irriter.“ Wie viel nützlicher hätte Z. seine großen Talente und seine Zeit anwenden; wie vielen Verdruß sich und Andern ersparen können, wenn er seine unglückliche Neigung zur Politik und zu Anekdoten aus der neuern Geschichte, und seinen Dünkel, daß er darin etwas Vorzügliches leisten könnte, unterdrückt hätte, und besonders, wenn dieß Werk nie erschienen wäre! Das non plus ultra der ehrenrührigsten und zotenhaftesten Pasquille: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, von zwey bekannten Schriftstellern und Freunden Z's. heimlich geschmiedet, war von allen diesen unseligen Zänkereyen eine so monströse Ausgeburt, daß man ihr und ihren Verfassern gern die Vergessenheit wünschen möchte. T. schweigt ganz davon. Unbekannt war sie ihm schwerlich, da Z., der auch hierüber gedrängt ward, und sich zum schauderhaftesten Eid erbot, daß er keinen Theil daran habe, gewohnt war, seinem Freunde von allem, was ihn betraf, vertraulich Nachricht zu geben.)

Eine zweyte Ursache seiner Verdrüßlichkeiten in dieser Zeit, sagt T. S. 87, war seine Liebe zur Religion, Menschheit und guten Ordnung, und diese gab ihm den Todesstreich!!! S. 91. (Er mochte es auch noch so gut meinen: so ließ seine durch einige Widersprüche und Kritiken gereizte Leidenschaft ihn Gefahr der Religion und Menschheit sehen, wo gar keine Gefahr vorhanden war.) Sein Haß gegen Sekten. Der Sitz derselben sey jetzt in Norden (?). Z. glaubte sich berufen ihnen entgegen zu arbeiten. (Daß der von T. verspottete Magnetismus todt und vergessen sey, zeigt wie Mehreres in dieser Vie, T's gänzliche Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur.) S. 91. Vom Illuminaten-Orden, den Z. mit der französischen Revolution in Vereinigung glaubte. Mirabeau soll, nach S. 99, in Berlin die Grundsätze des Illuminatismus eingesogen, in die États généraux verpflanzt, und in Frankreich verbreitet haben. (Dieses ungereimte Mährchen ward zuerst in Deutsch-

land

fand selbst in den Gießenschen Religionsbegebenheiten, in Aloys. Hoffmanns berüchtigter Zeitschrift, in dem berüchtigten Journal Eudämonia aufgebracht, und auf mancherley Weise verbreitet, von Leuten, deren Absicht unter dem Scheine des Streits wider den in kurzen durch seine eigene Inkonsequenz zerstörten Illuminatenorden, alle Aufklärung den Regenten verhaßt zu machen, und die redlichsten Männer als Unchristen und Empörer anzuschwärzen, deutlich am Tage lag. Es gereicht Z. nicht zur Ehre, daß er, da seine Leidenschaft einmal, sonderlich gegen die Berlinischen Gelehrten in Bewegung gebracht war, diese hämischen Verläumdungen, so viel an ihm war, ohne einzigen Beweis fortpflanzte. Aufklärer, Illuminaten und Jakobiner waren ihm, wie der Eudämonia, eins und dasselbe. Die letzten Jahre seines Lebens beschäfftigte er sich fast ganz mit diesem Gegenstande. Er ward nur allzuhart darüber gestraft, denn er verlor darüber seine Ruhe, seinen Verstand und sein Leben. Was T. über die Illuminaten sagt, ist einseitig, übertrieben, dürftig, und er kannte nur wenig davon aus einigen genannten französischen Schriften und aus Z's. Briefen; glaubt aber mit Z., daß ihre Absicht gewesen und noch sey: die christliche Religion und die Staatsverfassungen einzustürzen. Seine Hypochondrie, genährt durch widrige Schicksale, schwärzte ihm die Gegenstände, und verrückte ihm hier ganz den Gesichtspunkt. Wie sehr kontrastiret mit jenen Aeußerungen, was Z. in seiner frühern Schrift: vom Nationalstolz, auch später: über die Einsamkeit, z. B. im 10. K. über Aufklärung und Preßfreyheit so schön und wahr sagte!) S. 97 steht die so ungereimte als niederträchtige, auch von Aloys. Hoffmann, der Eudämonia, und hernach von Robison und Barruel ausgebreitete Beschuldigung: die Illuminaten haben in enger Verbindung mit der allg. d. B. und mit der Berl. Monatsschrift *) gestanden, deren Herausgeber,

*) Wie seltsam T. viele Vorfälle verstellt, davon ist hier auch ein Beyspiel, da er sagt: Kurz nach Zimmermanns Reise nach Potsdam sey die Berlinische Monatsschrift herausgekommen, gerade als ob die Erscheinung dieser Monatsschrift und was darin von den Jesuiten und von den Bemühungen, durch die geheimen Gesellschaften den Protestanten vortheilhafte Begriffe von der katholischen Religion beyzubringen, irgend eine Beziehung auf Z's. Reise hätte. Aber diese Monats-

geber, die Herren Nikolai, Gedike und Biester, (etwa aus einer Art von Schonung?) mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, die der Züricher Uebersetzer, (ohne alle Anmer-

Monatschrift hatte schon seit Anfange d. J. 1783, also 3½ Jahr vor Zs. Reise ihren Anfang genommen, und derselben rühmliche Absicht, Aberglauben und schädliche Vorurtheile zu vertilgen, brachte ihr Leser und Gönner unter den edelsten Männern Deutschlands. Die stärksten Aeußerungen über die Jesuiten und geheimen Gesellschaften geschahen längst vor Zs. Reise. Denn nach Fr. des Großen Tode durfte nicht mehr in Berlin über dergleichen Gegenstände so laut gesprochen werden. Man sehe was Hr. Nikolai hierüber in der Vorrede zum LVI. Bande der N. A. D. B. sagt. Z. hielt von Anfang an, die Berlinische Monatschrift eben so wie die A. D. B. sehr in Ehren, und die starken Aeußerungen hatten ihn gar nicht befremdet. Noch im Nov. 1787 (also 1½ Jahr nach seiner Reise nach Potsdam) nannte er die Herausgeber öffentlich: ihm »sehr verehrungs»werthe Männer, und Hrn. Nikolai seinen Freund.« (Man s. Berlin. Monatschrift XI. Bd. 1788. S. 86.) Aber erst, nachdem wenige Monate nachher im Febr. 1789 ein Aufsatz in den gemäßigsten Ausdrücken (wie man nachher erfahren hat, von dem verstorb. Mauvillon in Braunschweig) in die M. S. eingerückt ward, (Man s. Berl. M. S. XIII. Bd. S. 168 und 384) kam Z. in den heftigsten Eifer, ließ drucken: »Die Herren Gedike und Biester wollten ganz »Deutschland bereden, er sey ein infamer und schändlicher »Verläumder, und sie selbst wären schon infam.« (Man s. Berl. M. S. XIII. Bd. S. 381.) Von dieser Zeit an nahm Zs. Grimm gegen die Berlinischen Aufklärer immer heftiger zu; von dieser Zeit an sprach er vom Galgen der Berl. M. S., spottete über die Jesuitenriecherey der Berlinischen Gelehrten, auch beschuldigte er sie, ohne den geringsten Beweis, ja selbst wider den Augenschein, daß sie geflissentlich illuminatisch-jakobinische Grundsätze verbreiteten, daß sie die Absicht hätten: »die christliche Religion »zu zertrümmern, das Volk zu verführen, ja Aufruhr und Mordlust zu verbreiten«, und er gieng so weit, daß er in den Fragmenten über Friedrich den Großen nicht nur oft von der Berlinischen Aufklärungsclique mit der größten Bitterkeit sprach, sondern schämte sich nicht, auch zu schreiben: »Auch »wären wohl einige wilde Mitglieder der Berlinischen Auf»klärungsdemagoge nicht abgeneigt, gewissen Leuten in Ber»lin die Köpfe abzuhacken, und sie auf Stangen zu ste»cken.« (Man s. Berl. M. S. XV. Bd. S. 369 ff.) Hier war doch offenbar Zs. Absicht, aus Rachsucht, Biester, Gedike und Nikolai, deren lobenswürdige Bemühungen um Auf-

merkung oder Widerlegung) ausgefüllt hat, kenntlich gemacht, und sonach als geflissentliche Verbreiter illuminatisch-jakobinischer Grundsätze gestempelt werden. Es heißt hievon S. 101. „il attaqua de front en 1790 dans son grand ouvrage sur *Frédéric le Grand*, (in den Fragmenten) sans „ménagemens et avec toute l'énergie de son ame et de „sa plume, toute la bande des illuminés, ou comme il „les appelloit, des *Eclaireurs*;" vergl. was S. 102 über die Absichten und die mächtige und weite Verbreitung der Illuminaten und Jakobiner in Deutschland in allen Ständen bis zu regierenden Fürsten, gesagt ist, und S. 111 enthält hierüber folgendes aus Zs. Briefe an T. (Oct. 1794): „La „bande des illuminés est maîtresse de presque toutes les „presses, de *tout le commerce de librairie*, de *tous les* „*journaux allemands*, et de toutes les Cours. Les causes „des malheurs de cette derniere campagne sont les mê„mes que celles des événemens de Châlons en 1792." (Eine fürchterliche Schilderung! Aber geschrieben in einer Zeit, wo Zs. Geist nicht mehr frey war. Indeß so viel man auch hierbey auf Zs. Krankheit rechnen mag: so kann man ihn doch unmöglich von einem hämischen Verfahren freysprechen, wenn man sieht, daß er die durch nichts bewiesene Verläumdung, „daß die revolutionären Illuminaten Meister „des ganzen deutschen Buchhandels und aller deutschen „Journale wären," auch durch Briefe an Tissot fortpflanzte, der die deutsche Literatur gar nicht kannte, und daher diesen Zimmermannischen Verläumdungen blinden Beyfall gab. Dieß gieng auf die A. D. B. vorzüglich, welche Z. sonst immer geschätzt und selbst anfänglich einigen Antheil daran gehabt hatte, und welche nie etwas enthielt, das diese Beschuldigungen nur im geringsten rechtfertigen konnte. Es gieng auf Hrn. Nikolai, Zs. mehr als zwanzigjährigen Freund und Korrespondenten; den er aber mit einem Mal aufs heftigste anfeindete, nachdem in dessen Anekdoten über Fr. II. (im II. Hefte S. 215 von dem sel. Hrn. v. Blankenburg,) einige gegründete Erinnerungen über Zs. Schrift über Fr. den Großen waren

Aufklärung und gesunde Vernunft ganz Deutschland erkennt, als gefährliche Leute, bey einer Regierung anzuschwärzen, welche ohnedieß den Obscurantismus zu befördern nur allzu viel Neigung hatte: War das bey J. Edelmuth und eines aufgeklärten Mannes würdige Gesinnung? War das Liebe zur Religion, Menschheit und guten Ordnung?

waren bekannt gemacht worden. Z. schilderte nunmehr N., den er so lange als einen ehrlichen Mann und ruhigen Bürger kannte, als den verächtlichsten und gefährlichsten Menschen. Es verdient über die ganze Aussprengung, daß durch Buchhändleraristokratie die französische Revolution begünstigt, und die christliche Religion umgestürzt werden sollte, Hrn. Nikolai Vorrede von dem LVI. Bde. der N. A. D. B. S. 21 — 29 besonders S. 23, 24 nachgelesen zu werden, wo erhellet, daß die Nachricht, die deutschen Buchhändler wären im Solde der franz. Revolution, zuerst in einer zu Hannover gedruckten Schrift ausgebreitet ward. Z. der die Berlinischen Redakteurs der Jesuitenriecherey beschuldigt hatte, trieb die Jagd auf die ihm erst jetzt so verhaßten Aufklärer noch weiter; und seine Gegner beschuldigten ihn nun mit Recht der Illuminatenriecherey.) Die Stelle S. 100: „Il se moqua de L. (Leuchsenring) dans Frédéric le Grand défendu, muß heißen: dans les Entretiens de Frédéric etc. wo man S. 87 das hieher Gehörige findet.

Z. ward über diese Aufklärer-, Illuminaten- und Jakobiner-Jagd in einen weitläuftigen Briefwechsel gezogen, der seine Kräfte erschöpfte, unter andern mit dem verächtlichen Aloysius Hoffmann, (dem Herausgeber der berüchtigten Wiener Zeitschrift, woran Z. leider! auch Theil nahm.) Z. übersandte ein Mémoire über die Illuminaten an den Kais. Leopold II., der ihm in einem Billet mit einer reichen Dose dafür dankte. Der Kais. wollte auf dem Reichstage zu Regensburg einen Fürstenverein gegen die Illuminaten bewirken, der um so nöthiger schien, da die aus Bayern vertriebenen Illum. an andern deutschen Höfen mit offenen Armen empfangen wurden; (Weishaupt in Gotha,) da ein in Berlin verbotenes Journal (die A. D. B.) in Altona, (in Kiel) und ein anderes in Braunschweig untersagtes, (Braunschw. hernach Schleswigsches Journal,) in Holstein wieder erschien. (Warum wurden hier nicht die Titel genannt? Wie vorsichtig! Warum mag T. nicht auch hier, wie über andere Dinge frey herausreden? Ist es nicht lächerlich, wider diese Journale ein Fürstenverein für nöthig halten! Freylich die Obskuranten mögen gern den weltlichen Arm wider freymüthige Männer in Bewegung setzen! Aber: O der Schande, daß Tissot und Zimmermann sich zu diesen Elenden gesellten!) Leopolds unerwarteter früher, und mit sonder-

baren

baren Umständen beschleunigte Tod (man glaubte eine Zeit lang, er sey vergiftet worden) erschütterte Z. sehr; indeß fuhr er in seinen Bemühungen fort. (Was S. 103 hierbey über Hoffmann gesagt wird, ist von diesem gerügt und berichtiget worden in der Eudämonia, (B. 6. H. 2. S. 180. ff.) einer übel berüchtigten, nachher selbst in Wien verbotenen, und hernach unselig abgeschiedenen Schmähschrift.) „M. *Hoffmann* ayant perdu son Protecteur, fut persecuté par „ses ennemis; on le força d'abandonner son Journal, on „parvint à lui faire perdre sa place de Professeur, et à l'„obliger de quitter Vienne." Der Züricher Uebersetzer gab dieß: „der arme Hoffmann, seines Beschützers beraubt," u. s. f. Arm wollte H. nicht heißen; auch läugnete er die übrigen Umstände. „Er sey," sagt er, „ein bedeutender Mann gewesen, auch nach Leopolds Tode. Z. habe ihn in dringenden Briefen mehrmals um Rath, Nachrichten, u. s. w. gebeten, habe ihm viele und lange Briefe geschrieben, einen gar von 28 kompressen Quartseiten; — lange Briefe scheint Z. überhaupt viel geschrieben zu haben, z. B. auch einen Brief 1794 im Deutschen Merkur über Melancholie, [illegible] vom 24 Octo- ber; Marcards Beytrag, S. 45. — Schon in seinem dritten Briefe habe Z. ihn „den Geliebtesten seines Herzens" genannt; „ihre Seelen seyen gleich gestimmt," (das ist stark! denn H. ist wegen seiner Ausfälle auf alle vernünftige Aufklärung, gegen seine giftigen Verläumdungen der edelsten und rechtschaffensten Leute, und wegen des ganzen Zwecks seiner berüchtigten Zeitschrift in ganz Deutschland verächtlich geworden.) „er wolle ihm (Hoffmannen) seine ganze Seele öffnen;" von 1791 — 1795 habe Z. über hundert Briefe an ihn geschrieben, deren Druck wenigstens zwey starke Octavbände betragen würde. Am Schluß kündigt H. an: „auch „er wolle Beyträge zur Biographie Z. liefern, der in seinen „letzten Jahren am größten gewesen sey," u. s. w. Zimmermanns *Mémoire* an den Kaiser habe die Aufschrift gehabt: „Ueber den Wahnwitz unsers Zeitalters, und über „die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns „aufklären wollen, und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christl. Religion und der Fürstengewalt." Dieß Mémoire, schrieb Z. an H., „sey *Spiritus vini* gegen das „34. Kap. der Fragmente!" (nämlich das, worin er Berlin als eine Mördergrube des Aufruhrs und der Sittenlosigkeit, und die Berlinischen Gelehrten als den Abschaum

der

der Menschheit vorstellte.) Z. theilt auch den Plan nicht. Und so vollendete dieses dreyhundert siebenzig Quartseiten lange [illegible] mit großem Eifer innerhalb eines Monats, (Nov. bis Dec. 1791) wobey er alle andere Beschäfftigungen aufgab, sich den Schlaf entzog, und also seiner Gesundheit gewiß schadete. — Und wozu? Um entweder Rache an schätzbaren Männern zu nehmen, wider die er nur ergrimmt war, oder, — wenn man aufs gelindeste urtheilen will — um eine leere Einbildung von Volksaufruhr, welche in Z. erhitztem Gehirn entstanden war, bis vor den Kaiser zu bringen.)

S. 106. Zs. Denunciation des B. v. Knigge als Illuminat, Demokrat und Volksverführer, (in der Wiener Zeitschrift) und der darüber aus Mangel juristischer Beweise gegen Kn. verlorne Injurien-Prozeß. (Die anonyme Schrift S. 107 war wohl nichts als die beißende Parodie auf Zs. Unterredung mit Friedrich dem Großen von dem pseudonymischen Hannöverschen Hosenmacher. Diese Plaisanterie scheint Zs. Eitelkeit tief verwundet zu haben. Man schrieb sie Kn. zu; aber dieser läugnete es; und Z. konnte den Beweis nicht führen; und hätte er ihn führen können, so war doch Kn. wegen eines sehr treffenden Spottes kein Volksverführer. Die Regierung in Hannover behandelte ihn auch nicht so; sondern gab ihm vielmehr eine ansehnliche Stelle eines Oberhauptmanns in Bremen.) S. 108 wird behauptet: die Illuminaten haben zwar die erwähnten gräulichen Grundsätze verbreitet; aber das Abscheuliche der Erfindung gehöre nicht ihnen, sondern den ältern Franzosen: Diderot, Voltaire, D'Alembert. (Also Illuminaten vor den Illuminaten! Auf diese Art könnte man noch wohl viel weiter zurück gehen; etwa auf K. Julian den Abtrünnigen, oder gar bis zu den Präadamiten! Wie konnte T., der seines Freundes hypochondrische Stimmung kannte, dieß alles nach einseitigen Berichten, ohne nähere Erkundigung, in die Biographie aufnehmen?

S. 112. Die Furcht vor einer französischen Invasion ließ Z., der sich einbildete, die Feinde würden ihn vorzüglich aufsuchen und mißhandeln, (Wichmanns Krank. Gesch.) schon im Herbst 1794 auf eine Retraite denken. Seit Nov. 1794 fingen Schlaf, Eßlust und Kräfte an abzunehmen. Sein Kopf ward schwach. Im Jänner 1795 machte er die

letzten

letzten Krankenbesuche, und gab nun alle Geschäfte auf. Seine Melancholie stieg. Er glaubte, stündlich werden die Feinde sein Haus zerstören. (Er glaubte sich arm, und daß er keinen Pfennig habe; auch die klingendsten Beweise des Gegentheils konnten diese feste Idee nicht tilgen; Wichmann.) T. ward konsultirt, der noch das Karlsbad rieth. Auch Z's. Arzt, Hr. Wichmann hielt eine Ortsveränderung, zumal bey der Furcht vor einer französischen Invasion im Frühjahre 1795, für heilsam. Man wählte Eutin, konsultirte auf der Reise dahin den Hrn. Lentin, und in Eutin den Hrn. Hensler. Wenige Arzneyen und Nahrungsmittel waren anzubringen. Nach drey Monaten kam der Kranke in einem kraftlosen, abgemagerten, höchst melancholischen Zustande nach Hannover zurück. Seine wenigen Kräfte schwanden mehr und mehr. „Je mourrai bien lentement, „et bien péniblement," sagte er zu seinem Arzt. Sein Tod erfolgte am 7. Oct. 1795 im 67sten Jahre seines Alters.

Z's Schilderung S. 116, die man mit größerm Vergnügen liest, als T's. unrichtige Beschreibung der letzten politischen Beschäfftigungen seines Freundes. Man denkt allenfalls bey der letztern Hälfte: De mortuis bene! „Il réunissoit un génie vaste et original, une imagination „brillante, beaucoup d'esprit, un jugement exquis, et „des connoissances très étendues, non seulement en méde„cine, mais en politique, en morale, en histoire, en „littérature ancienne et moderne. *L'Orgueil national*, „*l'Experience en médecine*, le traité *de la Solitude*, sont „des sujets absolument neufs. — Son ame étoit pure, „son coeur excellent; personne ne fut jamais plus attaché „à tous ses devoirs; il étoit bon fils, bon mari, bon pe„re; l'amitié étoit chez lui un sentiment tout de feu; et „si dans des momens d'inquiétude il avoit eu les plus lé„gers torts avec ses amis, il les réparoit avec toute la cor„dialité et la grace possible. La reconnoissance étoit un „de ses caractères marquants: il n'avoit pas oublié, à la „fin de ses jours, les plus petits services qu'on lui avoit „rendus il y avoit longues années." (Man vergleiche hiemit die Schilderung, die Z. von sich selbst in manchen Stellen seiner Schriften giebt; z. B. Ueber die Einsamk. Th. 1. Kap. 4. B. 3. Kap. 10. Ueber Friedr. d. Groß. An-

Anhang.) Was so Viele für Hochmuth hielten, war, wenn ihn nicht in den letzten Jahren seine Leidenschaft unter sich selbst sinken ließ, Stolz im edeln Sinne, Gefühl seiner Kraft, seiner Ueberlegenheit, wodurch er vielleicht Manchem lästig fiel, der sich von ihm zu sehr verdunkelt fühlte.) Daher verlangte er auch stets, die Kranken sollten wissen, daß sie dem Arzt, und nicht dieser dem Kranken für das Konsultiren Dank schuldig seyen; daher war Z., nach Hrn. Wichmanns Zeugnisse, auch stets willig, auf Begehren seinen Rath zu geben. Aber Niemand konnte mehr von der, den Arzt und die Kunst herabwürdigenden, Sitte entfernt seyn, Kranke aufzusuchen, sich durch Nebenwege empfehlen zu lassen, das Zutrauen gegen andere Ärzte zu schwächen, und sich des Kranken zu bemächtigen, unter dem Vorwande, sich möglichst nützlich zu machen, wie so manche Praktiker thun, denen es am Gefühl wahrer Ehre und humaner Verträglichkeit gebricht.) Seine zu reizbaren Nerven (die Ueberbleibsel des Leibschadens nach der Operation, durch die Leichenöffnung entdeckt. Wichmanns Krank. Gesch.) hatten großen Einfluß auf seine Art zu empfinden und zu handeln. „Quel homme c' eût été, schrieb seine Witwe an T., si les nerfs ne l'avoient jamais commandé!" Diese zogen ihm zu Zeiten eine Art Pusillanimität zu, die mit seinem sonst starken Charakter kontrastirte. Züge hiervon hat T. S. 118 gegeben: „Pourquoi tairoit-on des traits de cette espece? Quelque minimes qu' ils paroissent, ils tiennent à l'histoire de l'humanité, et l'on n' est point fâché de les trouver chez des hommes supérieurs; ils diminuent la distance qui les sépare des autres, et ils adoucissent l'envie." (Sehr wahr und unpartheyisch!) Schnell abwechselnde Furcht und Muth, Traurigkeit und Frohsinn, liegen überhaupt im Charakter des Hypochondristen, und Z. schildert dieß treffend: Einsamkeit, Th. 1. Kap. 4. „So viel Feuer [illegible] Sein Körperbau, S. 119: „M. *Zimmermann* étoit grand, très-bien fait, avoit une démarche ferme et aisée, se présentoit fort bien, avoit la tête belle et la voix agréable; son génie brilloit dans ses yeux; et si la petite vérole l'avoit un peu gâté, ce n' étoit qu' à ce degré qui ajoûte à la physionomie ce qu' il ôte d'éclat à la peau." (Bedauern wird mit T. jeder Freund und Verehrer dieses großen Mannes, daß seiner Leiden in den letzten Jahren so viele wurden; daß seine schöne Bahn so traurig endigte!

digte! Aber die allgemeinere Stimme wird ihn doch nicht sowohl wegen der von dem einseitig urtheilenden T. und durch dessen Ansehen auch im auswärtigen Publikum, z. B. in England, geglaubten, und bis zum Lächerlichen für nothwendig gehaltenen Kampf mit den Aufklärern, dem er unterlegen habe, bedauern; als vielmehr wegen der übertriebenen Furcht vor einer chimärisch-allgemein mächtigen Deutschen Mordbrennerbande, die Religion und Staaten umkehren wollen, und vorzüglich wegen der leidenschaftlichen und einem Gelehrten unanständigen Art, womit Z. diesen Streit führte. Daß er ihn anfieng, ist wohl historisch gewiß. Er mag nun, von seiner Meinung völlig überzeugt, wegen seiner großen Celebrität geglaubt haben: er sey gleichsam dazu berufen, sich, wenn auch „der Fluch in Süden und Norden auf ihn fiel," (von der Einsamkeit Vorr.) einem so gefährlichen und mächtigen Strom entgegen zu werfen; oder es mag sich etwas Menschliches, Rache für vermeintliche Beleidigungen, mit eingemischt haben: gewiß ward diese unglückliche Fehde für Z. eine Quelle von Leiden, die sein Leben vergiftete. Denn Z. überwarf sich nun mit vielen seiner ältesten Freunde, die er ungereizt öffentlich auf eine Art angriff, welche mit der oben mitgetheilten schönen und freundlichen Schilderung seines Charakters etwas absticht. Jene hielten den Angriff für unverschuldet und unerträglich. Die Gegenwehr zog Gegenbeleidigungen nach sich. Zimmermanns Empfindlichkeit ward mehr und mehr aufgebracht und bitter, seine Imagination schwarz, seine Ruhe und seine Gesundheit zerrüttet. Der große Nutzen, den die Welt, bey längerm Leben, ferner von ihm, als Arzt, zu erwarten berechtiget war, verringerte sich in der Maaße, als er sich die letzten Jahre hindurch leider! fast ganz mit der Politik beschäfftigte.) —

Vor der Hannövrischen Uebersetzung der Vie steht Zs. nicht sonderlich gerathenes Bild. Der Uebersetzer hat hie und da erläuternde und berichtigende Anmerkungen beygefügt, deren noch viel mehrere nöthig gewesen wären, wenn es die Zeit erlaubt hätte. Den heftigen Anklagen wider die Aufklärer u. s. w. giebt er seinen Beyfall nicht; aber er hat Tissots Unrichtigkeiten über jenen Streit nicht verbessern mögen. Da die Uebersetzung schnell gearbeitet werden mußte: so entschuldigt er sich über einige Nachläßigkeiten des Stils, der freylich mit unter etwas steif ist. Schreib- oder

Druckfehler sind z. B. S. 1: „da wir in einer Zeit seyn sind); S. 129 ein (einem) in Deutschland sehr geschätztes (geschätzten) Journal; S. 210 um näher zu London zu seyn, wenn sein Daseyn nöthig würde." Ein sonderbarer Druckfehler ist S. 218, wo die Worte der Korrektur: „mit nicht hervorstehenden Buchstaben zu drucken," in den Text geflossen sind.

Die Züricher Uebersetzung lieset sich, die Provinzialismen abgerechnet, ziemlich gut; doch ist das Original hin und wieder etwas travestirt, z. B. der arme Hoffmann, da Z. bloß M. Hoffmann sagt; „Diejenigen, die im Punkte seines (Zs.) unseligen Steckenpferdes mit ihm einerley Meinung waren!" Freylich hätte der Biograph dieß sagen können; aber er hat es nicht gesagt; die Worte sind: (S. 120) de ceux qui partageant sa façon de penser sur l'objet important, dont il avoit été si fort occupé." Die beygefügten Anmerkungen enthalten brauchbare literarische Nachweisungen; einige sind auch spottend, und kontrastiren mit der Z. bezeugten Hochachtung, z. B. S. 157. S. 159.

Ef.

Ueber die Ruhr und deren Heilart. Ein Fragment von H. W. Lindemann, Phys. des Radomsker Kreises in Südpreußen. Breslau, bey Korn. 1800. 6 gr.

Im ersten Kap. schildert der Verf. die Ruhr; im zweyten erzählt er, was man bey geöffneten Ruhrkadavern fand; im dritten spricht er von den Ursachen der Krankheit, wobey er verschiedene Meinungen guter Schriftsteller anführt, deren letzte Alexander von Tralles und Abr. Vater (!!) sind. Seine eigene hat er nicht bestimmt angegeben. Das vierte Kap. handelt von der wesentlichen Verschiedenheit der Ruhr. Er glaubt, der Grund dieser Verschiedenheit liege theils in der Natur der Epidemie, theils in der verschiedenen Körperkonstitution. Dieß ist eins der besten Kapitel! Im fünften Kap. kommt der Ausgang der Krankheit; im sechsten die Heilart. Der Verf. widerräth ausleerende Mittel im Allgemeinen, und giebt sie nur solchen, die durch sitzende Lebensart,

Kum-

Kummer, schlechte Nahrung, rc. die Eingeweide des Unterleibes geschwächt haben. (Es ließe sich doch fragen, ob gerade hier Ausleerungen nützlich seyen? Es wäre ja doch offenbar Asthenie, und der Verf. sagt selbst, daß er bey asthenischen Ruhren der gastrischen Symptome wegen nie habe brechen oder purgiren lassen.) Er gab bey seiner Epidemie zum ordinären Trank Honigwasser mit etwas Weingeist, warme Umschläge mit Branntwein, rohe Eier und Fleischbrühen in der asthenischen Art; bey sthenischen Ruhren ließ er zur Ader, und dann das Dover'sche Pulver. Fast bey allen asthenischen Ruhren gab er Laudanum mit Nutzen, (vorhin gab er es doch auch bey der sthenischen?) bey der asthenischen, in gelindern Graden, gab er Ammoniakgummi in einfachem Sauerhonig aufgelöst, und ließ fleißig Thee aus Chamillen und Baldrian trinken. (Wir würden nicht wagen, diese Mittel zu geben. Was soll auch Ammoniak helfen? Reizen, hitzen, trocknen? Oder ist es ein Druckfehler für Sal ammoniac.?) S. 55 sagt der Verf.: Es ist mir noch übrig, die verschiedenen Heilarten der Ruhr nach ihrer verschiedenen Natur anzugeben. (Was soll das heißen? Soll das die specielle Therapeutik der Ruhr bedeuten? Wie kommt ein Brownianer auf einen solchen Abweg? Oder soll es sich auf die Grade der Sthenie und Asthenie bey Ruhren beziehen, wornach oben der Verf. die Ruhr abtheilte?) Hier sagt er denn auch: Bey simpler rheumatischer Ruhr gebe man gleich Anfangs Tamarindenmark mit Manna, bey Armen die Auflösung des Glaubersalzes mit Lakrizensaft. (Widerspricht das nicht jenen obigen Aeußerungen? Oder dürfen wir mit Recht daraus schließen, daß der Verf. noch nicht ganz fest in seinen Grundsätzen sey?) Bey der rein entzündlichen Ruhr empfiehlt der Verf. kalte Umschläge auf den Unterleib. (Hat er wirklich gute Erfahrungen davon, oder spricht er bloß aus Theorie? Das Letztere scheint zu seyn.) Das siebente Kap. schließt mit den Nachkrankheiten der Ruhr.

Nirgends ist viel Trost zu holen. Alles ist flüchtig und oberflächlich behandelt, die Diagnosis der verschiedenen Arten der Ruhr [das Hauptkapitel in allen Schriften über diese Krankheit] nichts weniger als pragmatisch ausgeführt, und das ganze Schriftchen enthält mithin nur einen höchst geringen Werth und eine ephemerische Existenz!

Em.

Karl Strack's — medic. Beobachtungen über eine der vorzüglichsten Ursachen des allzustarken Blutflusses aus der Gebärmutter und deren Heilart. A. d. L. Marburg. 1800. 84 S. 8. 6 gr.

Die Originalschrift: de una prae ceteris caussis ret. Berol. 1794 ist in unserer Bibl. B. 12. S. 33 zu ihrer Zeit beurtheilt worden. Der damalige Rec. suchte schon auf das Einseitige dieser Schrift aufmerksam zu machen; wie sehr müssen wir uns also wundern, daß man so sonderbare Grillen — denn weiter sind die Meinungen des Verf. nichts — in einer Uebersetzung aufs neue vor die Augen des Publikums bringt! Er empfiehlt bey Blutflüssen unverheiratheter sowohl als verheiratheter, nicht schwangerer Frauenzimmer abführende Mittel, besonders wenn es fette, gut lebende Weiber sind, die einen Hänge- oder aufgetriebenen Leib, bittern Geschmack, Unreinigkeiten an den Zähnen, trüben Harn, aufgedunsenes Gesicht, angelaufene Füße, zuweilen schleimichten Bauchfluß mit Stuhlzwang, Blätterchen und Blutschwären um die Hüften und Schenkel, öfterer und länger dauernd als gewöhnlich ihre Reinigung haben. (Wie unsicher sind alle diese Zeichen! Und doch wollen wir darüber nichts sagen; aber manchmal erkannte Hr. S. S. 37 bloß aus dem trüben Urin, daß Unreinigkeiten da waren; oft hatten die Kranken alle Kraft verloren, und der Verf. kühlte und führte dennoch ab; S. 44 richteten sogar kühlende Mittel nichts aus, bis sie S. 45 der Verf. gab. Einer außerordentlich verbluteten Frau gab der Verf. eine magere Diät, und Alles, was man unter kühlende Mittel nur immer zählen kann, dabey auch China, aber leider! alles umsonst. Das ist doch warlich kein Wunder! Und diese abführenden Mittel sollen so lange fortgesetzt werden, als noch Schleim abgeht! So wird sie ja wohl Hr. St. bis zum letzten Hauche gereicht haben?) Am mehresten nutze Ammoniakharz, Seignettesalz und Meerzwiebelhonig. Man brauche sich vor dem Ammoniakharz nicht zu fürchten, er habe durch vielfältige Erfahrungen (welche Erfahrungen!) überzeugt, (welche Ueberzeugung!) daß es nicht nur ohne Nachtheil, sondern sogar mit großem Vortheile anzuwenden sey. Da auch viele dieser Personen an skorbutischer Schärfe (?) leiden: so setzt der Verf. ein Mittel zusammen, was sowohl abführende, als auch antiskorbutische

Kräfte

Kräfte in sich faßt. Dieses (ausgezeichnet schlecht zusammengesetzte) Mittel ist: Rec. Electuar. tamarind. e. Fol. Senn. unc. sem. Pulv. cortic. peruani, Sal. mirab. G. aa dr. duas, Pulv. r. Ialapp. gr. XV, Conserv. nasturtii aquat. unc. sem. Syrupi moror. qs. f. M. S. Morgens alle Stunden einer welschen Nuß groß zu nehmen und ein halb Maaß Molken nachzutrinken. Dieß wird so lange gebraucht, als Unreinigkeiten weggehen und die Menstruation in Unordnung ist. Im nächsten Frühjahr (nun das heiße ich doch eine Kur!) giebt man Kräutersäfte und Molken 4 Wochen lang; dann ein säuerliches Mineralwasser. (Des Verf. Kranke müssen recht viele Geduld gehabt haben, wenn sie diese Anordnung ausgehalten haben!) Dabey muß denn doch noch obendrein die Luft rein seyn, u. s. w. Nachgerade (S. 61) sah der Verf. aber ein, daß diese Behandlungsart ein wenig (d. h. nicht wenig) lang dauert. Er sann daher unermüdet auf ein anderes Mittel, welches man im Blutflusse selbst (jene Mischung gab er nur außer demselben) geben konnte. Endlich glückte es ihm, ein solches zu entdecken. (Und diese große Entdeckung, worin bestand sie?) Er ließ eine halbe Quente Salpeter mit 2 Quenten Friedrichssalz abreiben, dieses in 6 Unzen (schreibe sechs Unzen) Wasser auflösen, und eine halbe Quente Chinaextrakt und eine Unze Meerzwiebelhonig beymischen, hiervon aller 2 Stunden 2 Eßlöffel voll nehmen und Klystiere brauchen. — — Aber genug von einem Schriftchen, das nicht verdiente, erwähnt zu werden, wenn nicht ein Mann von Ruf ihm seinen Namen vorgesetzt hätte. Auch berühmte Quellen führen manchmal schlecht Wasser!

C. J. *Tissot* über den Einfluß der Leidenschaften, und von (über) den Mitteln, ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern. A. d. Fr. von J. G. *Breiting*, Leipzig und Gera. 1799. 406 S. 8. 1 Rh.

Der Name Tissot, welcher von verschiedenen Jahrzehnden sich allgemeinen Ruf erworben hatte, verleitete einen Pseudonymen zu mehreren Produkten, welche nicht das Geringste von dem Geiste jenes ehrwürdigen hippokratischen Arztes in

sich fassen. Ob der gegenwärtige Verf. mit dem ersten oder zweyten verwandt ist, wissen wir nicht, und es hat auch auf diese Beurtheilung weiter keinen Einfluß. Kaum wird es aber der Verf. (wir denken, er ist Officier de Santé unter der Rheinarmee) dahin bringen, daß er durch diese Schrift seine Reputation so etablirt, als S. A. Tissot zu Lausanne. Seine Schrift ist ganz nach dem altfranzösischen Zuschnitte geformt, alte Humoralgrundsätze durch weitläuftige Declamation noch widerwärtiger gemacht! z. B. die mit dem sanguinischen Temperamente verknüpfte Flüchtigkeit mache den Menschen oft zu Sklaven vieler Vorurtheile, ohne jedoch seinen Geist zu fesseln. Oft unterliegt er dem Drange sinnlicher Begierden; da sie aber thierischer Art sind: so steigen sie nach dem Genusse nie zu dem Grade der Leidenschaft hinauf. Unter allen Temperamenten darf das sanguinische am wenigsten beunruhigen. (Wir sind darin anderer Meinung. Keines disponirt so sehr zu direkter und indirekter Schwäche, Fiebern rc.) Das melancholische Temperament finden wir nicht in der Natur. (Wenn wir Ideale von Temperamenten suchen, so finden wir vielleicht keins von den vier galenischen!) Der Landmann ist der Regel nach nur wenigen Leidenschaften unterworfen. (Der Landmann haßt und zürnt weit heftiger und furchtbarer, als die andern Menschen!) u. s. w. — Der Verf. führt nun alle Leidenschaften einzeln auf, und belegt die Angaben mit Geschichten aus ältern und neuern Schriftstellern, die aber nicht immer glücklich gewählt sind, z. B. S. 36: Eine Frau, welche gar keine Wehen und keine Kräfte mehr hatte, brachte ihr Kind zur Welt. Wie unwahrscheinlich ist diese Anekdote in physischer und moralischer Hinsicht! — S. 66 sagt der Verf.: man habe Beyspiele, daß rachitische Kinder nach einem durch Kitzel erregten Lachen beträchtliche Besserung verspürt hätten! — S. 61. Durch das Lachen werden unter andern die Nervenkanäle desobstruirt. (Verstehst du auch, was du sagst?) — S. 67 ist von der Sorgfalt Hildens die Rede; so könnte man auch von der Gelehrsamkeit Rotterdams sprechen. S. 70. Zu den physischen Mitteln, Heiterkeit zu wecken, rechnet er alle Nahrungsmittel, welche die Hautausdünstung befördern, und alle eröffnende Arzneyen. S. 97. Nachtheil soll der Beyschlaf beym Gebrauche mineralischer Bäder und Brunnen stiften! S. 113 wird Unterhaltung der Hoffnung bey veneri-

schen Kranken gerühmt, da dergleichen Kranke nichts mehr martere, als die beständigen Erektionen und der fortwährende Saamenausfluß ꝛc. S. 128 rühmt der Verf. öfteres Besuchen der Kranken, weil diese dadurch beruhigt würden. (Oft werden sie aber auch ärgerlich und mißtrauisch.) S. 133. Der Zorn bewirkt vermehrte Bewegung des Herzens und der Arterien, das Blut wird schnell vorwärts getrieben und verdünnt, und in den feinsten Enden der Arterien nicht so geschwinde fortgeschafft. Diese werden aufgetrieben, die Oeffnungen der Lymphgefäße erweitert, und es geschiehe vielleicht eine Vermischung mit der Lymphe. — Auf diese Manier sind alle Erklärungen eingerichtet, und der Uebersezzer that wohl, sie in seinen Anmerkungen zu verbessern. Hier sind denn die Grundsätze überhaupt moderner und wahrer. Nur allgemeine Sätze, die partikulär richtig sind, haben sich manchmal mit eingeschlichen, z. B. der heitere und frohe Mensch ist nie lasterhaft. Auch hätten wir erwartet, daß der Uebersetzer mehr Rücksicht auf Browns Meinungen genommen hätte, die im Punkte der Seelenstimmung und ihren Einfluß auf Gesundheit und Krankheit so viel Neues und Wahres enthalten. Hr. Breiting sagt z. B. Freude könne in keiner Krankheit für absolut schädlich erklärt werden; wie ganz anders spricht Brown §. 43! Wie fein sind die Bemerkungen zu §. 277 f. in Browns System! — Das Lachen hält Hr. B. bey Lungenknoten für schädlich, wir — so lange die Knoten nicht entzündet sind — wie das Reiten, für nützlich. Auch wundert es uns, nichts von dem Nutzen der Furcht bey der Manie zu finden, die neuere Beobachtungen zu einem der nothwendigsten Stücke im Apparate der Heilmittel dieser Krankheit gemacht haben. Die ganze Schrift, wie sie da ist, steht, unserm Bedünken nach, der Scheidemantelschen in keinem Stücke nach.

Der philosophische Arzt, von M. A. Weikard. Dritter Band.

Auch unter dem Titel:

Philosophische Arzneykunst, oder von den Gebrechen der Sensationen des Verstandes und Willens. Frankfurt a. M. 1799. 1 Rthl. 4 gr.

In diesem Theile sind, wie in den vorigen Auflagen, die Gebrechen des Verstandes und Willens specificirt, und die Mittel angegeben, ihnen abzuhelfen. Die Basis ist, wie in der vorigen Edition, hie und da sind manche Verbesserungen, manchmal auch einige Verschlechterungen hinzugekommen. Das letztere dürfte besonders bey den Anmerkungen der Fall seyn! In diesen und nicht selten auch im Texte erklärt sich Hr. W. mit seiner bekannten Vehemenz gegen die kritische Philosophie, die er, in gelinden Ausdrücken, für eine Träumerey; in stärkern, für eine Narrheit erklärt. Schon mehr als einmal hat Hr. W. durch dieses warme Partheynehmen sich und der Sache, die er vertheidigte, geschadet. Müssen wir denn immer das Kind mit dem Bade ausschütten, immer wider eine Sache seyn, wenn wir nicht für sie seyn mögen? Sind alle Kantianer Kinder, Schwärmer, Narren? Ist Hr. W. — der kein Philosoph ex professo ist, und sich nicht die Mühe genommen hat, die kritische Philosophie zu studiren — befugt und fähig, über sie zu urtheilen? — Außer der kritischen Philosophie sind es die kritischen Institute, über welche Hr. W., wie bekannt, sehr ungehalten ist, ohne daß er auch hier das Recht auf seiner Seite hätte. Oder ist es recht, alle diese Anstalten und ihre Theilnehmer zu schmähen, weil einige den Erwartungen nicht entsprachen, welche Hr. W. an sie und ihre Urtheile über seine Werke machte? Entsprachen denn alle Werke des Hrn. W. den Erwartungen, welche das Publikum zu hegen berechtigt war? Und ist es wahr, daß alle Recensenten junge Leute, und alle junge Leute eingeschränkte Köpfe sind, unfähig, über ältere Schriftsteller ein kühles, gegründetes Urtheil zu fällen? — Diese Seitenblicke auf den Kritizismus in der Philosophie und auf die Recensionsanstalten, nebst mancherley Anecdoten, von denen viele unbedeutend, viele irrig sind, abgerechnet, ist dieser Theil des philosophischen Auszugs besonders reich an Beweisen von Hrn. W. großer Kenntniß der Welt und des Menschen, sowohl des menschlichen Herzens als Verstandes. Ganz reine, systematische medicinische Kenntnisse vermißt man, wie in allen, so auch in dieser Schrift des berühmten Verf. Es sind die Morceaux friands, welche er aus jedem Systeme ausgewählt und adoptirt hat, weßhalb bald ein Stückchen aus der ältern, bald eins aus der neuern, bald eins aus der Brownischen Medicin zum Vorschein kommt. Daher widerspricht sich auch Hr.

Hr. W. nicht selten, sogar was seine Lieblingsprincipien anlangt. Obgleich er z. B. so sehr gegen die liebe Jugend ist, und sie mit Unreife, Eingeschränktheit rc. für gleichbedeutend nimmt: so rühmt er doch S. 25 die heutige Erziehung vor der zu seiner Zeit, daß Jünglinge oft weit heller denken und mehrere Begriffe haben, als vor 40—50 Jahren. Und S. 21 zieht er wieder gegen sie zu Felde! Von den Ausbrüchen gegen die neuere Philosophie rc. und was wir zu erinnern vergaßen, gegen die Professoren, zu denen wir glücklicher Weise nicht gehören, findet sich ein Beyspiel S. 69 f. Von den Anekdoten sey es uns erlaubt, nur die hier anzuführen, welche den Ursprung des Kredits der Kantischen Philosophie entwickelt; S. 148 f.: Ein redlicher Mann, Prof. Ulrich zu Jena, blieb auf der Landstraße, wendete sich nicht zur kritischen Philosophie; ein anderer, Prof. Reinhold, wurde mit Leib und Seele Kantianer, weil er immer hüpfte, und nie für den gebahnten Weg geschaffen schien. Der Herausg. der A. L. Z. war Feind von U. wollte, nach löbl. Universitätskabale, ihm seine Zuhörer, sein Brod, entziehen, und R. zuwenden, welcher auch von seinem Schwiegervater, Wieland, gehoben wurde. Hierzu war ihm das schicklichste Mittel, in jedem Blatte die Kantische Philosophie zu erheben, und also auch den Mann, welcher sie lehrte, um diesem alle wißbegierige Lehrlinge zuzuweisen. Auch wurde die Sache so eingeleitet, daß Kant schriftlich von sich gab, daß ihn Reinhold recht verstanden habe, u. s. w. — Die dem Werke angehängten Arzneyformeln haben sich, nach der jetzigen Denkart des Hrn. Ws., verändert, und sind mit verschiedenen neuen vermehrt worden.

Friedr. Wilh. Voigts Bruchstücke aus der Zeichenlehre der Entbindungskunst, a. d. Lat. von C. Fr. El (Elias). Marburg. 1799. 20 Kr.

Wahrscheinlich die Inauguraldissertation des Verf. von Hrn. Elias, der ein ähnliches Werkchen schrieb, übersetzt. Der Verf. fängt ab ovo, von der medicinischen Zeichenlehre — einer rudis indigestaque moles — an, um auf die physiologische und weiterhin die pathologische Zeichenlehre der Entbindungskunst zu kommen. Er führt die einzelnen Rubriken kurz an, und verweißt auf die Schriftsteller, welche speciell

davon gehandelt haben, ohne jedoch eine Kritik über dieselben beyzufügen, oder die Sammlung selbst mit gehöriger Auswahl angestellt zu haben. Was sollen die uralten Disputationen von Stahl, Wedel, Kaltschmid, welche man noch dazu nicht bekommen kann; oder Bücher, wie Terenzoni, Primrose ꝛc. zu den jetzigen Zeiten für Nutzen leisten? Die Theorie in denselben ist unsern Vorstellungsformen ganz zuwider, die praktischen Principien weit unvollkommener, als die unstrigen. Auch unter den neuern Dissertat. welche der Vf. anführt, sind viele, die nicht der Stelle werth sind, so wie man überhaupt so kleine Flugschriften, wenn sie sich nicht vorzüglich auszeichnen, gar nicht berühren sollte. Bey den Citationen anatomischer Schriften ist die zuletzt angeführte gerade die älteste. Ueber die Untersuchung durch die Besichtigung, welche die Weiberchen S. 21 selten gestatten, (aber manchmal gestatten müssen,) ist nichts angeführt. S. 25 wird gesagt, daß man durch die innere Untersuchung auch die Verfassung der Gebärmutter u. s. w. entdecken könne. Unter den Dingen, mit welchen der Geburtshelfer seine Finger bey der Untersuchung befeuchten soll, steht S. 23 der Hauch und Speichel. Der Uebersetzer rathet zur Untersuchung zwey Finger zu brauchen; wir sind nicht dieser Meinung des Hrn. Stein. Man mache den Versuch, einen runden Körper mit der Spitze zweyer Finger zu umschreiben, man wird gewahr werden, wie man sich täuschen könne. S. 52. Man hat verschiedene Eintheilungen der Geburten, deren jede ihre Liebhaber hat. Der Vf. giebt S. 64 eine andere Eintheilung der verkehrten (fehlerhaften) Lagen des Fötus an, welche uns gefallen hat. Alles ist nur zu kurz, um recht nützlich werden zu können. Das ganze Schriftchen scheint nichts als ein fragmentarischer Kollegienheft zu seyn. Hr. E. hätte es ohne Bedenken unübersetzt lassen können, zumal da, wie wir gezeigt haben, auch er, als Uebersetzer, sich manche Sünden zu Schulden hat kommen lassen. Das Beste sind einige Beobachtungen, welche der Verf. unter den Auspicien des würdigen Hrn. Meckels gemacht hat, und die Kupfer, welche zwar nicht von Seiten der Kunst, aber des Inhalts, interessant sind.

Fp.

Ube-

Tiberius Cavallo's, Mitglied der königl. Soc. der Wissensch. in London, Versuch über die medicinische Anwendung der Gasarten, nebst Anhängen über das Blut, über Watt's medicinisch-pneumatischen Apparat und Fischers Bibliographie der Respiration. Mit erläuternden Zusätzen herausgegeben, von D. Alexander Nicolaus Scherer, herzogl. Sachs. Weimar. Bergrath. Mit Kupfern. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1799. 356 S. 8. 1 Rh. 8 gr. der Anhang dazu 4 gr.

Cavallo's *essay on the medicinal properties of factitious airs*, welcher 1798 zu London erschien, betrifft die atmosphärische Luft, die Lebensluft, das Wasserstoffgas oder die brennbare Luft und das kohlensaure Gas. Er verbindet mit der Theorie von diesen Gasarten und dem Athemholen die praktische Bestimmung des Nutzens, welchen das Einathmen der drey letztern in gewissen Krankheiten haben kann, und der Regeln, welche bey ihrer Anwendung zu beobachten sind. Der Verf. scheint hier mehr aus Priestley's, Lavoisiers, Beddoes's, Watt's Schriften gesammlet, als selbst beobachtet zu haben; die Versuche über die Wirkungen der Gasarten, wenn sie in das Zellgewebe lebendiger Thiere gebracht werden, sind aus Maxwells, S. 33, auch als Quelle angeführter Schrift entlehnt. Nun ist die Schrift, auch nur als Sammlung des in andern Schriften Zerstreuten, dennoch lesenswerth, und wird, zumal da der Verf. durch sein lehrreiches Buch über die Elektricität schon lange so rühmlich bekannt ist, auch in der Deutschen Uebersetzung viele Leser finden. Indessen hätte der Hr. BR. Scherer, ungeachtet seiner wichtigen Zusätze, besser gethan, wenn er uns, statt der Uebersetzung dieses Buches, ein vollständigeres und mehr systematisch geordnetes von eigener Hand geliefert hätte; ohne Zweifel würden darin manche Mängel desselben vermindert worden seyn. So wird z. B. das Stickstoffgas S. 4 von verunreinigter atmosphärischer Luft nicht gehörig unterschieden; S. 6 ist die Behauptung irrig, daß die Luft durch die Beymischung des Sauerstoffgases fast bis zu jedem Grade verbessert werden könne; S. 8 fehlt bey dem Sauerstoffgase aus

Queck-

Quecksilberoxyde der wichtige Kautel, daß es zum Einathmen nicht taugt; Säuren auf vegetabilische oder animalische Körper gegossen, geben nicht Wasserstoffgas, wie S. 12 gesagt wird, sondern schweflichtsaures Gas, salpeterhalbsaures Gas oder Stickgas; S. 14 fehlt in der Tabelle das absolute Gewicht eines Kubikzolles Lebensluft; S. 128 wäre beyzufügen, daß irdene Retorten zur Gewinnung der Lebensluft aus Braunstein sehr tauglich sind, und bey einigermaßen vorsichtiger Regierung des Feuers vielmals gebraucht werden können 2c. In der angehängten Abhandlung über das Blut scheint der Verf., was die chemische Analyse betrifft, Rouelle und Fourcroy gefolgt zu seyn; über die Blutkügelchen hat er eigene mikroskopische Beobachtungen beygebracht, welche dazu dienen können, gewisse Täuschungen zu beurtheilen, welche ältern Beobachtern oft begegnet sind.

Die Zusätze des Herausgebers betragen mehr als das übersetzte Buch selbst, und mit diesen hat freylich die Uebersetzung einen großen Vorzug vor dem Originale. I. Historische und literarische Anmerkungen über die Anwendung der Gasarten in der Arzneykunde. Daß sie sehr reichhaltig seyen, wird jeder erwarten, dem es bekannt ist, daß der Hr. BR. Scherer in der chemischen Literatur seine vorzügliche Stärke hat. Die S. 172 angeführten *medical extracts* by *Thornton* sind jetzt vom Prof. Roose ins Deutsche übersetzt. II. Ueber die Gasarten im Allgemeinen, die Eudiometrie, die einzelnen Gasarten, ihre Bereitung und Anwendung 2c. Diese kurze Aerologie ist im Ganzen gut, nur scheinen einige Stellen zu verrathen, daß der Verf. sie vor dem Abdrucke nicht nochmals durchgesehen habe. Unsichtbar S. 175 ist wohl ganz reines Wasser, und jeder durchsichtige Körper eben so gut als Luft; es wird nur neben Luft sichtbar, indem es die Stralen stärker bricht. S. 177 sollte in der Formel das Wasser unten, die Wärme oben stehen. S. 183 muß es nicht heißen: „dem Stickstoffe die atmosphärische Luft zu entziehen," sondern: „der atmosphärischen Luft den Sauerstoff zu entziehen." S. 222 sollte statt: „dieses Gas" stehen „diese Säure:" denn die Kalkfalze enthalten zwar die Kohlensäure, aber nicht das Gas. III. James Watt's Beschreibung der pneumatischen Apparate zur Bereitung (und Einathmung) der zum medicinischen Gebrauch dienlichen Gasarten. Ist durch Abbildungen erläu-

läutert. IV. Gotthelf Fischers, Bibliothekars zu Mainz Versuch einer Bibliographie über die Respiration der Thiere. Aus dem Französischen übersetzt. Ist mit ungemeinem Fleiße gesammelt; es wäre zu wünschen, daß wir über jeden Theil der Physiologie Verzeichnisse von solcher Vollkommenheit hätten.

Joseph Jakob von Plenk, K. K. Rath, Prof. an der med. chir. Joseph. Akademie — Anfangsgründe der Pharmaco-Katagraphologie, oder der Lehre Arzneyformeln zu verschreiben. Wien, bey Wappler und Beck. 1799. 219 S. 8. 20 Kr.

Die gewöhnlichen Regeln der Rezeptirkunst, mit Angabe der Dosen, und mit Zusätzen der vornehmsten und gebräuchlichsten Arzneymittel, nach bekannter Plenkschen Einrichtung.

Ueber den Phosphor als Arzneymittel, von Franz Bouttatz, d. Chir. u. Arzn. Dokt. Göttingen, bey Rosenbusch. 1800. 116 S. 8. 10 gr.

Als Sammlung des Merkwürdigsten über den Medicinalgebrauch des Phosphors, hat diese kleine Schrift ihren relativen Werth; aber auf Vollständigkeit kann sie keine Ansprüche machen. Das läßt sich vom Verf. einem Franzosen, der sich jetzt in London aufhält, nicht wohl erwarten. Hier der kurze Inhalt: 1. Erste Erfindung des Phosphors. Bekanntlich war der Erfinder Brandt im J. 1667, nachher folgten Kunckel, Boyle, Kraft, Hamberger, bis auf Hellot und Marggraf. (Warum nicht weiter in der Geschichte vorgerückt?) 2. Historische Uebersicht der Anwendung des Phosphors als Heilmittel. Hier werden die Beobachtungen von Menz, Morgenstern, Hartmann, Krämer, Hoffmann, Isenflamm, Weikard, Navier, Hauckewitz, Duncan, Quarin, Boenneken, Wolf,

Le

Le Sage, Trampel, Theden, Zisler, Conradi, Lentin, Hufeland, Brera, Pelletier, Le Roy, kürzer oder weitläuftiger angeführt. (Auch hier fehlen noch manche Beobachtungen, z. B. des Penzky u. a.) 3. Resultate, beste Methode, den Phosphor aufzulösen. Wie gewöhnlich, wenn von neuen Mitteln die Rede ist, hat der Phosphor (ein stets unsicheres Mittel) in unzähligen Krankheiten geholfen, (und daran läßt sich sehr zweifeln) insbesondere macht der Verf. aufmerksam auf die verschiedenen Dosen und Verbindungen, von 2 — 4 bis 10 Gran, und ½ Strupel (mit offenbarer Gefahr) am sichersten von ½ bis 2 Gran, mit unter mag auch wohl Betrug im Spiele gewesen seyn. Die Auflösung des Phosphors ist außerordentlich schwer, am besten mit der Naphtha vitrioli, wenn sie ganz rein und rektificirt, und erst gelinde digerirt wird. Der Verf. schlägt vor, den Phosphor erst mit etwas Oel zu versetzen, und nach und nach etwas weniges Naphtha vitrioli hinzu zu thun, (nur wird Geruch und Geschmack unangenehm) oder etwas Zucker, oder mit Gum. arab. abzureiben, (nur ist es nicht so kräftig, als mit N. vitr. aber wohlfeiler.) 4. Verschiedene vom Verf. angestellte Versuche mit Hühnern und Tauben, 1 Gran, (nichts als Durst, und beym Hahne mehreres Treten, und bey andern Brechen und Tod,) mit Katzen, 1½ Gr., (Durst, Brechen, Zuckungen und Tod, Magen und Darm entzündet, aufgeblasen, leuchtend,) mit Kaninchen und Meerschweinchen, (eben so) mit Tauben, (Saufen, Erbrechen, Niedergeschlagenheit, nach 8 Tagen wieder Fressen,) mit Fröschen, (Brechen, den andern Tag der Tod, der Darmkanal entzündet,) endlich an sich selbst. Der Verf. hatte 4 Gr. Phosphor in 4 Quent. Naphtha vitr. aufgelöst, und nahm alle 2 Stunden 20 Tropfen, davon erfolgte etwas Uebelkeit, die vom Wasser vergieng, von der zweyten Dose starker Appetit, mit Wärme des Körpers und Behaglichkeit, Abgang der Blähungen und des Urins, und große Reizbarkeit in den Geschlechtstheilen. Gegen den Stein that der Phosphor nichts. 5. Allgemeine Betrachtungen über die Natur des Phosphors und die Anwendung desselben in der Medicin. Nach dem Verf. ist er eins der wirksamsten Mittel; er wirkt als ein Reiz; hat nur statt bey großer Unempfindlichkeit und Schwäche, wo schnelle Erregbarkeit nöthig ist; aber Universalmittel ist er nicht, kann im Entzündungszustande, bey

Turgescenz u. d. nicht nützen, muß nach geschehener Wirkung sogleich ausgesetzt werden, die beste Form ist mit Naphtha vitr. in Klystiren unsicher, äußerlich unbrauchbar, wofern er nicht mit Kampher und Mandelöl in ein Liniment gebracht wird.

T.

Kurzer Inbegriff der Lehre von der Lustseuche, zum Behuf akademischer Vorlesungen entworfen, von J. D. Metzger, Königl. Leibarzt und Prof. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1800. 228 S. 8. 18 gr.

Wir begnügen uns das Daseyn einer neuen Schrift über die Lustseuche anzuzeigen, (ihre Anzahl ist leider! Legion) und zugleich zu bemerken, daß sie zu Vorlesungen bestimmt ist, die leider! auf Akademien ganz vernachläßigt werden. In wie weit sie zu diesem Zweck geeignet ist, wird sich am besten beym Gebrauch ergeben. Daß der Verf. sich nicht von den modischen a priorischen Denkformen blenden läßt, ist fein und löblich, daß er seinen eigenen Gang verfolgt, noch mehr. Denn wer selbst gehen kann, braucht sich von Andern nicht gängeln zu lassen, und wer sich selbst einen leichtern Plan entwerfen kann, braucht von keinem Andern die unmaaßgeblichen Rathschläge anzunehmen.

Ha.

Arzneyschatz; oder Sammlung gewählter Rezepte. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1800. 412 S. 8. 1 Rt. 12 gr.

Das fehlte noch, daß wir armen Deutschen Aeskulapiden sogar ein dickleibiges Rezeptbuch aus der großen Insel herüber bekommen, und unser Gedächtniß mit alten und neuen Namen anfüllen, unsere Kranke mit ellenlangen und hirnlosen Mischungen tödten sollen. Armer Hippokrates, bitte für uns!

Wir

Wir haben, leider! solche mitleidige Tröster und Rezeptkrämer genug, und das Schlimmste ist, alle Rezepte aus England sind, nach den Regeln des Formulars, nicht einmal musterhaft. Wozu also dieser neue Ballast! Alles, was an dieser Sammlung, angeblich eleganter Rezepte das Beste ist, sind die Noten des Uebersetzers, der mit dürren Worten (Vorr. 10) sagt: „auch die besten Formeln hinken, sind unnatürlich, und widersprechen sich selbst und der Absicht." Diese Noten sind ein wahres Gegengift der unzeitigen Componirsucht, mit dem Wahlspruche: Je einfacher, je besser; und der Notenmacher, Hr. Y. hat die Gabe, die Pudenda solcher hirn- und kunstlosen Mischungen bald lachend, bald bitter aufzudecken. Er hat seine Chemie, Pharmacie, Materia medica und Therapie wohl inne; er weiß, daß alle Theorie über die Wirkungsart der Arzneymittel nichts weiter als gelehrter Tand ist; daß durch Vervielfältigung der Ingredienzien in einer Formel gerade die natürliche Wirkung der einzelnen Theile zweifelhaft wird, weil eins das andere mehr oder minder zersetzt, daß die Haupteigenschaft einer guten Formel die Bestimmtheit ist, ohne welche die ganze Mischung ein wahres Quodlibet werden muß. Eben daher schont er auch berühmte Namen nicht. Nur ein Beyspiel, was er gegen Stoll's Aufguß von Wolferleyblumen S. 320 sagt, um den Tadler und seine Manier kennen zu lernen. „In einer Arzneyformel, deren unnachläßigstes Attribut Bestimmtheit seyn sollte, eine Gewächssubstanz, deren Arzneykraft mehr, als die fast aller übrigen leicht vereinbar ist, in einer unbestimmten Menge Wasser eine unbestimmte Zeit über zu kochen verordnen, ist die elendeste aller Unbesonnenheiten, der sich ein praktischer Schriftsteller nur schuldig machen kann. Die Angabe der Kolatur ist so gut als keine Bestimmung. Es ist sehr leicht, ohne gegen die Verordnung anzustoßen, hiernach zwey Dekokte, jedes von zwey Pfund Kolatur, zu verfertigen, deren eins viel hundertmal unkräftiger, als das andere ist, das eine kann man acht Stunden lang in vier bis acht Pfund Wasser, das andere nur eine Minute lang in 2 Pfd. 2 Loth Wasser sieden lassen. Quid obstat?" Sehr wahr! Und so geht es durch das ganze Werk, daher ist die Brühe des Uebers. kräftiger als das Fleisch! Wollte doch der Verf. in diesem Fache einmal aufräumen; denn die hochgelahrten Herren Professoren, Leibärzte, Lazarethärzte, Kliniker

niker, Praktiker, verstehen fast alle nicht, was zu einem guten Rezepte gehört. Die meisten copiren nur ihr Lebelang.

Gi.

Opuscula academica, quae recentissime scripsit et edidit D. *Christoph. Friedr. Elsner*, Med. Prof. Regiomontan. Regiomonti, sumtib. Nicolovii. 1800. 64 pagg. 8. 5 gr.

Der Verf. schreibt selten, und prakticirt viel. Was und wie er von der Brownschen Lehre denkt, ist in folgenden Abhandlungen als kurzes Glaubensbekenntniß enthalten. 1. Diss. de angina putrida. 2. 3. Progr. Animadversion. in Brownii systema partic. Endlich 4. Orat. de medicinae per hoc seculum fatis. In der ersten Schrift zeigt er gegen Br. Prahlerey, als sey diese Bräune bisher von den Aerzten weder gehörig erkannt, noch beschrieben; daß der gute Mann dieß Uebel selbst nicht kannte, weil er sie so schlecht anzugeben weiß; daß seine Angina gangraenosa mit der A. maligna anderer Autoren einerley, und seine A. putrida nichts weiter, als ein geringerer Grad der Cynanche tonsillar. Cullen. oder der cor. spuriae catarrhalis sey, die aber wie in Brand übergehet. Dabey räth der Verf. den Brownianern, nicht Krankheit mit der nächsten Ursache zu verwechseln; jene ist sichtbar, diese nur denkbar, bey der Sthenie und Asthenie muß der höhere und mindere Grad unterschieden werden. Es giebt also auch eine A. sthenica und asthenica, die letztere ist eins mit der A. putrida, von Stoerk längst beschrieben, und hier mit einer Beobachtung des Verf. bestärkt. In der zweyten und dritten Schrift stehen Zweifel gegen Br. Erklärung des Lebens und der Erregbarkeit. Diese ist im Grunde nichts anders, als die bekannte Lebenskraft oder das thätige Princip. Aus den Br. Sätzen ergiebt sich nicht, wovon die verlorne Erregbarkeit ersetzt werden soll, wie der kleine Reiz incitiren könne, wenn schon größere vorhergegangen sind. Lynch's Tabelle ist zwar nach den Br. Vordersätzen richtig; aber durch den ältern Frank erschüttert; das Br. System ist nicht hinreichend, die Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers zu erklären. In der Rede stellt

stellt der Verf. nach einer kurzen Darlegung der Veränderungen in der Philosophie, Physik, Chemie, Theologie und Rechtsgelahrheit, eine kurze Geschichte der mancherley medicinischen Systeme auf, des Sylvius, Fr. Hoffmanns, H. Boerhaave und Stahls, die Beobachtungen des Torti und Werlhofs, die Blatternimpfung, die Versuche wegen der Arzneykräfte, die Hallersche Reizbarkeit, Cullens Lehre von den festen Theilen, endlich Browns System. Das letzte ist nichts weiter, als der hier und da veränderte Cullen, in England bereits vergessen, in Deutschland, besonders aber in Wien, mit zu vielem Geräusch erhoben und vertheidigt. Mit wenig Worten sagt also der Verf. viel Wahres über das mit Unrecht so sehr ausposaunte Br. System voller Inkonsequenzen!

Ar.

Beschreibung der Harnruhr, nebst einigen Bemerkungen über die Zeichen der Krankheiten (heit), ihrer Abänderungen, und ihres Ausganges aus dem Urin, für Aerzte und Nichtärzte, von D. Johann Valentin Müller. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1800. 105 S. 8. 10 gr.

Ganz in der Müllerschen Manier geschrieben, und am Ende wenig Aufklärung, so sehr es auch die Harnruhr verdiente! Nach einem kleinen Ausfalle auf Blumenbachs eigenes Leben der Sekretionsorgane, auf Kielmeyers Sekretions- und Propulsionskraft, als gemächliche Maximen, auf Darwin's thierischen Appetit, auf Gautiers und Hufelands specifische Reizbarkeit, die Röschlaub nicht marklöthig fand, und nach der Erklärung der Sekretionen durch erhöhete oder verminderte Incitation, des modischen Klinklanges halber, nach einer langen Deklamation über die Veränderlichkeit des Urins, mit Anwendung der neuchemischen Terminologie, und mit Aufstellung kritischer Ausleerungen, sogar mit Ausschweifung auf die Harnpropheten, mit wörtlicher Anführung der zu beurtheilenden Harnzeichen nach Gruner, — kommt endlich (S. 44) der Verf. auf die Harnruhr. Zuerst erscheint die gewöhnliche Eintheilung, die Menge, Qualität, Farbe und

Consi-

[illegible] des Urins, die Eintheilung des diabetischen Urins in klaren und wässerichten, in trüben und milchartigen, mit der darauf gebauten Eintheilung in die spastische und torpide Harnruhr, und mit Angabe der besondern Zeichen; so wie der Erschlaffung der Nieren nach dem Tode; dann folgen die gelegentl. Ursachen, was schwächt, z. B. viel Trinken, Schwäche, Gichtmaterie, (sogar Darwin's rückgängige Bewegung der Säfte mit eingeschlossen,) die Vorhersage, (nach allgemeinen Vordersätzen,) die Heilart, (wörtliche Auszüge aus Heister, Vogel, Selle, Cullen, Frank, Darwin, Brown, Weikard,) mit der Bemerkung, daß die Vorschriften zur Heilung nicht eigentliche medicinische Erfahrung sind, mit Annahme der stärkenden, reizenden Heilmethode; je nachdem die Krankheit örtlich oder allgemein ist, (dabey, wie gewöhnlich, viele fremde Mittel und Rezepte) und von S. 92 an eine eigene Wahrnehmung des Verf. die nichts Auszeichnendes hat, außer daß der asthenische Zustand angenommen wurde, und durch den stärkenden incitirenden Heilplan gehoben werden sollte; daß der wahre Diabetes im Anfange verkannt wurde, und der Kranke starb, daß der Verf. die Krankheit in einer Erschlaffung und Erweiterung der Harnabscheidenden Röhrchen setzt, daß bey dem Kranken mit der Frühlingsgleiche (den 21. März) ein vollkommenes Uebelbefinden ausbrach, und bey der Herbstgleiche (den 20. Sept.) die Krankheit eine tödtliche Wendung nahm. — Durch dieß getreue Referat glauben wir unser Urtheil am besten bestätigen, und den Verdacht der Partheylichkeit entfernen zu können. Der Verf. sollte weniger schreiben; (dann würde er hoffentlich auch gut und instruktiv schreiben) aber bis jetzt tragen alle seine schriftstellerischen Arbeiten das Gepräge des gemächlichen Compilirens, ohne Selbstdenken, und enthalten daher auch nichts Ausgezeichnetes. Nicht minder möchten wir ihm rathen, der Verbindung seiner alten Sätze mit dem Brownschen Namen zu entsagen. Er hat die pathologisch-therapeutische Kombinations- und Algamationsgabe nicht, und ist daher immer in Gefahr, wie die Krähe in der Fabel, von beyden Partheyen verkannt und gemißhandelt zu werden. Es ist doch wohl vernünftiger, auf geraden Beinen fortzugehen, als Andern nachzuhinken, seinen eigenen Gang zu verfolgen, als nachzuäffen, Selbstdenker, als Nachbeter zu seyn!

Fh.

Lehrbuch der Chirurgie, zu Vorlesungen für das Dresdner Collegium Medico-Chirurgicum bestimmt. Herausgegeben von *Johann August Tittmann*, mit einer Vorrede von *J. A. W. Hedenus*, General-Stabschirurgus. *Erste Abtheilung.* Leipzig, bey Reinecke und Hinrichs. 1800. 150 S. 8.

Dieses, ganz nach dem Plane des Arnemannschen Systems der Chirurgie, einige kleine Veränderungen abgerechnet, bearbeitete Lehrbuch, ist zunächst für die Schüler des Dresdner Medic. Chir. Kollegiums bestimmt. Wer Arnemanns vortreffliches Lehrbuch besitzt, für den ist dieses entbehrlich.

Everard Home's praktische Bemerkungen über die Heilart der Harnröhrverengerungen durch Aetzmittel. Aus dem Engl. mit Anmerkungen von Samuel Hahnemann, der A. Dokt. ꝛc. Leipzig, bey Fleischer jun. 1800. 147 S. 8. 16 gr.

Der Verf. dieses nicht ohne Scharfsinn und Beobachtungsgeist geschriebenen Buches, empfiehlt darin aufs Neue die schon von Huntern vorgeschlagene Methode, die Harnröhrenverengerungen durch Aetzmittel zu heilen, obgleich dieselbe von den meisten Wundärzten nicht angenommen, sondern vielmehr als eine gefährliche Neuerung verworfen wurde.

Ohngeachtet der zu großen Vorliebe für das Aetzmittel, die aus der Schrift hervorgeht, scheint sie nach des Rec. Urtheile, ganz dazu geeignet, die Wundärzte aufs Neue aufmerksam zu machen. Der Verf. theilt nämlich aus seiner eigenen ausgebreiteten Praxis, und auch von andern Wundärzten viele Fälle mit, in welchen das Aetzmittel offenbar von guter Wirkung war. Er bedient sich dazu des Silberätzsteins, (Lapis infernalis) den er auf der Spitze einer weichen Kerze angeheftet in die Harnröhre einbringt. — In der Erklärung der Wirkung des Aetzmittels geht der Verf.

von

aus dem Satze aus, daß krampfhafte Beschwerden gewöhnlich durch leichte, nicht aber durch heftige Reizungen erregt werden; der Silberätzstein ertödte plötzlich die Empfindlichkeit des affizirten Orts gänzlich, und verhindere, daß die Reizung auf die benachbarten Theile nachtheilig wirke. Es sey ein allgemeiner Grundsatz, daß krampfhafte Beschwerden und örtliche Reizbarkeit, den scharfen äußern Mitteln weichen. —

Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Nr.

Alexandri Monroi M. D. Icones et descriptiones bursarum mucosarum corporis humani, correctiores auctioresque edidit *Joann. Christian. Rosenmüller*, Phil. Med. et Chir. D. Prosect. in theatr. anatom. Lips. Societ. mineral. Ienens. et naturae curios. Westph. Sodal. cum tab. XV. aen. Lipsiae, apud Breitkopf et Härtel. 1799. pag. XI et 108. in Fol. 11 Rg. 6 gr.

Hr. R. hat nicht bloß das Monro'sche Werk Lateinisch und Deutsch übersetzt, sondern wirklich umgearbeitet, und ihm dadurch wesentliche Vorzüge gegeben. Die neuentdeckten Schleimsäcke, besonders am Kopfe und Stamme, wo Monro gar keine fand, sind in den Beschreibungen und Abbildungen nachgetragen. Die über diesen Gegenstand eigens herausgekommenen Schriften, darunter auch solche, die nur einzelne hierher gehörige Bemerkungen enthalten, sind gehörig benutzt, und genauer und vollständiger angezeigt. Die einzelnen Schleimbälge (vesiculares) und Schleimscheiden (vaginales) sind ausführlicher beschrieben, und das Ganze ist in eine bessere Ordnung gebracht, welches nun folgende Abschnitte faßt: 1. Nach der Zeitfolge geordnetes Verzeichniß der Schriftsteller, welche über die Schleimsäcke u. dgl. geschrieben haben. 2. Allgemeine Bemerkungen über die Schleimsäcke, und die in ihnen enthaltene Flüssigkeit. 3. Bemerkungen über die Schleimbälge. 4. Ueber die Schleimscheiden. 5. Verzeichniß und Beschreibung aller bis jetzt entdeck-

entdeckten Schleimsäcke des menschlichen Körpers. 6. Vergleichung des Baues der Schleimsäcke mit dem der Kapselhäute der Gelencke, und 7. mit dem des Brustfells, Herzbeutels und Bauchfelles. 8. Von den Ursachen der gefährlichen Entzündung, welche die Verwundung eines geschlossenen häutigen Sackes nach sich zu ziehen pflegt. 9. Anhang von den Krankheiten der Schleimsäcke. 10. Erklärung der Abbildungen. Um diese Abbildungen hat sich Hr. R. nicht weniger verdient gemacht. Die ersten beyden Tafeln, welche die Schleimsäcke am Kopfe vorstellen, sind neu hinzugekommen. Aber auch die übrigen Tafeln des Originals sind größtentheils von Neuem gezeichnet, einige zur Bequemlichkeit auf mehrere Blätter vertheilt, und durchgehends die Gegenstände darauf genauer beziffert worden. Daß sich die Schleimsäcke selbst etwas steif ausnehmen, ist kaum zu verwundern, weil die Natur hier wirklich nicht leicht durch die Kunst erreicht wird.

Z.

Preisfrage: Ist die Durchbohrung der Hirnschale bey Kopfverletzungen nothwendig, oder nicht? wann und wo ist sie es, und in welchem Verhältnisse steht diese Operation mit dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange gedachter Verletzungen? Beantwortet von *Joseph Lowien*, K. K. Feldstaabsarzte und korresp. Mitgliede der K. K. Joseph. Med. Chir. Akad. zu Wien. Wien, bey Camesina. 1800. 107 S. 8.

Diese Abhandlung wurde von der K. K. Joseph. Akademie gekrönt. Von der Beschaffenheit der Verletzung hängt der Erfolg des Ausgangs und der Operation ab, theils wegen der Größe der Verletzung, der Schwere, Schnelligkeit, Gestalt und Kraft des verletzenden Körpers, der Lage des Verletzten, während dem Empfange der Wunde, wegen der Gegenwart eines Hirnschaalbruchs mit oder ohne Splitter, Eindrückung, Ergießungen, und dem Ort der Verletzung, theils wegen des Grades der Entzündung der Hirnhäute und des Gehirns, und der Eiterung an der Stelle, wo sie sich

kün-

befinden. Hierzu kommen noch individuelle Verhältnisse, als der physische und moralische Zustand des Subjekts, die Lage desselben bis zur Ankunft ins Spital, die Lage des Spitals selbst, und die Behandlung des Verwundeten, sowohl in therapeutischer als diätetischer Hinsicht. Der Verf. stellt den Grundsatz auf: Alle Hirnschaalbrüche auf der Stelle zu trepaniren, es mögen Zufälle da seyn oder nicht, und die consecutiven Zufälle nicht abzuwarten, weil dann die Trepanation meistens zu spät komme. Hierher gehören also Schedelbrüche, bey welchen die Feuchtigkeiten wegen zu enger Oeffnung keinen freyen Ausfluß haben, als Haarspalten, sie mögen über die Näthe hinausgehen oder nicht, Eindrücke des Hirnschädels ohne Ausnahme bey Erwachsenen, seltner bey Kindern, außer wenn sie in der Gegend der großen Blutbehälter sind, Säbelhiebe, sie mögen mit stumpfen oder scharfen Säbeln gemacht seyn, weil immer Splitter zugegen sind, Stich- und Schußwunden. Im Allgemeinen kann man übrigens folgenden Satz als Gesetz aufstellen: Bey allen übrigen Kopfverletzungen, wo die Hirnschaale weder gebrochen, noch eingedruckt, weder durchstochen noch durchhauen ist, kann nur dann zur Trepanation geschritten werden, wenn die Zufälle von Verletzung innerer Theile zeugen. Jedem dieser Lehrsätze sind Beweise aus practische selbst gemachte Erfahrungen zur Bestätigung beygefügt.

Dieser Abhandlung ist eine zweyte Beantwortung der obigen

Preisfrage: Ist die Durchbohrung der Hirnschaale etc. — Beantwortet von *Christ. Ludwig Mursinna*, K. Preuß. Generalchirurg. etc. — beygefügt. Der Rec. kann sich kurz fassen, indem er die Leser versichert, daß Hr. M. im Ganzen genommen, die nämlichen Grundsätze äußert, welchen Hr. Louvrier zugethan ist. Er lehrt daher, daß die Trepanation in allen Verletzungen der Hirnschaale, die in einer Trennung oder Niederdrückung derselben bestehen, sogleich und unbedingt angeordnet werden muß, wenn auch die Trennung klein ist, so daß die Feuchtigkeiten nicht ausfließen können. Eingedrückte Stücke müssen ausgehoben werden. Auf die nämliche Art muß man Hieb-, Stich- und Schußwunden, gleich nach geschehener Verletzung, behandeln.

Ws.

Medicinische Bemerkungen auf einer literarischen Reise durch Deutschland. In Briefen, von D. *Jul. Fr. Ludw. Lentin.* Berlin, bey Rottmann. 1800. 128 S. 8. 12 gr.

Diese Reise geht über Mainz, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Wien und Prag. Wenn der Verf. mit etwas mehr Parteylosigkeit beobachtet, in den Hospitälern der erstern Orte sich länger aufgehalten, die nur halb erzählten Krankengeschichten ganz beobachtet mitgetheilt, und keine, mehr für ihn selbst, als die Wissenschaft, nachtheilige Folgerungen gezogen hätte, wenn er in seinen Urtheilen über die Kliniken des großen Franks, und über die in andern Spitälern nachlässig geschehene, keiner Inkonsequenzen sich schuldig machte, so würde man dieses Büchelchen mit mehr Vergnügen lesen.

Sichere und kurze Heilart aller Augenentzündungen, sowohl der frisch entstandenen, als eingewurzelten, hartnäckigen, und öfters wiederkehrenden, der Röthe und des Triefens der Augenlieder, mit einer Darstellung der Eigenschaften und des Gebrauchs der Augensalbe, vom Professor Le Febure, Augenarzt zu Wien, Dresden u. München. Aus dem Franz. Leipzig, bey Linke. 1800. 20 S. 8. 5 gr. geh.

Gegen alle oben angezeigte Uebel soll die geheim gehaltene Augensalbe aufs kräftigste wirken. Also eine Finanzspekulation!

Gu.

William Moss praktische Abhandlung über die physische Erziehung, Nahrung und Krankheiten neugeborner Kinder, Schwangerer und Kindbetterinnen. Nebst einem Zusatze über die Behandlung

und

und Krankheiten älterer Kinder. Nach der zweyten Englischen Ausgabe übersetzt, und mit eingestreuten berichtigenden und praktischen Bemerkungen versehen. Leipzig, bey Günther. 1799. 454 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Die Deutsche Literatur hat durch die Uebersetzung dieser Schrift nichts gewonnen. Sie enthält lauter bekannte Dinge; läßt sich aber doch lesen, weil die Vorschriften nicht das Paradoxe der neuern Engländer enthalten, und mit der nöthigen Einschränkung auch bey uns befolgt werden können. Der Uebers. hat hier und da berichtigende Anmerkungen zugefügt, die einen einsichtigen Praktiker, ohne Anhänglichkeit an die Brownsche Lehre, verrathen.

Mp.

Theoretisch-praktische Abhandlung über die Geburtshülfe und Krankheiten der Schwangern, Kindbetterinnen und neugebornen Kinder. Aus dem Franz. Mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von Johann Christian Stark, Hofrath und ordentlichen Prof. der Arzneygelahrheit zu Jena ꝛc. Erster Theil 560 S. Zweyter und letzter Theil 348 S. 8. Erfurt, bey Henning. 1800. beyde Theile 3 Rthlr. 16 gr.

Diese Schrift ist eine von Eichwedel verfertigte Uebersetzung eines bekannten Werks, von dem ehemaligen Arzte und Geburtshelfer Anton Petit, der bekanntlich im Anfange der letztern Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Paris lebte und lehrte. Man findet allerdings in diesem Buche viele treffende, durchdachte und durch wiederholte Beobachtungen geläuterte und bestärkte Wahrheiten. Viele Lehren dieses Mannes sind aus der Natur geschöpft, und verdienen in dieser Rücksicht von jungen Aerzten und Geburtshelfern gelesen zu werden. Durch die vielen Anmerkungen sind die nöthigen Einschränkungen und Erweiterungen gemacht —

Manches in dem Texte auf unsere Zeiten [illegible] Unpassen-
des weggelassen; hingegen verschiedenes Fehlende, nach seiner
Zeit Erfundene, noch zugesetzt worden. Dieß war um so nöthi-
ger, da Petit Eigenheiten hatte, die berichtiget werden muß-
ten, ob er schon in Rücksicht der Wahl und Anordnung der
Instrumente und Arzneyen, einen vernünftigern und den Be-
dürfnissen der Natur angemessenern Weg gegangen ist, als
er damals unter den Französischen Aerzten üblich war. Noch
trifft man auch sehr oft auf Anhänglichkeit an den damaligen
Lehrbegriff und die gangbare Heilmethode; und ob schon in
dem Werke selbst die meisten Dinge vollständig abgehandelt
sind; so bemerkt man doch hin und wieder, daß die Materien
allen ungleich vertheilet sind. Einige Gegenstände z. B.
die eigentlich in die medicina forensis gehören, sind zu weit-
läufig; Andere z. B. von der Axe des Beckens, von den
Kennzeichen der Schwangerschaft, von dem Verhalten der
Schwangern u. dgl. sind zu kurz abgefertiget worden. Diese
Dinge hätten statt mancher überflüssigen und unbedeutenden
Anmerkungen weiter ausgeführt, und hier, so wie überall,
auf die Entdeckungen und Bemerkungen der neuesten Aerzte,
die Rec. an vielen Stellen ungern vermißte, Rücksicht genom-
men werden sollen.

Auch empfiehlt der Verf. viel zu häufig das Aderlassen
und [illegible] schädliche Mittel, die der Empirismus der da-
maligen Zeit bis auf unsere Tage geheiligt hat. Was in die-
ser Hinsicht in dem vorliegenden Buche verbessert worden ist,
gehört Hrn. Hofrath Stark zu, dessen Methode aus seinen
neuern Schriften bekannt genug ist. Aber eben gegen diese
Methode sind von den neuesten Prüfern medicinischer Lehrbe-
griffe, namentlich gegen die von diesem verdienstvollen Manne
sehr in Schutz genommene gastrische Methode, wichtige Zwei-
fel erhoben worden. Man braucht kein Anhänger der Erre-
gungstheorie zu seyn, um einzusehen, daß wirklich auch in
dieser Abhandlung die ausleerenden oder schwächenden Mittel
wieder viel zu freygebig, besonders in den Krankheiten der
Schwangern und Kindbetterinnen sind empfohlen worden.
Rec. erinnert dieß deswegen, daß junge Aerzte, die größten-
theils vortrefflichen Anmerkungen des Hrn. Herausgebers —
die hauptsächlich da vollkommen wahr und richtig sind, wo
er als praktischer Geburtshelfer spricht, — dankbar annehmen,
behutsam aber bey den übrigen, welche auf die medicinische Be-

hand-

handlung der Schwangern, Gebärenden, Wöchnerinnen und neugebohrnen Kinder hinweisen; auch die Stimme der Erfahrung anderer Männer über diese Gegenstände hören möchten? Von einem Manne der selbst prüft, kann man mit Recht erwarten, daß er auch seine Lehren nicht ungeprüft will angenommen wissen.

Die Uebersetzung ist nicht ohne Verdienst, da man durchgehends sieht, wie sehr es sich der Uebersetzer zur angelegentlichen Sache gemacht hat, die oft große Weitläuftigkeit des Französischen Originals zusammenzudrängen, und die Materie in einem guten Deutschen Stil vorzutragen. Mehrere nützliche und berichtigende Zusätze rühren von ihm her, und sind zum Theil aus andern Schriftstellern, zum Theil aus dem Lehrvortrage des Hrn. Hofraths Stark entlehnt.

Beschreibung der Braunschen Maschine zur zweckmäßigsten Lage einfacher und komplicirter Beinbrüche an den untern Gliedmaßen, von Hofrath Mezler in Sigmaringen. Ulm, bey Wohler. 1800. Mit 1 Kupf. 43 S. 4. 8 gr.

Diese nützliche Maschine macht ihrem Erfinder, dem in der litt. Welt durch sein Krankenbett bekannten K. K. Regimentsarzt Braun, wahrhafte Ehre. Sie empfiehlt sich durch Einfachheit, Wohlfeilheit und Zweckmäßigkeit, und ist bis jetzt wohl der vollkommenste Apparat, in welchem — zur Erleichterung der Leiden des Kranken und der Mühe des Arztes — Schenkel- und Schienbeinbrüche ruhen können.

Eine schickliche Lage ist die wesentlichste Anzeige bey der Heilung eines zerbrochenen Gliedes; aber es ist jedem praktischen Wundarzt bekannt, daß nur eine bestimmte Lage der genannten Brüche, für den Kranken sehr beschwerlich und zuweilen unmöglich ist. Durch diese Vorrichtung nun, wird das Glied in seiner gehörigen Lage unverrückt erhalten, ohne daß der Körper gezwungen ist, in einer und derselben, dem Beinbruche angemessenen Richtung unabänderlich zu verbleiben.

Hr. Hofrath Mezler ist in der Erklärung dieser Maschine deutlich und faßlich, er hat sich in alle Fälle hinein-

dacht, und die Anwendung derselben von allen Seiten be-
trachtet; er erzählt die bisher üblichen Verrichtungen dieser
Art, und vergleicht die Vortheile derselben mit den Vorthei-
len dieser Maschine — so, daß jeder Leser in den Stand ge-
setzt wird, sich dieselbe verfertigen zu lassen, und im gegebe-
nen Falle sich derselben auch zu bedienen. Der Braunische
Schienbeinträger ist, wie Petits Strohlade, einem Schwung-
bette ähnlich, in welchem die Bootsknechte auf den Schiffen
schlafen. Nur entspricht er mehreren Absichten, ist einfacher,
anwendbarer, und macht die Petitsche Matratzen überflüssig,
mit denen Brauns Krankenbette einige Aehnlichkeit hat.
Näher kommt ihm die Löfflersche Fußschwebe; denn die
Braunische Maschine besteht, wie die beyliegende genaue
Abbildung lehrt, in einer Fußschwebe.

Da jeder Wundarzt, dem es um die Vervollkommnung
seiner Kunst gilt, die Schrift selbst lesen wird: so übergehet
Rec. die Beschreibung des Apparats, und erwähnt nur noch
der großen Vorzüge und Vortheile dieser Erfindung.

Die Maschine ist sehr einfach, gut zu transportiren,
nicht kostspielig, und bey keiner Maschine dieser Art ist für
die Reinlichkeit so sehr gesorgt, als hier.

Der ungeschickteste Lehrling, und sogar jeder Kranke kann
dieselbe leicht selbst anwenden. Der Leidende hat keine oder
nur wenige Schmerzen, er schläft ruhig und ohne Furcht.
Der Kranke kann sich in dieser Maschine mit dem Leibe be-
wegen, ohne daß der Fuß an dieser Bewegung Antheil nimmt.
Die lange gedrückten Theile können dadurch ausruhen, und
es hat kein Aufliegen statt. Der Kranke kann aufrecht
sitzen, und mit Bequemlichkeit seine Nothdurft verrichten.
Das Bett kann ohne Schwierigkeit aufgefrischt werden.
Der Arzt hat ungleich weniger Mühe beym Verbinden, weil
er gar keine Gehülfen braucht, da der Fuß immer in dersel-
ben Lage bleibt, wie er einmal gelegt ist. Das ist auch die
Ursache, warum dem Kranken nie auf das Verbinden bange
ist; auch hat Braun die zitternde, konvulsivische Bewegung
des gebrochenen Gliedes beym Verbande nie wahrgenommen.
Der Fuß darf nie gehoben werden. In Fällen, wo man
gar keine Binden anlegen kann, da erhalten die Gurten das
gebrochene Glied ruhig in seiner Lage. Die Maschine selbst
hält den Fuß immer in einer geraden Richtung. Der Ver-

band

[illegible] die nie [illegible] sich als bey andern Lagen ausgesetzt sey. Braun hat zu seinem Verbande oft gar keine Schienen genommen; und im Falle, wenn er auch einiger bedurfte; so sind es seine vor etlichen Jahren erfundenen, aus kleinen Weidenrüthchen gemachten Schienen, am bequemsten. Man kann den Fuß so hoch legen als man will. Weil der Kranke kein Knie beugen kann, so ist er auch für Steifigkeit des Gelenks sicher. Man kann auch das Glied waschen, kann alle möglichen äußerlichen Mittel leicht anwenden, ohne daß die Lage desselben verschoben wird; und bey kalter Witterung den Fuß durch überhängte Tücher und Kissen vor Kälte schützen. Bey complicirten Brüchen gewährt dieser Apparat vorzüglich viele Vortheile. Wie mir Hr. Braun bey 13 Kranken, auch in den heißesten Sommertagen nie entstehen gesehen. Die brennenden Schmerzen der Ferse, so wie die oft sich ergebenden Geschwüre derselben, haben hier gar nicht statt. Wegen der unbeweglichen, immer gleichen geraden Lage consolidirt sich der Knochen eher. Auch bey Verrenkungen der untern Extremitäten, muß diese Maschine von der vortrefflichsten Wirkung seyn; desgleichen bey Brüchen der Kniescheibe und gewissen Geschwüren der untern Gliedmaßen, bey Verrenkungen und Einrichtungen derselben. In einfachen Brüchen ohne Zufälle ist hier der leichteste Verband genug; und man kann allen übrigen Vorrichtungen bis auf einige Schleifen entbehren. Endlich ist noch die Bequemlichkeit dabey, daß das Brett die Stelle eines Tischchens versieht.

Möchten alle diese großen und wichtigen Vortheile sich in den Fällen, wo die Maschine anwendbar ist durchgehends bestätigen, und die Praktiker sie noch zur größern Vollkommenheit bringen!

Benjamin Rush, Doktor der Heilkunde, und Lehrer der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Philadelphia, über die Vortheile, welche das Aderlassen in vielen wichtigen Krankheiten gewährt. Aus dem Englischen. Herausgeg. von D. Christian Friedrich Michaelis, Arzt zu Leipzig. Leipzig, bey Meißner. 1800. 88 S. 8. 9 Gr.

Die-

Rec. giebt zu, daß vielleicht das Klima und die Lebensart in Amerika die Anwendung dieser Operation öfterer erheische als bey uns; aber unmöglich kann sie in allen den angeführten Fällen von glücklichem Erfolg seyn. Uebrigens bemerken wir noch, daß Hr. R. zwischen Fiebern und Pyrexien, zwischen mehreren örtlichen und allgemeinen Krankheiten keinen Unterschied macht; und sich bey Untersuchungen der Indikationen zum Aderlassen nicht sowohl an das Maaß der Kräfte des Kranken und die auf ihn wirkenden Potenzen, als an die Beschaffenheit des trüglichen Pulses hält, und — deswegen die Pulslehre der Chinesen in Schutz nimmt.

Der übrige Inhalt der Schrift begreift folgende Dinge in sich:

Vergleichung der Wirkungen des Blutlassens und anderer ausleerender Mittel; Anzeigen zum Blutlassen aus der Beschaffenheit des Pulses; der Art der herrschenden Epidemie; der Körperbeschaffenheit; des Aufenthalts- und Geburtsorts des Kranken und des Ansehens des Bluts. Ueber die Menge des Bluts, das in entzündlichen Fiebern abgelassen werden kann. Von der Arteriotomie, Stelle wo Ader zu lassen; vom Schröpfen, Zeit des Aderlassens in Fiebern, Wirkungen des Aderlassens beym Ausbleiben der Monatzeit, der Niederkunft, der Wasserscheu, den Verrenkungen, und bey manchen Krankheiten alter Personen. Vorurtheil wider das Aderlassen in Amerika. — Endlich noch allgemeine Betrachtungen.

Gu.

Geheimes Kunstkabinet der Liebe; oder Vorschriften unfruchtbare Weiber fruchtbar, unvermögende Männer vermögend zu machen, wie auch schöne und gesunde Kinder zu zeugen, nebst Anleitung vom Verhalten schwangerer Frauenzimmer mit den dazu gehörigen Rezepten. Zweyte Auflage. Berlin. 1800. 16 B.

Zuerst eine Beschreibung der männlichen und weiblichen Geburtstheile; sodann ganz gute, obgleich zuweilen etwas weitläufige

lichen Vorschläge, der männlichen und weiblichen Unfruchtbarkeit zu begegnen, und das Feuer der Eheleute in Rücksicht der Begattung, und um schöne und gesunde Kinder zu zeugen, zu erhalten, nicht unwichtige Gründe gegen die jetzt so allgemein beliebte Hypothese von der Epigenese und dem Bildungstrieb, endlich von der Schwangerschaft, und wie sich Frauenzimmer dabey zu verhalten haben. Es ist das Ganze wenig mehr als eine unförmliche Compilation.

P.

Kurze Anweisung zur Kunst des Verbandes, zum Gebrauche der jungen Wundärzte in den Militärhospitälern; von Lombard, ehemaligem Wundarzte der Armeen, Lehrer am militärischen Unterrichts-Hospital zu Strasburg. Aus dem Franz. Freyberg, bey Craz. 1800. 149 S. 8. 10 gr.

Hr. Lombard, ein vortrefflicher Wundarzt, bestimmte dieses ursprünglich in Französischer Sprache geschriebene Werk für mehrere junge Wundärzte in den Militärhospitälern, welche in der Jatraliptik nicht hinlänglich unterrichtet waren. Diese fließende Uebersetzung wird aber auch Deutschen Wundärzten eine angenehm unterhaltende und nützliche Lektüre gewähren. Rec. wünscht sie in die Hände recht vieler Chirurgen! Die Schrift hat folgende Gegenstände zum Inhalte: I. Von der Charpie. Diese muß aus weißgewaschner mehr oder weniger feiner, und halb verbrauchter Leinwand bereitet werden. Schmutzige Charpie verschlimmert nach Hrn. L. Erfahrungen die einfachsten Wunden auf eine auffallende Art. Man muß also solche, ehe man sie gebraucht, klopfen und gut trocknen, sodann an einem trockenen Orte ausbreiten, und mit reinen und weißgewaschenen Tüchern bedecken lassen. Es ist gut, sie nach dem Trocknen zu kämmen, und in Büchsen zu verwahren. II. Von den verschiedenen Arten der Charpie; nämlich der ausgesuchten (douce), der gebrochenen (brisée) und der geschabten (cräpée). Hr. L. erinnert, daß die trockenen Arten zu verbinden, mehr zerstörend als heilsam sind, besonders wenn die geschabte Charpie nicht mit einem Pflaster bedeckt wird. III. Von den Plu-

Plumasseaux. IV. Von den Bourdonnets. Wenn die aus gesuchte und rohe Charpie kunstmäßig in die Höhlen der Abscesse eingebracht wird: so übertrifft sie nach dem Urtheil des Hrn. Verf. die Bourdonnets. Wenn bey der Heilung hohler Wunden und Geschwüre regelmäßige Bourdonnets angewendet werden: so soll man nicht allein das erste B. mit einem Bande befestigen, sondern auch die übrigen bey jedem Verbande zählen. Nur trockene B. sind passive Erweiterungsmittel; aber ein Irrthum ist es, sie immer, ohne mit Salbe, Oel, Balsam, u. dgl. zu bestreichen, gebrauchen zu wollen. V. Von den Wieken. Die Wieken von Charpie verhindern die Annäherung der Wundleszen, damit sie nicht zusammen kleben; der angehäuften fremden Flüssigkeit verschafft man dadurch Zeit die Höhle auszuleeren, worin sie zurückgehalten wird; indem man die Oeffnung schont, hat man das Mittel in seiner Gewalt, in die Tiefe der Wunden die dem verschiedenen Zustande derselben gemäßen Mittel zu bringen, und die Vernarbung z. B. bey der Mastdarmfistel zu beschleunigen. Der Porte-tente, ein Instrument, um die Wieke zu fassen und fest zu halten, wenn sie unter dasselbe angelegt wird, ist billig der Verbindezange vorzuziehen. Schädlich sind sie nach der Operation der Thränenfistel und des Steinschnitts; nothwendig bey Brustwunden von einem Gewehr und eiternden Brustgeschwüren; wo aber die Wieke vor der Longuette von Leinwand den Vorzug verdient, weil diese die Oberfläche der Lunge bey jedem neuen Ein- und Ausathmen reibt und entzündet. VI. Von den Haarseilen. Bey den Gelenkwunden ist das Haarseil mehr schädlich als heilsam; würde es aber in der Folge unentbehrlich: so muß es äußerst dünn und schmal seyn — auch darf man es nicht lange darin lassen. Rec. muß erinnern, daß folgende Merkmale den Wundarzt bestimmen müssen, ein eingelegtes Haarseil eingehen zu lassen: wenn der Eiter abnimmt und statt dessen eine dünne wässerigte geruchlose Materie abfließt, und die weichen Theile in dem Raum, welchen das Haarseil eingenommen hat, Festigkeit genug erhalten haben, um keine neue Eiterung befürchten zu lassen. Man vermindert täglich das Haarseil um ein paar Faden, und spritzt die Höhle mit kalten Wasser, Myrrhenessenz und Rosenhonig aus. VII. Von den Einspritzungen. Wenn die Beschaffenheit des Eiters die Schwäche der organischen Theile und die Fäulniß der Säfte verräth; dann bedient sich der Verf. statt der erschlaffenden,

feuchten, gewürzhaften und Fäulniß widrigen Einspritzungen, z. B. lauwarmes Terpentinöl und Nabels-Wasser, in gehörigem Verhältnisse mit warmen Wasser verdünnt. VIII. Von den Bähungen. Bey dem Gebrauche feuchter Bähungen muß man den Flanell oder Leinwand hinlänglich ausdrücken, damit die Abkochung, womit sie getränkt sind, sich nicht ins Bettzeug ergießt. In der Rose sind die leicht zertheilenden Bähungen den trocknen Säckchen vorzuziehen. IX. Von den Breyumschlägen. Die zertheilenden Breyumschläge dürfen nicht, wie die schmerzstillenden und gewürzhaften, oft erneuert werden; schädlich ist die zu lange fortgesetzte Anwendung erweichender und zertheilender Breyumschläge bey kalten und harten Geschwülsten, — sie müssen nach Umständen wechselsweise angewandt und mit dem Aetzstein geöffnet werden. Uebrigens muß man alles von dem kranken Theile entfernen, was Schmerzen verursachen kann; z. B. Haare, Schmutz, Druck des Umschlags u. dgl. X. Von den Pflastern. Die beste Zusammensetzung von zertheilenden Pflastern ist die aus gleichen Theilen des Quecksilberpflasters des de Vigo, und des Pflasters aus Pflanzenschleimen (empl. diachyl. simpl.); zum Heften bedient sich der Verf. des empl. Andree de cruce mit dem 4ten Theil empl. diachyl. c. gummatibus. Breite Heftstreifen, kreuzweise über den Stumpf eines abgenommenen Gliedes, unmittelbar nach der Operation gelegt, um die Haut über die Wunde zu ziehen und fest zu halten, (eine Methode, welche der Verf. aus Gründen verwirft) sind mehr schädlich als nützlich. XI. Von der Anwendung verschiedener örtlicher Mittel, bey Heilung der Wunden und Geschwüre.

Man soll niemals bey Wunden der natürlichen Höhlen des Körpers, noch bey denen, welche tief ins Fleisch eindringen, irgend ein örtliches Mittel anwenden, ohne ihnen vorher einen hinlänglichen Grad von Wärme mitgetheilt zu haben. XII. Von der allgemeinen Art zu Verbinden. XIII. Von den Kompressen und deren Gebrauche. Die gekreuzten Longuetten werden ohne Nutzen auf den Stumpf eines abgenommenen Gliedes gelegt. XIV. Von den Binden. XV. Von den Bandagen. Die Bandagen dürfen im Allgemeinen weder zu enge noch zu locker seyn; man erlangt diesen Zweck, wenn man, vor Anlegung derselben, den Theil in die Lage bringt, die er behalten soll.

Maret bewieß, daß die herabhängende Lage, welche man einem so amputirten Gliede giebt, die materielle Ursache des Hervorstehens des Knochens sey. Gegen diesen Zustand hat Hr. L. die bekannte Bandage des Louis (eine um den Stumpf gelegte Zirkelbinde mit vier Bandletten) mit vielem Nutzen angewendet. Die Binden bey Kopfbeschädigungen pressen den Kopf zusammen, und stehen billig den verschiedenen dafür passenden Bandagen nach.

Obschon diese durch eine edle Simplizität sich empfehlende Schrift viele den Deutschen Wundärzten bekannte Dinge enthält: so trifft man doch auf mehrere eigene Erfahrungen des Verf. Nur bedauert Rec., daß Hr. L., nach dem Beyspiele der meisten Wundärzte, viele seiner vortrefflichen Vorschläge zu sehr auf die örtliche Behandlung der verletzten Theile, ohne Rücksicht auf den allgemeinen Zustand des Systems, einschränkt.

Chirurgische Klinik, in Bezug auf die Wunden; als Fortsetzung der kurzen Anleitung zur Kunst des Verbandes, von Lombard rc. Aus dem Franz. Freyberg, bey Craz. 1800. 245 S. 8. 16 gr.

Diese Schrift ist eine wohlgerathene Uebersetzung der clinique chirurgicale relative aux plais des Hrn Lombard.

In der Einleitung beweist der Verf. mit Beyspielen, daß man bey der Reform gewisser Arzneyformeln gegen bestimmte äußerliche Krankheiten zu streng verfahren, oder statt zu vereinfachen, mehrere wirksame Mittel ganz abgeschafft habe. So wahr dieß in einzelnen Fällen seyn mag: so gewiß ist es, daß des Verf. Anhänglichkeit an das alte Humoralsystem ihn zu diesen allgemeinen Urtheile verleitet hat. Nun beschreibt er die einem Chirurg nothwendigen Instrumente, und ihren Gebrauch. Sie sind: ein Spatel in Form eines Myrtenblattes, leicht umgebogen; eine Zange zum Verbinden, gleich der, welcher man sich bey Dissectionen bedient; eine stählerne Zange mit Ringen; zwey Hohlsonden, eine spitzige und eine stumpfe; ein kleines Myrtenblatt für feinere Dinge; ein kleiner Löffel; drey Griffel, von denen zwey ohne olivenförmige

Knöpfe

Knöpfe sind; die weibliche oder Brustsonde; die zusammengelegte Sonde; der an dem einen Ende mit einer oder zwey Spitzen versehne, am andern einfachen oder doppelten etwas platten Ende stumpfe Hacken; gerade und krumme Incisionsscheeren; ein Operationsscheermesser; verschiedene Bistouri's nach Percy's Vorschlägen, und mehrere Nadeln von verschiedener Form und Faden; der Porte-tente, und das Porte-Pierre.

I. Abschn. Definition der Wunde. Nachdem der Verf. mehrere ältere Definitionen wörtlich angeführt und ihre Mängel gezeigt hat, bestimmt er die Wunde so: „Die Wunde ist allemal eine Wirkung einer äußern Gewaltthätigkeit, von welcher Art sie auch sey, gegen die Theile unsers Körpers, welche dieselbe trennt, zerbricht oder zerreißt, sie mögen nun den Anfall von einem äußern Körper leiden, oder durch ihre Bewegung an denselben antreffen; das Geschwüre aber ist die Trennung eben dieser Theile, die im Gegensatze von obigem durch eine innere Ursache bestimmt wird, deren Quelle in einer Veränderung der Säfte, d. h. in ihrer Unreinigkeit, ihrer Verschlimmerung oder Abweichung, besteht.“

II. Abschn. Von den einfachen und komplicirten Wunden. Die Wunden, welche sich auf die allgemeinen Bedeckungen einschränken, sind einfach; zusammengesetzt, wenn sie sich auf die durch die Haut bedeckten Theile, Muskeln, Flechsen, Gefäßen, Nerven, u. dgl. erstrecken; desgleichen sägeförmig zerrissenen Wunden; Schußwunden, die von nicht kalibrirten und in Wolle gefütterten Kugeln gemacht werden. Oft geschieht es, daß die Haut- und Knochenwunde ohne Zufälle heilt, dahingegen die einfachsten Wunden zu schweren Zufällen Anlaß geben. Die Oeffnung einer wenig beträchtlichen Arterie, die unvollkommene Durchschneidung einer Flechse, oder eines Nerven, ein Knochenbruch mit und ohne Splitter, fremde Körper in der Wunde, und die Anwendung unzweckmäßiger Mittel, sind Ursachen der Komplikation der Wunden.

III. Abschn. Von der Verschiedenheit der Wunden in Ansehung ihrer Ursachen, und die Stärke der sie verursachenden äußern Gewalt. Die mit einem schneidenden Werkzeug gemachten Wunden sind die einzigen, die wieder gereiniget werden müssen, nur wenn die Struktur des Instruments

 einen

einen Winkel mache, dann findet die Wiedervereinigung nicht ohne Eiterung statt. Auch hat man nicht allein auf das Instrument, welches verwundet hat, sondern auch auf die Gewalt, womit es angebracht worden ist, zu sehen.

IV. Abschn. Von den Wunden, die durch schneidende Instrumente gemacht werden. Nur bey oberflächlichen Wunden sind Heftpflaster nützlich; bey tiefern die blutige Nath, bey noch tiefern vereinigende Bandagen und eine gute Lage. Die Heftstreifen erregen in der Gegend der Wunde ein unangenehmes Jucken, oder eine Entzündung, deren Folgen nicht gleichgültig sind. Eine einfache Knochenwunde wird als eine einfache Wunde der weichen Theile behandelt; Ruhe des Theils, und seltener Verband, thun hier Alles. Sobald bey tiefen Wunden die vereinigende Bandage und die Ruhe des Gliedes nicht mehr hinreicht, so schreite man zur Nath. Das Zusammennähen der Flechsen ist mit Schwierigkeit, Nachtheil und Gefahr verknüpft; durch eine gute Lage, in Verbindung mit dem Verbande, wird dieselbe Absicht erreicht. Der Verf. band zweymal die Flechse des Beugemuskels des Daumens mit der Radialarterie ohne Schaden des Kranken zusammen. Auch Rec. hat dasselbe nach einer Armamputation wahrgenommen.

V. Abschn. Von den Stichwunden. Wunden dieser Art sind deßwegen mit schwereren Zufällen als die Schnittwunden begleitet, weil sie mehr gerissen als geschnitten sind; und die Bedeckungen vermöge einer ihnen natürlichen Schnellkraft sich zusammenziehen, und beynahe ganz den Eingang der Wunde verschließen, indessen diese innerlich ihren ganzen Umfang behält. Die Stiche von spitzigen Instrumenten, Dornen und Holzreisern, welche in die weiche Substanz der Spitzen der Finger, oder Zähne eindringen, verursachen sehr schwere Zufälle; diese Zufälle, Entzündung, Eiterung und Brand rühren von den verletzten Nerven her. Will man die Eiterung verhüten: so muß man, ehe die Entzündung sich zeigt, die Wunden erweitern, den verletzten Theil des Nerven entblößen, und solchen mit warm gemachter Terpentinessenz bedecken. Die phlegmonöse Entzündung der Fingerspitze (Panaritium) erfordert, wie eine jede enge und tiefe Stichwunde, einen hinlänglich tiefen Einschnitt. In allen Fällen, wo die membranösen Gewebe angegriffen sind, z. B. die meisten Kopf- und Halswunden, die Wunden der Extremitäten und enge

und

und tiefe Brustwunden müssen erweitert werden; nur bey Bauchwunden muß man sich begnügen, sie auf ihrer Oberfläche zu erweitern, um den Aufenthalt des Eiters in ihrer Tiefe zu verhindern. Die Behandlungen der Wunden des Magens, der Leber, der Milz und der Nieren, ist ausschließlich das Werk der örtlichen Wundarzneykunst; wenn die Suppuration entstanden ist, dann weicht die örtliche Chirurgie der operirenden. Bey Wunden der Blase muß man der Anfüllung derselben, durch Einbringung eines Katheters, oder noch besser einer Hohlsonde von elastischem Harze *) zuvorkommen.

VI. Abschn. Von zerrissenen Wunden. Die Ausdrücke, Zerreißung und Quetschung sind nichts weniger als gleichbedeutend. Die Zerreißung ist eine durch ein mit einer ungleichen Scheide versehenes Instrument verursachte gefranzte Trennung integrirender Theile. Diese Art von Trennung setzt nicht voraus, daß der verwundete Körper auf eine andere Stelle der Oberfläche der weichen Theile getroffen habe, als auf die, welche er verletzt hat. Bey der Quetschung hingegen, ist die Trennung der festen Theile allezeit die Wirkung einer Gewaltthätigkeit, welche sie durch einen heftigen Druck in dem Mittelpunkte der Stelle, wo sie angebracht wurde, zerriß, welche Gewaltthätigkeit unvermeidlich ihre kleinste Wirkung auf die der Wunde nahen Theile erstreckte. Dieser Unterschied erstreckt sich auch auf die Heilart. Bey gequetschten Wunden geht die Absicht des Wundarztes theils auf die Beschaffenheit der Wunde, theils auf die, dieselbe umgebenden Theile; bey Zerreißungen aber auf die Wunde allein. Die Ränder der letztern müssen so nahe einander gebracht werden als möglich, ohne sie jedoch aufs genaueste an einander zu befestigen. Hr. L. erzählt ein merkwürdiges Beyspiel, wie schnell und gut zerrissene Wunden heilen. Doch ist dieß nicht immer der Fall; wenn dergleichen Wunden nicht so geschwind heilen: so liegt, nach des Verf. Meinung, die Ursache in den ver-

*) Rec. zieht eine etwas starke Arterie z. B. von einem Schwein über eine elastische Hohlsonde, bis jene von dieser die Form angenommen hat. Jetzt wird sie wieder abgezogen und mit Gummi elastico, welches in der napht. vitrioli aufgelöst ist, überfirnißt. Diese Katheter werden nicht von Harn zerfressen, und zerreißen nicht!

verdorbenen Säften des Kranken. Wäre Hr. L. mit den neuesten Arbeiten der Deutschen über diesen Gegenstand bekannt: so würde er der Humoralpathologie nicht so einseitig das Wort geredet haben. Ist es denn so außerordentlich schwer, die Folgen einer Erscheinung von ihren Ursachen zu trennen?

VII. Abschn. Von gequetschten Wunden. Diesen geht vor der Heilung allemal eine Eiterung vorher, welche nicht allein unvermeidlich, sondern auch äußerst nothwendig ist. Aber die Eiterung erfordert eine vorhergehende Entzündung, welche durch reizende Mittel erregt wird. Zuweilen ist die Wunde leicht, obgleich die Quetschung tief geher. Ein Reiter wurde von einem Pferde in die Unterbauchsgegend getreten, und starb nach 36 Stunden. Der Verf. öffnete die von außen unbedeutende Verletzung, und fand die Gedärme unter der Kontusion schwarz, und den Grimmdarm in der Weite eines Zolles zerrissen. Schlimm sind die Folgen, die mit einer Quetschung der Knochen verbunden sind; schlimmer sind die von Schußwunden, wo die fleischigen Theile nicht bloß zerrissen, sondern zermalmet und in Brey verwandelt werden. Die Mittel, diesen Folgen vorzubeugen, sind Einschnitte oder Erweiterungen, die sogleich gemacht werden müssen, damit fremde Körper ausgezogen werden, und der Ausfluß der stockenden Feuchtigkeit befördert wird. Bey den gewöhnlichen gequetschten Wunden, sind auflösende Mittel angezeigt; bey Schußwunden erweichende z. B. lauwarmes Wasser. Oberflächliche Schußwunden erfordern keine Einschnitte und Erweiterungen, sondern erweichende Mittel, um die Eiterung zu befördern. Wenn aber die Ränder der Wunde erschlaffen und einsinken: so müssen örtliche Reizmittel angewendet werden. Gequetschte und tiefe mit Knochenzerschmetterungen verbundene Wunden, erfordern die nämlichen Heilanzeigen; nur Splitter müssen in die gehörige Lage gebracht oder herausgenommen werden, wenn sie gänzlich von den fleischichten Theilen oder den Knochen losgetrennt sind. Nie darf man hier gewaltsam verfahren.

VIII. Abschn. Von den Ursachen und Wirkungen, der zu den Wunden schlagenden Entzündungen. Des Verf. Meinung über die Entzündung ist ganz nach Boerhaave, und beweist, wie wenig er mit den neuern und bessern Arbeiten der Aerzte über diesen Gegenstand bekannt ist. Dieser ältern Lehre

Lehre zu Folge, rühmt er die erweichenden Bähungen und Breyumschläge, um die Fasern zu erweichen und zu erschlaffen, die Verstopfung in den Gefäßen aufzulösen, und dadurch die brennende Hitze in dem entzündeten Theile zu mässigen. Doch spricht er auch S. 114 von einer Entzündung, wo das Blut in den geschwächten Gefäßen stecke, und gegen welche reizende Mittel angezeigt wären. Bey Entzündungen dieser Art sind die Ränder der Wunde eingesunken und dürr, die Haut ist etwas dunkelroth, und die Wärme des Gliedes nimmt ab. Wenn die Lefzen der Wunde wieder anschwellen, sich erhitzen und entzünden, dann sollen die reizenden Mittel nach und nach vermindert werden.

IX. Abschn. Von der Eiterung der Wunden. Die Lehre von der Eiterung ist jener der Entzündung angemessen. Wichtig ist es, was Hr. L. in praktischer Hinsicht über die Beschaffenheit der Eiterung, in so fern die Körperbeschaffenheit, das Klima, die Jahreszeit, Witterung und andere Dinge, darauf Einfluß haben, lehrt.

X. Abschn. Von dem Brande, als Folgen der Wunden. Es ließ sich erwarten, daß der Verf. auch bey dieser Erscheinung den Nervenreiz außer dem Spiel lassen würde. Er findet die unmittelbare Ursache des Brandes in der übermässigen Anfüllung der Gefäße — ohne zu bedenken, daß bey dem Brande an den Fußzehen der Alten gerade das Gegentheil statt findet. Brand heißen bey ihm, ohne Unterschied, die schwarz gewordenen, kalten und fühllosen fleischigen Theile, sie mögen einen faulen Geruch haben oder nicht, bey denen es unmöglich ist, die natürliche Farbe, Wärme und Entzündung wieder herzustellen, wenn dieselben einmal erloschen sind. Die Pulver von Aloe, Myrrhen und Wermuth, auf die brandigen Stellen gestreut, in der Absicht die Eiterung zu beschleunigen, sind mehr schädlich als nützlich; indem diese Pulver den Schorf mehr austrocknen, und die Gefäße verschließen. Von glücklicherem Erfolge sind Einschnitte in das lebendige Fleisch, in der Nähe der durch die Fäulniß angezeigten Gränzlinien, so wie das Auflegen erweckender und stärkender Mittel auf den ganzen Umfang des leidenden Theils. Das Instrument zur Scarification soll mit einer sehr scharfen Schneide versehen seyn, damit keine Zerreißungen entstehen. Bey dem Aufschwellen membranöser Gewebe, soll man sich einer mäßig angezogenen

Bandage bedienen. Menschen, die am skorbutischen Brand leiden, müssen durchaus in eine reine Atmosphäre gebracht, und ihnen China mit Theriak und verdickende Getränke gereicht werden. Unter den fäulnißwidrigen Ausspülungen gegen dem Brand, rühmt der Verf. vor allen andern, eine Mischung aus rohem Alaun, Kampfor und Zuckercand in Weingeist aufgelößt.

XI. Abschn. Von den Kopfwunden überhaupt. Man traue dem Schicksal der Kranken nicht, die Wunden dieser Höhle mögen auch noch so einfach scheinen. So sah man, daß der Fall einer beynahe einer Unze schweren Wachskerze von einer Höhe von vier Fuß, auf den bloßen Kopf des Kanonikus Boudret, indem er in der Hauptkirche zu Besançon sein geistliches Amt verrichtete, seinen Tod veranlaßte. Eine andere unbedeutende Kopfverletzung sah der Verf. aus unmäßiger Eßlust tödlich werden, und sich mit dem Tode des Kranken endigen. Man soll die Zufälle des Bruchs von denen der Wunde trennen, und gegen die letztern die allgemeinen Mittel, Aderlassen und Abführungen nicht verabsäumen.

XII. Abschn. Praktische Betrachtungen über die Brustwunden. Enthält vortreffliche Winke, über den Mißbrauch der Einspritzungen der übermäßigen Getränke und der Klystire. Statt der letztern empfiehlt er aus Erfahrungen den Gebrauch der Stuhlzäpfchen.

XIII. Abschn. Praktische Bemerkungen über die Wunden des Unterleibes. Auch in diesem Abschnitte kann man den Praktiker nicht verkennen. Man sey vorsichtig mit der blutigen Nath, die in den meisten Fällen weit hinter einem schicklichern Verbande und der Lage des verwundeten Theils steht.

XIV. Abschn. Besondere Betrachtungen über gewisse Wunden der Extremitäten. Der Verf. erzählt hier eine merkwürdige Beobachtung über eine komplicirte Wunde des linken Beins eines Polen, welches zerschmettert und vom Schenkel abgerissen war — und wozu sich, außer andern Zufällen, der Todtenkrampf gesellte. Letzterer entstand in diesem Falle, wie schon Laurent, Siebold, Mursinna, u. A. bemerkt haben, von Würmern. Der Kranke wurde ohne Amputation

tion, die freylich bey gleichen Veranlassungen häufig gemißbraucht würde, geheilt.

Ws.

Ideen über den nützlichen Gebrauch der Geburtszange in bestimmten Fällen. Von *J. G. Krämer.* Marburg, bey Bayrhoffer. 1800. 102 S. 8. 9 Kr.

Der Inhalt dieser Schrift ist in folgende Abschnitte getheilt. 1. Abschn. Vom Gebrauch der Zange bey krampfhaften Wehen und Konvulsionen. Gegen Vogler wird erinnert, daß, wenn die Ursachen der Krämpfe nicht evident vor Augen liegen, oder nicht gewiß und sicher hinweggeräumt werden können, z. B. ein Bandwurm oder eine krampfhaft erhöhte Reizbarkeit: so soll man nicht so lange bey den Mitteln aus der Materia medica verweilen; sondern bey hinlänglicher Erweiterung des Gebärmuttermundes ohne Verzug zur Zange greifen, wo die Wendung ihre Gegenanzeigen findet. 2. Abschn. Vom Gebrauch der Zange bey der umschlungenen oder ursprünglich zu kurzen Nabelschnur. Aus wichtigen Gründen wird auch hier der Anwendung der Zange, statt der sonst gewöhnlichen Wendung, das Wort geredet. Der auf einem Mulderschen Lehrsatz gestützten Meinung des Verf.: „daß der Kindeskopf nach der Wendung leichter das kleine Becken passire, als wenn er bey der Geburt der erste vorankommende Theil ist," stehet doch wohl die allgemeine bekannte Thatsache entgegen, daß sich die Kopfknochen während der Geburt über einander schieben, und dadurch der Scheitel als ein Keil wirke. Wäre dieß nicht: so wäre es unbegreiflich, warum die meisten Kinder gerade auf diese Art geboren würden. 3. Abschn. Von der Anwendung der Zange bey einer zufälligen oder nothwendigen Trennung des Mutterkuchen von der Gebärmutter. Hier soll auf auf 2 Gegenstände Rücksicht genommen werden, 1. daß die Gebärmutter in Thätigkeit gesetzt, 2. ein Blutstillendes Mittel unmittelbar auf die geöffneten Gebärmuttergefäße angebracht werde. Die erste Absicht wird erreicht, wenn man einen leeren Raum in der Gebärmutter hervorbringt, nämlich wenn man das Fruchtwasser abfließen läßt, oder wenn dieses schon abgeflossen

sen wäre, wenn Kindstheile von der Gebärmutter entfernt werden. Die zweyte Absicht wird erreicht, wenn man einen Theil vom Kinde auf die Blutergießenden Gefäße so anzubringen weiß, daß sie davon komprimirt werden. Wie läßt sich aber ein solches Gefäß in weichen Theilen, die mit keinem Knochen korrespondiren, zusammendrücken?

Rec. würde also in diesem Falle vor allen Dingen, wo nicht immer zur Wendung des Foetus, doch zur Zange seine Zuflucht nehmen, wenn ihrer Anwendung keine besondern Hindernisse im Wege ständen. 4. Abschn. Von anderweitigen Blutflüssen und Blutergießungen —, die zuweilen den Gebrauch der Zange erfordern; z. B. zerrissene Blutaderknoten, wenn die Unterbindung nicht statt finden kann; Pulsadergeschwülste; Nasenblutflüsse, aus vernachläßigten plethorischen Zufällen, während der Schwangerschaft und der Geburt. 5. Abschn. Von organischen Fehlern, welche den Gebrauch der Geburtszange indiciren; z. B. organische Fehler, welche das Respirationsgeschäfft erschweren — der dicke Hals oder Kropf, Deformitäten der Brust, Polypen in der Nase, im Rachen oder im Schlunde. — Besonders zählt Rec. noch das chronische Asthma hierher, gegen welches die schwangern Weiber auf dem Lande noch immer die äußerst entkräftenden Aderlässe anwenden, und sich dergestalt schwächen, daß in solchen Fällen fast immer die Hülfe des Geburtshelfers beym Gebären nothwendig wird.

Ferner eine desorganisirte oder übergroße Leber oder Milz; Magenkrankheiten; Fehler der Urinwerkzeuge; und Brüche, sind oft dringende Indikationen zur künstlichen Entbindung mit der Zange. 6. Abschn. Ueber das geringe Mißverhältniß zwischen dem Durchmesser des Beckens und des Kinderkopfes. Wenn alles Uebrige gut stehet, und die Geburt verzögert: so soll man doch zur Zange schreiten, wenn Gegenanzeigen sie nicht verbieten. 7. Abschn. Von den Folgen einer zu schnell vollzogenen Entbindung. Eine zu schnelle Geburt soll man durch geschickte Handanlegung zu verzögern suchen (?)

Der Verf. empfiehlt dringend die Anwendung der Zange, wenn keine Gegenanzeigen statt finden; in den genannten Fällen — wo viele Geburtshelfer sonst die unthätigen Zuschauer bey der Geburtsarbeit machten, oder zu viel Vertrauen

auf

auf Arzneymittel setzten, und, wenn diese fruchtlos waren, freylich oft zu spät zur Wendung, und weit seltener zu der weniger gefährlichen Anlegung der Geburtszange schritten. Wenn der scharfsinnige Geburtshelfer sich durch solche Gründe bestimmen läßt, wie die sind, welche der Verf. hier als Regeln seines zukünftigen Verfahrens aufstellt; dann werden alle rationale Hebärzte in allen ähnlichen Fällen mit ihm gleich denken. Aber leider! hat auch der Charlatanismus, die Absicht vieler jungen Geburtshelfer durch Instrumentalhülfe bey Gebärenden im Publikum Aufsehen zu erregen, und der Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer Lehrer, zu der öftern Anwendung der Zange, Gelegenheit gegeben, wo zweckdienliche Arzneymittel oder die ungestörte Natur, zwar langsam aber doch sicher das Werk würde vollendet haben. In dieser Schrift wird ein Mann genannt, der, wie Rec. weiß, wirklich viel zu dringend seinen Schülern die Zange empfiehlt. Noch liegen dem Rec. einige neuere Fälle vor Augen, wo Zöglinge jenes Mannes gebärende Weiber Stundenlang mit der Zange vergeblich gequält hatten, und wo die Entbindungen doch endlich natürlich erfolgten. Der junge Geburtshelfer, der mechanische Fertigkeiten genug besitzt, mit der Zange umzugehen, denkt in dem Drange der Umstände und bey seinem warmen Gefühl der Nothleidenden Gebärerinn baldmöglichst zu helfen, nur dieses Hülfsmittel — nur die Zange ist der Anker, worauf sich alle seine Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs seines praktischen Verfahrens stützen. Der praktische Arzt, der jene mechanischen Fertigkeiten nicht besitzt, schließt sich an Sacombe und Vogler. Er sieht die Beendigung mancher Geburten, nach dem Gebrauch schicklicher Arzneymittel, wo jener die Zange oder die Hand würde angelegt haben. Aber er wird auch diese Mittel in manchen Fällen vergeblich anwenden, wo die Rettung der Mutter und des Kindes nur von einem geschickten Manuel, oder von den Instrumenten abhängt. Beyde verfallen in Extreme, und beherzigen nicht, was in der Ausübung der Arzneywissenschaft so wichtig ist: omne nimium vertitur in vitium.

Wie können Schwangere sich gesund erhalten, und eine frohe Niederkunft erwarten? Nebst Verhal-

tungs-

tungsregeln für Wöchnerinnen. Von D. Christ. August Struve, ausübendem Arzt zu Görlitz, u. s. w. Hannover, bey Hahn. 1800. 226 S. gr. 8. 15 gr.

Diese Schrift hat folgende Gegenstände zum Inhalt: Erster Abschnitt. Ueber den Zustand der Schwangerschaft im Allgemeinen. Beschaffenheit der Gebärmutter; Entstehung der Schwangerschaft; Kennzeichen der Schwangerschaft; Zeitrechnung der Schwangern; Umgang mit empfindlichen Schwangern; Nachtheil der Verzärtelung; allmähliger Uebergang zu einer bessern Diät; Etwas für Empfindsame; man muß nicht ohne Noth ändern; Vorbereitung zur Entbindung; Plan zur künftigen Erziehung des Kindes; Sorge für den guten Zustand der Saugwerkzeuge; Bemerkungen über das Verhalten derer die nicht stillen können; Wahl der Amme; Ernährung des Kindes ohne Brust; seyd Mütter; verschiedene Einrichtungen für das Kind; ob es Vorbauungsmittel gegen die schlimmen Zufälle bey der Entbindung giebt? Arzneyen; Lenharos Gesundheitstrank; Hausmittel; Aderlassen; Wahl der Hebamme; von dem Geburtshelfer. Zweyter Abschnitt. Besondere Diätetik. Von dem Essen und Trinken; allgemeine Bemerkungen; über Kaffee, Thee, Fleischspeisen, Pflanzenspeisen, Wein, geistige Getränke; saure und süße Speisen, Obst, Kartoffeln, Wasser, Milch, Milchspeisen, Gelüste im Essen und Trinken; wodurch werden die Speisen verdaulich? Ruhe und Bewegung; Nachtheile des zu vielen Sitzens und einer geschäftslosen trägen Lebensart; Nothwendigkeit und Nutzen täglicher Bewegung; über das Spatzierengehen; Nachtheil übermäßiger Bewegung und verschiedener Stellungen des Körpers; wie die Bewegung bey Schwangern beschaffen seyn soll. — Von der Luft — Vortheile des Aufenthalts in freyer Luft; Sorge für die Reinheit und Güte der Stubenluft; über das Stubenheitzen und die sogenannten Kieken. — Erkältung — Nachtheil davon; Verhalten in dieser Rücksicht. — Hautkultur und Reinlichkeit — Baden; Fußbäder. — Gesunder Schlaf — Verhalten in dieser Rücksicht; Mittagsschlaf. — Der Gesundheit und dem Zustande gemäße Kleidung — Verhältniß der Mode zur Gesundheit; Nachtheil enger Kleider; Schnürbrüste, Planchetten, Bekleidung der Füße;

Rück-

Rücksicht auf Klima und Witterung bey der Kleidung. — Gemüthszustand und Leidenschaften — Ueber die Gelüste; von den Leidenschaften überhaupt; Verhalten beym Schreck; Nachtheil der Furcht; über das Versehen; Verhalten in einer kummervollen Lage; Verhalten beym Zorn; angenehme Seelenstimmung; ein Nota bene für allzuzärtliche Eheleute. Dritter Abschnitt. Wie sollen sich Schwangere in Krankheiten verhalten? — Verhalten in Betreff ansteckender Krankheiten; gewöhnliche Zufälle der Schwangern; Verstopfung des Leibes; Uebelkeiten, Erbrechen, schwacher oder unterdrückter Abfluß des Harns, Kopfschmerz, Zahnschmerz, Leibesschmerz, Stiche in den Brüsten, Zuckungen, Drang zum Urinlassen und zum Stuhlgang, Unvermögen den Harn zu halten, angelaufene Füße, Krampfadern, Krämpfe in den Füßen, Blutflüsse, Ursache und Verhaltungsmittel des Abortirens; über die Geburt todter Kinder; die Entbindung nähert sich. Vierter Abschnitt. Die Gebärende. Allgemeine Erinnerungen; Beschaffenheit des Zimmers; Arzneyen; Betragen der Gebärenden; Erscheinungen einer gewöhnlichen Geburt. Fünfter Abschnitt. Die Wöchnerinn. Besorgung und Verhalten der Erstentbundenen; Beschaffenheit der Wochenstube; über die Wochenbesuche; Nachtheil der Erkältung; zu warmes Verhalten; von der Reinlichkeit; Kleidung; Gemüthsbewegungen; Essen und Trinken; Stärkungsmittel; allzunahrlose Diät; was Wöchnerinnen essen oder nicht genießen dürfen; Bewegung und Arbeit; Erinnerungen für eine Mutter die ihr Kind stillt; über den ehelichen Umgang. — Zufälle der Wöchnerinnen — Beschwerden an den Brüsten; Beschaffenheit der Milch, Wochenreinigung, Milchfieber; Milchversetzungen; Vorfall des Mastdarms; Verstopfung des Leibes; Verhaltung oder Nichthalten des Urins.

Der Verf., einer unserer besten medicinischen Volksschriftsteller, der als solcher auf dem rechten Wege arbeitet, hat in dieser nützlichen Schrift fast Alles gesagt, was über diesen für gewissenhafte Gattinnen und Mütter wichtigen Gegenstand gesagt werden kann. Das Ganze ist eine musterhafte Compilation unbezweifelter Erfahrungen, die in einer verständlichen und allgemein faßlichen Sprache geordnet und vorgetragen sind. Nur hier und da sind ihm einige wenige bemerkenswerthe Dinge entgangen, z. B. bey wunden War-

zen

zen ist das Wendelstädtische Saugwerkzeug nicht genannt. Die Regeln über das Wiegen der Kinder sind nicht vollständig, und von den Schwungbetten, die weit nützlicher als die Wiegen sind, wird nichts gesagt; auch lassen sich mehrere Ursachen der Krampfadern und ihre wichtigen Folgen aufzählen. Indessen wird durch diese kleinen Unterlassungssünden das Werk nichts von seinem Werthe verlieren.

Rec. wünscht dieses wahrhaft nützliche Buch in die Hände aller gebildeten Weiber, denen ihr Beruf als Gattinnen und Mütter am Herzen liegt. Er wünscht, daß sie sich dieser Anleitung — mit Zuziehung eines Arztes, bedienen, die darin gerügten Vorurtheile vermeiden, und die guten Rathschläge genau befolgen möchten — und des mannichfaltigen, durch Vorurtheile, Unwissenheit und Aberglauben verschuldeten Elends der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechts wird dadurch weniger werden.

Gu.

Versuch einer Rezeptkritik, von D. Johann Clemens Tode, öffentl. und ordentl. Prof. der Arzneyk. auf der Univ. zu Kopenhagen. Kopenhagen, bey Schubothe, 1800. 64 S. 8. 6 gr.

Eine ordentliche Rezeptkritik kann ihren Nutzen haben, sagt der Verf., und das mit vollem Recht, weil es noch so viele theoretische und praktische Aerzte giebt, die kein kunstmäßiges Rezept schreiben können. Hier sind einige Beyspiele aus Selle, Hufeland, u. A. von fehlerhaften Mandelmilchen, Tränkchen, Pillen, Kinderpulver, Abkochungen, aufgestellt; doch ohne Namensangabe, und mit zweckmäßigen Anmerkungen versehen, die den Kenner und geübten Urtheilsverfasser verrathen. Möchte diese Kritik endlich einmal eingreifen, und die Praktiker zur Einfachheit und Schicklichkeit in der Zusammensetzung zurück führen! Möchte der Verf. lieber statt des fernern Versuchs (Vorr. VI.) eine auf bestimmte Regeln und in Zusammenhang gebrachte Rezeptkritik fertigen, und die verkrüppelten Rezepte, mit Angabe der begangenen Fehler, zur Warnung mittheilen! Seine Satire ist mit den Jahren ernsthafter, gesetzter und bescheidener geworden, sie

kann

kann nicht bessern; wo nicht die berühmten alten Herren, doch wenigstens die Anfänger, die sich so gern durch die Autoritäten grosser Männer zur Unzeit blenden lassen. Wenigstens läßt dieses Probestück eine sehr brauchbare Arbeit vermuthen, zum Besten der Kollegen, die ihre bunten Mixta und Composita den Jünglingen und Jungmeistern so gern für Muster anpreisen und empfehlen.

Mp.

Materia medica, seu cognitionis medicamentorum simpliciorum epicrisis analytica; auctore *F. Swediaur*, M. D. Hamburg, bey Campe und Paris bey Fuchs, Barrois, Maquignon, Croullebois, Gabon. 1800. 1 Alph. 12. 1 Rt. 14 gr.

Ganz in der Manier, welche der verewigte Cirné bey seiner Materia medica befolgte, hat auch der Verf. dieses Werk entworfen; nur daß er dabey in der Kräuter- und Thiergeschichte die Linneischen systematischen Namen, in dem Mineralreich und bey denen daraus entlehnten und bereiteten Arzneyen die Namen von Lavoisier und seiner Schule vorangesetzt, und darnach alles in alphabetische Ordnung gebracht, übrigens aber hintennach ein systematisches Verzeichniß aller abgehandelten Arzneyen, so wie ein Verzeichniß derselben nach ihren Kräften, auch nach Darwins System; und ein alphabetisches Register der Apothekernamen, der Deutschen, Französischen, Spanischen und Englischen Benennungen beygefügt hat. Wir wollen mit dem Verf. darüber nicht rechten, daß er gerade diese Manier gewählt hat; sie hat für den Lehrer, welcher sich derselbigen als eines Leitfadens bey seinem Vortrage bedient, ihre grossen Bequemlichkeiten; auch würden wir, wenn wir gleich einige Stücke z. B. die Begonia, die Gallarte aus den Gartenschnecken, Perkins Nadeln vermissen, die Marienkäferchen nur im Register und die Soymidarinde nur im Nachtrage erwähnt finden, uns eine Ungerechtigkeit Schuld geben, wenn wir ihm den Vorwurf der Unvollständigkeit machen wollten; wir sind gar nicht der Meinung derer Aerzte, welche den ganzen Arzneyvorrath auf ein halbes oder höchstens ganzes Dutzend von

Arzneyen eingeschränkt wissen wollen; aber wenn man hier noch die Kröte, die Regenwürmer, Statice, mehrere Arten Stachys und Saxifraga u. a. aufgeführt sieht, deren, wo nicht durchgängige Kraftlosigkeit, doch Entbehrlichkeit heut zu Tage allgemein anerkannt ist, wenn man z. B. von den Ritterspornblumen liest: Qualitas caerulea, was soll der aufgeklärte Arzt zu jenen, was der Leser überhaupt bey dieser letzten Aeusserung denken? was dazu sagen, daß der Verf. Hirschhornöl und Hirschhorngeist, und dann diesen wieder mit Salmiakgeist zusammenwirft? was zu seiner Bekanntschaft mit den neuern Entdeckungen der Chemie sagen, wenn er beständig zusammenziehenden Stoff für einerley mit Gallsäure erklärt findet? Was dazu, daß er sich vorstellt, die Kochsalzsäure müsse deßwegen in ihrer Kraft von andern Säuren verschieden seyn, weil ihr Radikal noch nicht bekannt sey, gleichsam als ob es von allen übrigen Säuren bekannt wäre?

Von diesem Werke ist noch 1801 eine Deutsche Uebersetzung mit der Ueberschrift angefangen:

F. Swediauers Arzneymittellehre; oder kritische Uebersicht der einfachen Arzneymittel und ihrer Zubereitungen, aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Erläuterungen einiger Wiener Naturforscher und praktischer Aerzte zum Gebrauch Deutscher Aerzte vermehrt. Bey Schalbacher. Erster Theil. 1 Alph. ¾ Bog. 8.

Sie stimmt mit der Urschrift überein; von Erläuterungen finden wir in diesem ersten Theile nichts; wohl aber sind uns viele Druckfehler, z. B. S. 149 Heraclium statt Hieracium, S. 139 Brennüsse statt Beennüsse, S. 134 Glecoma hederacta statt hederacea Glecoma, S. 124 vesea statt vesca, exelsior statt excelsior, S. 140 Ampulation statt Amputation aufgefallen.

Fb.

1) Oester-

1) Oesterreichische Militär-Pharmakopöe. Wien, bey Schaumburg. 1800. 110 S. gr. 8. 10 Kr.

2) Erläuterungen der neuen Oesterreichischen Militär-Pharmakopöe, zum Gebrauch der Oesterreichischen Feldärzte. Wien, bey Schaumburg. 1800. 268 S. gr. 8. 1 Rk.

Beyde sind durchaus unabgeänderte neue Abdrücke der trefflichen, schon 1795 erschienenen Oesterreichischen verbesserten Militär-Pharmakopöe, und der rechtfertigenden und lehrreichen Erläuterungen darüber; bloß der Name des Verlegers und die Jahrzahl sind neu. Die Urausgaben sind in der Abth. III. S. 146 des Anhangs dieser Neuen allg. deutsch. Bibliothek von einem andern Rec. angezeigt; überdieß ist ihr Werth so allgemein bekannt und entschieden, daß dieser neue Abdruck keiner weitern Anzeige bedarf.

Ebh.

Jon Petersen Michell's Abhandlung von den Nervenkrankheiten. Eine von der Gesellsch. der K. u. W. zu Utrecht gekrönte Preisschrift. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit Zusätzen und Anmerkungen von Joseph Eyerel. Wien, bey Oehler. 1798. 223 S. gr. 8. 18 Kr.

Die Preisfrage: Welches sind die natürlichen oder aus der Lebensart entstandenen Ursachen von der Vermehrung der Nervenkrankheiten in unserm Vaterland? (Holland) welches sind die diagnostischen Zeichen dieser Krankheiten? welches ist die beste Verhütungs- und Heilungsart derselben? ward 1783 ausgesetzt, und unser Verf., ein practischer Arzt in Amsterdam, erhielt 1784 den Preis. Es wäre unbillig, des Verf. Ansichten und theoretische Erklärungen mit dem Maaßstabe des Genius der jetzigen Arzneykunde zu messen; in der Epoche, wo er schrieb, herrschte der Genius unserer Kunst, der in seiner Schrift jetzt noch waltet, bey uns aber von einem andern verdrängt ist. Neue Ansichten und

neue Meinungen giebt der Verf. nicht; eine umständliche Anzeige seiner Meinungen und Erklärungen wird jetzt Niemand mehr erwarten. Es ist hinreichend hier nur eine kurze Uebersicht von dem Inhalt dieser Schrift zu geben. Sie besteht aus fünf Hauptstücken. I. Von der Natur und der Verschiedenheit der Nervenkrankheiten. II. Von den Ursachen der überhandnehmenden Nervenkrankheiten, und von der Erforschung dieser Ursachen. Eine interessante Vergleichung der frugalen Lebensart der alten Bataver mit der Lebensart des neuen Zeitalters macht den Eingang zur Aufzählung und Erklärung eines ganzen Heeres von Ursachen, von welchen freylich viele von jeher statt gefunden haben, also zwar als hervorbringende, aber nicht als veranlassende Ursachen betrachtet werden können. Ueberhaupt hat der Verf. seine Aetiologie der Nervenkrankheiten nicht genug für Holland individualisirt; sogar die Lage oder den Boden seines Vaterlandes und die davon abhangende Lebensweise seiner Mitbürger hat er nicht ganz in Anspruch genommen; selbst von der sumpfichten Lage vieler Holländischen Gegenden, von den vielen Kanälen voll stehender Wässer, von der Menge der Städte, und von den vielen Bäumen in den Städten, spricht er gleichsam nur als von untergeordneten oder beytragenden Ursachen. Seine Darstellung der Ursachen von Nervenkrankheiten paßt im Allgemeinen auf jede große Stadt, und ist aus diesem Grunde dem Ausländer so interessant als dem Inländer. III. Diagnostik der Nervenkrankheiten. Die diagnostischen Zeichen werden sehr detaillirt nach dem Körperbau, der Gemüthsbeschaffenheit, dem Geschlecht, Alter, Temperament, dem Krankheitsverlauf, der Heilungsart, der Nervenverletzungen, den Krankheitszufällen, und diese nach den verletzten Geschäften, den abweichenden sinnlichen Eigenschaften, verletzten Sinnenverrichtungen, Zufällen der Bewegungskraft, u. s. durchgegangen. IV. Von der Vorbauung der Krankheiten. Abhärtung von Jugend auf, Vermeidung der Ursachen, Stärkung der schwachen und empfindlichen Theile. V. Von der Heilart der Nervenkrankheiten. Des Verf. Methode ist aus der tonischen und der ausleerenden durch minder schwächende Mittel zusammengesetzt; überhaupt zeigt des Verf. Räsonnement, daß die gewöhnliche Form der Nervenkrankheiten in Holland Atonie und Erschlaffung, und nicht krampfhaft erhöhte Reizbarkeit sey. Anführen will Rec. doch noch, daß der Verf.

die

[illegible], daß, wenn bey Nervenkranken das Kopfweh seinen Sitz an der Stirn und auf dem Scheitel hat, der Magen krank ist; und wenn das Hinterhaupt schmerzt, die Ursache in den Geschlechtstheilen liegt, durch mehrere Beobachtungen bestätiget. Zur Linderung der Zufälle, Krämpfe, Schmerzen und Kongestion rühmt der Verf. aus eigener Erfahrung Hombergs Sedativsalz und den bernsteinsauren Hirschhorngeist mit versüßter Salzsäure versetzt. Die Uebersetzung läßt sich ziemlich lesen; ob sie treu ist, kann Rec. aus Mangel des Originals nicht beurtheilen. Hrn. Myrels Zusätze, die S. 139 anfangen, bestehen vorzüglich in Cullens und Sprengels Eintheilung der Nervenkrankheiten, und aus langen Stellen aus Tissot, Cangarelli, und Hufeland, erwerben ihm also kein Verdienst.

Bo.

J. J. Sue's, Prof. der Anatomie zu Paris, physiologische Untersuchungen und Erfahrungen über die Vitalität. Nebst dessen Abhandlung über den Schmerz nach der Enthauptung, und den Abhandlungen der Bürger Cabanis und Le veillé über denselben Gegenstand. Aus dem Franz. übersetzt, mit mehreren Anmerkungen und Zusätzen von D. Joh. Christian Friedrich Harleß, Prof. der Arzneyk. zu Erlangen. Mit Kupfern. Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandl. 1799. XII u. 148 S. 8. 12 gr.

Der geschickte Uebersetzer hat Recht: „wenn auch in gegenwärtigen Versuchen Sue's nicht Alles neu oder merkwürdig „ist, vielmehr manches unter uns schon Bekannte, auch „wohl weniger Bedeutende, mit unter auch manche Paradoxa „in ihm vorkommen: so ist es im Ganzen doch immer ein „sehr interessanter und schätzbarer Beytrag zur Geschichte der „neuesten Entdeckungen und Verhandlungen über Leben und „Lebensprincip." Die Urschrift wurde zweymal im Nationalinstitut zu Paris vorgelesen, und kam unter dem Titel: Recherches physiologiques et experiences sur la Vitalité,

par *J. J. Sue* — Suivies d'une nouvelle edition de son Opinion sur la douleur qui suivit à la decolation. Paris. an VI (1797) ins Publikum. Vorzüglich sucht der Verf. den großen Einfluß des Nervensystems, der Nervenkraft und Nervenwirkung, und zwar der Nerven an sich, eigenthümlich und größtentheils unabhängig vom Gehirn, auf den ganzen thierischen Organismus, und zunächst auf die Muskelfaser zu zeigen. Im Abschn. I sucht der Verf. aus Erfahrungen und Beobachtungen zu zeigen: 1) daß der Sitz der Empfindung nicht ausschließlich im Gehirn sey, 2) daß die Vitalität nicht bey allen Thieren von den nämlichen Organen abhänge, 3) daß die Prozesse der Erzeugung und der Wiedererzeugung nicht in allen Thieren ohngefähr dieselben sind, 4) daß die Fortdauer der thierischen Existenz durch einen langen Stillstand der Bewegung nicht nothwendig vernichtet werde, und 5) daß das Princip der lebendigen Thätigkeit seinen Sitz bloß in dem Nervensystem habe, und daß in allen belebten Wesen die Bildung und Entwickelung ihrer Theile von diesem Princip abhänge, das man dem zufolge nisus evolvens nennen könne. Für den ersten Satz hat der Verf. noch die besten Beweise aufgestellt; er nimmt sie von sechs ohne Gehirn gebornen Kindern, wovon der Verf. selbst zwey Beyspiele beobachtet, hier beschrieben und auf drey Kupferblättern abgebildet hat, und vorzüglich von einem größtentheils verknöcherten Gehirn eines gewissen Vougny her, der sich vor seinem Tode sehr wohl zu befinden, und in dem vollkommensten Besitz aller seiner Geistesvermögen zu seyn schien. Gewiß ein äußerst seltener Fall, wovon Rec. kein Seitenstück bekannt ist. Die Versicherung des Verf. es sey zuverläßig, und durch viele anatomische Beobachtungen bestätiget, daß man in mehreren gesunden Thieren, und selbst in Menschen das Gehirn fast so hart als einen Kiesel gefunden, geht wohl zu weit, und macht auch auf Vougnys Gehirn etwas mißtrauisch, dessen Verknöcherung überhaupt nicht näher bestimmt ist. Die übrigen vier Sätze, besonders der 5te, sind minder gut bewiesen, wenigstens folgt die Wahrheit derselben nicht strikt aus den erzählten Thatsachen, weil sie sich auch auf eine andere Art erklären lassen. Abschn. II. enthält (26) Versuche, die an verschiedenen Thieren angestellt wurden, um die Dauer des Lebens und der Lebensäußerungen in der Nerven- und in der Muskelfaser zu erforschen, in sofern diese theils freywillig erfolgen, theils künst-

 lich

sich durch Anwendung des Metallreizes und anderer Substanzen erregt werden. Die meisten Versuche dienen nur zur Bestätigung ähnlicher auch bey uns schon vorher angestellter; indessen verdienen sie doch Dank, weil sie allerdings, wie der Uebersetzer sagt, als bloße, wenn auch noch so feine und glänzende, Spekulationen und Hypothesen. Besonders ist in diesem Abschnitt ein Brief des Berliner Arztes Grapengießer an Alex. Humbold merkwürdig, der aus einer Beobachtung erweist, daß nicht bloß die Willensmuskeln dem Galvanismus unterworfen sind, und daß die peristaltische Bewegung der Gedärme von der Aktion der Nerven abhängt. Die aus diesen Versuchen vom Verf. gezogenen Resultate muß man selbst nachlesen. Die Abhandlung Sues über den Schmerz nach der Enthauptung, welche den Abschn. III ausmacht, kennen wir schon aus St. XXVI des Journ. der Erfind. Hier ist sie vollständig und mit neuen Bemerkungen und Zusätzen des Verf. bereichert. Cabanis Bemerkungen über die Meinungen der Herren Sömmering, Oelsner und Sue über die Enthauptung, S. 117 — 135 und Leveillé, wird die Empfindung in dem Augenblick gänzlich vernichtet, in dem der Kopf von dem Rumpf getrennt wird: sind aus den Mém. de la Soc. med. d'Emulat. verdeutscht, und von dem Uebersetzer als Anhang beygefügt; bekanntlich erklären sie sich gegen Sömmering's und Sues Meinung; auch der Uebersetzer neigt sich auf ihre Seite. Die Zusätze und Anmerkungen sind vortreffliche Berichtigungen, Erläuterungen und Vermehrungen des Textes, und geben der Verdeutschung einen großen Vorzug vor dem Originale. Gern hätte Rec. eine umständlichere Anzeige geliefert; aber das Buch ist so klein und so wichtig, daß es selbst gelesen werden sollte.

Josephi Jacobi a Plenck Elementa Pharmaco-Catagraphologiae, seu Doctrinae de praescriptione formularum medicinalium. Viennae, apud Wappler. 1799. 190 S. gr. 8. 20 gr.

Der Verf. hat diese Rezeptirkunst zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen drucken lassen. Neues hat Rec. nicht darin gefunden, als die langen barbarischen Namen, womit es dem

dem Verf. gefällig gewesen ist sie anzuschauen; auch nichts Merkwürdiges; die Regeln sind sehr kurz angegeben. Das Interessanteste für Viele werden die Rezepte seyn, die für jede Form als Muster aufgestellt sind; sicherlich betragen sie die Hälfte des Ganzen. Ueberdieß enthält dieß Buch von S. 1 [illegible] an, auch noch ein Verzeichniß der Dosen, sowohl der einfachen als der zubereiteten Arzneymittel; S. 159 — 160 eine Tabelle über die Auflösbarkeit der Salze in Wasser und in Weingeist; von S. 161 — 166 eine Tabelle der wechselseitigen salzichten Zersetzungen; S. 166 — 167 eine Taxe der Apothekerarbeiten bey der Rezeptur; S. 168 — 179 eine Arzneytaxe; S. 180 — 184 die alte und neue Nomenklatur der Arzneyen, in welcher die meisten neuen Namen jetzt schon wieder fast alt sind.

Zuschrift an meine Landsleute in Böhmen, besonders an die Bewohner der Hauptstadt Prag, die Rettungsanstalten der plötzlich verunglückten Menschen betreffend, von D. A. V. Zarda, außerordentlichen öffentlichen Professor der medicinischen Polizey und der Rettungsmittel für Todtscheinende auf der Universität zu Prag rc. Prag, auf Kosten der Rettungsanstalt. 1799. 4 Bog. gr. 4. 6 Kr.

Um seine Landsleute, vorzüglich die Bewohner der Hauptstadt zur unterstützenden und thätigen Theilnahme an der zu Prag errichteten Rettungsanstalt, zu erwärmen und zu beleben, verfaßte der Stifter derselben, der unermüdete, für diesen wichtigen Zweig der öffentlichen Gesundheitspflege arbeitsame Professor Zarda, diese Zeitschrift, die hier Deutsch und Böhmisch abgedruckt ist, und worin er in gedrängter Kürze 1) eine Uebersicht der Entstehung, des Fortgangs und der Fälle der geretteten Unglücklichen, von, in andern Ländern errichteten, Rettungsgesellschaften aus den Schriften derselben mittheilt. 2) Die Geschichte und Fortschritte der zu Prag erst gepflanzten Gesellschaft in einem kurzen Auszug und tabellarisch erzählt, und 3) das anführt, was noch zur Befestigung und Beförderung dieser Gesellschaft geschehen müsse, wobey er kurz die Obliegenheiten eines Jeden, besonders der

Schif-

Schiffern und Fischer, oder Wundärzte, Gehülfen ꝛc. bemerklich mache. 4) Eine tabellarische Berechnung der Einnahme und Ausgabe dieser Rettungsanstalt dem Publikum vorlege. Rec. wünscht daß dieser Aufruf des edlen, thätigen Böhmischen Hawes, den ihm der Genius der Menschenliebe diktirte, über all seinen herrlichen Zweck erreichen möge, in Böhmen die Aufrechthaltung und Erweiterung einer Anstalt, wodurch diese Nation sich ein Ehrendenkmal gesetzt hat, das in dieser Vollkommenheit noch keine andere Deutsche Nation besitzt, und in ganz Deutschland eine warme Nacheiferung der Prager Rettungsanstalten. Es würde dem Herzen des Rec. sehr wohl thun, wenn er hier den Namen des erlauchten Menschenfreundes nennen könnte, der zur Erbauung, Ausrüstung mit den nöthigen Geräthschaften und Erhaltung des Prager Rettungshauses, 2782 Gulden schenkte — aber der edle Menschenfreund untersagte Jarda'n ihn zu nennen, er fand seinen Lohn und seinen Ruhm allein in seiner That.

D. *Christian Ernst Fischers* Versuch einer Anleitung zur medicinischen Armenpraxis. Göttingen, bey Dieterich. 1799. 398 S. gr. 8. 1 Rß.

Der Verf. hat in der Vorrede seine Schrift selbst recensirt, und Rec. findet kein Bedenken diese Selbstrecension, zumal den Anfang derselben: „Der Inhalt des vorliegenden „Werks ist von sehr verschiedenen und ungleichem „Werth. Die Idee an sich selbst ist gut; aber die „Ausführung unvollständig und nicht genug erschö„pfend,“ zu unterschreiben. Nach der Einleitung, die eine umständliche Analyse der Begriffe arm und Armuth und Klagen über Vernachläßigung einer wissenschaftlichen Verhandlung über die Armenkrankheiten enthält, folgt I. Theoretischer Theil, 1) von den Schwierigkeiten der Armenpraxis. Unvollständig und rhapsodisch sucht sie der Verf. in den Folgen des Mangels und in der eigenthümlichen Denkart und Handlungsweise der Armen; umständlich verbreitet er sich bey dieser Gelegenheit über Jardigs Schilderung des Armenlebens in dessen Aufsatz gegen Herz. Meinung von der Nützlichkeit verdorbener Luft in Faulkrankheiten. 2) Von den Hülfsmitteln der Armen-

praxis. Vorzüglich wird hier von guten Armenanstalten gehandelt; aber mehr in Rücksicht ihres Einflusses auf die Verhütung, als auf die Heilung der Armenkrankheiten. 3) Von den Vortheilen der Armenpraxis, für den Arzt und seine Kunst; sie sind sehr relativ, wenigstens sey das Armenwesen den Aerzten am wenigsten einträglich; so speise man z. B. in einer nahrhaften Stadt den Armenarzt mit jährl. 50 Rthlrn. ab, während der Hr. Sekretär der Armenkasse mit 400 Rthl. für seine Dienste belohnt wird; nur die Aerzte sind es ja wohl gewohnt, daß der Staat am meisten von ihnen fordert und am wenigsten für sie thut. 4) Von den Krankenbesuchen. Zu viele Besuche machen übermüthig oder werden mißverstanden, auch solle man die Besuche zur Tischzeit vermeiden. 5) Vom Krankenexamen. Es sey bey den Armen äußerst schwierig; das beste Mittel hinter die Wahrheit zu kommen, sey die Geschwätzigkeit und Verrätherey der Umstehenden und der nächsten Bekannten. 6) Von der Verordnung der Arzneymittel. Man müsse die Gabe derselben genau zu bestimmen suchen, den Kranken unangenehme Formen besonders die Theeform vermeiden, und die Arzneyen etwas wohlschmeckend machen. 7) Von der Oekonomie der Arzneykosten. Die Bedingung der Arzneylieferung an eine einzige Apotheke sey unschicklich, man solle die Armen anhalten die Gefäße zurück zu geben, dadurch gewinne man wohl 10 Procent, man solle die wirksamsten Heilmittel wählen. II Praktischer Theil. 1) Allgemeine Charakteristik der Krankheiten des Armen. Der Hauptcharakter derselben sey Unordnung (?) und Schwäche. Dieß sucht der Verf. durch mehrere Krankengeschichten zu erläutern und zu beweisen. 2) Allgemeine Behandlung der Armenkrankheiten. Der Verf. giebt folgende allgemeine Regeln: 1) Man muß nicht zu heroisch verfahren. 2) Die besten und kräftigsten Arzneymittel anwenden. 3) Auf die Anlage zur Schwäche allezeit wenigstens Rücksicht nehmen, sowohl in Anordnung der Diät als der Arzneymittel. III. Vermischte Bemerkungen und Beobachtungen aus der Armenpraxis. 1) Ueber den Gebrauch der *arnica montana*. Sie wirke als ein reizendes erregendes Mittel zunächst stark auf den Magen, und demnächst auf das ganze System; sie sey vielleicht das wirksamste Mittel bey einer zu schwachen, oder unterdrückten, oder verstimmten Nervenkraft, ihre Wirkung sey mehr durch-

drin-

erregend und vorübergehend, als tonisch und dauernd. Mit Beobachtungen belegt der Verf. ihre herrliche Wirkung in dem Zustande der Lungenentzündung, wo in der spätern Periode die Entzündung entfernt, und der Auswurf gekocht ist, aber wegen Mangel an Kraft nicht herauf gebracht werden kann; und auch ihre Heilsamkeit in Nervenfiebern, sowohl bey einer wahren Schwäche mit langsamen schwachen Puls, als auch wo das System zugleich heftig gereizt wird, bey kleinen schnellen Puls mit brennender Hitze. Des Verf. Erfahrungen verdienen alle Aufmerksamkeit, so wie überhaupt dieser Aufsatz lehrreich ist. 2) Von gastrischen Krankheiten. Eine gute Zurechtweisung der Hyperbrownianer. 3) Von der Ruhr zu Lüneburg 1798. Man muß zur Erkenntniß der Art und der Heilung der Ruhr auszumitteln suchen: ob der rheumatische Ruhrreiz bloß simpel auf den untern Theil des Darmkanals, oder auch idiopathisch, oder consensuell auf andere Systeme, besonders der Eingeweide des Unterleibes wirke, und welche diesen oft mannichfachen Reizungen, dem Grade nach, die hervorstechendste und der Art nach die wichtigste sey. 4) Von der Gehirnkammerwassersucht. 5) Von der heutigen Bräune. 6) Von dem Nutzen der *Gratiola* besonders in der Melancholie. Ein Melancholikus nahm in nicht vollen fünf Tagen 160 Gran Brechweinstein ohne merkliche Wirkung. Der Verf. verordnet den Wild-Aurin in starken Dosen, z. B. ℞ extr. gratiolae unc. una solv. in aq. cinam s. v. unc. quatuor. Alle 2 Stunden eine halbe Tasse voll. 7) Vom Nutzen des Quecksilbers in der peripneumonia nothu. Der Verf. sagt: bey allen Katarrhalaffekten des Frühlings, besonders der Respirationsorgane, ist das Quecksilber ein vorzüglich schätzbares Mittel; dieß ist doch offenbar zu allgemein gesagt.

Briefe über pharmazeutische Uebel, brauchbar für Apotheker und Aerzte. Von J. C. L. Liphardt, Apotheker in Finsterwalde. Leipzig, bey Kummer. 1799. XIV u. 272 S. 8. 18 gr.

Rec. billigt es sehr, daß der Verf. die Regeln, die er zur Verbesserung und Vervollkommnung des Apothekerwesens, oder

zur

zur Abstellung der pharmazeutischen Uebel bekannt machen wollte, nicht als schulgerechte, trockne und ernsthaft vorgetragene Vorschriften des Sittengesetzes und der Lebensklugheit, sondern geschichtlich, in Scenen aus dem Apothekerleben und in einem launichten Ton dargestellt hat; eine theoretische Apothekermoral und eine trockene Apothekerpolitik, würde gewiß ein kleines Publikum, und vielleicht auch bey diesem einen seltenen Eingang finden; vor Recensenten braucht er sich deswegen auch nicht zu fürchten, denn gewiß selbst die meisten von ihnen lesen nützliche Wahrheiten, lebendig und unterhaltend vorgetragen, mit mehrerem Vergnügen, als wenn sie in einem kalten Predigertone gesagt sind. Aber es ist sehr die Frage: ob der Verf. nicht manche Personalitäten, z. B. den XIX. Brief jetzt würde drucken lassen, entweder weil er sich Unannehmlichkeiten dadurch zugezogen, oder jetzt fühlt, daß er seine nützlichen oder auf Verbesserung abzweckenden Bemerkungen mit mehr Anstand und mit minderer Bitterkeit hätte bekannt machen sollen, weil dann sein Zweck im hellern und reinern Lichte erschienen wäre. Rec. lebt an einem kleinen Ort, der so isolirt von der großen Welt des Apothekerlebens liegt, daß weder er noch sein Apotheker eine Stelle unter diesen Personalitäten einnehmen können, sogar können sie sich viele davon nicht im mindesten entziffern; aber sie machen doch einen widrigen Eindruck auf sie, und benehmen dem Buche einen Theil seines Werthes und seines Einflusses, und gewiß kann der Weyhrauch den er Einigen, und besonders mit Recht dem verdienten biedern M. in St. streut, den üblen Geruch nicht verdrängen, den er um Andere verbreitet. Alle pharmazeutische Uebel, welche der Verf. ausrotten möchte, kann Rec. hier nicht nennen; aber anführen muß er, daß der Inhalt dieser Briefe mehr die moralische Seite der Apotheker als ihre Kunstgeschäffte betrifft. Einiges, was Rec. vorzüglich gern las, will er hier anführen. Gleich im Anfang und auch mehrmals in der Folge, beweist der Verf. die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines guten Briefstils für den konditionirenden Apotheker; da er aber seine eigenen Briefe hier bekannt macht: so wäre es doch wohl delikater gewesen, diese Seite nicht zu berühren, zumal da sie sich durch Lesung seiner Briefe seinen Mitbrüdern (der Verf. nennt sie mit Unrecht Kollegen; diese Benennung ist hier nicht adäquat) selbst aufgedrungen haben würde; zwar für einen korrekten, aber in Rücksicht der Sprache und des Stils muster-

unschuldigen Schriftsteller oder Briefschreiber) möchte Rec. den Verf. nicht erklären. Schon der Titel ist nicht korrekt ausgedruckt; denn wenn der Sinn es nicht entschiede: so könnte sich das Wort brauchbar, eben so gut auf Uebel als auf Briefe beziehen, und Hr. Schrader kann seine Apothekerkunst nicht bey Madame Rabelt in Berlin, sondern in der Officin, oder bey dem Provisor derselben gelernt haben; aber, die berühmten Namen unter seinen Kunstgenossen auszeichnen, würde er sich doch viel besser als, als Apotheker gewöhnlich thun. Ein Apothekerlexikon, nach dem S. 31 angegebenen Plane, möchte doch wohl nicht so gut aufgenommen werden und so viel Gutes stiften, als das Hahnemannische. Der Br. VIII sagt den Aerzten, die sich der Charlatanerie gegen Apotheker schuldig machen, mit Recht die Wahrheit, S. 59 u. f. wird eine solche Charlatanerie von Dr. Lehnhardt erzählt. Die Bemerkung S. 82 über die Reinigung der Arzneymittel in der Officin ist durchaus gegründet, und leider sehr oft nothwendig. Die Warnung im Br. XI gegen den Reformirgeist junger Gehülfen, wenn sie in die Kondition eines altmodischen Apothekers kommen, ist sehr gut. Die Lauge, welche der Verf. über die Materialisten ausgießt, welche sich anmaßen ihren Apothekerkunden auch Gehülfen zu empfehlen, der Verf. nennt sie pharmazeutische Seelenverkäufer, ist nicht verschwendet. Die Hindernisse, welche dem konditionirenden Apotheker den Vorsatz, ein geschickter Mann zu werden, erschweren, sind im Br. XIV gut entwickelt. Die Klugheitsregeln für die Gehülfen beym Antritt einer neuen Kondition, verdienen allgemein befolgt zu werden. Was der Verf. über die Neujahrsgeschenke an die Aerzte im Br. XXIV und im Br. XXX über die neuen Dispensatorien sagt, zeugt von des Verf. praktischen Sinn. Die Briefe der ersten Hälfte dieser Sammlung sind lehrreicher als die der zweyten, wo viele romanhaft klingen. Einige Briefe z. B. über die Wirkung des Alman. für Scheidek. 1792: über die Apothekervisitation in einer Reichsstadt, sind schon anderswo gedruckt. Die Recension über Pallxows Apothekercharlatanerien, fand Rec. nicht so interessant, als er sie erwartete.

Ebh.

Chirur-

Chirurgische Arzneymittellehre von J. Arnemann. Dritte Auflage. Göttingen, in Vandenhök und Ruprechtschen Verlage. 1799. 290 S. 8. 1 Rt. 16 gr.

Der Werth dieses sehr nützlichen Buchs ist längst entschieden, daher kein Wort davon. Die gegenwärtige Auflage hat nach dem Verhältniß der in den jüngsten Zeiten näher oder neu bekannt gewordenen chirurgischen Arzneymittel, die nöthigen Zusätze und Vermehrungen erhalten, so daß sie ein komplettes Ganzes ausmacht.

Bemerkungen über die Kopfwunden zum Unterricht junger Wundärzte, von Lombard dem Vater. Aus dem Franz. Weimar, in der Hoffmannschen Buchhandl. 1800. 76 S. 8. 7 gr.

Ueber Frakturen und Gegenfrakturen, Kontusionen und Erschütterungen des Gehirns nebst den Folgen davon, Einschränkung des Gebrauchs der Trepanation nach Zeit und Umständen, Verletzungen des Perikraniums, und über die zweckmäßige Anwendung allgemeiner und besonderer Mittel, zur Verhütung mancher nachtheiligen Nebenzufälle, wird hier viel Nützliches beygebracht, und manche zu allgemein festgesetzte Regel der Französischen Feldchirurgie schicklich eingeschränkt. Die Uebersetzung übrigens könnte besser seyn.

Hf.

Bekanntmachung einer neuen Kurmethode des Wundstarrkrampfs. Den K. K. Chef-Feldärzten zur fernern Prüfung durch die K. K. medicinisch-chirurgische Iosephs-Akad. mitgetheilt. Wien, bey Camesina. 1800. 8. 4 gr.

Diese Bekanntmachung ist ein bloßer Abdruck der in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung 1800. 1. Bd. S. 92, 97, 122 gegebenen Nachricht von Stütz, welcher be-

kürzlich durch die wechselsweise Anwendung des vegetabilischen Laugensalzes und des Opiums drey Verwundete vom Starrkrampf befreyte. Voran ist die Methode beschrieben, jedoch nicht bestimmt genug, was doch auch für Chef-Feldärzte nothwendig gewesen wäre.

Der Arzt für Frauenzimmer; oder kurze Anweisung die Krankheiten des weiblichen Geschlechts gründlich zu heilen. Ein Handbuch für angehende praktische Aerzte. Von Joseph Anton Millmayr, prakticirendem Arzte in Wien. Leipzig, bey Supprian. 1800. 137 S. 8. 12 gr.

Es ließ sich schon im voraus erwarten, daß auf diese wenigen Seiten nicht alles Wissenswerthe über die angezeigten Gegenstände zusammengedrängt werden konnte, wenn auch ein größerer Meister sich der Arbeit unterzogen hätte. Wir können nicht bergen, daß wir außer der Unvollständigkeit auch manches Irrige und Unbestimmte, besonders in Rücksicht der empfohlenen Heilmittel, bemerkt haben. Die Schrift soll zugleich ein Kompendium für den Geburtshelfer seyn, und eine Anweisung zu allen mit der Geburtshülfe verwandten Geschäften; diese ist abermals unvollständig, dunkel, und mit unter irrig. Zum Beweise ein paar Stellen: S. 129. „Untersucht man bey einer Zurückbeugung der Mutter die Scheide: so entdeckt man keinen Muttermund, wohl aber hinterwärts den Muttergrund," — und S. 130: „Man muß, sobald man dieß Uebel erkennt, die Kranke in eine rechtwinklichte Lage bringen, oder sie auf die Seite legen. Dann schiebt man zwey Finger oder die ganze Hand (dieß im 3ten oder 4ten Monat der Schwangerschaft) zwischen die Schamknochen und den Muttermund ein, den Rücken der Hand nach den Schamknochen zugekehrt. Dann setzt man die Fingerspitzen an den Muttermund, den Daumen aber an den Mutterkörper, — (wird er so weit reichen?) zieht mit den Fingern den Muttermund niederwärts, (kann dieß ohne Schaden, und kann es überall geschehen?) und schiebt den Körper mit dem Dreifinger in die Höhe — ? doch so, daß man die Richtung nach dem schiefen Durchmesser des Beckens nimmt" u. s. w. Von der schon von der Aspasie empfohlenen, und in neuern

Zeiten

Chirurgische Arzneymittellehre von J. Arnemann. Dritte Auflage. Göttingen, in Vandenhök und Ruprechtschen Verlage. 1799. 290 S. 8. 1 Rt. 16 gr.

Der Werth dieses sehr nützlichen Buchs ist längst entschieden, daher kein Wort davon. Die gegenwärtige Auflage hat nach dem Verhältniß der in den jüngsten Zeiten näher über neu bekannt gewordenen chirurgischen Arzneymittel, die nöthigen Zusätze und Vermehrungen erhalten, so daß sie ein kompletes Ganzes ausmacht.

Bemerkungen über die Kopfwunden zum Unterricht junger Wundärzte, von Lombard dem Vater. Aus dem Franz. Weimar, in der Hoffmannschen Buchhandl. 1800. 76 S. 8. 7 gr.

Ueber Frakturen und Gegenfrakturen, Kontusionen und Erschütterungen des Gehirns nebst den Folgen davon, Einschränkung des Gebrauchs der Trepanation nach Zeit und Umständen, Verletzungen des Perikraniums, und über die zweckmäßige Anwendung allgemeiner und besonderer Mittel, zur Verhütung mancher nachtheiligen Nebenzufälle, wird hier viel Nützliches beygebracht, und manche zu allgemein festgesetzte Regel der Französischen Feldchirurgie schicklich eingeschränkt. Die Uebersetzung übrigens könnte besser seyn.

Hf.

Bekanntmachung einer neuen Kurmethode des Wundstarrkrampfs. Den K. K. Chef-Feldärzten zur fernern Prüfung durch die K. K. medicinisch-chirurgische Iosephs-Akad. mitgetheilt. Wien, bey Camesina. 1800. 8. 4 gr.

Diese Bekanntmachung ist ein bloßer Abdruck der in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung 1800. 1. Bd. S. 92, 97, 122 gegebenen Nachricht von Stütz, welcher be-

bannt-

glücklich durch die wechselsweise Anwendung des vegetabilischen Laugensalzes und des Opiums drey Verwundete vom Starrkrampf befreyte. Voran ist die Methode beschrieben, jedoch nicht bestimmt genug, was doch auch für Chef-Feldärzte nothwendig gewesen wäre.

Der Arzt für Frauenzimmer; oder kurze Anweisung die Krankheiten des weiblichen Geschlechts gründlich zu heilen. Ein Handbuch für angehende praktische Aerzte. Von Joseph Anton Millmayr, prakticirendem Arzte in Wien. Leipzig, bey Supprian. 1800. 137 S. 8. 12 gr.

Es ließ sich schon im voraus erwarten, daß auf diese wenigen Seiten nicht alles Wissenswerthe über die angezeigten Gegenstände zusammengedrängt werden konnte, wenn auch ein größerer Meister sich der Arbeit unterzogen hätte. Wir können nicht bergen, daß wir außer der Unvollständigkeit auch manches Irrige und Unbestimmte, besonders in Rücksicht der empfohlenen Heilmittel, bemerkt haben. Die Schrift soll zugleich ein Kompendium für den Geburtshelfer seyn, und eine Anweisung zu allen mit der Geburtshülfe verwandten Geschäften; diese ist abermals unvollständig, dunkel, und mit unter irrig. Zum Beweise ein paar Stellen: S. 129. „Untersucht man bey einer Zurückbeugung der Mutter die Scheide: so entdeckt man keinen Muttermund, wohl aber hinterwärts den Muttergrund," — und S. 130: „Man muß, sobald man dieß Uebel erkennt, die Kranke in eine rechtwinklichte Lage bringen, oder sie auf die Seite legen. Dann schiebt man zwey Finger oder die ganze Hand (dieß im 3ten oder 4ten Monat der Schwangerschaft) zwischen die Schamknochen und den Muttermund ein, den Rücken der Hand nach den Schamknochen zugekehrt. Dann setzt man die Fingerspitzen an den Muttermund, den Daumen aber an den Mutterkörper — (wird er so weit reichen?) zieht mit den Fingern den Muttermund niederwärts, (kann dieß ohne Schaden, und kann es überall geschehen?) und schiebt den Körper mit dem Daumen in die Höhe — ? doch so, daß man die Richtung nach dem schiefen Durchmesser des Beckens nimmt" u. s. w. Von der schon von der Aspasie empfohlenen, und in neuern

Zeiten

[illegible] mehrmals erprobten [illegible] steht hier kein Wort nämlich ut obstetrix digito in anum immissa uterum propellat. v. Aëtii Tetrabibl. IV. Sim. IV. cap. 77.

Philosophische Nosographie — von Philipp Pinel, Arzt zu Paris, rc. Zweyter Theil. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. J. Alexander Ecker, Professor zu Freyburg. Tübingen, bey Cotta. 1800. 8. 20 Bg.

Es scheint Sitte der Französischen Schriftsteller zu seyn, über einzelne Gegenstände ihre Gedanken niederzuschreiben, und sie dann bey Gelegenheit eines zu bearbeitenden Thema rhapsodisch aneinander zu knüpfen; wenigstens muß man es sich so erklären, wenn man so manche ganz ohne Noth angebrachte Deklamation, Digression, u. s. w. bey ihnen antrifft, auch an Stellen, wo man sie nicht erwarten konnte; dieß scheint auch der Fall bey Pinel zu seyn, welcher auffallend mehr Fleiß auf seine eleganten Proömien, Deklamationen, Floskeln, auf das prunkvolle Citiren der Alten, u. s. w. gewendet hat, als auf die Behandlung des eigentlichen Gegenstandes, der Krankheiten, wie denn nur bey wenigen kurze therapevtische Winke vorkommen; jedoch Letzteres darf man bey einer bloßen Nosographie nicht fordern. Der Hauptzweck des Verf. ist, die Krankheiten zu simplificiren, ihre unvermischten Formen darzustellen, was er analysiren nennt. Allgemeine Grundsätze die Arzneykunde zu studiren, und in ihr zu beobachten, welche sich auf Empfehlung des Studiums der Alten einschränken, sind noch angehängt; auf diesem Wege möchten sich der Arzneywissenschaft Beflissenen schwerlich zurechte finden. Druckfehler sind nicht wenige in diesem Buche.

Zg.

J. Ch. H. Sanders praktische Bemerkungen über die Darmgicht und Druse der Pferde und die bewährtesten Heilmittel dagegen. Nebst einigen die Thierarzneykunde betreffenden Abhandlungen

für

für Thierärzte und Pferdebesitzer. Erster Theil. Hildesheim, bey Gerstenberg. 1799. 134 S. 8. 10 gr.

Nach dem Urtheile eines unserer ersten Thierärzte enthält dieses Buch, sowohl in der Theorie als Praxis, vieles Nützliche für den Landmann und angehenden Thierarzt. Das Buch selbst enthält aber mehr als der Titel besagt, nämlich die II Abhandlung handelt auch von der Druse der Esel und Maulesel, zunächst den Pferden, S. 71 bis 92.

III. Abhandl. A. Von der Schlafsucht bey Pferden, S. 93 — 100.

IV. Abhandl.: ist eine Besichtigung und ein Gutachten über ein dritthalbjähriges Wallach-Füllen, welches kurz nach dem Eingusse durch die Nase krepirt war, S. 101 — 119.

V. Abhandl. macht ein Gutachten aus: über eine von dem Bisse eines Hirtenhundes veranlaßte Hornviehkrankheit, S. 120 — 123.

VI. Abhandlung liefert endlich: Arzneyformalien, S. 124 — 134.

Bl.

Tischbuch zur Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit, von F. Schlüter. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1800. 324 S. 8. 20 gr.

Wir haben zwar bereits das Zückertsche medicinische Tischbuch, das eigentlich und besonders Vorschriften von der Zubereitung und Zusammensetzung der Speisen enthält; dadurch ist aber gegenwärtiges nicht überflüßig oder entbehrlich; beyde bestehen nebeneinander recht gut, beyde sind für Jedermann recht nützlich und lehrreich, ja beyde sind für den, der in der Wahl der Speisen für seine Gesundheit sorgen will, unentbehrlich. Der Verf. des gegenwärtigen Tischbuches beurtheilet die gewöhnlichen Getränke und Speisen, sowohl aus dem

Pflanzenreiche als Thierreiche, nach ihrer wahren Beschaffenheit, in soweit sie zu einer gesunden Nahrung beytragen können, oder auf diese oder jene Weise der Gesundheit theils an sich selbst nachtheilig sind, theils durch Zusätze und unnöthige Veränderungen es werden können. Die Schreibart des Verf. in diesem Buche ist launigt, freylich bisweilen etwas affektirt, wodurch sie nicht durchaus gleich angenehm sich bleibt; übrigens wird der Nutzbarkeit und Brauchbarkeit dieser Schrift für Jedermann dadurch wesentlich nichts entzogen; wir wünschen daher, daß sie von Allen recht fleißig möge gelesen, und die darin enthaltenen Gesundheitsregeln wohl beherziget werden.

Grundsätze einer vernünftigen Kinderpflege in den ersten Lebensjahren, mit besonderer Beziehung auf hiesige Stadt (Löbau) und umliegende Gegend, bekannt gemacht von D. Friedrich Ludwig Segnitz, ausüb. Arzte daselbst. Löbau, gedruckt bey Schlenker. 1800. 3 Bog. 8. 3 gr.

Das Ganze ist, wie der Verf. selbst sagt, bloß ein kleinlichter Auszug aus Hufelands Schrift: Guter Rath an Mütter über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Jahren ꝛc., welchen der Verf. gern ans Herz seiner Mitbürger legen wollte; er machte ihnen solchen auf diese Weise bekannt, und suchte damit nützlich zu werden, und das Gesundheitswohl der Kinder in seiner Gegend zu befördern. Auf diese Weise ist der gute Rath gewiß daselbst in Umlauf kommen, und die löbliche Absicht wird erreicht worden seyn. Die numerirten Anmerkungen sind des Verf. eigene Zusätze, dazu er aus den Schriften verschiedener allgemein geschätzter Aerzte und Erzieher Vieles entlehnt hat.

Ef.

Johann Gottlob Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte, nach alphabetischer Ordnung in vier Theilen. Neue verb. und verm. Ausgabe. Dritter Theil, L bis S. Vierter Theil, T bis

J. G. Bernstein's prakt. Handb. f. Wundärzte. 1–3 bis 3. Leipzig, bey Schwickert. 1800. 8. 4 Rh.

Der Fleiß, welchen der Verf. angewandt hat, dieses Handbuch durchgängig zu verbessern, und die neuesten Entdeckungen dieser Ausgabe beyzufügen, ist auch in diesen beyden letzteren Bänden nicht zu verkennen. Daß er in manchen Artikeln, z. B. *Syphilis*, *Ophthalmia*, aus dem Gebiete der Chirurgie (mechanischen Medicin) in das Gebiet der chemischen Medicin ausschweift, ist (bey der fast allgemein angenommenen Methode in Büchern und Vorlesungen, unter dem Namen: *Chirurgia medica*, die Behandlung gewisser Krankheiten, bey deren Kur die eigentlich chirurgische Hülfe einen beträchtlichen Antheil haben kann, allgemein, auch mit vollständiger Angabe der chemischen Heilmittel, zu lehren;) nicht allein verzeihlich, sondern in sofern allerdings zweckmässig, als der Chirurgus bey solchen Krankheiten, zumal in Feldlazarethen, oft auch als eigentlicher Arzt zu wirken hat; nur ist freylich dieser Theil des Werkes viel weiter von der Vollkommenheit entfernt, als der chirurgische, weil der Verf. meist nur die üblichen Kuren angiebt, ohne sie einer Kritik zu unterwerfen, oder die Anwendung der einzelnen Heilmittel genau genug zu bestimmen. Der chirurgische Theil ist im Ganzen vortrefflich gerathen, und kann jedem Wundarzte zum Nachschlagen, sowohl über Krankheiten als Operationen, ein recht brauchbares Hülfsmittel werden. Der Verf. hat diese Brauchbarkeit durch ein Griechisches, ein Französisches und ein Deutsches Sachregister, und durch ein Register der Schriftsteller, welches auf die durchaus angebrachte Literatur hinweiset, vermehrt. Eine ausführliche Geschichte der Chirurgie, beschließt den vierten Band. Daß darin nicht allein manche Aerzte der neueren Zeiten, die nicht eigentlich Chirurgen waren, sondern auch Pythagoras, Empedokles, rc. vorkommen, darf man wohl nicht tadeln, da hier das zu viel doch besser, als zu wenig, und es auch dem angehenden Wundarzte nützlich ist, Männer kennen zu lernen, die, obwohl sie seine Kunst nicht ausübten, doch als Naturforscher auf diese einen wohlthätigen Einfluß hatten.

Fw.

praxis. Vorzüglich wird hier von guten Armenanstalten gehandelt; aber mehr in Rücksicht ihres Einflusses auf die Verhütung, als auf die Heilung der Armenkrankheiten. 3) Von den Vortheilen der Armenpraxis, für den Arzt und seine Kunst; sie sind sehr relativ, wenigstens sey das Armenwesen den Aerzten am wenigsten einträglich; so speise man z. B. in einer nahmhaften Stadt den Armenarzt mit jährl. 50 Rthlrn. ab, während der Hr. Sekretär der Armenkasse mit 400 Rthl. für seine Dienste belohnt wird; nun die Aerzte sind es ja wohl gewohnt, daß der Staat am meisten von ihnen fordert und am wenigsten für sie thut. 4) Von den Krankenbesuchen. Zu viele Besuche machen übermüthig oder werden mißverstanden, auch solle man die Besuche zur Tischzeit vermeiden. 5) Vom Krankenexamen. Es sey bey den Armen äußerst schwierig; das beste Mittel hinter die Wahrheit zu kommen, sey die Geschwätzigkeit und Verrätherey der Umstehenden und der nächsten Bekannten. 6) Von der Verordnung der Arzneymittel. Man müsse die Gabe derselben genau zu bestimmen suchen, den Kranken unangenehme Formen besonders die Theeform vermeiden, und die Arzneyen etwas wohlschmeckend machen. 7) Von der Oekonomie der Arzneykosten. Die Verdingung der Arzneylieferung an eine einzige Apotheke sey unschicklich, man solle die Armen anhalten die Gefäße zurückzugeben, dadurch gewinne man wohl 10 Procent, man solle die wirksamsten Heilmittel wählen. II. Praktischer Theil. 1) Allgemeine Charakteristik der Krankheiten des Armen. Der Hauptcharakter derselben sey Unordnung (?) und Schwäche. Dieß sucht der Verf. durch mehrere Krankengeschichten zu erläutern und zu beweisen. 2) Allgemeine Behandlung der Armenkrankheiten. Der Verf. giebt folgende allgemeine Regeln: 1) Man muß nicht zu heroisch verfahren. 2) Die besten und kräftigsten Arzneymittel anwenden. 3) Auf die Anlage zur Schwäche allezeit wenigstens Rücksicht nehmen, sowohl in Anordnung der Diät als der Arzneymittel. III. Vermischte Bemerkungen und Beobachtungen aus der Armenpraxis. 1) Ueber den Gebrauch der *arnica montana*. Sie wirke als ein reizendes erregendes Mittel zunächst stark auf den Magen, und demnächst auf das ganze System; sie sey vielleicht das wirksamste Mittel bey einer zu schwachen, oder unterdrückten, oder verstimmten Nervenkraft, ihre Wirkung sey mehr durch-

dring-

reizend und vorübergehend, als tonisch und dauernd. Mit Beobachtungen belegt der Verf. ihre herrliche Wirkung in dem Zustande der Lungenentzündung, wo in der spätern Periode die Entzündung entfernt, und der Auswurf gekocht ist, aber wegen Mangel an Kraft nicht herauf gebracht werden kann; und auch ihre Heilsamkeit in Nervenfiebern, sowohl bey einer wahren Schwäche mit langsamen schwachen Puls, als auch wo das System zugleich heftig gereizt wird, bey kleinen schnellen Puls mit brennender Hitze. Des Verf. Erfahrungen verdienen alle Aufmerksamkeit, so wie überhaupt dieser Aufsatz lehrreich ist. 2) Von gastrischen Krankheiten. Eine gute Zurechtweisung der Hyperbrownianer. 3) Von der Ruhr zu Lüneburg 1798. Man muß zur Erkenntniß der Art und der Heilung der Ruhr auszumitteln suchen: ob der rheumatische Ruhrreiz bloß simpel auf den untern Theil des Darmkanals, oder auch idiopathisch, oder konsensuell auf andere Systeme, besonders der Eingeweide des Unterleibes wirke, und welche diesen oft mannichfachen Reizungen, dem Grade nach, die hervorstechendste und der Art nach die wichtigste sey. 4) Von der Gehirnkammerwassersucht. 5) Von der heutigen Bräune. 6) Von dem Nutzen der *Gratiola* besonders in der Melancholie. Ein Melancholikus nahm in nicht vollen fünf Tagen 160 Gran Brechweinstein ohne merkliche Wirkung. Der Verf. verordnet den Wild-Aurin in starken Dosen, z. B. ℞ extr. gratiolae unc. una solv. in aq. cinam. f. v. unc. quatuor. Alle 2 Stunden eine halbe Tasse voll. 7) Vom Nutzen des Quecksilbers in der peripneumonia notha. Der Verf. sagt: bey allen Katarrhalaffekten des Frühlings, besonders der Respirationsorgane, ist das Quecksilber ein vorzüglich schätzbares Mittel; dieß ist doch offenbar zu allgemein gesagt.

Briefe über pharmazeutische Uebel, brauchbar für Apotheker und Aerzte. Von J. C. L. Liphardt, Apotheker in Finsterwalde. Leipzig, bey Kummer. 1799. XIV u. 272 S. 8. 18 gr.

Rec. billigt es sehr, daß der Verf. die Regeln, die er zur Verbesserung und Vervollkommnung des Apothekerwesens, oder

zur

zur Abstellung der pharmazeutischen Uebel bekannt machen wollte, nicht als schulgerechte, trockne und ernsthaft vorgetragene Vorschriften des Sittengesetzes und der Lebensklugheit, sondern geschichtlich, in Scenen aus dem Apothekerleben und in einem launichten Ton dargestellt hat; eine moralische Apothekermoral und eine trockene Apothekerpolitik würde gewiß ein kleines Publikum, und vielleicht auch bey diesem einen seltenen Eingang finden; — vor Recensenten braucht er sich deswegen auch nicht zu fürchten, denn gewiß selbst die meisten von ihnen lesen nützliche Wahrheiten, lebendig und unterhaltend vorgetragen, mit mehrerem Vergnügen, als wenn sie in einem kalten Predigertone gesagt sind. Aber es ist sehr die Frage: ob der Verf. nicht manche Personalitäten, z. B. den XIX. Brief jetzt würde drucken lassen, entweder weil er sich Unannehmlichkeiten dadurch zugezogen, oder jetzt fühlt, daß er seine nützlichen oder auf Verbesserung abzweckenden Bemerkungen mit mehr Anstand und mit minderer Bitterkeit hätte bekannt machen sollen, weil dann sein Zweck im hellern und reinern Lichte erschienen wäre. Rec. lebt an einem kleinen Ort, der so isolirt von der großen Welt des Apothekerlebens liegt, daß weder er noch sein Apotheker eine Stelle unter diesen Personalitäten einnehmen können, sogar können sie sich viele davon nicht im mindesten entziffern; aber sie machen doch einen widrigen Eindruck auf sie, und benehmen dem Buche einen Theil seines Werthes und seines Einflusses, und gewiß kann der Weyhrauch den er Einigen, und besonders mit Recht dem verdienten biedern M. in St. streut, den üblen Geruch nicht verdrängen, den er um Andere verbreitet. Alle pharmazeutische Uebel, welche der Verf. ausrotten möchte, kann Rec. hier nicht nennen; aber anführen muß er, daß der Inhalt dieser Briefe mehr die moralische Seite der Apotheker als ihre Kunstgeschäffte betrifft; Einiges, was Rec. vorzüglich gern las, will er hier anführen. Gleich im Anfang und auch mehrmals in der Folge, beweist der Verf. die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines guten Briefstils für den konditionirenden Apotheker; da er aber seine eigenen Briefe hier bekannt macht: so wäre es doch wohl delikater gewesen, diese Seite nicht zu berühren, zumal da sie sich durch Lesung seiner Briefe seinen Mitbrüdern (der Verf. nennt sie mit Unrecht Kollegen; diese Benennung ist hier nicht adäquat) selbst aufgedrungen haben würde; zwar für einen korrekten, aber in Rücksicht der Sprache und des Stils muster-

[illegible] Schriftsteller oder Briefschreiber, möchte Rez. den Verf. nicht erklären. Schon der Titel ist nicht korrekt ausgedruckt; denn wenn der Sinn es nicht entschiede: so könnte sich das Wort: brauchbar, eben so gut auf Uebel als auf Briefe beziehen, und Hr. Schrader kann seine Apothekerkunst nicht bey Madame Rabelt in Berlin, sondern in der Officin, oder bey dem Provisor derselben gelernt haben; aber, die berühmten Namen unter seinen Kunstgenossen ausgenommen, drückt er sich doch viel besser aus, als Apotheker gewöhnlich thun. Ein Apothekerlexikon, nach dem S. 31 angegebenen Plane, möchte doch wohl nicht so gut aufgenommen werden und so viel Gutes [illegible] als das Hahnemannische. Der Br. VIII sagt den Aerzten, die sich der Charlatanerie gegen Apotheker schuldig machen, mit Recht die Wahrheit, S. 59 u. f. wird eine solche Charlatanerie vom Dr. Lehnhardt erzählt. Die Bemerkung S. [illegible] über die Reinigung der Arzneymittel in der Officin ist durchaus gegründet, und leider sehr oft nothwendig. Die Warnung im Br. XI gegen den Reformirgeist junger Gehülfen, wenn sie in die Kondition eines altmodischen Apothekers kommen, ist sehr gut. Die Lauge, welche der Verf. über die Materialisten ausgießt, welche sich anmaßen ihren Apothekerkunden auch Gehülfen zu empfehlen, der Verf. nennt sie pharmazeutische Seelenverkäufer, ist nicht verschwendet. Die Hindernisse, welche dem konditionirenden Apotheker den Vorsatz, ein geschickter Mann zu werden, erschweren, sind im Br. XIV gut entwickelt. Die Klugheitsregeln für die Gehülfen beym Antritt einer neuen Kondition verdienen allgemein befolgt zu werden. Was der Verf. über die Neujahrsgeschenke an die Aerzte im Br. XXIV und im Br. XXX über die neuen Dispensatorien sagt, zeugt von des Verf. praktischen Sinn. Die Briefe der ersten Hälfte dieser Sammlung sind lehrreicher als die der zweyten, wo viele romanhaft klingen. Einige Briefe z. B. über die Wirkung des Alman. für Scheidek. 1792: über die Apothekervisitation in einer Reichsstadt, sind schon anderswo gedruckt. Die Recension über Pielzows Apothekercharlatanerien, fand Rec. nicht so interessant, als er sie erwartete.

Ebh.

Chirur-

Chirurgische Arzneymittellehre von J. Arnemann. Dritte Auflage. Göttingen, in Vandenhök und Ruprechtschen Verlage. 1799. 290 S. 8. 1 Rg. 16 R.

Der Werth dieses sehr nützlichen Buchs ist längst entschieden, daher kein Wort davon. Die gegenwärtige Auflage hat nach dem Verhältniß der in den jüngsten Zeiten näher oder neu bekannt gewordenen chirurgischen Arzneymittel, die nöthigen Zusätze und Vermehrungen erhalten, so daß sie ein komplettes Ganzes ausmacht.

Bemerkungen über die Kopfwunden zum Unterricht junger Wundärzte, von Lombard dem Vater. Aus dem Franz. Weimar, in der Hoffmannschen Buchhandl. 1800. 76 S. 8. 7 R.

Ueber Frakturen und Gegenfrakturen, Kontusionen und Erschütterungen des Gehirns nebst den Folgen davon, Einschränkung des Gebrauchs der Trepanation nach Zeit und Umständen, Verletzungen des Perikraniums, und über die zweckmäßige Anwendung allgemeiner und besonderer Mittel, zur Verhütung mancher nachtheiligen Nebenzufälle, wird hier viel Nützliches beygebracht, und manche zu allgemein festgesetzte Regel der Französischen Feldchirurgie schicklich eingeschränkt. Die Uebersetzung übrigens könnte besser seyn.

Hf.

Bekanntmachung einer neuen Kurmethode des Wundstarrkrampfs. Den K. K. Chef-Feldärzten zur fernern Prüfung durch die K. K. medicinisch-chirurgische Iosephs-Akad. mitgetheilt. Wien, bey Camesina. 1800. 8. 4 R.

Diese Bekanntmachung ist ein bloßer Abdruck der in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung 1800. 1. Bd. S. 92, 97, 322 gegebenen Nachricht von Stütz, welcher be-

glücklich durch die wechselsweise Anwendung des vegetabilischen Laugensalzes und des Opiums drey Verwundete vom Starrkrampf befreyte. Woran ist die Methode beschrieben, jedoch nicht bestimmt genug, was doch auch für Chef-Feldärzte nothwendig gewesen wäre.

Der Arzt für Frauenzimmer; oder kurze Anweisung die Krankheiten des weiblichen Geschlechts gründlich zu heilen. Ein Handbuch für angehende praktische Aerzte. Von Joseph Anton Millmayr, prakticirendem Arzte in Wien. Leipzig, bey Supprian. 1800. 157 S. 8. 12 gr.

Es ließ sich schon im voraus erwarten, daß auf diese wenigen Seiten nicht alles Wissenswerthe über die angezeigten Gegenstände zusammengedrängt werden konnte, wenn auch ein größerer Meister sich der Arbeit unterzogen hätte. Wir können nicht bergen, daß wir außer der Unvollständigkeit auch manches Irrige und Unbestimmte, besonders in Rücksicht der empfohlenen Heilmittel, bemerkt haben. Die Schrift soll zugleich ein Kompendium für den Geburtshelfer seyn, und eine Anweisung zu allen mit der Geburtshülfe verwandten Geschäfften; diese ist abermals unvollständig, dunkel, und mit unter irrig. Zum Beweise ein paar Stellen: S. 129. „Untersucht man bey einer Zurückbeugung der Mutter die Scheide: so entdeckt man keinen Muttermund, wohl aber hinterwärts den Muttergrund," — und S. 130: „Man muß, sobald man dieß Uebel erkennt, die Kranke in eine rechtwinklichte Lage bringen, oder sie auf die Seite legen. Dann schiebt man zwey Finger oder die ganze Hand (dieß im 3ten oder 4ten Monat der Schwangerschaft) zwischen die Schamknochen und den Muttermund ein, den Rücken der Hand nach den Schamknochen zugekehrt. Dann setzt man die Fingerspitzen an den Muttermund, den Daumen aber an den Mutterkörper, — (wird er so weit reichen?) zieht mit den Fingern den Muttermund niederwärts, (kann dieß ohne Schaden, und kann es überall geschehen?) und schiebt den Körper mit dem Dreifinger in die Höhe — ? doch so, daß man die Richtung nach dem schiefen Durchmesser des Beckens, nimmt" u. s. w. Von der schon von der Aspasie empfohlenen, und in neuern Zeiten

[illegible] mehrmals erwähnten [illegible] [illegible] [illegible] Wort nämlich ut obstetrix digito in anum immisso uterum propellat, v. Aetii Tetrabibl. IV. Sim. IV. kap. 77.

Philosophische Nosographie — von Philipp Pinel, Arzt zu Paris, ꝛc. Zweyter Theil. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. J. Alexander Ecker, Professor zu Freyburg. Tübingen, bey Cotta. 1800. 8. 20 gr.

Es scheint Sitte der Französischen Schriftsteller zu seyn, über einzelne Gegenstände ihre Gedanken niederzuschreiben, und sie dann bey Gelegenheit eines zu bearbeitenden Thema rhapsodisch aneinander zu knüpfen; wenigstens muß man es sich so erklären, wenn man so manche ganz ohne Noth angebrachte Deklamation, Digression, u. s. w. bey ihnen antrifft, auch an Stellen, wo man sie nicht erwarten konnte; dieß scheint auch der Fall bey Pinel zu seyn, welcher auffallend mehr Fleiß auf seine eleganten Proömien, Deklamationen, Floskeln, auf das prunkvolle Citiren der Alten, u. s. w. gewendet hat, als auf die Behandlung des eigentlichen Gegenstandes, der Krankheiten, wie denn nur bey wenigen kurze therapeutische Winke vorkommen; jedoch Letzteres darf man bey einer bloßen Nosographie nicht fordern. Der Hauptzweck des Verf. ist, die Krankheiten zu simplificiren, ihre unvermischten Formen darzustellen, was er analysiren nennt. Allgemeine Grundsätze die Arzneykunde zu studiren, und in ihr zu beobachten, welche sich auf Empfehlung des Studiums der Alten einschränken, sind noch angehängt; auf diesem Wege möchten sich der Arzneywissenschaft Beflissenen schwerlich zurechte finden. Druckfehler sind nicht wenige in diesem Buche.

Zg.

J. Ch. H. Sanders praktische Bemerkungen über die Darmgicht und Druse der Pferde und die bewährtesten Heilmittel dagegen. Nebst einigen die Thierarzneykunde betreffenden Abhandlungen

für

für Thierärzte und Pferdebesitzer. Erster Theil. Hildesheim, bey Gerstenberg. 1799. 134 S. 8. 10 gr.

Nach dem Urtheile eines unserer ersten Thierärzte enthält dieses Buch, sowohl in der Theorie als Praxis, vieles Nützliche für den Landmann und angehenden Thierarzt. Das Buch selbst enthält aber mehr als der Titel besagt, nämlich die II Abhandlung handelt auch von der Druse der Esel und Maulesel, zunächst den Pferden, S. 71 bis 92.

III. Abhandl. A. Von der Schlafsucht bey Pferden, S. 93 — 100.

IV. Abhandl.: ist eine Besichtigung und ein Gutachten über ein dritthalbjähriges Wallach = Füllen, welches kurz nach dem Eingusse durch die Nase krepirt war, S. 101 — 119.

V. Abhandl. macht ein Gutachten aus: über eine von dem Bisse eines Hirtenhundes veranlaßte Hornviehkrankheit, S. 120 — 123.

VI. Abhandlung liefert endlich: Arzneyformalien, S. 124 — 134.

Bl.

Tischbuch zur Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit, von F. Schlüter. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1800. 324 S. 8. 20 gr.

Wir haben zwar bereits das Zückertsche medicinische Tischbuch, das eigentlich und besonders Vorschriften von der Zubereitung und Zusammensetzung der Speisen enthält; dadurch ist aber gegenwärtiges nicht überflüßig oder entbehrlich; beyde bestehen nebeneinander recht gut, beyde sind für Jedermann recht nützlich und lehrreich, ja beyde sind für den, der in der Wahl der Speisen für seine Gesundheit sorgen will, unentbehrlich. Der Verf. des gegenwärtigen Tischbuches beurtheilet die gewöhnlichen Getränke und Speisen, sowohl aus dem

Pflanzenreiche als Thierreiche, nach ihrer wahren Beschaffenheit, in soweit sie zu einer gesunden Nahrung beytragen können, oder auf diese oder jene Weise der Gesundheit theils an sich selbst nachtheilig sind, theils durch Zusätze und unnöthige Veränderungen es werden können. Die Schreibart des Verf. in diesem Buche ist launigt, freylich bisweilen etwas affektirt, wodurch sie nicht durchaus gleich angenehm sich bleibt; übrigens wird der Nutzbarkeit und Brauchbarkeit dieser Schrift für Jedermann dadurch wesentlich nichts entzogen; wir wünschen daher, daß sie von Allen recht fleißig möge gelesen, und die darin enthaltenen Gesundheitsregeln wohl beherziget werden.

Grundsätze einer vernünftigen Kinderpflege in den ersten Lebensjahren, mit besonderer Beziehung auf hiesige Stadt (Löbau) und umliegende Gegend, bekannt gemacht von D. Friedrich Ludwig Segnitz, ausüb. Arzte daselbst. Löbau, gedruckt bey Schlenker. 1800. 3 Bog. 8. 3 Ar.

Das Ganze ist, wie der Verf. selbst sagt, bloß ein kleinigter Auszug aus Hufelands Schrift: Guter Rath an Mütter über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Jahren ꝛc., welchen der Verf. gern ans Herz seiner Mitbürger legen wollte; er machte ihnen solchen auf diese Weise bekannt, und suchte damit nützlich zu werden, und das Gesundheitswohl der Kinder in seiner Gegend zu befördern. Auf diese Weise ist der gute Rath gewiß daselbst in Umlauf kommen, und die löbliche Absicht wird erreicht worden seyn. Die numerirten Anmerkungen sind des Verf. eigene Zusätze, dazu er aus den Schriften verschiedener allgemein geschätzter Aerzte und Erzieher Vieles entlehnt hat.

Ef.

Johann Gottlob Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte, nach alphabetischer Ordnung in vier Theilen. Neue verb. und verm. Ausgabe. Dritter Theil, L bis S. Vierter Theil, T bis

bis 3. Leipzig, bey Schwickert. 1800. 8. 4 Rh.

Der Fleiß, welchen der Verf. angewandt hat, dieses Handbuch durchgängig zu verbessern, und die neuesten Entdeckungen dieser Ausgabe beyzufügen, ist auch in diesen beyden letzteren Bänden nicht zu verkennen. Daß er in manchen Artikeln, z. B. *Syphilis*, *Ophthalmia*, aus dem Gebiete der Chirurgie (mechanischen Medicin) in das Gebiet der chemischen Medicin ausschweift, ist (bey der fast allgemein angenommenen Methode in Büchern und Vorlesungen, unter dem Namen: *Chirurgia medica*, die Behandlung gewisser Krankheiten, bey deren Kur die eigentlich chirurgische Hülfe einen beträchtlichen Antheil haben kann, allgemein, auch mit vollständiger Angabe der chemischen Heilmittel, zu lehren,) nicht allein verzeihlich, sondern in sofern allerdings zweckmäßig, als der Chirurgus bey solchen Krankheiten, zumal in Feldlazarethen, oft auch als eigentlicher Arzt zu wirken hat; nur ist freylich dieser Theil des Werkes viel weiter von der Vollkommenheit entfernt, als der chirurgische, weil der Verf. meist nur die üblichen Kuren angiebt, ohne sie einer Kritik zu unterwerfen, oder die Anwendung der einzelnen Heilmittel genau genug zu bestimmen. Der chirurgische Theil ist im Ganzen vortrefflich gerathen, und kann jedem Wundarzte zum Nachschlagen, sowohl über Krankheiten als Operationen, ein recht brauchbares Hülfsmittel werden. Der Verf. hat diese Brauchbarkeit durch ein Griechisches, ein Französisches und ein Deutsches Sachregister, und durch ein Register der Schriftsteller, welches auf die durchaus angebrachte Literatur hinweiset, vermehrt. Eine ausführliche Geschichte der Chirurgie, beschließt den vierten Band. Daß darin nicht allein manche Aerzte der neueren Zeiten, die nicht eigentlich Chirurgen waren, sondern auch Pythagoras, Empedokles, rc. vorkommen, darf man wohl nicht tadeln, da hier das zu viel doch besser, als zu wenig, und es auch dem angehenden Wundarzte nützlich ist, Männer kennen zu lernen, die, obwohl sie seine Kunst nicht ausübten, doch als Naturforscher auf diese einen wohlthätigen Einfluß hatten.

Fw.

Gesundheitslehre für alle Stände. Ein Lese- und Lehrbuch zum Gebrauch in Schulen. Berlin, bey Maurer. 1800. 91 S. 8. 4 gr.

Der ungenannte Verf. fand Fausts Gesundheitskatechismus nicht ganz zweckmäßig. Er goß ihn in eine andere Form, ließ weg, und setzte aus andern guten Schriften hinzu; er citirte diese gehörigen Orts: so hoffte er zweckmäßig zu schreiben. Das ist auch geschehen. Gegründete Erinnerungen nimmt er mit Dank an. Hier einige Bemerkungen! — Daß bey manchen, auch den besten Vorschriften, Hindernisse eintreten müssen, die ihre Anwendung nicht zulassen, versteht sich. Man thue was man kann! Geringe Leute werden z. B. den Rath: (S. 21) oft Fenster und Thüren zu öffnen, zumal im Winter, nicht befolgen. Es ist auch überall nicht rathsam. Die Erfahrung lehrt, daß eine etwas verdorbene, mit allerley Ausdünstungen angefüllte Stubenluft, in einigen Krankheiten, besser bekomme, als eine reinere, kältere Luft geräumiger Zimmer. Zu allgemein wird auch S. 12 das Wiegen getadelt, und das warme Getränk, (S. 30) auch das Bier (für Kinder,) und das Mitnehmen ins Bette (wegen Erdrückung); die animalische Wärme gesunder Erwachsenen ist doch für schwache Kinder sehr stärkend, wenn jene am Tage wachend einige Zeit mit ihnen im Bette liegen, und Nachts Jemand dabey wacht, das Erdrücken zu verhüten. S. 19 wären die hohen Beinkleider als häufige Ursache der Brüche zu nennen gewesen. S. 22. Essig auf glühende Steine, S. 62 auf heißes Eisen gegossen, verbessert die Luft nicht. Das Tabackschnupfen (S. 35) hat doch in einigen Fällen Nutzen, z. B. wenn man zu ansteckenden Kranken gehen muß. Was S. 69 f. über Pocken und Masern gesagt wird, ist doch wirklich zu oberflächlich, und nicht einmal ganz richtig. Der Raum gestattet nicht, dieß näher darzuthun. Das Lob des Obstes in der Ruhr (S. 73) ist etwas übertrieben; man mag wohl behutsam damit seyn. Leute, die schon verschiedene Tage erfroren waren (S. 81), wird man nicht wieder beleben; so wenig als die, welche Stundenlang unter Wasser lagen. Solche Behauptungen beruhen auf unzuverläßigen Erzählungen. S. 33. Die Oeffnung der Schlafpulsader soll doch wohl ein Kunstverständiger machen? und etliche Teller voll Blut ist ein-

ein enormer Aderlaß! Was Büßen oder Böten der Rose (S. 64) sey, weiß der Rec. nicht, kennt auch den Aberglauben nicht, der damit getrieben wird. S. 29 muß es wohl heißen Kupfer und Bley, statt Kupfer in Bley.

Ueber die Gefahr des Schnupfens, von *Henry Ibbeken*, d. Arzneygel. Doktor. Stettin, bey Kafke. 1800. 72 S. 8. 8 gr.

Diese kleine Schrift ist nicht für Aerzte, sondern für medicinische Laien geschrieben; gut gemeint, aber sehr seicht, und mehrentheils auf unrichtige Grundsätze gebaut; ihr Verf. scheint um wenigstens zwanzig Jahre zurück zu seyn. Eigene Bemerkungen fehlen meistens, obwohl der Verf. von vieljähriger Erfahrung spricht. An statt bestimmter Räthe heißt es oft: „ich würde dieß thun, jenes rathen.“ Da der Verf. überdieß, nachdem er das einfache Katarrhalfieber kürzlich abgehandelt hat, S. 32 bey den übrigen katarrhalischen Krankheiten an kundige Aerzte verweiset: so wird sein Schriftchen dadurch um so entbehrlicher.

Beweis, daß eine leichte Kleidung der Gesundheit vortheilhaft sey; mit medicinisch-theoretisch- und praktischen Bemerkungen, von Salomo Jakob Wolf. Halle, bey Hendel. 1799. 59 S. 8. 4 gr.

Zu einer Zeit, wo häufig Klagen über zu dünne, kaum die Blöße bedeckende, Kleidung gehört werden, tritt Hr. W., wie es scheint, aus Liebe zur Paradoxie, als Sachwalter der leichten Bekleidung auf. Er geht von dem Begriff der Abhärtung aus. Diese ist allerdings von großen Diätetikern, als eins der vorzüglichsten Mittel, empfohlen worden, um stark, gesund und betagt zu werden. Aber die Anwendung fordert Behutsamkeit. Allgemein kann sie nicht angewandt werden. Was der Verf. gleich Anfangs von den alten Deutschen und Ligurischen Frauen, von den Amerikanerinnen, von Siam, Japan, und den Wilden in Canada anführt, paßt nicht gut auf unsere Europäerinnen, bey denen so viele andere

Dinge der Abhärtung entgegen arbeiten. Wenn sehr richtig gesagt wird, daß die Stadtschönen sich in Pelze hüllen, und doch eher Katarrhe bekommen, als die Postknechte: so muß man nicht vergessen, daß das Ganze der übrigen Diät bey beyden äußerst verschieden ist und bleibt. Steif und gichtisch, und vor der Zeit alt, werden denn doch auch die meisten Postillione. S. 52 schränkt der Verf. indeß selbst den Nutzen der leichten Kleidung ein. Daß die Menge der Exantheme (S. 30) mit der Vermehrung und Verminderung der Wärme im Verhältnisse stehe, daher das Friesel selten an unbedeckten Theilen ausbreche, weil hier die Ableitung des Wärmestoffs nicht behindert werde, u. s. w. ist wohl kein so unbedingter Erfahrungssatz, als der Verf. ihn aufstellt. Die kühlende Methode zu gleicher Zeit und auf gleiche Art bey verschiedenen Subjekten angewandt, z. B. in den Pocken, vermag nicht bey diesen einen gleichförmig wenigen Ausschlag zu bewirken. Pocken, Masern und Scharlach zeigen sich ja am ersten und häufigsten an unbedeckten Theilen: am Gesicht und Halse, an Händen und Armen. Freylich erscheint das Wochenfriesel, bey heißem Verhalten, mehrentheils auf der Brust; aber auch häufig an Händen und Armen. Und wie oft findet man nicht, daß die Kinder des gemeinen Mannes, bey heißem Verhalten, doch nur wenige Pocken bekommen. Ganz andere Ursachen müssen hier also zum Grunde liegen, z. B. eine gewisse Disposition zu Hautausschlägen; daher in einigen Familien (vielleicht auch nur zu gewissen Zeiten) so häufige Pocken; daher bey Andern so öfterer Nesselausschlag nach leichten Diätfehlern; ferner ein die Hautausschläge begünstigender Stoff in den ersten Wegen. Auch ist es nach des Rec. Beobachtungen kein Erfahrungssatz, daß Laxantia in den sogenannten Schärfen nur palliativ wirken, und durch einen Gegenreiz erleichtern; eher könnte man dieß von den Brechmitteln sagen. Gewiß vermindern jene mittelst der Ableitung durch den Reinigungskanal der Gedärme den Ausschlagsstoff. Und so möchte Rec. auch den Satz nicht unterschreiben, daß diuretica im Friesel (febris miliaris) gar nichts fruchten. Sonst enthält diese kleine Schrift manches Gute; insonderheit verdient, was S. 18 über die Brownomanie gesagt wird, das Unheil, welches diese Lehre so oft (auch in Berlin) angerichtet hat, und fernek anrichten wird, beherzigt zu werden. Einige bedeutende Druckfehler hätten am Ende wohl angezeigt werden mögen.

Diätetisch-medicinisches Handbuch für Seeleute, besonders für die Kauffarthenschiffer der Schwedisch-Pommerschen und benachbarten ostseeischen Häfen. Nebst einer Anleitung zur Einrichtung einer Schiffsmedicinkiste, von Friedrich Henning, d. Arzneyk. Dokt., des K. Gesundheitskollegiums Assessor und prakticirenden Arzte in Barth. Leipzig, bey Gräff. 1800. 416 Seit. 8. 1 Rh. 18 gr.

In der lateinischen Vorrede an die Aerzte entschuldigt sich der Verf., daß er die Zahl der Volksarzneybücher vermehre, und daß er keine Anleitung zum Aderlassen, Klystiren, rc. gebe. Das Letzte möchte doch wohl einer oder der andere Schiffer können, da es so leicht und in manchen Fällen unentbehrlich ist, z. B. im Blutbrechen (S. 166), in heftigen Koliken, im Miserere und eingeklemmten Bruch (S. 195), wo der Verf. Tabacksrauchklystiere mit einer Pfeiffe räth. Einige Schiffskapitaine (so nennt man gewöhnlich die Führer der Kauffarthenschiffe; unter den vorgedruckten Pränumeranten stehen 26 Schiffskapitaine in Barth, 33 in Stralsund, u. s. w.) baten den Verf. um eine Anleitung zu einer Medicinkiste und deren Gebrauch. So entstand dieses Handbuch, „enthaltend die bewährtesten Rathschläge zur Erhaltung der Gesundheit und Vermeidung der Krankheiten, eine Anleitung zum Gebrauche der einfachsten und nothwendigsten Linderungs- und Hülfsmittel bey Krankheiten, und eine Beschreibung der Rettungsmittel, welche bey Ertrunkenen, und auf sonstige Weise Verunglückten, anzuwenden sind." (Einleitung S. 7.) Dieser Gedanke war gut; der Unterricht ist auch auf gute Grundsätze gebauet. Indeß könnte er bey einer gedrängtern Kürze noch instruktiver und zweckmäßiger seyn. Daß weder Inhalt noch Register beygefügt sind, schadet der Brauchbarkeit; ob zwar der vierte Abschnitt: Krankheiten, alphabetisch fortgehet: so wäre doch ein Register sehr nützlich und nöthig gewesen. Da das Verzeichniß der Schiffskost, (S. 40) wie der Verf. selbst sagt, für die dasigen Seefahrer überflüssig, und nur für auswärtige Leser nützlich ist: so hätte es nicht in den Text, sondern in eine Note gebracht werden sollen; so auch andere, z. B. S. 57 die Vorschrift,

 das

das Seewasser durch das Destilliren trinkbar zu machen, welches, wie der Verf. selbst sagt, auf den Pommerschen Schiffen nicht anzuwenden ist. Dagegen werden viele Auswärtige nicht verstehen, was z. B. ein Pott Wein ist; (S. 53 und an a. O. ein Schwedisches und Dänisches Provinzialwort für ein halbes Maaß, eine gewöhnliche Weinbouteille.) Kürzer möchte auch wohl seyn, was S. 90—97 über das Anschaffen und Aufbewahren des Weins gesagt wird. Daß der Wein sich auf Bouteillen am besten halte, gilt doch nicht allgemein, z. B. nicht vom weissen Franzwein. Zwey bis drey Loth Glaubersalz in einer Theetasse Wasser aufgelöset, (S. 161) ist zu sehr koncentrirt. In der Kur des Blutbrechens (S. 168) sind die zuletzt erforderlichen Laxirmittel aus Tamarinden, Glaubers- oder Saidschützer-Salz, ausgelassen. Im Blutspeyen (S. 169) möchten wohl Weinessig und zeitiges Abführen den Mineralsäuren vorzuziehen seyn. Das (S. 210) in der rheumatischen Pleuresie empfohlene Zugpflaster auf den leidenden Theil, ist auch in andern Pleuresieen zu empfehlen. Auch fehlt die Bemerkung, daß die unächten Pleuresieen häufiger vorkommen, als die wahre. Beym Durchfall (S. 212) wäre eine Anleitung, Rhabarbertropfen selbst zu verfertigen, zweckmäßig gewesen. Manche Vorschriften sollten bestimmter seyn; z. B. S. 232 statt „können" und „kann man," müssen und legt man. S. 245 „kann mit Cremor Tartari fortfahren," er muß damit fortfahren; so auch S. 248 und an mehreren Stellen. Hirschtalg gegen Frostbeulen (S. 243) ist selten frisch, gewöhnlich ranzicht; also lieber gereinigtes Schaaftalg. Bey Hämorrhoiden (S. 258) würden wir die Schwefelmilch vorziehen. Im Halsweh (S. 260) würden wir gleich ein Zugpflaster, etwa mit Melotenpflaster und Kamphor versetzt, und nicht bis zum Nothfall damit warten. Der Unterricht über die Behandlung der Knochenbrüche S. 263 auf 22 Seiten ist fast zu ausführlich, obwohl an sich recht gut. Bey der Kolik S. 285 vermißt man den eingesperrten Bruch, als öftere Ursache. Nach S. 286 sollte 287 u. s. f. folgen; der Setzer hat aber wieder mit 263 angefangen, und so läuft die Zahl nun weiter fort, welches beym Nachschlagen verwirrt. S. 279 (b) vermißt man den Weinessig, ein vortreffliches innerliches (und äußerliches) Mittel in Zuckungen. Vom grünen (und andern) Wachstuch S. 288 ist in Lähmungen, u. dgl. nichts zu erwarten; es ist eher schädlich, hält das

Aus-

Wundgeschwulst auf einem Fleck fest, und lockt weniger heraus, als etwa ein Harzpflaster thun würde. S. 291. Der Nutzen der kalten Umschläge um die genitalia im Nasenbluten ist erprobt. Gestoßner Alaun mit Eyweiß auf einer passenden Wieke, oder einem Stück Schwamm in die Nase gebracht, kalte Umschläge um die Stirne, und ein Druck an die Nase, z. B. mit dem Finger, Essigtrank, kalte Luft und Ruhe, sind die kürzesten und wirksamsten Mittel. In Quetschungen (S. 294) ist Salmiak mit Weinessig und Wasser dem Seifenspiritus vorzuziehen. Im Rothlaufe (Erysipelas) dienen Glaubersalz, besser noch Saidschützersalz, zum gelinden Abführen. Sonst wird auch das vom Verf. gerathene Brechmittel das Uebel gewiß abkürzen. Nur die nassen Umschläge taugen nicht; experto crede Ruperto; man sehe auch Richters Chirurgie. In der Ruhr S. 303 möchte der Salpeter schädlich werden. S. 305 hätte dafür Huxhams Spießglanzwein mit Laudanum Abends zu nehmen genannt werden sollen; sie fehlen aber beyde in der Med. Kiste. S. 344 hätte bemerkt werden müssen, daß die gewöhnlichste Ursache des Miserere (die andern hier angegebenen sind viel seltener) von einem, oft ungekannten, Bruchschaden herrühre. Es ist wichtig, aufmerksam darauf zu machen. S. 369 steht der Rath: in Ohnmacht von Ueberladung und schädlichen Speisen solle man Kamillenthee (zum Erbrechen) geben. Viel besser paßt hier ein Brechmittel, z. B. aus Ipecacuanha. Daß man Beyspiele genug (!) habe, daß Personen, die schon mehrere Stunden unter Wasser gelegen haben, (S. 372) und als Todte herausgezogen worden, wieder belebt wurden, bezweifeln wir gänzlich. S. 380. Bey Wiederbelebung im Wasser Verunglückter ist eine schwache Auflösung des Brechweinsteins zu empfehlen. S. 382. Sollte den Erzählungen, daß Leute, die schon einige Tage lang von Frost erstarrt wieder ins Leben gebracht sind, wohl zu trauen seyn? Von Ohnmächtigen hat man freylich Beyspiele. S. 390 wäre, für Landreisende, die Kautel beyzufügen, daß man, wenn es thunlich ist, in einiger Entfernung vor sich gegen die heranziehende Gewitterwolke eine Barrière von einem erhabenenen Gegenstande, z. B. einem Baum, den Wagen zu bringen suche. — Dem Arzneyvorrath möchten wohl Brechweinstein, Spießglanzwein, Saidschützersalz, Sennesblätter, Tamarinden, Alkohol und Laudanum beygefügt werden. Zu klein dünkt uns

auch der Vorrath von Wacholderbeeren, Glaubersalz, Salmiak, Schwefelblumen, Chinarinde, Weinessig, Honig, Augenwasser, Süßholzsaft, Seife, Basilikumsalbe; Englischem Pflaster und Senfsaamen, zumal da die meisten dieser Mittel dauern. Die Rhabarberwurzel hält sich besser in Stücken, und kann zum Gebrauch, wenn auch nicht sogar fein, jedesmal gepulvert werden. Warum beym Cremor Tartari Civilgewicht, da bey allen übrigen medic. Gewicht steht? Vortrag, Sprache und Grammatik sind oft vernachlässiget. Die Druckfehler sind am Ende nicht angezeigt. Der Rec. hofft, daß der Verf. diese Anmerkungen von der rechten Seite ansehen werde, nicht als tadelnde Kritik, sondern als Beweis seiner Aufmerksamkeit und seines Wunsches, etwas zur Verbesserung eines nützlichen Buchs beyzutragen.

So.

Taschenbuch für gerichtliche Aerzte und Wundärzte bey gesetzmäſsigen Leichenöffnungen. Entworfen von D. *Theod. Georg Aug. Roose*, Prof. zu Braunschweig. Bremen, bey Wilmans. 1800. 182 S. 8. 14 gr.

Der gerichtliche Arzt wird selten oder nie vom Staat so besoldet, daß er, anderer oft sehr beschwerlicher, die Seele und den Körper angreifender Geschäffte überhoben, seine Zeit dem Studium der gerichtlichen Arzneykunde widmen, das Materielle und Formelle derselben sich oft vergegenwärtigen, und seine Kenntnisse in derselben erneuern, vervollkommnen und vermehren könne; natürlich, daß, wie der Verf. bemerkt, die Beyspiele nicht selten sind, in welchen die gänzliche Entscheidung zweifelhafter Fälle einzig dadurch unmöglich würde, daß der gerichtliche Arzt bey der angestellten Untersuchung irgend einen wichtigen Umstand übersehen, bey irgend einem vorzüglich bedeutenden Theile der Untersuchung auf eine oder die andere Weise gefehlt, oder irgend eine für den Fall, von welchem die Rede ist, sehr wichtige Nachforschung vergessen und versäumt hat. So gefährlich oft auch solche Gedächtnißfehler sind: so verdient der Arzt, der in sie fiel, doch insgemein wegen seiner Lage gewiß Entschuldigung, die ihn nöthigte, das,

was

was sein Hauptstudium seyn sollte, als Nebenwerk zu betreiben, und der Staat trägt allerdings mit Recht die Schuld von dieser Lage und der mit ihr entspringenden Fehler und Irrthümer. Wer sorgen soll, daß die geringste Finanze nicht gefährdet werde, für den sorgt der Staat; aber wer sorgen muß, daß Menschenleben nicht gefährdet werde, der muß insgemein für sich selbst sorgen! Wirklich, es macht den Aerzten, die doch täglich sehen und fühlen, wie sehr in der Staatswirthschaft ihre Kunst zurückgesetzt und vernachläßiget wird, Ehre, daß sie den wahren Werth derselben nicht verkennen, und fast bloß von ihm angetrieben, sie täglich zu vervollkommnen suchen; daß sie sehr oft so uneigennützig handeln, die Fehler, welche der Staat in Rücksicht ihrer und ihrer Kunst begeht, selbst durch Mittel, die ihre Kenntnisse ihnen darbieten, zu vermeiden und zu decken. Die vor uns liegende Schrift hat auch diesen edeln und uneigennützigen Zweck; sie soll Fehltritten begegnen, welchen der gerichtliche Arzt insgemein bloß darum ausgesetzt ist, weil der Staat ihn nicht in den Stand gesetzt hat, seine gerichtlich-ärztlichen Kenntnisse, unabhängig von andern einträglichen Geschäfften, zu erneuern und zu verbessern. In diesem Taschenbuche hat der gelehrte Verf. die vornehmsten Regeln für die wichtigsten in der medicinisch-gerichtlichen Praxis vorkommenden Fälle unter ihre Hauptrubriken zusammengestellt, um so den gerichtlichen Arzt auf Einen Blick an das vorzüglich dabey zu Beobachtende zu erinnern, und so dem so leicht bey seiner Lage möglichen Gedächtnißfehler zuvorzukommen. Natürlich ist der Gegenstand dieser Regeln, die Untersuchung und Beobachtung des Faktums, welches durch Kenntnisse aus der Heilkunde genauer, als ohne diese möglich ist, bestimmt werden soll; das was aus dem Beobachteten zu schließen ist, das dem Fundscheine anzuhängende Gutachten, ist fast eine Sache der Elle, und bedarf mithin keiner solchen summarischen Uebersicht; doch hat der Verf. hie und da auch eine kurzgefaßte Bemerkung über die Gegenstände der Beobachtung beygebracht. Der Werth des vorliegenden Taschenbuchs ergiebt sich schon aus dem Eingang dieser Anzeige desselben; außer daß es den meisten gerichtlichen Aerzten, zur Unterstützung ihres Gedächtnisses, bey legalen Sektionen unentbehrlich ist, und allen nützlich seyn kann, kann es auch zur Wiederholung und Vergegenwärtigung ihres ehemaligen Studiums dieses Zweiges ihrer Kunst dienen. Rec. hat es mit

wah-

wahrer Freude durchgelesen, es ist vollständiger und bestimmter als Brinkmanns bekanntes Werkchen über diesen Gegenstand, und eine beynahe vollständige Sammlung alles hieher Gehörigen aus den Schriftstellern, die der gerichtliche Arzt nicht alle besitzen, und noch weniger bey den ihm vorkommenden Sektionen nachschlagen kann. Bey den Regeln zur Untersuchung erstickter Personen, hat der Verf. auf einige Momente, die Erstickungen von Gasarten auszuzeichnen scheinen, keine Rücksichten genommen, auch hat er bey den Regeln zur Untersuchung der Vergiftungen, die Zeichen der Pflanzenvergiftungen nicht genug detaillirt oder bestimmt. Unter die Regeln bey Anstellung der Lungenprobe wird der Verf. bey einer neuen Auflage dieser höchst nützlichen Schrift gewiß auch noch nachtragen: daß, ehe man die Brust aufschneidet, die Luftröhre unterbunden werden müsse: daß die Lungen von Kindern, die geathmet haben, unter dem Wasser, wenn man sie zusammendrückt und etwas zwischen den Fingern reibt, knirschen, und wenn sie zerstückelt sind, Luftblasen emporstoßen. Da dem Rec. schon eine Buchhändleranzeige von einer neuen Auflage dieses Taschenbuchs zu Gesicht gekommen ist: so käme hier die Angabe noch einiger Wünsche wohl zu spät; aber aufmerksam darf Rec. den Hrn. Prof. Roose wohl noch auf ein Bedürfniß der gerichtlichen Arzneykunst machen, nämlich auf eine detaillirte Diagnostik derselben. Wie oft fehlen nicht angehende Physiker aus Mangel an Erfahrung in der genauen Untersuchung, ob eine Wunde gespalten oder geschnitten, gerissen oder leicht gequetscht, ob ein Flecken eine Quetschung oder bloß eine Sugillation sey, u. s. w. Unwidersprechlich ist der Verf. dieses Taschenbuchs auch der Mann, von dessen Kenntnissen und Fleiß wir auch eine Diagnostik erwarten dürfen, die ihrem Zweck entspricht.

Ebh.

Theorie der Gesetze, die sich auf das körperliche Wohlseyn der Bürger beziehen, und der Benutzung der Heilkunde zum Dienst der Gesetzgebung, von J. B. Ehrhard, praktischem Arzte in Berlin. Tübingen, bey Cotta. 1800. 190 Seit. gr. 8. 18 Kr.

Schon

Schon seit mehreren Jahren hatte Rec. den Wunsch, es möge ein Arzt, der mit dem Geist der neuern Philosophie bekannt ist, die medicinische Gesetzgebung so behandeln, wie Kant und einige seiner Nachfolger die Rechtslehre behandelt haben; denn er ist überzeugt, daß sie mehr dazu geeignet sey als die Heilkunde selbst, und wenn auch eine solche Behandlung oft in den Transscendentalismus verfallen sollte: so würde sie doch auch für den medicinischen Gesetzgeber oft ein Licht verbreiten, wo er jetzt im Dunkeln schwankt. Rec. nahm daher die vor uns liegende Schrift mit Vergnügen in die Hand, und hat sie auch mit aller ihr gebührenden Aufmerksamkeit gelesen; oft that es ihm leid, daß der Verf. bey derselben zugleich die Absicht hatte, sie zu einem Leitfaden zu Vorlesungen über die gesammte medicinische Gesetzgebung zu machen; denn wahrscheinlich hinderte ihn diese Absicht an der Ausführlichkeit, die bey einem Werke in einem neuen Geiste oft so nöthig ist. Die Frage: ob durch unsers Verf. philosophische Bearbeitung die medicinische Gesetzgebung so viel gewonnen habe, als die juridische durch Kants und Anderer Behandlung? getraut sich Rec. nicht zu bejahen; doch verdient unser Verf. für seine Arbeit immer den Dank der Aerzte, denn er hat die Bahn gebrochen, hoffentlich wird sie nun von ihm oder von Andern genauer abgemessen, mehr geebnet und weiter verfolgt werden. Für eine umständliche Kritik dieser interessanten Schrift ist hier der Ort nicht, denn er hat für sie nicht Raum genug, doch will Rec. Einiges daraus anführen. Die Einleitung S. 1—20 ist eigentlich eine Kritik der reinen medicinischen Gesetzgebung. Mit Recht zählt der Verf. die medicinischen Gesetze zu den Nutz- oder Polizeygesetzen, welche bloß von dem vormundschaftlichen Recht des Gesetzgebers abhängen, das sich auf die Bedingungen gründe: daß 1) derjenige, welcher sich anmaaßt für Andere zu sorgen, auch in der Lage sey, es besser zu können als sie, und daß 2) er sie, im Fall sie seinen Rath folgen, und dadurch zu Schaden kommen, auch entschuldigen könne. Der Verf. zeigt aus der Trüglichkeit der Aerzte und der Arzneykunst, wie schwierig durch diese Bedingnisse die medicinische Gesetzgebung werde, (eine Schwierigkeit, die in der Praxis freylich fast alle Gegenstände der Gesetzgebung trifft, sie mögen moralisch, juridisch oder ökonomisch seyn) beweist aber hernach aus der Nützlichkeit der Heilkunst durch die vielen sicheren Erfahrungen, die wir über Gegenstände des bür-

ger-

gerlichen Wohls haben, daß die Gesetzgebung das, was sich in der Heilkunst auf (objektive) Erfahrung gründet, allerdings zum Wohl der Menschen anwenden dürfe. Der Verf. theilt die medicinische Gesetzgebung in zwey Haupttheile, 1) in die medicinische Polizey, deren Gegenstände das körperliche Wohl der Bürger im Allgemeinen betreffen, in so fern es nicht vom einzelnen Willen abhängt, und in welcher die Heilkunst der Gesetzgebung dient, und 2) in die Polizey der Medicin selbst, oder in die Medicinalordnung, welche die Anstalten betrifft, welche die Personen angehen, von deren Kenntnissen und Geschicklichkeit die Gesetzgebung theils den Stoff zu ihren Gesetzen, theils die Vorsorge für die Gesundheit der Bürger selbst erwartet, und bey welchen die Gesetzgebung der Heilkunst dient. Und weil die Heilkunst auch der Civil- und Kriminal-Gesetzgebung Dienste leisten kann: so hat der Verf. auch die Gesetzgebung, welche sich auf diese Dienste bezieht, oder die gerichtliche Arzneykunde mit in seinen Plan aufgenommen. Die Schrift zerfällt also in drey Abschnitte: Abschn. I. Medicinische Polizey, S. 21—112. Kap. I. Von den Gegenständen der medicinischen Polizey, und von den Bedingungen, welchen die Gesetze darüber im Allgemeinen entsprechen müssen. Dadurch, daß bey ihr das Sicherungs- oder Beförderungsmittel nicht vom einzelnen Bürger abhängt, unterscheide sich die med. Polizey von der Kriminalgesetzgebung. Der Verf. setzt 13 Klassen von Gegenständen für die med. Polizey fest, und handelt sie in den folgenden Kapiteln einzeln ab. Vorher untersucht er noch, wie die medicinischen Gesetze beschaffen seyn sollen, und auf welche Art sie gehandhabt werden müssen. Es muß eine zum Gesetz hinlängliche Veranlassung zugegen seyn. Dazu werde erfordert: 1) daß das, was geschehen soll, ohne Beleidigung der Menschenrechte befohlen werden könne; es sey also ein Gesetz, wie viel ein Mensch Kinder zeugen solle, oder eine Verbindung zum Cölibat unzulässig; (die Bestimmung der Menschenrechte hätte hier nicht übergangen, oder als allgemein bekannt vorausgesetzt werden sollen,) 2) es müsse ohne Selbstkenntniß des Menschen, den es trifft, ausführbar seyn; es könne also z. B. kein Gesetz gegeben werden, wie viel und was ein Bürger von allgemein unschädlichen Dingen genießen solle; 3) die Uebertretung des Gesetzes müsse sich durch ein äußeres Faktum nicht bloß ankündigen, sondern auch der Urheber desselben

scheiden müsse leicht ausgemittelt und bestraft werden können, Strafgesetze gegen Onanie und Empfängniß. Verhinderungen seyen also zwecklos; 4) müsse man gewiß seyn durch das Gesetz Schaden zu verhüten, und nicht vielmehr ihn zu vergrößern, oder die Fortschritte der medicinischen Aufklärung zu hemmen; man könne also kein Gesetz geben, wie Krankheiten behandelt, oder welche medicinische Begriffe dem Volk beygebracht werden sollen. Aus diesem Grunde müsse man auch sicher seyn, daß die Kenntnisse, welche dazu erforderlich sind, um den Inhalt des Gesetzes zu bestimmen, schon vorhanden sind. Bey diesen Bedingungen möchte die medicinische Polizey sehr eingeschränkt und ihr Wirkungskreis sehr unbestimmt seyn. Die Menschenrechte sind nach des Rec. Meinung nach der Kultur der Staatsbürger verschieden, so auch die Selbstkenntniß; sollte in Fällen, wo Ausmittelung des Faktums und seines Urhebers schwer ist, nicht ein Warnungsgesetz statt finden; das aber für den möglichen Fall der Ausmittelung Strafgesetz wird? Kann ein Gesetz nicht selbst die zu seiner Ausführbarkeit erforderlichen Kenntnisse mittheilen? Der Verf. hätte also wohl die obigen Bedingnisse nicht so peremtorisch festsetzen sollen. Zum Inhalt eines Gesetzes gehöre: 1) daß es von Jedermann ausführbar sey; 2) daß es genau und bestimmt ausgedrückt, und die Sache, die es betrifft, keinem Zweifel mehr unterworfen sey; man dürfe also nie ein Gesetz geben, dessen Inhalt nicht von der sichern Erfahrung, sondern von den Theorien der Aerzte abhängig ist. Aber wie oft ist nicht schon eine sicher geglaubte und philosophisch anerkannte Erfahrung der Vorzeit, durch eine andere sichere Erfahrung der Folgezeit verneint oder doch berichtiget worden? Die Form des Gesetzes erfordere, daß es für Jedermann verbindlich sey, daß das Recht zum Gesetz sowohl an sich durch die Veranlassung, als auch äußerlich in Rücksicht auf den Gesetzgeber entschieden sey; es könne also kein Theil der Regierung ohne Beystimmung der Aerzte medicinische Gesetze geben. **Kap. II. Von der Vorsorge wegen gesunder Luft**. Der Verf. thut die Schwierigkeit über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der Luft zu urtheilen, deutlich dar, und schränkt in Rücksicht der gesunden Luft die Medicinalpolizey nur auf Gesetze ein, wie eine gegebene Gegend am gesündesten gemacht werden solle. Die Vorschläge, welche der Verf. anführt, sind meist bekannt, und beziehen sich vorzüglich auf Reinlichkeit. Er bemerkt auch, daß

daß nicht bloß die hier angeführten Vorschläge, sondern alle, die er in Zukunft zur Erläuterung der Theorie vortragen werde, nur nach und nach ausgeführt werden können, und daß die Polizey wohl thue, wenn sie immer nur das Gesetz giebt, was unter den vorwaltenden Umständen leicht ausgeführt werden kann, und dann nach und nach immer weiter schreitet. Sie müssen einen Privatplan zum Zweck haben und diesen durch Ausführung eines Approximationsplans nach und nach zu erreichen suchen. Kap. III. Von der Vorsorge für gehörige Temperatur und gegen den Nachtheil der Witterung. Vorsorge der Regierung für Erwärmung im Winter und kühlen Aufenthalt im Sommer. Kap. IV. Von der Vorsorge für Nahrungsmittel. Die Kennzeichen der Verfälschung und Verdorbenheit der Nahrungsmittel sollen öffentlich durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Schädlichkeit der Wasserleitung durch Bley, erklärt der Verf. für eine Träumerey der Aerzte. Kap. V. — für Bequemlichkeit und Sicherheit der Einwohner und Reisenden. Kap. VI. — bey allgemeinen Unglücksfällen. Der Verf. sagt manches Nützliche in Rücksicht der Vorkehrung gegen die Verbreitung der Epidemieen. Kap. VII. — bey Privatunglück. Vorzüglich in Rücksicht der Ansteckungsgefahr vor Lustseuchengift durch Hurerey. Kap. VIII. — für den künftigen Bürger vor, bey, und nach seiner Geburt. Kap. IX. — für die früheste Jugend. Kap. X. — für Personen, die nicht im Stand sind für sich selbst zu sorgen, z. B. Verrückte, Waisen, arme Kranke, Sterbende. Kap. XI. — gegen schädliche Gebräuche und Moden. Gegen schädliche Kleidungen, Zunftgebräuche, Mißhandlungen in Schulen, bey Handwerkern und dem Militär. Kap. XII. Oeffentliche Anstalten zur Beförderung des bürgerlichen Wohls. Anstalten zur Gesundheit in gemeinen Bädern, zu guten Leibesübungen, Schauspielen, 2c. Blatterhäuser erklärt der Verf. für einen Auswuchs der unbedachtsamen Menschenliebe der Aerzte. Kap. XIII. Vorsorge für besondere Beschäfftigungen und Gewerbe. Kap. XIV. Von Ausrottung der Vorurtheile unter dem Volke, welche seiner Gesundheit schaden. Die Heilkunde als Wissenschaft, sey nicht Angelegenheit eines besondern Staats; sondern der Menschheit, ihre Vervollkommnung sey ein Zweck an sich, der nicht dem Staatszweck untergeordnet, sondern

die

die selbst mit ein Zweck des Staats seyn muß. Abschn. II. Theorie der Medicinalordnung, S. 113—170. Kap. I. Ueber den bürgerlichen Charakter des Arztes. Ein Arzt sey nicht im Dienst des einzelnen Bürgers, sondern des Staats; er werde eigentlich nicht für seinen Dienst als Arzt bezahlt; sondern er erhält Entschädigung für die Aufopferung eines andern bürgerlichen Gewerbes, von dem er sich ernähren könne. Der Arzt habe unter allen Staatsdienern allein nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht, in allem, was zur Ausübung der Heilkunde gehört, allein seiner Ueberzeugung zu folgen. Kap. II. Von den bürgerlichen Verhältnissen des Chirurgen und Apothekers. In Rücksicht des Staats treiben sie bloß bürgerliche Gewerbe; und stehen eigentlich im Dienst des Arztes. Kap. III. Von den Verhältnissen des Arztes als Staatsdiener zur Regierung und zu den übrigen Bürgern. So wenig der Arzt ohne Sanktion der Regierung Gesetze geben kann, eben so wenig kann diese von Gesetzen, deren Inhalt nur der Arzt bestimmen kann, Befolgung erwarten, wenn sie nicht von diesem gebilligt sind. Kap. IV. Von dem Verhältniß der Aerzte unter sich, oder dem Collegium medicum. Kap. V. Von dem medicinischen Rath. Beyde Kapitel enthalten Vorschläge, die noch nirgends realisirt sind, aber auch noch einer nähern Prüfung bedürfen. Kap. VI. Ueber die Bildung und die Eigenschaften der Personen, die die Heilkunde ausüben. Kap. VII. Ueber die Anzahl des Personals der Heilkunde. Kap. VIII. Ueber die Pflichten der Medicinalpersonen, und die Pflichten des Staats und der Bürger gegen diese. Eine Atlantis, zumal in Rücksicht der Besoldung der Medicinalpersonen. Kap. IX. Ueber die Erleichterung der Ausübung der Heilkunde. Verbreitung der Aufklärung derselben, und Abwendung der Charlatanerie und Pfuscherey. Gute Vorschläge in Rücksicht der letztern, die besonders Hamburg beherzigen sollte. Kap. X. Verbindung des Personale zur Beförderung der Heilkunde, sowohl unter sich, als mit andern außer dem Staate. Abschn. III. Theorie der gerichtlichen Arzneykunst, S. 171—190. Kap. I. Ueber den Begriff und Zweck derselben. Sie sey derjenige Theil der Heilkunde, der dazu dient, daß der Richter das Factum besser beurtheilen könne, als er ohne

diese Kenntnisse möglich ist. Die Kenntnisse, welche zur Erwägung gerichtlicher Fälle dienen, sind zugleich in dem System der Heilkunde begriffen, und sie selbst gehören nicht in die gerichtliche Heilkunde; denn sie erhalten ihre Wahrheit nur durch die Verbindung mit den Principien und den Erfahrungen, welche das System der Heilkunde begründen: sie kann keine Principien für die Wahrheit der medicinischen Kenntnisse, sondern nur solche enthalten, nach welchen die gerichtlichen Fälle bestimmt werden, zu deren Beurtheilung medicinische Kenntnisse nothwendig sind; daher könne sie auch keine Gründe enthalten, welche den Arzt bestimmen, was er über den Fall urtheilen, sondern nur die Gründe, wie er seine Urtheile der Form nach abfassen soll, daß es für den Richter brauchbar werde. Der Verf. spricht ihr nur folgende Theile zu: 1) Bestimmung der gerichtlichen Fälle, wo ein medicinisches Gutachten statt findet; 2) Formular für die Abfassung der Gutachten; 3) Pflichten der zur gerichtlichen Heilkunde angestellten Personen, und 4) Rechtskraft des medicinischen Gutachtens; diese Theile handelt der Verf. in den vier folgenden Kapiteln ab. Die Fälle für medicinische Gutachten sind nach unserm Verf.: 1) Beurtheilung des körperlichen Zustandes des Menschen an sich; hierher gehört das Alter, die Konstitution eines Menschen, die zufälligen Zustände desselben, z. B. Schwangerschaft, Trunkenheit, Wahnsinn, der kranke Zustand und das Leben, oder der Tod eines Menschen. 2) Beurtheilung dieses Zustandes, in so fern er von einem Andern hervorgebracht worden. 3) Beurtheilung der Aussage über den eigenen oder fremden körperlichen Zustand, und 4) Beurtheilung des Einflusses äußerer Dinge auf den Körper. Ein Detail dieser Rechtsfälle gehört nicht in ein System der gerichtlichen Arzneykunde, dieß müsse sich mit den Gattungen begnügen, und nur die Rücksichten vollständig darstellen, weßwegen der Arzt gefragt werden müsse, und diese Rücksichten durch die Ausführung der wichtigsten und häufigsten Fälle erläutern. Der Verf. meint, gegen einen gerichtlichen Arzt könne nie eine gänzliche Perhorrescenz statt finden; sondern man dürfe ihm nur in Fällen, wo man wegen gewisser Verhältnisse eine besondere Gunst oder Nachsicht vermuthen könnte, noch einen Arzt als Zeugen seiner aufzeichnenden Untersuchung beygeben. Kap. VI handelt von der Anwendung der gerichtlichen Heilkunde auf das Personale der Heilkunde selbst. Der Verf. schließt

dies

diese Anwendung nur auf Fälle der Nachlässigkeit im Dienst und der Vergehung gegen Kollegen ein. Von der ersten nimmt er drey Arten an, Vernachlässigung 1) der Befolgung der Pflichten überhaupt, z. B. unterlassene Apothekenvisitation; 2) der gehörigen Ueberlegung, z. B. wenn die Zufälle eines Kranken nicht gehörig beobachtet werden, und 3) der erforderlichen Mühe, z. B. zu seltener Verband. Gegen Kollegen finden zweyerley Vergehungen statt: 1) achtungsloses Betragen, z. B. wenn ein Arzt heimlich einen Patienten hinter einen andern behandelt; 2) heimliche oder öffentliche Handlungen, die sie in Schaden bringen. Man sieht, der Verf. hat in seinem Werke verschiedene neue Ansichten gegeben, wovon mehrere offenbar auch die richtigsten sind; einige verdienen aber doch auch eine genauere Prüfung. Der Hauptmangel der Schrift, der auch eine Rec. derselben sehr mühselig macht, ist, daß sie mehr Discoursähnlich als systematisch ausgearbeitet ist.

Bo.

Johann Friedrich Böttchers, der Arzney- und Wundarzneyg. Doktor, K. P. Kreis-Physici, ꝛc. Bemerkungen über Medicinalverfassung, Hospitäler und Kurarten. Erstes Heft. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1800. VIII und 131 S. Zweytes Heft. 136 S. gr. 8. 20 gr.

Der Titel verspricht mehr als der Verf. in diesen beyden Heften gegeben hat; über Medicinalverfassung enthalten sie nicht einen Aufsatz, von Hospitälern wird bloß das für venerische und mit dem Krebs behaftete Personen bestimmte Lazarethhospital näher beschrieben; und was der Verf. über Lustseuche in zehn Artikeln mittheilt, betrifft auch mehr die Pathologie und Semiotik, als die Therapie derselben. Nur der eilfte Artikel sagt etwas über die Säuren als Heilmittel der Lustseuche; aber das Resultat aus des Verf. Versuchen ist weder der Salpeter- noch der Salzsäure günstig; doch haben sie den Zustand des Kranken auch nicht verschlimmert, die Wunden blieben beym äußerlichen Gebrauch derselben reine, aber sie heilten nicht. Ganz will er indessen diese Säuren nicht

hintenansetzen, sondern in den Fällen, wo Blutflüsse aus der Gebärmutter sich einfinden, oder aus den Lungen, der Nase, und wo die Menses zu kurz zurückkehren, wo das Zahnfleisch leicht blutet und locker wird, ohngeachtet keine Salivation zugegen, da gebe man sie mit augenscheinlichem Nutzen, und wenn diese Zufälle gehoben sind; so fange man mit dem Gebrauche der Merkurialien von neuem an; auch thue ein mit diesen Säuren geschwängertes Mundwasser beym unvermutheten schnellen Eintritt einer Salivation vortreffliche Dienste. Das Lazarusspital besorgt Hr. B. erst seit 1799. Er hat nach seiner Erzählung allerdings sehr große Verdienste um die Verfassung desselben, die vorher äußerst schlecht war; indessen sind seine Verbesserungen so natürlich und in jedem gutgeordneten Spital bekannt, daß Rec. eine umständliche Anzeige derselben für überflüssig hält. Aber die Strafe durch Hunger bey Unfug kann Rec. doch nicht billigen, sie wird den Kranken oft nachtheilig werden; die einigen Hiebe, welche der Verf. im äußersten Fall geben läßt, entehren das Hospital, und sind zwecklos oder schädlich. Auffallend ist dem Rec., und sicherlich kann es von keinem Colleg. med. gebilliget werden, daß es, nach den Worten des Verf., der hohen Kammerbehörde beliebt hat, ihm ein bestimmtes Kurgeld für seine Bemühung nach der Zahl der Kranken, incl. der Medikamente, Charpie, Bandagen, Haltung der Unterchirurgen, (für eine Person über 12 Jahre 8 Thaler, und für eine unter 12 Jahren 4 Thaler) zu geben! Aus den Beobachtungen über venerische Krankheiten weiß Rec. keine Bemerkung van Wichtigkeit auszuheben; von einigen Sätzen des Verf. möchte Rec. auch die Beweisführung nicht übernehmen. Da indessen Hrn. B. eine große Praxis in dieser Krankheitsgattung nicht abgesprochen werden kann (schon im Jahr 1798—1799 behandelte er im St. Lazarus 577 venerische Kranke): so verdient er doch gehört zu werden, auch wenn er etwas sagt, was der Meinung der berühmtesten Schriftsteller entgegen wäre, z. B. daß die Lustseuche auch durch Schweiß anstecke; daß es höchst falsch sey, die Seuche könne nur nach Lokalzufällen entstehen, sondern sie stelle sich oft auch ohne diese ein; daß die ganze Oberfläche des Körpers geschickt sey, das venerische Gift aufzunehmen, wenn es demselben nur lange genug applicirt werde; daß es noch andere Gattungen von Ansteckungsmaterie gebe, als Eiter; daß Nebenschärfen die venerische Materie oft so

ver-

[illegible], daß die Zufälle, welche sie sonst hervorbringt, so [illegible], daß sie gleichsam verkümmert werden, daß auch der Durchgang des Kindes durch venerische Geburtstheile dasselbe nicht anstecke u. dgl. Schade nur! daß sich der Verf. oft so unbestimmt oder unbedachtsam ausdrückt, daß man fürchten muß, er schreibe im Fieber, und insgemein haben solche Schriftsteller ihre Beobachtungen eben so eilfertig gemacht, z. B. der Schweiß stecke an, wenn er vom kranken Körper unmittelbar oder mittelbar in einen gesunden übergeht; die Luft eines Zimmers, worinn einer oder viele venerische Kranke sind, steckt nicht an, die Merkurialausdünstungen von dem gleichen Kranken scheinen sogleich als Heilmittel zu wirken; der Saame venerischer Mannspersonen (wenn die Zeugungstheile von Lokalübeln frey sind) stecke auch nicht an; es könne also das Gift bey der Zeugung nicht von Aeltern auf Kinder fortgepflanzt werden. Was soll hier die eingeklammerte Bedingung? Am interessantesten war dem Rec. der Art. VIII über die Vorhersagung bey venerischen Kranken überhaupt. Er ist von großer Wichtigkeit, wofern er ein genaues Resultat aus der Fülle treuer Beobachtungen ist. Zur Erläuterung des Art. IX von den Recidiven ist im 2ten Heft S. 27—81 ein ärgerlicher Medicinalprozeß zwischen dem Verf. und seinem Kollegen D. Wolff abgedruckt, der keiner weitern Anzeige würdig ist, weil die Ehre der Kunst dabey verliert, und der wohl bloß nur den Anfang der Vorrede des Verf., er wolle Wahrheiten (?) ins Publikum verbreiten, welche gedruckt zu sehen, Manchem unwillkommen seyn werde, realisiren soll.

Ebh.

1) Ueber Pharmacopoea castrensis und Terra ponderosa salita, von E. G. Baldinger. Marburg, bey Bayrhofer. 1800. 4 B. 8. 5 gr.

2) Ueber Schießpulver der Artilleristen und Brechpulver der Aerzte, von E. G. Baldinger. Marburg, bey Bayrhofer. 1800. 5½ B. 8. 7 gr.

Ein Freund des Rec. nannte diese beyden Schriften des berühmten Literators gelehrte Gedankenspäne. Rec. möchte

 sie

sie nach der Analogie der poetischen, wie [illegible] des Verf. ehemaliger Freund Riedel folgende Definition gab: eine Laune ist eine freye Produktion unserer gegenwärtigen, ohne Zweifel zufälligen Stimmung, worin wir, mit einer gewissen Naivite', alles das heraus versificiren (schreiben), was wir eben gedacht haben, und worin uns, während der angenehmen Arbeit des Versificirens (Abschreibens oder Abschreibens der Büchertitel) oft ein Zufall, und mehrentheils die Association der Ideen leitet, noch Mehreres hinzu zu denken und hinzu zu versificiren (zu schreiben und drucken zu lassen); lieber gelehrte Träume nennen.

Nr. 1 enthält die Gedanken, welche dem Verf. bey dem Durchblättern einer neuen Französischen Lazarethpharmakopöe: Abregé pharmaceutique à l'usage des Hôpitaux militaires — à Paris de l'Imprimerie du Departement de la Guerre. l'An. II de la Républ. Franc. 4. 5½ Bogen einfielen. Von dieser Lazarethpharmakopöe hat er auch einen Auszug mit seinen Bemerkungen mitgetheilt, und hernach auch die Titel der Feldpharmakopöen abdrucken lassen, die er selbst besitzt. Die Association der Ideen leiteten ihn, gerechten, aber bittern und oft sehr derben Tadel der unwissenden Receptschreiber hinzuzusetzen. Der zweyte Theil über die terra ponderosa salita ist in demselben Geiste ein Ausbruch des Unwillens über ein Rezept, worin ein Praktiker zwey Unzen dieser Arzney in sechs Unzen Brunnenwasser und einer Unze Syrup aufzulösen verordnet hatte; gelegentlich theilt er auch die Literatur über dieses Mittel mit.

Nr. 2. Eine Laune über die Verschwisterung der Kriegs- und besonders der Artilleriekunst mit der Arzneykunde, weil beyde sich auf Mathematik, Physik, Chemie gründen. Nebenher erzählt der gelehrte Verf. Bruchstücke aus seinem Leben, führt die Titel mehrerer Schriften über die Artillerie, das Schießpulver, und über das Cornachinische Brechpulver (denn dieß ist auf dem Titel gemeint) an, ergießt seine aufgeregte Galle über die Aerzte und Apotheker, die keine Chemie, Physik und Mathematik verstehen, und versichert, daß er immer fortfahre diese Wissenschaften zu studieren.

Anleitung zur Kenntniß und Wahl des Arztes für Nichtärzte. Von *Joseph Frank*, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien. Wien, bey Schaumburg. 1800. XIV und 109 S. gr. 8. 14 gr.

Eine wohlgemeinte Schrift, die eigentlich für die gebildeten Nichtärzte grösserer Städte bestimmt ist, die nicht nach Gründen der Vernunft, sondern gemeiniglich nach dem so oft zweydeutigen Rufe, nach Empfehlungen, Protektionen, u. dgl. ihren Arzt wählen. In der Einleitung führet der Verf. allerdings gegründete Klagen über die zu große Menge der jungen Leute, die sich jetzt der Arzneykunst widmen, wünscht, daß die Regierungen und Medicinalkollegien nur Jünglingen von erprobtem Fleiße und vorzüglichen Talenten, den Zutritt zu den medicinischen Kollegien gestatten möchten; beruft sich deßwegen auf Plouquets Werk: der Arzt, und auf des Weltweisen Selle (Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneywissensch.) Ausspruch: „Wer einen mit den erforderlichen Fähigkeiten versehenen Jüngling auf die Bahn der Medicin hilft, und einem zweyten weniger fähigem Kopfe einen andern Weg zeigt, macht sich um die menschliche Gesellschaft in gleichem Maaße verdient, da ihr jener kaum so nützlich als dieser schädlich werden kann." Hierauf zeigt er sehr treffend die verschiedenen Wege, welche die neuern Doktoren einschlagen, um in Praxis zu kommen, und sein Gemälde von der gewöhnlichen ärztlichen Bildung beweiset hinreichend, wie wenig die Laufbahn, die der Haufen der Aerzte meistens betritt, dazu gemacht ist, würdige und edle Heilkünstler zu bilden. Abth. I. **Von der Person des Arztes überhaupt.** Kap. I. Von dem äusserlichen Anstand des Arztes. Man solle bey seiner Wahl eines Arztes seinem physiognomischen Gefühl nicht entgegen handeln; schon Hippokrat habe die Physiognomie eines Arztes nicht als Nebensache behandelt. Auch die Kleidungsart des Arztes verdiene Rücksicht; ein eigenes Kostume könne oft durch den Eindruck, den es auf feinfühlende Kranken macht, schädlich werden. Ein Arzt, der immer en negligé einhergeht, sey der Unreinlichkeit überhaupt verdächtig, und diese sey das schicklichste Mittel zur Fortpflanzung des Ansteckungs-

 stoffs.

[illegible]. Eine feine Lebensart, sey allerdings schon eine gute Empfehlung. Sonderlinge setzen sich mit Recht der Vermuthung aus, daß ihre Ideen eben so exotisch als ihr Charakter seyen, oder sie fallen bey Vernünftigen in den Verdacht des Charlatanism, welchen in diesem Falle der Verf. auch nur nach den deutlichsten Beweisen des Gegentheils beyseite zu setzen räth. Kap. II. Von den physischen Eigenschaften des Arztes. Bey der Wahl eines Arztes muß man vorzüglich darauf achten, ob er vollkommene Sinne habe; der Verf. erweist von jedem Sinn insbesondere, wie nöthig dessen Gesundheit dem Arzt sey. Aerzte, die musikalische Instrumente spielen, oder Handarbeiten z. B. Drechseln treiben, wobey die Fingerspitzen hart werden, können kein wichtiges Urtheil über den Puls, über Verhärtungen im Unterleib, u. s. w. fällen. Kap III. Von den moralischen Eigenschaften, der Geisteasfähigkeit, Beurtheilungskraft, u. s. w. des Arztes. Menschenliebe, Geduld, Bescheidenheit, Verschwiegenheit und Mäßigkeit, seyen die vorzüglichsten Eigenschaften, die man bey der Wahl eines Arztes berücksichtigen müsse. Man sollte doch die Aerzte mit den gewöhnlichen Fragen nach dem Befinden oder nach ihrem Urtheil über ihre Kranken, zumal wenn diese Personen von Wichtigkeit sind, verschonen; sie setzen den Arzt nicht selten in Verlegenheit, und diese hat, wenn sie bemerkt wird, oft einen nachtheiligen Einfluß. Zerstreuung müsse jedem Geschäfftsmanne gegönnt werden; keiner habe aber mehr Anspruch darauf, als der Arzt, welcher der ewige Zeuge des Menschenelendes ist. Gerechte Anforderungen ans Publikum! Vielleicht fordere keine Wissenschaft einen so umfassenden Geist, als die Arzneykunde. Man soll bey der Wahl eines Arztes genau untersuchen, ob der Mann, für den man sich bestimmen will, auch über andere Gegenstände hell urtheile und richtig spreche; sind hier seine Urtheile schief: so könne man versichert seyn, daß sie in seinem Fache eben so schief seyn werden. Aerzte, die viele Krankenvisiten machen, und dadurch auch im Besitz einer einträglichen Praxis sind, leisten insgemein auf alle Vervollkommnung ihrer Kenntnisse Verzicht. Das Glück gebe in der Volksmeinung manchem unwissenden Arzt das Ansehen eines Hippokrates, und manchem Hippokrat das Ansehen eines Idioten! Abth. II. Von dem Betragen des Arztes gegen Kollegen, Wundärzte, Apotheker und Kranke. Kap. I. Von dem Betragen

tragen gegen Kollegen. Nichts sey irriger und ungerechter, als die Geschicklichkeit des Arztes nach dem Ausgang der Krankheit zu beurtheilen. Ein Arzt, der über die Behandlungsart eines fremden Kranken nur nach dem Hörensagen urtheilt, sey ein kopf- und herzloser Mensch, ein Verläumder. Aerzte, die keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Ruhm und auf Gelehrsamkeit zu machen haben, und doch einen um die Literatur und die Menschheit verdienten Kollegen angreifen wollen, hüllen insgemein ihre giftigen Waffen in den Mantel des Lobes, und sagen mit hämischen Bedauern: Schade, daß der Mann nicht eben so großer Praktiker als Theoretiker ist! Ein elender Kunstgriff sey die Afterrede: der neue Arzt kenne das Klima nicht. Was der Verf. über die Konsilien sagt, ist treffend, leidet aber keinen Auszug. Kap. II. Vom Betragen gegen Apotheker und Wundärzte. Kap. III. Von dem Betragen gegen Kranke. Ein rechtschaffener Arzt dringe sich nicht auf; noch schändlicher sey es, wenn ein Arzt den Patienten einer seiner Kollegen hinter dessen Rücken behandelt. Der wahre, bedachtsame Arzt frage nicht sehr viel, aber zweckmäßig, und besonders nach den Ursachen der Krankheiten. Dem Laien imponirende Krankheitstitel z. B. ein hitzig-rheumatisch-katarrhalisches Gallen- und Schleimfieber, oder die Versicherung, der Kranke habe drey bis sechs Krankheiten, entweder zugleich oder unmittelbar nacheinander gehabt, vorsagen, seyen Kunstgriffe der Charlatanerie, oder der Unwissenheit. Ein gutes Kriterium eines guten Arztes sey, wenn in seiner Anordnung der Diät und seiner Verordnung der Arzneyen Ein Geist herrscht, so daß er nicht Kraftsuppen und Aderlaß, Chinarinde, Eisen, etc. und Verbot des Fleisches, des Weins und des Kaffees zusammenfügt; ein noch gröberes Vergehen gegen den gesunden Menschenverstand sey es, Arzneyen von entgegengesetzten Wirkungen unmittelbar nach einander zu verordnen, z. B. Aderlassen und Blasenpflaster. Ein Arzt, der aus Unbesonnenheit, Furcht, Freundschaft oder Interesse ein falsches ärztliches Zeugniß ausstellt, verdiene weder Zutrauen noch Achtung. Schon aus dieser Anzeige geht hervor, daß der Verf. zwar gute Klugheitsregeln zur Wahl eines Arztes mittheilt, die immer Dank und Beherzigung verdienen; allein daß sie lange nicht hinreichen, einen richtigen Maaßstab zu geben, wornach die Aechtheit eines Arztes bestimmt oder erprobt werden kann; auch der gebildeteste Nichtarzt kann kein kompetentes Urtheil über ärztlichen

Werth fühlen, wozu gehören diese scientifische ärztliche Kenntnisse; die nur ein vollkommener Arzt besitzt, so daß nicht einmal ein Arzt von niederm Werth einen andern von höherem gehörig zu schätzen vermag. Der Verf. hofft zwar, daß eine Darstellung der Brownischen Arzneylehre für Nichtärzte, die er herausgeben will; das aufgeklärte Publicum fähiger zur Beurtheilung eines Arztes machen werde; allein er will dadurch nur einen Weg mehr zu sichern Beurtheilungen eröffnen.

Preussisch-Schlesische Civil-Medicinal- und Sanitäts-Verfassung. Ein Versuch von *Carl Friedr. With. August Vater*, K. Pr. Cammer-Assistenz-Rathe etc. und Syndico des K. Collegii Medici et Sanitatis zu Breslau. *Erster Theil. Erster Band*, LV und 374 Seit. nebst 2 Bogen Beylagen. *Erster Theil. Zweyter Band*, XVI u. 223 Seit. jedoch mit fortlaufenden Zahlen. *Zweyter Theil*, welcher den dritten Band des Ganzen ausmacht. XIV u. 217 S. Breslau, bey Korn, 1800. gr. 8.

Ein höchst interessantes Werk des Fleißes, des Scharfsinns, der Gelehrsamkeit und des Patriotismus, wodurch der Verf. sein Verdienst, welches er sich um das Wohl und die Ehre seines Vaterlandes schon durch sein Repertorium der Preussisch-Schlesischen Verfassung, Breslau 1798 erwarb, nun verdoppelt hat. Es ist den Geschäftsmännern im Schlesischen bürgerlichen Medicinal- und Sanitätswesen und auch den patriotischen Theilnehmern an Schlesiens öffentlicher Gesundheitspflege gewiß vom unschätzbaren Werth; und da die Regel- und Planmäßigkeit der Preußischen Staatsverwaltung schon längst die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen hat: so ist es auch für die Regierungen fremder Länder von sehr großer Wichtigkeit. Ueberdieß hat dieß Werk auch für die ärztliche Gesetzgebung und für die gerichtliche Arzneykunde ein sehr beträchtliches wissenschaftliches Interesse, und liefert für die Theorie und Praxis beyder wichtige Beyträge. Man begreift die unendlich vielen

Schwie-

[illegible]keiten, Rücksichten und Aufopferungen, mit welchen der Verf. bey der Ausarbeitung dieses Werkes kämpfen mußte, und daß er bey dem Mißverhältnisse des Umfangs einer solchen Beurbarung eines fast rohen Feldes, gegen seine so beschränkte Zeit, und gegen den dafür zu erwartenden Dank, nicht selten im Begriff gewesen ist, sein Vorhaben ganz aufzugeben; aber Dank und Ehre seiner Humanität und seinem Edelmuth, daß der Gedanke an die Nothwendigkeit eines solchen Werks, bey ihm die damit verknüpften Bedenklichkeiten überwand! An die Vollständigkeit und Treue seiner Angaben darf das in- und das ausländische Publikum einen festen Glauben haben, da der Verf. vermöge seines Amtes aus den Quellen schöpfen konnte, und da er auch sein vollendetes Manuscript den beyden Schlesischen Collegiis medicis, so wie auch andern Sachverständigen zur genauesten Durchsicht und Censur vorlegte, die hierauf erfolgten Winke und Bemerkungen benutzte, und erst nach einer mehrmaligen Umarbeitung mancher einzelnen Theile, das Ganze dem Druck übergab. Da die Schlesischen Collegia medica sich lediglich mit dem Medicinal- und Sanitätswesen des Civilstandes beschäftigen dürfen: so hat sich der Verf. auch nur darauf eingelassen, und alles dasjenige an die Seite gesetzt, was nur das Militäre angehe. Weil er etwas ganz Vollständiges über seinen Gegenstand liefern wollte: so hat er nicht allein dasjenige, was bloß im strengsten Sinn und unmittelbar zum Medicinal- und Sanitätswesen gehört, sondern zur bessern Uebersicht der Verbindung desselben mit der übrigen Landesverfassung und zur Aufklärung mancher davon abhängender einzelner Theile des Hauptgegenstandes, auch überhaupt alles dasjenige gesammlet und in seinen Plan aufgenommen, was sich auch nur auf die entfernteste Weise auf das bürgerliche Medicinal- und Sanitätswesen Schlesiens beziehe. Der Verf. besorgt selbst, daß das von ihm aufgestellte System nicht durchgängig Beyfall finden möchte; allein er mußte sich an die Idee halten, welche einmal die wirklich schon bestehenden Einrichtungen an die Hand gaben. Sich kürzer zu fassen, und oft auf den Inhalt mancher Gesetzstellen und Vorschriften nur hinzuweisen, statt sie buchstäblich anzuführen, verhinderte ihn seine humane Absicht, die Anschaffung der andern Bücher, auf welche hätte verwiesen werden müssen, zu verhüten, und seine Rücksicht theils auf den gegenwärtigen Geschmack des Publikums an [illegible]
Erke-

Erfahrungen, und theils aufrichtige Wünsche, die schon von einigen seiner Landsleute geäußert wurden; und der Verfasser wird ihm herzlich Dank für diese wörtlichen Anführungen wissen. Natürlich, daß die Absicht dieses Werks keineswegs auf eine Feststellung irgend einer Theorie der medicinischen Gesetzgebung gehen konnte; sondern nur auf dasjenige, was ein Gegenstand der wirklichen Gesetzgebung ist, oder doch seyn darf und sollte. In der letztern Rücksicht hat sich der Verf. auch nicht bloß auf eine Erzählung dessen eingeschränkt, was schon sanctionirt ist, sondern auch mit bescheidener Freymüthigkeit und praktischem Sinn über solche Punkte ausgelassen, welche entweder zweifelhaft sind, oder von dem Gesetzgeber bis jetzt noch übersehen oder übergangen wurden, oder Antinomien enthalten. Rec. muß hier gestehen, daß es oft eben solche Bemerkungen des Verf. waren, die ihm bey der Durchlesung des Werks das meiste Vergnügen gewährten, und mehrmals ihm wichtiger und zweckmäßiger schienen, als manches angeführte sanctionirte Gesetz. Der Vollständigkeit wegen bedauert der Verf., und Rec. wundert sich desgleichen, daß er in Rücksicht der in beyden Departements (dem Breslauer und dem Glogauer) vorhandenen Abweichungen, der Specialien aus dem Glogauer Departement nicht ganz theilhaftig werden, und einer Lücke vorbeugen konnte, welche das ganze Werk für jetzt hauptsächlich nur für das Breslauische Kammerdepartement brauchbar macht. Eine detaillirte und genaue Uebersicht des Inhalts vor jedem Bande und ein alphabetisches Register über sämmtliche drey Bände erleichtert den Gebrauch des trefflichen Werks gar sehr. Eine besondere dem Ganzen vorangeschickte Einleitung giebt von den bearbeiteten speciellen Materien und dem bey der Ordnung derselben angenommenen System eine nähere Rechenschaft. Hier den Inhalt dieses so reichhaltigen Werks genau und vollständig anzugeben, würde des Raums allzuviel erfordern; denn schon die vom Verf. mitgetheilten Inhaltsanzeigen nehmen über drey Bogen ein, sie würde überdieß hier nutzlos seyn, und dem Leser nicht im mindesten, und auf keine Weise das Buch entbehrlich machen. Rec. will also hier nur einen Ueberblick des Inhalts mittheilen, hernach einige Bruchstücke von Rechenschaft über die specielle Ausführung geben, und Einiges ausziehen, was ihm besonders merkwürdig schien. Sicherheit dessen, sagt der Verf., was das Wohl der Menschen in der gesellschaftlichen Verbindung in sich

sich begreift, ist der Zweck einer jeden gutgeordneten Landes-
verfassung, und in sofern nur jener Zweck sich mit dem kör-
perlichen Zustande beschäftigen muß, giebt dieß, nach dem
Sprachgebrauch, den Begriff des Medicinalwesens oder
der medicinischen Polizey im Allgemeinen oder in der
weitesten Bedeutung an die Hand; bey jeder Gattung
von Staatsverwaltung unterscheidet sich die Sache selbst
von ihrer Direktion. Jenes ist der Gegenstand des ersten,
und dieß der des zweyten Theils dieses Werks. Sieht
man bey dem Medicinalwesen im Allgemeinen bloß auf den
individuellen Zustand der einzelnen Mitglieder des Staats,
ohne besondere Rücksicht auf den Inbegriff des Ganzen: so
nennt der Verf. diesen Gegenstand das Medicinalwesen,
oder die medicinische Polizey im engern Sinne, und da-
von handelt die erste Hauptabtheilung des ersten Theils.
Wird aber vorzüglich auf das allgemeine Wohl im Zusammen-
hange, oder auf das Ganze Rücksicht genommen: so entsteht
das Sanitätswesen, oder die medicinische Polizey im
engsten Verstande, und davon handelt die zweyte und
letzte Hauptabtheilung des ersten Theils. Die erste
Hauptabtheilung vom Medicinalwesen hat drey Unterab-
theilungen. Die erste beschreibt die öffentlichen Lehranstalten
zur Bildung der Medicinalpersonen; die zweyte handelt von
der Anstellung, den Pflichten und Rechten der Medici-
nalpersonen und ihren Officinen, und zwar im ersten Titel
im Allgemeinen, im zweyten von jeder besondern Gattung
derselben, im dritten von den Pfuschern, und im vierten
von den Physicis und den ihnen zugesellten Chirurgen. Die
dritte Unterabtheilung handelt von dem gerichtlichen Me-
dicinalwesen, und bestimmt erst das Materielle, und hernach
das Formelle der dahin einschlagenden Geschäfte, und schil-
dert nach diesen beyden Gesichtspunkten den Zustand des
Schlesischen gerichtlichen Medicinalwesens. Den ersten
Band des ersten Theils beschließen mehrere Beylagen, die
zur Erläuterung oder Bestätigung des Textes dienen, und
besonders verschiedene Eidesformeln der Medicinalpersonen
enthalten. Der zweyte Band enthält die zweyte Haupt-
abtheilung des ersten Theils, und handelt, wie schon ange-
führt, vom Sanitätswesen, oder von der medicinischen Po-
lizey im engsten Verstande. Die erste Unterabtheilung
enthält die allgemeine Vorbeugung der physischen Uebel, oder
die Verhütung alles dessen, was der Gesundheit überhaupt
nach-

nachtheilig werden kann; der erste Abschnitt derselben behandelt die Aufsicht auf die öffentliche Reinlichkeit; der zweyte die Wegräumung aller äußern Gelegenheit zu körperlichen Verletzungen; der dritte die Aufsicht auf die Nahrungsmittel und Getränke, und die [illegible] Geschirre, auch auf die schädlichen Kleidungsstücke und andere Lebensnothdürfte; der vierte die Vorsicht bey dem Verkaufe und Gebrauche leicht schädlicher Heilmittel; der fünfte den Einfluß der Bildung der Seele und des Verstandes auf den körperlichen Zustand. Die zweyte Unterabtheilung von der Verminderung schon vorhandener physischer Uebel, zerfällt in zwey Titel, der erste von der Sanitätsforge für den Menschen selbst, handelt im ersten Abschnitt von den Geburts- Krankheits- und Mortalitäts-Berichten und Tabellen; der zweyte von Rettung aus der Todesgefahr; der dritte von den öffentlichen Armenkrankenanstalten; der vierte von den mineralischen Brunnen- und Badeanstalten; der fünfte von den Anstalten bey und gegen epidemische und ansteckende Krankheiten, und der sechste insbesondere von der Pockenseuche und Blatterinokulation. Der zweyte Titel beschäfftiget sich mit der Sorgfalt für die Thiere, sein erster Abschnitt redet von der Hornviehseuche, der zweyte von andern Krankheiten der Thiere, und der dritte von der Ausrottung schädlicher Thiere. Der zweyte Theil oder der dritte Band, der, wie schon bemerkt worden, die Direction des Medicinal- und Sanitätswesen angiebt, handelt in der ersten Hauptabtheilung, im ersten Abschnitt von den Collegiis medicis et Sanitatis, und im zweyten von den Adjunctis Collegii medici; in der zweyten Hauptabtheilung von dem Directions- und übrigem Geschäftsgange selbst, im ersten Abschnitt von dem Stempel-, Sportel- und übrigen Kostenwesen, im zweyten vom Kassen- und Rechnungswesen, und im dritten von dem Medicinal-Ressort und der Form der Geschäfte. Einige Zusätze und erläuternde Beylagen beschließen diesen Band. In der speciellen Ausführung hat der Verf. die Gesetze, Verordnungen und Verfügungen über das Allgemeine eines Gegenstandes oder die Generalien insgemein vorausgeschickt, und sowohl diese als auch die einzelnen Materien und Spezialien chronologisch vorgetragen; die bloß temporellen Verfügungen scheint der Verf., wenn anders welche vorhanden waren, weggelassen zu haben. Es finden sich zwar hie und da einige, aber Rec. möchte

der

der Ausführung dieser zur Ehre des medicinischen Kollegien doch nicht gern den Schluß machen, daß nicht mehrere sollten statt gefunden haben. Die Geschichte der Lehranstalten ist vorzüglich etwas umständlich mitgetheilt; da aber zugleich die Motiven zu dieser oder jener neuen Einrichtung oder Verfügung angeführet sind: so hat auch diese Darstellung ihr Interesse und ihren Nutzen. Weil auch bey einzelnen Verordnungen eine chronologische Ordnung befolgt worden ist: so ist es natürlich, daß auch die ursprünglichen jetzt abrogirten oder doch modificirten angeführt worden. Ueberdieß ist Manches aus der Berliner Verfassung angeführt, entweder als bloßer Fingerzeig, oder nur bloß als eine historische Bemerkung, das aber immer zum doktrinellen Gebrauch dienen kann. In der Ueberzeugung, daß alle bisherigen Schriften die gerichtliche Arzneygelahrtheit mehr nur in Rücksicht auf das Wissenschaftliche des Medicinalwesens behandeln, daß es also noch an einer zusammenhängenden Uebersicht dessen fehlt, was nicht nur der Jurist von dem Materiellen, sondern mit ihm zugleich auch diese oder jene Medicinalperson, nach den Umständen, von der dabey zu beobachtenden Form und den rechtlichen Wirkungen derselben wissen muß, hat der Verf. da, wo er diesen Gegenstand behandelt, sein eigenes System darüber; versteht sich das eigentliche Wissenschaftliche des Medicinalwesens bey Seite gesetzt, und hauptsächlich nur in Rücksicht des Formellen, aufgestellt, so wie er sich solches aus seiner mannichfaltigen officiellen und anderer Erfahrung, und aus der Betrachtung der verschiedenen Verhältnisse nach und nach gebildet hat, und dabey die Preuß. Gesetze und Einrichtungen über jede Materie umständlich mitgetheilt. Gewiß verdient das System des Verf. alle Aufmerksamkeit, und Rec. fordert hier die künftigen Bearbeiter der gerichtlichen Arzneykunde auf, darauf Rücksicht zu nehmen. Es spricht hier ein geübter Sachkundiger, der um so mehr gehört zu werden verdient, weil er Jurist ist, und man den Aerzten gewöhnlich den Vorwurf macht, daß ihre Darstellung dieses Zweiges ihrer Kunst zu einseitig und den Juristen minder brauchbar sey. Bey jeder Materie sind die angezogenen Gesetzstellen und gesetzlichen Vorschriften buchstäblich mit ihrer eigenen Konstruktion und Orthographie angeführt, und auf die Werke, Sammlungen rc. woraus sie genommen, durch Abbreviaturen, deren Bedeutung im ersten Theil erklärt worden, verwiesen; auch die Stellen und [illegible] [illegible] in diesem Werk

gedacht wird, sind mit solchen Abkürzungen bezeichnet, wodurch freylich das Lesen etwas erschwert, aber an Raum beträchtlich gewonnen worden ist. Die Freyheit, die sich der Verf., leider aber nur zu selten, genommen hat, da wo es noch an nähern gesetzlichen Bestimmungen zu fehlen scheint, den Leser darauf aufmerksam zu machen, verdient den Dank des Publikums und die Aufmerksamkeit der Ressorts. Als Muster kann zwar die in diesem Werk geschilderte Schlesische Medicinalordnung nicht gerühmt werden, und der Sachkundige sowohl als der Menschenfreund wird noch eine Menge Lücken antreffen, die bey einer so gut geordneten Direktion in der Sache selbst auffallend sind; aber es giebt doch noch viele Länder, die sich einer solchen Medicinalverfassung nicht rühmen können, und Gott gebe, daß dieß Werk von den Regierungen der letztern zu ihrer Ehre und zum Wohl ihrer Bürger beherziget werde! Nur noch Einiges, was dem Rec. von einer oder der andern Seite merkwürdig schien. Die im Jahr 1793 im Coll. med. vorgekommene Frage: ob man die Hebammen nicht über die Pockenimpfung unterrichten solle, wurde verneint, und diese Verneinung auch durch ein Breslauer Kammerreskript genehmigt. Die Vieh- und Schweineschneider müssen vor Ertheilung der Koncession vom Colleg. med. examinirt werden! Auch unser sachkundige und erfahrne Verf. hält die Medicinalpraxis der Prediger für unzulässig, auch erklärt er sich mit Gründen gegen die unbedingte Praxis der Regimentsfeldscheerer. Selbst protestantische Hebammen sind verbunden, bey katholischen Aeltern, auf derselben Verlangen, den noch nicht völlig zur Welt gebrachten Kindern, wenn nur einige Zeichen des Lebens vorhanden sind, die Nothtaufe zu geben. In den Preußischen Staaten haben die Chirurgen den Rang vor den Apothekern. Der Verf. entscheidet gegen Uden, und behauptet, daß die Thatsachen eines Obduktionsscheines nur dann öffentlich Glaubwürdigkeit haben, wenn die Ausmittelung derselben von dem als Richter angestellten Rechtsverständigen gerichtlich vorgenommen, oder doch dirigirt worden ist. Die Verfügung, daß die Obducenten nicht befugt seyn sollen, die Inquisiten auf irgend eine Art zu vernehmen, leidet nach unserm Verf. alsdann eine Ausnahme, wenn aus der Sektion entweder nichts, oder doch nur sehr wenig Bestimmtes, ohne Wissenschaft der vor dem Tode vorangegangenen Umstände, geschlossen werden kann. Es sey nöthig den Defensoren zu befehlen, daß sie

sich

sich in ihren Defensionen alles dasjenige, was zur medicinischen Kunstverständigkeit gehört, enthalten, und sich bloß auf das einschränken, was aus dem Urtheile des Physicus, ohne solches zu censiren, und den übrigen ausgemittelten Faktis zum Urtheil des Inquisiten herzuleiten wäre. Das Einhängen und Waschen der rohen Leder in einem Fluß, könne allerdings der Gesundheit derjenigen nachtheilig werden, die hinter dem Einhangsort wohnen. Alle Seifensiedereyen sollen aus den Städten an entfernte Orte verlegt werden. Das Verkaufen des Pyrophorispulver ist den Apothekern und Materialisten an unbekannte Personen, den Krämern aber unbedingt untersagt. Der Verf. mißbilligt im Winter die öffentliche Taufe der Neugebornen in der Kirche, und das oft weite Herbringen derselben zur Taufe. Es ist wiederholt verboten, die Sommerkartoffeln früher als den letzten Julius, und die Winterkartoffeln früher als den letzten August zu Markte zu bringen und zu verkaufen. Die Verarbeitung des sogenannten Geitzes in der Tobakspflanze unterm Tobak ist noch erst neuerlich (1797) bey Konfiskations- u. anderer Strafe untersagt. Im J. 1800 verfügte das Ober-Kollegium Med. zu Berlin, daß weiße Niesewurz nie anders, als gegen Rezepte der approbirten Aerzte, und bey Viehkrankheiten bloß gegen glaubhafte Scheine dispensirt werden soll. Der Abschnitt von dem Einflusse der Bildung der Seele auf den körperlichen Zustand enthält auch nicht die kleinste sanctionirte Verordnung; sondern nur einige Wünsche des Verf. in Rücksicht der Aussetzung der Todten, des Todtengeläutes und des öffentlichen Vorsehens der Kranken, wie auch der Abstellung einiger den Aberglauben befördernder Meinungen und Gewohnheiten, z. B. der sympathetischen Kuren, und die in den Kalendern hin und wieder auch beybehaltenen Bemerkungen der Zeit des Aderlassens ꝛc. Freylich ist eine Medicinalpolizey der Kirchen und Schulen bis jetzt in fast allen Ländern noch ein pium desiderium; aber daß in dem Preußischen Staat, wo die Direktion der Medicinalverfassung so reichlich besetzt, und wenigstens besser, als in vielen andern Ländern, organisirt ist, auch sogar kein Bedacht auf sie genommen worden, ist doch auffallend. Selbst in den kaiserlichen Erbstaaten, wo doch die Hierarchie der medicinischen Gesetzgebung in dieser Hinsicht nicht günstig zu seyn scheint, ist dieser Theil der Medicinalpolizey nicht so ganz ohne Kultur geblieben, wie in den Preus-

stischen, wo doch wenigstens jetzt, und von dem Jahr 1790 keine nachtheiligen Gegenwirkungen statt finden; da Kirchen und Schulen näher und öffentlicher unter der Aufsicht des Staats stehen, als die innerliche Haushaltung der Bürger: so kann auch die medicinische Gesetzgebung bey ihnen oft noch zweckmäßiger und wirksamer ausgeübt werden. Zufolge eines Breslauischen Kammercirkulars vom 12. Dec. 1799 dürfen auch die jüdischen Leichen, bey der im allgemeinen Landrecht festgesetzten Strafe, nicht eher als nach dem Ablauf des dritten Todestages begraben werden ꝛc.; doch hat die verschiedene Meinung über diesen Gegenstand eine Assoziation der gegen die frühe Beerdigung stimmenden Mitglieder der jüdischen Gemeine veranlaßt, die ihre eigene vom König genehmigten Statuten hat; deren Inhalt hier aber leider nicht angegeben ist. Der V. führt zwar die Schlesischen Bäder und Gesundbrunnen als Gesundheitsanstalten ziemlich detaillirt historisch an; allein von einer dabey obwaltenden Brunnen- und Badepolizey sagt er kein Wort. Zur Beantwortung mancher Fragen über die Wirksamkeit des Breslauer Colleg. Med. führt Rec. noch an: daß das Personale desselben über die einzelnen Obliegenheiten noch mit keiner besondern Instruktion, so wie, außer dem Kanzellisten, mit keinem feststehenden Gehalt versehen ist; sondern sich mit den Sporteln begnügen, mithin alle königlichen allgemeinen Landespolizey- und Armensachen ex officio bearbeiten muß, welches denn freylich auf Seiten der Mitglieder eine Aufopferung voraussetzt, welche (in Vergleichung mit andern Staatsdienern) einzig in ihrer Art ist?

Ebh.

Auswahl aus dem Tagebuche eines praktischen Augenarztes, von *G. J. Beer*, der Arzneywissenschaft Doctor und ausübendem Augenarzte in Wien. Wien, bey Camesina. 1800. 32 S. 4. 10 gr.

Diese kleine Schrift macht den Anfang von einer Reihe von Programmen, womit Hr. Dr. B. uns bey jedesmaliger Eröffnung seiner Vorlesungen zu beschenken verspricht, und wodurch sich derselbe, wenn (wie es zu erwarten ist) alle

alle folgenden Stücke diesem ersten gleich seyn werden, gewiß den Dank des medicinischen Publikums erwerben wird. Nach der bey diesem Stücke befindlichen kurzen Vorrede, will der Verf. darin vorzüglich eine unpartheyische praktische, an mehrern Kranken angestellte Prüfung aller, von verschiedenen Aerzten im Fache der Augenkrankheiten vorgeschlagenen, neuen Heil- und Operationsmethoden liefern, so daß daraus eine ununterbrochene Geschichte aller, von jetzt an vorkommenden, wesentlichen Veränderungen und Verbesserungen der Augenarzneykunde entstehen soll — ferner kurze Anzeigen von neuen in dieß Fach einschlagenden Schriften, als Fortsetzung seiner Bibliotheca ophthalmica — und endlich Nachrichten für Augenärzte.

In diesem ersten Stücke handelt derselbe I) von der syphilitischen (nicht siphillitischen) Ophthalmie, und zwar a) von der sogenannten gonorrhoischen; b) von der eigentlichen venerischen; so daß er zuerst eine bündige, äußerst deutliche und vollständige Charakteristik von derselben giebt, und alsdann seine gewöhnliche Kurart so umständlich, als es in einem Programme sich erwarten läßt, hinzufügt. Dann folgen, als Anhang zu dieser Abhandlung, noch einige Bemerkungen über den ausgezeichneten Nutzen der Quecksilbereinreibungen bey der Phlegmone, bey der nach den Pocken entstehenden, und bey der arthritischen Ophthalmie; so wie auch bey der Verhärtung der Meibonischen Drüsen und den Häuten des Thränensackes. Hierauf folgt II) Geschichte einer Entzündung der Thränendrüse, die einen tödlichen Ausgang nahm; welche eigentlich nur, wie der Verf. auch selbst angiebt, als ein warnendes Beyspiel, wie viel der Arzt durch unzeitige Gutmüthigkeit und unvorsichtiges Nachgeben seinem Kranken und seinem eigenen Rufe schaden kann, erzählt ist; aber auch außerdem nicht ohne Interesse ist. Unter den Anzeigen neuer Schriften ist auch ein Auszug eines frühern Programmes von demselben Verf., enthaltend die Geschichte eines geheilten vollkommenen, von zurückgetretener Krätze entstandenen, schwarzen Staares.

Wenn alle Aerzte solche Tagebücher führten, und mit gleicher Offenherzigkeit und Ehrlichkeit interessante Auszüge daraus mittheilten: so würde die Arzneykunde wirklichen Gewinn davon haben. Nur etwas mehr Aufmerksamkeit auf

Schreibart und Sprache wäre zu wünschen; daß sich nicht Eitertriffen, Drüssengeschwülste, Ausflüssen, und dergleichen Irregularitäten einschlichen.

Fn.

Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft, entworfen von D. Theodor Georg August Roose, Professor zu Braunschweig. Zweyte verbesserte Auflage. Göttingen u. Braunschweig, bey Thomas. 1800. 418 S. 8.

Zwar enthält dieses Werk, das drey Jahre nach seiner ersten Ausgabe (s. N. A. D. B. LXII. S. 330.) hier beträchtlich vergrößert erscheint, weder imponirende Machtsprüche, noch gewagte Hypothesen; aber es hat einen größeren Werth, als es durch solche Gaben erlangen könnte, in der eben so bescheidenen als gründlichen Kritik, mit welcher es die Meinung der Physiologen, vorzüglich unserer Tage beleuchtet, und insbesondere jüngere Leser von der verderblichen Einseitigkeit und dem fesselnden Vorurtheile der Auktorität zurückhalten kann. Die Ordnung ist in dieser zweyten Ausgabe dieselbe geblieben; aber alles, was seit der Erscheinung der ersten in dem Gebiete der Physiologie Neues entdeckt und gesagt worden, hat der Verf. aus seiner reichen Belesenheit fleißig nachgetragen, und mit dem Alten in Zusammenhang gebracht, ohne von den Behauptungen in der ersten Ausgabe beträchtlich abzuweichen. Dieses gilt auch von dem wichtigsten Abschnitte des Buches, dem von der Lebenskraft, in welchem er weder die Stahlische, noch die Reilische, noch irgend eine andere bekannte Erklärungsart zureichend findet, und es bey der gegenwärtigen Lage der Sachen noch für rathsam hält, anzuerkennen, daß uns das ursächliche Verhältniß zwischen den Erscheinungen und den Eigenschaften der organischen Körper unbekannt sey. Die mechanischen und chemischen Wirkungen möchten, selbst dann, wenn wir das atomistische System gelten lassen, doch darin verschieden seyn, daß bey jenen die Körper einander nur auf den Oberflächen, der Ganzen oder der Theile, berühren; bey diesen aber einander ins Innere dringen, es mag nun seyn, daß dabey Atome mit Atomen in Berührung kommen, oder die verschie-

schiedenen Materien, welche sich mit einander mischen, ganz aufhören, als solche zu existiren, und aus ihnen eine ganz neue, das Gemisch entsteht rc. Reizfähigkeit sey das allgemeinste Merkmal des Lebens. (Wie aber, wenn selbst diese Reizfähigkeit im Wesentlichen bey den Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus, des Magnetismus, der chemischen Zersetzungen, z. B. des Schießpulvers, des Knallgoldes, rc. auch in unbelebten Körpern existirte? Wenigstens scheinen diese Wirkungen von denen in belebten nur dem Grade nach verschieden zu seyn.) In der Untersuchung, ob das Blut Lebenskraft habe, tritt der Verf. auf Blumenbach's Seite, und spricht ihm dieselbe ab, weil ihm die Reizfähigkeit fehle. Die ganz ungeheure Schmeicheley, welche der V. S. 86 dem Hrn. Schelling sagt, dessen Verdienste sonst Rec. gewiß nicht verkennt, muß ihm wahrscheinlich in einer Uebereilung seines warmen Eifers für Naturkunde entfahren seyn.

Fw.

Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft, von D. Lebrecht Friedrich Benjamin Lentin. Zweyter Band. Mit zwey Kupfern. Leipzig, bey Crusius. 1798. VIII und 279 S. 8. 1 Rh.

Der erste Band dieser schätzbaren Beyträge, womit der Verf. durch diesen neuen Abdruck seine gemachten Bemerkungen in mehrere Hände bringet, ist bereits im XLVII. Bde der N. A. D. Bibl. S. 97 angezeigt worden. In gegenwärtigem Bande finden wir manche lehrreiche Beobachtung über Epidemien von Masern, Pocken und Ruhr; ferner die schon bekannte Abhandlung von ihm über die Krankheiten des Gehörs, und nachgetragene neuere Erfahrungen über die Heilart des schweren Gehörs; besonders aber verschiedene kleine Abhandlungen, die der Verf. zu dem Hufelandischen Journale geliefert hatte, aufs neue durchgesehen und verbessert, auch erweitert, z. B. über den Gebrauch der Phosphorsäure, auch innerlich, bey den colliquativen Schweißen der Schwindsüchtigen zur großen Erleichterung und Verminderung, wobey aber der Kranke harntreibende Getränke trinken muß. Die gute Wirkung des Bisams mit flüchti-

gem Bernsteinsalze vermischt gegen den kalten Brand wird bestätiget. Die vorzüglichste Abhandlung ist aber unter andern die, über den Unterschied zwischen Rheumatism und Gicht. Wir wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, seine fernern Bemerkungen noch mitzutheilen, wodurch er mehr Nutzen für die Arzneywissenschaft stiften kann, als Andere durch die feinsten Entwürfe und spekulativen Systeme, deren Nutzen so sehr problematisch ist und bleiben wird.

Ef.

Abbildung der Gefäfse, welche man in der Operation eines männlichen Schenkelbruches sorgfältig zu schonen hat. Durch *Gerard Vrolik*. Amsterdam, bey Holtrop, 1800. 3 Kupf. nebst 1 B. Text. gr 4. 16 gr.

Der ganze Titel besteht aus einer Anrede des Herausgebers an das Publikum, worin er sich über die Entstehung dieser Kupfer erklärt, und aus einer Erläuterung der auf den Kupfern vorkommenden Buchstaben. Die Abbildungen selbst stellen auf der ersten in Umriß, und auf der zweyten ausgezeichneten Tafel, außer dem Bauchfelle und dem untern sehnigten Theile des äußern schrägen Bauchmuskels oder dem Fallopischen Leistenbande, den Saamenstrang, die Schenkelschlagader, die Bauchdeckenarterie, die äußere Schaamschlagader, die äußere Schaamblutader, die große oder innere Hautblutader des Schenkels, die Schenkelnerven und den Schenkelbruch auf der rechten Seite, im Bauchfelle eingeschlossen vor. Auf der dritten Tafel ist der Saamenstrang durch den sehnigten Theil des äußern schrägen Bauchmuskels bedeckt, und der Bauchring vorgestellt. Rec. findet bey der Menge anderer und besserer, d. h. genauer und richtiger gezeichneten anatomischen Abbildungen, diese Tafeln sehr überflüssig.

Kg.

Gedichte.

Bürklin's auserlesene Gedichte, zum Besten der verunglückten Schweizer. Bern, bey Stämpfli. 1800. 20 Bog. gr 8. 3 Rh. 8 Kr.

Der Verfasser bestimmte den Ertrag dieser, auf Subskription angekündigten Gedichte, zur Unterstützung seiner, während des letzten Krieges ins Elend gerathenen Landsleute. Das vorgedruckte Subskribentenverzeichniß, welches mehr als zweytausend Namen enthält, giebt einen erfreulichen Beweis, daß diese edle Absicht in einem, in unsern Tagen seltenem Maaße, erreicht worden ist.

Die Vorrede zu diesen Gedichten entwirft ein herzerschütterndes, leider! nur zu wahres Gemälde des mannichfachen, unübersehbaren Unglücks, in welches der Aufenthalt der fremden Armeen und die beyspiellosen Erpressungen Rapinat's und seiner Helfershelfer, die sonst so glückliche Schweiz gestürzt haben. Von ganzer Seele stimmen wir in den Wunsch des Verfassers S. XI ein: »daß das Schicksal »der Schweiz nach so viel Stürmen und Ungewittern wie»der heitre Tage schenken, und sie eine Freystätte der ver»folgten Tugend, eine gastfreye Gegend für Wanderer, die »Ruhe, Frieden, Sitteneinfalt, süße Erinnerungen und »Trümmer alter Freyheit suchen, werden lassen möge!«

So sehr wir die edle menschenfreundliche Absicht, welche den Verf. zur Herausgabe dieser Gedichte bewog, schätzen, — so gerne wir dem ächten Biedersinne, der wahren Religiosität und reinen Tugendliebe, welche daraus hervorleuchtet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so leid ist es uns, über ihren ästhetischen Werth kein günstiges Urtheil fällen zu können. Sie sind, dem bey weitem größesten Theil nach, ins Versmaaß gezwängte und oft sehr nachläßig gereimte Prose, ohne allen dichterischen Schwung; und wimmeln überdieß von Härten und Helvetismen. Das *dulcia poëmata sunto* des Horaz scheint dem Verf. ganz fremd geblieben zu seyn. —

Wir wollen dieses Urtheil, welches hart scheinen könnte, durch Beyspiele, welche sich fast auf allen Seiten darbieten, zu rechtfertigen suchen. S. 31. Z. 1:

»Er gebot den Finsternissen,
»Roher Klumpe, rege dich!«

S. 38. Z. 3. 4. 5. v. u.

»Ich lese gern in staubigter Chronike
»Die Heldenthaten alter Zeit;
»Doch niemals wünschte sie mein Stolz zurücke ꝛc.«

S. 98. Z. 4. 5:

»Lieben magst du. — Nicht bloß sinnlich lieben,
»Sollst du; Welk' der Unschuld Knospe nicht!«

(statt: mache nicht, daß die Knospe der Unschuld welkt!)
S. 102. Z. 11 ff.

»Ein jeder Tag schleppt mit sich eigne Sorgen,
»Wer Morgens lebt, weißt Gott! ich lebe heut.
»Wer eine Schneppe glaubt im Neste noch zu haschen;
»Fängt öfters eine Maus, geht satt mit leeren Taschen.
»Ein bisgen Käs, das ich gleich essen kann,
»Ist besser, als am Spieß ein Auerhahn.«

S. 121. Z. 13:

»Nicht solche (Thräne) die beym brausenden Festin.«

S. 178. Z. 4:

»Ists Philomele, welche Töne?
»Nein, Muse, nein. Es ist Climene,
»Die sie aus ihrer Kehle zieht.«

Welch ein widriges Bild! —

Ge.

Romane.

Faustins des jüngern Reisen und Thaten im schwindelnden Jahrzehend der Freyheit, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Leipzig, bey Weygand. 1799. 331 S. 1 Rg.

Die geharnischte Vorrede, so wie die witzelnde und ganz entbehrliche Einleitung, versprechen nicht viel Gutes. In dem Buche selbst giebt es manche Stelle, die auf einen verständigen Mann von gesunden Grundsätzen schließen läßt, und ein

eine geübte Feder verräth. Dahin gehört z. B. S. 192:
»Es erregt eine wehmüthige Empfindung, wenn man be-
»merkt, und das kann man sehr oft bemerken, daß einige
»Deutsche Schriftsteller geflissentlich bemüht sind, die Ge-
»mälde der Liebe in ihren Romanen mit den üppigsten Far-
»ben zu schildern. Was wollen die Herren dadurch bewir-
»ken? Interesse und Theilnahme? Das ist, mit ihrer Er-
»laubniß, ein schändliches Mittel; und von ihren Talenten
»legt es nur ein höchst zweydeutiges Zeugniß ab, und be-
»weist höchstens, daß sie die Venus vulgivaga mehr kennen,
»als die himmlische. — Darum bist du so groß, edler La-
»fontaine, und unsere Mütter können dich ohne Sorgen in
»den Händen ihrer Töchter sehen.« — Schade nur, daß
diese schönen Worte, aus dem Munde unsers Verf. kom-
mend, nicht ihre volle Wirkung thun können! Denn unmit-
telbar vorher erzählt er, daß er selbst der irdischen Venus
ein unerlaubtes Opfer gebracht habe; und im vierten Kapi-
tel spricht er sogar von seiner Liebschaft mit einer verehelich-
ten Frau, und spricht sehr leichtsinnig darüber. Das hätte
Lafontaine sicher nicht gethan. Wer ein Strafgedicht schreibt,
muß nicht seine eigenen Schwächen und Uebereilungen zur
Schau tragen. Auch kleidet der Gernwitz, der hier so oft
zum Vorschein kömmt, Niemanden, am wenigsten einen
Schriftsteller, der, wie unser Vf., etwas Besseres zu sagen
weiß.

Den richtigen Stoff, welchen die Idee eines jüngern
Faustins darbietet, hat der Verf. nicht gehörig benutzt;
er hat ihn zu einer Kinderjacke verschnitten. Warum setzte
er auf den Titel: im schwindelnden Jahrzehend der
Freyheit, am Ende des philosophischen Jahrhunderts,
wenn er das weite Feld, das er dem Leser dadurch öffnete,
wollte fast ganz brach liegen lassen?

Die Anekdote S. 271, die mit den Worten anfängt:
er steht des Nachts u. s. w. ist falsch, nach allem zu ur-
theilen, was man sonst von dieser Dame weiß. Es paßt nicht
einmal das ben trovato, se non e vero darauf. Wer wird
solche unverbürgte Sagen in die Welt hinein schreiben!

Kz.

Häusliches Glück; oder die rechtschaffene Wittwe im Kreise ihrer Kinder. Von der Verfasserinn der Lotte Wahlstein. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1798. 18 B. 8. m. 1 K. 22 gr.

Die Familie, deren häusliches Glück der Verf. hier erzählt, wohnt vermuthlich, damit es desto mehr auffallen soll, in einem abgelegenen Hause in der Lüneburger Heide. Die Mutter, eine rechtschaffene, fleißige und verständige Wittwe, hat zwey Söhne in Militärdiensten, eine Tochter, welche verheirathet ist, und noch drey andere, welchen sie eine vernünftige häusliche, und so viel es sich bey einem kleinen Jahrgehalte von zwey hundert Thalern thun lässet, auch anständige Erziehung zu geben sucht. Diese Familie schränkte ihren Umgang anfänglich bloß auf die Familie des benachbarten Predigers ein. Da aber dieser weiter befördert wird, und ein junger unverheiratheter Mann, welcher eine Mutter und eine Schwester hat, und auch gleich bey seiner Einführung eine Braut bekommt, an seine Stelle kommt, ein Französischer Officier sich in der Nacht verirrt, und von ihnen beherberget wird, und der eine Sohn seine Mutter und ihre Nachbarn besucht: so bekommt die Familie dadurch mehrere Bekanntschaften, und die Töchter werden nach und nach glücklich verheirathet; bis auf eine, welche zu ihrer Schwester nach Frankreich ziehet.

Ob nun gleich in diesem Roman nicht weniger als 6 bis 7 Heirathen vorkommen: so ist er doch äußerst mittelmäßig. Man hört zwar immer erzählen, daß alle sammt und sonders gut gesinnt und glücklich sind; aber man sieht es nicht in ihren Handlungen. Der merkwürdigste, aber auch unwahrscheinlichste Vorfall ist wohl unstreitig der, daß ein Paar junge Männer ihre Bräute gegen einander austauschen, obgleich man in ihrem vorhergehenden Benehmen nichts weniger als Leichtsinn wahrnimmt, und daß dieser Handel in wenigen Tagen zur Richtigkeit gebracht wird. Was die Briefe am Ende für eine Absicht haben, welche die eine Tochter der Wittwe aus Frankreich schreibt, nachdem die Heirathsgeschichten sammt und sonders zu Ende sind, läßt sich kaum errathen.

Du.

Hinko von Waldstein mit der eisernen Tasche. Geistergeschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert. Zweyter Theil. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1797. 242 S. 8. 14 gr.

Der erste Theil ist in des XXVIten B. 1s St. S. 119 N. A. D. B. angezeigt. Der Vf. hat die Bitte des damaligen Rec., uns mit dem zweyten Theil zu verschonen, nicht statt finden lassen. Es geht hier, wie im ersten Theil, bunt durch einander, und zuletzt kommt der Held zur Ruhe, und lebt mit Frau und Kindern glücklich, wie es sich, der poetischen Gerechtigkeit nach, gehört.

Om.

Sesostris, Pharao von Mizraim. Eine Geschichte der Urwelt. Bremen, bey Wilmans. 1796 u. 1797. Erster Theil 466 S. mit den Anmerkungen 482 S. Zweyter Theil 512 S. und mit den Anm. bis S. 543. 3 Rt. 8 gr.

Ein Halbroman, oder wie es der V. eigentlich (wohl sehr uneigentlich) nennen möchte, ein Zwitter, der die Art und Weise, wie Prinzen erzogen werden müßten, in einem Beyspiel zeigen soll. Wären diese weitläuftigen Anstalten durchaus zu einer vollkommenen Erziehung nöthig: so würde sie wahrhaftig selten statt finden. Indessen ist nicht zu läugnen, daß sehr viel Gutes in diesem Buche vorkomme, als S. 72. 73 und an mehrern Stellen; nur Schade, daß die Regeln, die z. B. für den Unterricht und die Erziehung festgesetzt werden, in den angeführten Beyspielen selbst nicht immer befolgt sind. Wie gehört wohl S. 66 die Größen- und Vernunftlehre, die theoretische und praktische Mathematik, Physik, u. s. w. für Knaben von acht Jahren? Wie besteht das, was S. 87. 88. 95. 96 u. s. w. gelehrt wird, mit der Deutlichkeit und Bestimmtheit, welche, als die nothwendigsten Eigenschaften des Unterrichts, mit Recht gefordert werden? Wie ist es möglich, daß die Knaben es so weit in allen Theilen der Weltweisheit haben bringen können, als S. 99 angegeben wird? Denn man

beden-

bedenke, daß die Knaben noch nicht vierzehn Jahre alt sind; das werden sie erst nach S. 102, und nun gehen sie zu dem höhern Unterricht über. Dahin wird wieder Manches gezogen, was mit größerm Rechte nicht dahin gehört, z. B. der Unterricht über die Ichtyophagen, die Entdeckung der Schiffahrt, u. s. w. Was S. 133 ff. über die Sprache gesagt wird, ist meistens Deklamation, nicht Unterricht, man höre, S. 139: »der Sterbliche, der dieß Mittel, den flüch»tigen Geist nicht nur in Worte, sondern in Buchstaben zu »fesseln, erfand; er wirkte als ein Gott unter den Men»schen.« Aus allen Wissenschaften werden Proben des zufälligen Unterrichts gegeben; aber wie weitläuftig ist die Beschreibung von Aegypten S. 318? wie ermüdend die Beschreibung der Stadt und des Tempels von Diospoli? S. 321 — Ueberall wird das Fuß- und Ellenmaas aufs genauste angegeben; was das hier für Nutzen für einen Prinzen haben soll? — S. 328 heißt die Bibliothek eine Geistesapotheke. — Am Ende finden die Knaben die (Kantische) Philosophie in Stein gehauen, mit allen Terminologieen, als Intelligenzen, Sinnlichkeit, u. s. w. Wie gedrängt dieser Unterricht seyn müsse, ist leicht zu errathen. Desto weitläuftiger wird der Verf. in der Geschichtskunde. Alle Fabeln über Osiris und Isis, sogar (S. 41 und 42 des zweyten Theils) die Sage, von einem verlornen Gliede des Osiris, das die Fische gefressen hat, und dessen Bild zur Verehrung in dem Tempel aufgehängt wurde, werden so umständlich vorgetragen, daß man sich durchaus einen schlechten Begriff von dem Kopfe eines Prinzen machen müßte, der sich überwinden konnte, diese unwichtigen Dinge zu lesen. Zur Strafe müßte er sie lesen, oder auch um — Geduld zu lernen. — Der Unterricht über Gesetze gehört zu sehr in die Reihe der nöthigen Kenntnisse, als daß er übergangen werden konnte. Aber auch hier ist zu weit ausgeholt. Es werden die verschiedenen Systeme der praktischen Philosophie und das Kantische (104) mit eingeflochten, und überhaupt Dinge herbeygezogen, wovon man in Sesostris Zeiten nichts wußte. Kurz, man wird dieß Buch schwerlich unterhaltend finden, so sehr es sich auch durch Kupfer, Druck und Papier empfiehlt. Die Anmerkungen, welche beyden Theilen angehängt sind, enthalten meistentheils solche Stellen der Alten, aus denen der Verf. seine Nachrichten über Aegypten schöpfte, und zeugen von

dem

dem Fleiße und der Belesenheit des Verf.; welche aber in einem eigenen Werke über Aegypten mehr an ihrem Orte gewesen wäre, als in diesem Halbromane.

Lp.

Der Ring. Ein Schauergemälde aus der wirklichen Welt. Von M. A. S. Maurer. Leipzig, bey Kramer. 1799. 191 S. 8. 12 gr.

Meggen Bocksbarts Freyherrn von Bocksbartsberg Abentheuer und Weiber. Leipzig, bey Linke. 1800. Erster Band. 264 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Oder:

Komische Romane. Von dem Verfasser der drey Männer im Feuerofen ꝛc.

Herr M. Maurer behauptet in der Vorrede zu Nr. 1, daß gegenwärtiger Geschichtserzählung etwas mehr als bloßer Roman zum Grunde liege, daß sie ein wahrer Vorfall aus der wirklichen Welt sey. So wenig dieß auch Rec. zu untersuchen vermag: so ist ihm doch das ganze Ding zu schauerlich, zu empörend und zu verworren vorgekommen, als daß er es empfehlen könnte, und darum bescheidet er sich gern, nicht zu den Gebildeten zu gehören, für welche der Verf. geschrieben haben will.

Vergebens hoffte Rec. nach so gräulichen Ausdrücken und Bildern in Nr. 2 einige Erholung zu finden; aber leider war es eine der gewöhnlichen Sudeleyen, womit unsre allzeit fertigen Büchermacher Zeit und Papier verschwenden. Der Vf. dieses Machwerks kann unmöglich einige Begriffe davon haben, welchen großen Aufwand von Erfindung und eigenthümlicher Laune die Gattung der komischen Romane erfordere, sonst würde die Lesewelt damit verschont geblieben seyn. Der Gegenstand sowohl als die Ausführung desselben sind höchst trivial und elend, die Sprache ist unedel

edel und gemein, und das komische Gewand geschmackloser Witz.

Eb.

Naide, oder das Mädchen aus dem Morgenlande. Eine Geschichte aus der Vorzeit, vom Verfasser der Hütte am Felsen. Erster und zweyter Theil. Frankfurt a. M., bey Macklot. 1800. 248 S. 8.

Der sehr bescheidene Verf. ist so wenig für seine Arbeit eingenommen, daß er vielmehr manche Unvollkommenheiten derselben selbst eingesteht, und sie der billigen Nachsicht der Recensenten überläßt. Dieß Geständniß macht daher die Kritik größtentheils unnöthig. Indessen kann Rec. versichern, daß es dem V. nicht an Talent fehlt; daß seine Sprache, einige Kleinigkeiten abgerechnet, rein und gut, seine Poesie, welche er selbst für Nachahmung ausgiebt, fließend ist, und Verwickelungen und Abentheuer, als das gewöhnliche Hauptwerk der Romane, ihm in dem großen Romanenpublikum Leser mit Recht verschaffen werden, obgleich sein Mädchen aus dem Morgenlande, nicht genug im orientalischen Kostüm erscheint.

Agnes, oder das wunderbare Unglück. Eine wahre Geschichte der Vorzeit. Leipzig, bey Supprian. 1800. 18 Gr.

Sollte man nicht glauben, das Ritterwesen in unserer literarischen Welt werde endlich seine Zeit überlebt haben? Vors erste sind die Rittercharakter und Scenen mit allen ihren Verzierungen so sehr erschöpft und abgebraucht, daß nichts Neues mehr erfunden werden kann. Ueberdem hat der philosophische kaltprüfende Geist unsers Zeitalters, welcher Wahrheit vom Scheine und Ehre vom Prunk nur allzu einleuchtend trennt, jenes Ritterwesen für einen beschimpfenden Auswuchs der menschlichen Gesellschaft erklärt. Auch kann die immer mehr siegende Humanität, jene un-

geschliffene Rohheit der Sitten und Denkungsart wohl schwerlich noch angnehm finden. Wie könnte man auch an den Sitten der alten Ritter noch Geschmack finden; da man nicht einmal mehr geneigt ist ihre Rechte anzuerkennen: Daß aber kriegerischer Muth und Tapferkeit nicht nöthig habe, durch Versetzung in jenes Zeitalter sich zu entzünden, beweisen die so häufigen und auffallenden Beyspiele unserer Zeiten, welche, so wie ein höheres und reineres Princip, so auch mehr wahren Ruhm, Verdienst und Nutzen haben. Desto unangenehmer ist es noch immer, auf Produkte dieser Art zustoßen, welche besonders weder durch Handlung und Charakterzeichnung, noch auch durch Sprache übr die Menge der gewöhnlichen sich erheben, und also auch nur auf die gewöhnlichen Leser Anspruch machen können. Rec. bedauert, daß er gegenwärtigen Roman in keine andere und höhere Klasse setzen kann.

Goldchen, oder das Zigeunermädchen, v. C. A. Seidel. Zweyter Theil. Köthen, bey Aue. 1800. 1 Rg.

Wir können uns hier mit der bloßen Anzeige begnügen, und uns auf die Beurtheilung des ersten Theils um so mehr berufen, da gegenwärtiger dem vorigen größtentheils ähnlich ist. Leser, welche bey dem ersten Theile ihre Rechnung fanden, werden auch hier befriediget werden, obgleich Rec. zur Partey des Gegentheils gehört.

Abentheuer des Junkers aus der Haide, von Baldrian Schnurr und Kaspar Klaus. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1800. 404 S. 8. 1 Rg. 4 gr.

Wenn dieser Roman auf Leser stoßen sollte, welche Geschmack an ihm fänden: so wäre es ein Glück für ihn, und ein schlimmes Zeichen in Absicht auf die Welt und ihren Geschmack. Was mögen doch Schriftsteller dieser Art für Begriffe haben von Natur, Wahrheit, Schicklichkeit, Feinheit,

heit, Witz, Laune und Satyre, oder auch im Gegentheil vom Trivialen, Faden, Plumpen ꝛc. da sie das erste von sich wähnen, und nicht wissen, daß sie in dem letzten Falle sich befinden. Wenn sein Julchen zu ihm sagt: daß dich die Wissenschäftler zu Jena, Leipzig, Gotha, Kiel, und wo sie ihre Herberge sonst noch haben mögen, vor aller Welt an den Pranger stellen, daß du dich vor keinem ehrlichen Menschen mehr darfst sehn lassen, ohne roth zu werden, wie ein Schulknabe, der Knipschen gekrigt hat — und er darauf erwiedert: Ach, das hat nichts zu sagen. Autoren haben eine gar harte Stirn! Und wenn sie mich dann auch herunter machen: so schreib ich eine tüchtige Antikritik, das macht berühmt — so wollen wir ihm weder Gelegenheit geben, auf uns zu zürnen, noch auch durch uns berühmt zu werden. Er mag vielmehr sein Urtheil über sich selbst aussprechen, und der Leser von Geschmack wird ihn auf einmal ganz kennen, wenn wir ein Paar Stellen die erste vom Anfange, die zweyte am Ende abschreiben. — Prolegomena von Baldrian Schnurr. Ich saß an meinem Tische, und schrieb mit großem Eifer. Bisweilen hielt ich einen Augenblick ein, sann nach, dann sprang ich auf, lief in der Stube auf und ab, setzte mich wieder, kapte meine Feder entzwey, guckte in das Petermännchen, oder in die zwölf schlafenden Jungfrauen, welche mit andern klassischen Werken dieser Art malerisch vor mir aufgethürmt lagen, und dann fieng ich wieder an, mit neuem Enthusiasmus und neuer Hurtigkeit meiner Finger zu schreiben. Indem trat Julchen herein. — Nun, nun, so wild! Aber, was hast du denn? Der Daus, was der Mensch schreibt, wie ihm die Feder fliegt! und was er so roth aussieht! wie unser Truthan, wenn du in deinem Scharlachnen Bratenrocke über den Hof gehst. Er: Ich beschwöre dich bey allen neun Musen und bey Foibos Appollon obendrein, laß mich gehn ꝛc. S. 403. So gehe denn hin, liebes Büchlein, gehe hin in alle Welt! Amüsire, wenn du kannst, Heyden und Christen, Juden und Judengenossen. Wir, Baldrian Schnurr und Kaspar Klans, beyde für einen und einer für beyde, danken für die (supponirte) Aufmerksamkeit, mit der du, o Leser, uns angehört hast. Willst du mehr von uns hören: so geb ich dir aufrichtig und ohne Falsch den guten Rath: Kaufe dieß Werklein fleißig, daß mit

mit unser Verleger seine Waare bald absetzt, und wir künftig ein besseres Honorar bekommen; denn Louisd'ors, ihr Leser, sind die Rippen, welche die Maschine der menschlichen Gesellschaft zusammenhalten. —

So fahre hin, mein Baldrian,
Zugleich mit deiner Schnurre.

Wb.

Schöne und bildende Künste.

Anfangsgründe der Tanzkunst, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Menuet und die Françoisen. Von J. F. Martinet, Tanzmeister zu Lausanne. Aus dem Französischen. Mit Kupfern. Leipzig, bey Leupold. 1798. 5 Bog. 12. 12 gr.

Die zufällige Verspätung dieser Anzeige, und der Umstand: daß diese kleine Schrift kein Deutsches Originalprodukt, sondern aus dem Französischen übersetzt ist, veranlassen uns zu einer sehr summarischen Nachricht von derselben.

Sie ist zur Wiederholung des in den Tanzstunden erhaltenen Unterrichtes, und für diejenigen Aeltern bestimmt, welche ihren Kindern keinen Tanzmeister halten können. Die Anfangsgründe der Tanzkunst, die Lehre von den fünf Stellungen und der Verbeugungen, so wie die Anweisung, die Menuets und Françoisen mit Anstand und Gewandtheit zu tanzen, sind faßlich und vollständig vorgetragen; auch entsprechen die, zu mehrerer Verdeutlichung der gegebenen Anleitung beygefügten 9 Kupfertafeln ihrem Zwecke.

Wa.

Weltweisheit.

Grundlage des Naturrechts, nach Principien der Wissenschaftslehre, von Joh. Gottlieb Fichte. Jena, bey Gabler. Erster Theil. 1796. 8. 229 S.

S. Zweyter Theil, oder angewandtes Naturrecht. 1797. 269 S. 1 Rt. 21 gr.

Aus dem Idealismus des Verf., aus einigen Kantischen Lehren im Naturrechte, und aus einigen Ideen älterer Philosophen, ist gegenwärtiges Naturrecht erwachsen. Daß es also manches Neue und Abweichende enthalten muß, ist hieraus leicht zu ermessen; besonders wenn man weiß, daß es unserm Verf. nicht an Gaben fehle, die Dinge aus ganz fremden Gesichtspunkten anzusehen. Es unterscheidet sich von allen uns bekannten Theorien dieser Wissenschaft dadurch hauptsächlich, daß alles, und selbst der Gegenstand des Naturrechts, die Menschen, a priori mit Nothwendigkeit deducirt werden, und daß alles, was man bisher im außergesellschaftlichen Naturrechte abhandelte, die Lehre vom Eigenthume und von den Rechten des Beleidigten in das gesellschaftliche, nämlich in das Staatsrecht versetzt; was hingegen von den mancherley Arten der Verträge, dem Verleihen, Vermiethen, dem Kaufe, u. s. w. sonst vorgetragen wird, ganz übergangen wird. Der Verf. hat nämlich von diesem allen ganz andere Begriffe, als man sonst zu haben pflegte. Daß die Dinge einmal auch aus diesem Standpunkte angesehen werden, ist heilsam, damit man einsehe, wie weit man mit einer solchen Theorie reiche, und, nachdem man alles geprüft hat, das Gute desto besser behalte. Ob die Wissenschaft selbst hierdurch gewonnen hat, d. i., ob diese neue Theorie in ihr bleibend muß aufgenommen werden? ist eine andere Frage, die wir sogleich zu beantworten suchen wollen, wenn wir erst einige andere Bemerkungen werden vorausgeschickt haben.

Seitdem es bey unsern neuesten Philosophen Sitte geworden ist, die leichte Faßlichkeit als Oberflächlichkeit, und seichte Popularität anzusehen, sucht Jeder die gemeinsten Sachen auf eine ungemeine Art vorzutragen, und das Konkrete in die allerabstraktesten Formeln zu hüllen. Von dieser Seuche ist auch Hr. Fichte bekanntlich nicht wenig angesteckt, und dieß trägt nicht wenig dazu bey, das Lesen und Studieren dieses Buches höchst beschwerlich und unangenehm zu machen. Dieß ist vorzüglich der Fall bey dem Anfange desselben, der die Anwendung der idealischen Theorie auf das Naturrecht enthält, und *a priori* deducirt, was alle

vorige Naturrechtslehrer als ausgemacht voraussetzten, daß es vernünftige Wesen und mehrere Menschen-Individuen giebt, die mit einander in einem gewissen Verkehr stehen. Unser Verf. glaubte dieß streng erweisen zu müssen, um die Realität der Wissenschaft sicher zu stellen, und dem Begriffe des Naturrechts seinen Inhalt, und seine Bedeutung zu sichern; allein unsers Erachtens hätte er es hier gar füglich beym Alten lassen können. Denn einmal reicht er damit doch nicht aus; sondern muß am Ende, wenn es zu den einzelnen Gegenständen des Rechts kommt, seinem eigenen Geständnisse nach, doch zum Empirischen seine Zuflucht nehmen; und zweytens ist dieß allem Ansehen nach der Grund, warum er durch Uebergehung der mancherley Arten von Verträgen, die doch in der Anwendung des Naturrechts höchst wichtig sind, seine Wissenschaft unvollständig gelassen, und vom Kaufen, Miethen, Verleihen, u. s. w. nichts gesagt hat. Diese Dinge nämlich dürften sich a priori schwerlich ableiten lassen. Drittens ferner ist, so viel Rec. einsieht, durch diese idealische Theorie nichts gewonnen, indem durch sie das Daseyn, oder das nothwendige Denken äußerer Gegenstände und anderer Menschen, um nichts gewisser und begreiflicher gemacht ist, weil die ganze Herleitung bloß in abstrakten Worten besteht, die, auf bestimmte Bedeutung zurückgeführt, nicht die geringste Ueberzeugungskraft erhalten. Es ist daher äußerst zu bedauern, daß mit solchem leeren Wortkram so viel edle Zeit, und noch edlere Geisteskraft vergeudet wird, ja was noch mehr ist, daß unerfahrnen Jünglingen durch den Vortrag auf den Kathedern, statt brauchbarer, und in ihrem künftigen bürgerlichen Leben anwendbarer Kenntnisse, der Kopf mit leeren Worten, und das Herz mit gehaltlosem Weisheitsdünkel gefüllt wird. Die Welt ist, was sie ist, und bleibt was sie ist, man mag darüber eine Theorie haben, welche man will; man sollte daher jungen Leuten, die nicht zum bloßen Spekuliren bestimmt sind, solche Theorien, wie die idealistische, oder andere transscendentale, gar nicht vortragen; sondern sie mit demjenigen Theile der Wissenschaften bekannt machen, der im bürgerlichen Leben angewandt wird; jene subtile Theorien hingegen bloß dem großen Publikum vorlegen, damit nur die Liebhaber der Spekulation, und alle, die Muse und Beruf dazu haben, sich damit befaßten, und die Sache aufs Reine brächten. Jetzt hingegen geht man gerade den

verkehrten Weg, und bringt die allerabgezogensten Spekulationen zuerst an die unerfahrnen und ununterrichteten Jünglinge, die am wenigsten darüber urtheilen, und meistens am wenigsten davon Gebrauch machen; freylich aber am leichtesten ihres Lehrers System durch blindes Anbeten ausbreiten können.

Damit dieß unser Urtheil nicht ohne Begründung bestehe, wollen wir einige Sätze dieser idealischen Spekulation ein wenig näher beleuchten. Nach dem Verf. ist alle bisherige Philosophie, außer der seinigen, nichts als bloße Formular-Wissenschaft. Er hebt also in der Einleitung damit an, den Unterschied zwischen einer reellen philosophischen Wissenschaft, und einer bloßen Formular-Philosophie zu bestimmen. Daraus soll denn natürlich weiter hervorgehen, daß auch das Naturrecht das einzige reell wissenschaftliche ist, gegen welches alle übrigen nichts als leere Formeln enthalten. Nun gründet sich dieß Naturrecht zuletzt auf den transscendentalen Idealismus, und die Wissenschaftslehre; also sind diese beyden auch für das Studium dieser Wissenschaft schlechterdings unentbehrlich. So wird der unerfahrenen, jedem hochfahrenden Lehrer leicht glaubenden Jugend die Wissenschaftslehre als durchaus unentbehrlich vorgestellt, und so wird sie verleitet, die kurze kostbare Zeit des Studierens auf der Akademie mit den abstraktesten und dunkelsten Raisonnements zu verderben!

Die Feststellung jenes eben erwähnten Unterschiedes hebt mit folgendem Satze an: »der Charakter der Vernünftigkeit besteht darin, daß das Handelnde und das »Behandelte Eins sey, und ebendasselbe, und durch diese »Beschreibung ist der Umkreis der Vernunft, als solcher »erschöpft.« Ein Jüngling, der diesen Satz seines angestaunten Lehrers zum erstenmale hört, wird vielleicht durch den hohen Ton und das heilige Dunkel desselben in die tiefste Bewunderung versetzt werden; daß aber ein solcher nicht das geringste deutlich dabey denkt, getrauen wir uns freylich zu versichern. Aus dem Gesichtspunkte des gemeinen Lebens läßt sich nichts dabey denken; denn wer ein Buch vernünftig behandelt, will nicht, und kann nicht wollen, daß er und sein Buch Eins sey und dasselbe; wer einen Menschen vernünftig behandelt, will nicht, und kann nicht wollen, daß er und jener Andere Eins sey und dasselbe;

vielmehr liegt uns hier alles daran, daß der Handelnde und das Behandelte Zwey bleiben; sonst würden wir gar bald in die traurigste Einöde und Langeweile verfallen, wenn wir darauf ausgiengen, zu machen, daß alles außer uns mit uns Eins würde und dasselbe. Hat dieser Jüngling also vom transcendentalen Idealismus und dessen willkührlichen Sätzen noch kein Wort vernommen: so denkt er nichts bey diesem Kraft- und Kernspruche. Hat er das aber etwa schon: so fällt ihm vielleicht bey, daß dieser Philosophie zufolge Subjekt und Objekt Eins seyn soll, und daß also alle Vernunft darauf ausgeht, diese Einheit durch das Denken zu Stande zu bringen. Sieht er sich denn aber genauer nach der völligen Verdeutlichung des erhabenen Ausspruches um: so verfällt er unfehlbar wieder in neue Dunkelheiten. Denn selbst nach dieser Theorie soll und kann das Handelnde und Behandelte nicht völlig Eins werden und dasselbe. Das Handelnde nämlich ist das Ich, das Behandelte sind dessen Vorstellungen und Gedanken; nun aber will und kann die Vernunft auch hier nicht darauf ausgehen, daß die Vorstellung das Vorstellende selbst, daß der Gedanke das Denkende selbst, mithin jeder Gedanke ein Ich werde. Unser Jüngling denkt also abermals bey diesem Satze zuverläßig nichts; je weniger er aber denkt, desto mehr bewundert er. Wir Andern aber, die wir nicht Jünglinge mehr sind, wundern uns, wie man so etwas Philosophie nennen, und wie man dem Publikum einbilden kann, Sätze und Behauptungen wie diese überträfen an Wahrheit und Gründlichkeit alles, was bisher Philosophie geheißen hat. So wenig wir unsers Orts dieses ganz unerwiesene und ganz unerklärte Axiom für erwiesen halten: eben so wenig ist erwiesen, was gleich darauf folgt: »der Sprachgebrauch hat diesen erhabenen »Begriff« (der Vernünftigkeit), »für diejenigen, die dessen »fähig sind, d. h. für diejenigen, die der Abstraktion »von ihrem eigenen Ich fähig sind, in dem Worte Ich »niedergelegt; darum ist die Vernunft überhaupt durch »die Ichheit charakterisirt worden.« Der Jüngling, welcher diese willkührlichen Vorspiegelungen hört oder liest, ergreift es mit tiefer Ehrerbietung, weil er sich zu der Abstraktion von seinem eigenen Ich noch nicht für fähig hält, und erwartet sehnsuchtsvoll, bis ihm mit der Zeit durch jene Abstraktion das Licht darüber aufgehen wird; er erwartet

das um so demuthsvoller, als ihm denn auch zuletzt jener erhabene Begriff in seiner ganzen Größe entgegen glänzen wird. Wir Andern, die wir nicht mehr Jünglinge sind, können nicht umhin, diese ganze Behauptung unhaltbar zu finden; da wir sehr klar sehen, daß Ich und Vernunft, Ichheit und Intelligenz sehr weit entfernt sind, einerley zu seyn. Es hat Hrn. Kant gefallen zu lehren, das Ich bedeute das Selbstbewußtseyn, und zwar das Selbstbewußtseyn in seiner höchsten Allgemeinheit, abstrahirt von allen besondern Gegenständen, von allem Empirischen, und mithin sey Ich und Intelligenz einerley. Diesen neuen Satz haben seine Nachfolger unbesehens angenommen, und die neuesten Idealisten, welche sich rühmen, den Erfinder der Kritik der reinen Vernunft allein recht und vollkommen zu verstehen, ohnerachtet er selbst nicht so verstanden seyn zu wollen erklärt hat, haben aus diesem Satze mehrere Folgerungen zu Gunsten ihres Systemes hergeleitet. Er ist aber bey dem allen, (mit dem Wohlwollen der neuen und neuesten Philosophen sey es gesagt,) unstatthaft; sonst würde der Satz: ich habe Bewußtseyn, nichts anders sagen, als: das Selbstbewußtseyn hat Bewußtseyn; der, ich empfinde, nichts anders, als: das Selbstbewußtseyn empfindet, u. s. w. welches offenbar ungereimt ist. Das Wörtlein Ich hat auf das Selbstbewußtseyn und die Vernunft keine nothwendige und ausschliessliche Beziehung; sondern es wird als Subjekt gebraucht, wenn wir über uns selbst reflektiren, und das Resultat einer solchen Reflexion in Worte fassen. Es bezeichnet alsdenn die Vorstellung, die Jeder nach seinen vorigen Erfahrungen sich von sich selbst gemacht hat, mithin in eines Jeden Munde nicht allemal Eins und dasselbe; sondern bey dem Einen eine gewisse Gestalt und Bildung, bey dem Andern gewisse Wirksamkeiten und Vermögen des Gemüthes. So heißt der Satz: ich habe Bewußtseyn, dem Einen, der sich mehr von der körperlichen Seite kennt: das was ich unter dieser Gestalt bisher mir vorgestellt habe, und was ich auch unter dieser Gestalt hier vorzeige, hat Bewußtseyn; bey dem Andern, der sich mehr von seiner geistigen Seite bekannt geworden ist; das was ich als empfindend und begehrend mir bisher vorgestellt habe, und was ich mich als solches hier erweise, hat Bewußtseyn. In sofern des Verf. ganze folgende Theorie darauf beruht, daß das Ich nichts ist als Vernunft, und daß

also alles an und in ihm aus der Natur der Vernunft abgeleitet werden muß, steht so diesemnach als leere Hypothese da; denn das Ich, von welchem er ausgeht, mehr nichts als Intelligenz ist, hat er nicht bewiesen und kann er nie beweisen.

Aber die Art, wie er aus der bloßen Vernunft alles andere abzuleiten sucht, hat keine Haltbarkeit. Wir wollen, dieß zu zeigen, eine kleine Reihe seiner Deduktion hersetzen, und sie mit einigen Anmerkungen begleiten. »Was für ein »vernünftiges Wesen da ist, ist in ihm da; aber es ist nichts »in ihm, außer zu folge eines Handelns auf sich selbst; was »es anschaut, schaut es in sich selbst an; aber es ist in ihm »nichts anzuschauen als sein Handeln, und das Ich selbst ist »nichts anders als ein Handeln auf sich selbst. — Jenes »innere Handeln des vernünftigen Wesens geschieht entwe»der nothwendig, oder mit Freyheit. Das vernünftige We»sen ist lediglich, in wiefern es sich als seyend setzt, d. h. in »wiefern es seiner selbst sich bewußt ist. — Indem das »vernünftige Wesen handelt, wird es seines Handelns sich »nicht bewußt, denn es selbst ist ja sein Handeln, und nichts »anders; das aber, dessen es sich bewußt wird, soll außer»halb dessen liegen, das sich bewußt wird, also außerhalb »des Handelns, es soll Objekt, d. i. das Gegentheil des Han»delns seyn. Das Ich wird nur desjenigen sich bewußt, »was ihm in diesem Handeln und durch dieses Handeln »(bloß und lediglich) entsteht, und dieses ist das Objekt des »Bewußtseyn, oder das Ding. — Dieses in einem noth»wendigen Handeln Entstehende, wobey aber das Ich seines »Handelns aus dem angezeigten Grunde nicht bewußt wird, »erscheint selbst als nothwendig, d. i., das Ich fühlt sich in »der Darstellung desselben gezwungen. Dann sagt man, das »Objekt habe Realität. Das Kriterium aller Realität ist »das Gefühl, etwas darstellen zu müssen, wie es dargestellt »wird.«

Hier soll erklärt werden, wie wir dazu gelangen, Objekte anzunehmen, obgleich keine vorhanden sind, und alles bloß unsere Vorstellungen ist. Dazu ist nun vors erste eine stets wirksame Kraft in unserm Innern erforderlich; und diese findet Hr. Fichte in dem Ich und seiner wesentlichen Selbstthätigkeit. Nun ist es freylich wahr, daß der Begriff der Vernunft auf Selbstthätigkeit führt; aber ein-

mal ist Selbstthätigkeit noch keine stäte Thätigkeit; sie kann auch, wer weiß wie lange, ruhen, mithin erklärt sich hieraus noch nicht, woher wir wachend stets mit Vorstellungen und Objekten uns beschäfftigen, und unaufhörlich Gegenstände produciren oder setzen. Zweytens muß erwiesen werden, daß wir Menschen nichts sind als Vernunft; denn wäre in uns etwas anders noch: so würde nicht erhellen, daß wir aus uns selbst alles allein hervorziehen, weil dann auch wohl Manches leidentlich in uns könnte aufgenommen werden. Dieser Beweis, daß unser Ich nichts als Vernunft ist, wird hier vergeblich gesucht, indem alles auf dem willkührlich bestimmten Begriffe des Ich beruht. Sobald dieser nicht zugestanden wird, so wie kein Grund da ist, ihn nothwendig zugestehen zu müssen, verschwindet sogleich jene pure Selbstthätigkeit, und daß im Ich nichts anzuschauen ist, als sein Handeln. Es beruht demnach diese ganze Fichtische Theorie auf einer willkührlichen Voraussetzung. Zur Ableitung der Objekte aus unserm Setzen allein ist drittens erforderlich, daß das vernünftige Wesen manchmal mit Nothwendigkeit handele; denn beym Vorstellen von Gegenständen fühlen wir, daß diese uns aufgedrungen worden. Wir fragen hier, woher weiß der Verf., daß das Handeln des vernünftigen Wesens zuweilen mit Nothwendigkeit verbunden ist? Aus dem Begriffe desselben doch wohl schwerlich; denn diesem ist dieß sogar entgegengesetzt; selbstthätig seyn, und aus Nothwendigkeit handeln, heben einander auf. Er weiß es also nicht anders, als entweder aus der Erfahrung; (und dann ist seine Theorie, die alles a priori herleiten soll, und wobey auf die armen Philosophen, die auf Erfahrungen sich berufen, als auf arme Wichte herabgesehen wird, in einem Widerspruche mit sich selbst befangen,) oder er nimmt es nur an, weil es zur Aufführung seines philosophischen Gebäudes erforderlich ist, (und dann ruht dieses abermals auf willkührlichen Voraussetzungen.) Zur Ableitung der Objekte ist viertens erforderlich, daß der Grundsatz feststehe, »alles Seyn, sowohl das Ich, als das Nicht-Ich, ist eine »bestimmte Modifikation des Bewußtseyns.« Dieser große Grundsatz aller Idealisten hat zwar von einer Seite großen Schein; er ist aber doch auf einer andern offenbar einseitig und falsch. Ist nämlich das vernünftige Wesen lediglich, in wiefern es seiner sich bewußt ist; wie in aller Welt

kommen wir denn dazu, mit unerschütterlicher Festigkeit zu glauben, daß wir auch im festesten traumlosen Schlafe, in den tiefsten Ohnmachten, und in tagelangen Catalepsen sind? Ist das etwa ein bewußtloses Bewußtseyn? wie denn Hr. Fichte oft mit diesen Worten spielt! Wie in aller Welt kommen wir dazu, mit der festesten Ueberzeugung, die uns kein Idealist nehmen kann, zu glauben, daß wir in der vorigen Minute, der vorigen Stunde, dem vorigen Jahre, vor funfzig Jahren schon waren, und in diesem Augenblicke noch die nämlichen sind? Muß nicht dann nothwendig unser ganzes Seyn nur momentan seyn, wie unser ganzes Bewußtseyn es ist? Da wir also das Seyn auch von dem gebrauchen, dessen wir uns nicht bewußt sind: so ist offenbar jene idealistische Bestimmung zu eingeschränkt und bloß willkührlich. Aus diesen Voraussetzungen erwächst folgende Erklärung der Entstehung des Objektes: das vernünftige Wesen ist sich seines Handelns nicht bewußt, sondern bloß dessen, was durch dieß Handeln entsteht, daher sieht es das für etwas Anders, als sich selbsten für das Objekt an. Da aber das Objekt in einem nothwendigen Handeln entsteht: so fühlt sich das vernünftige Wesen in der Darstellung gezwungen, und schreibt daher dem Objekte Realität zu. Wer nicht genau auf alles Acht gegeben hat, was in uns vorgeht, wenn wir ein Objekt vor uns zu haben glauben, kann leicht wähnen, hier sey alles aufs tiefsinnigste erklärt. Ein noch im Denken ungeübter Jüngling, der vor Hrn. Fichtens oder Hrn. Schellings Katheder sitzt, läßt sich daher leicht verleiten, die neue und unerhörte Aufklärung, die ihm hier geboten wird, als die größte und wahrste Entdeckung mit frohem Beyfalle zu umarmen. Jeder Andere hingegen erblickt hierin große Lücken, und, was noch ärger ist, ein Spiel mit leeren Worten. Fürs erste, ein Objekt entsteht nicht dadurch, daß wir handeln, und des Handelns uns nicht bewußt sind; denn so müßte eine Vorstellung, oder der Verstand selbst, wenn ich mich mit dem beschäfftige, mir in eben dem Sinne Objekt seyn, worin der Ofen, oder der Hund mir Objekt ist, und ich könnte den letzten nicht als etwas außer mir, den ersten als etwas nur in mir Vorhandenes ansehen, weil ich bey beyden meines Handelns mir nicht bewußt bin. Fürs zweyte, wenn

 das

das vernünftige Wesen seines Handelns sich nicht bewußt ist, wie kommt es dazu, von seinen eigenen bewußtlosen Handlungen sich Vorstellungen zu machen? Fürs dritte, das Gefühl der Nothwendigkeit, d. i., daß wir gewisse Handlungen nicht selbstthätig verrichten, macht allein nicht die Realität der Objekte aus, denn im Anfalle vom heftigen Fieber, oder auch bey andern Unordnungen der Phantasie begleiten uns gewisse Phantasmen unabwehrlich, wie z. B. Bonnet, Nicolai, Penker und Andere sie beschrieben haben, und dennoch hielten sie diese nicht für wirkliche Objekte. Es ist in der Empfindung von der Gegenwart großer Objekte etwas, das in diesem Gefühle der Nothwendigkeit nicht ist, das aber sich in Worten nicht füglich fassen läßt, wenigstens nicht so, daß man es allen handgreiflich machen könne, wie denn in allen unsern Empfindungen ein feiner Geist liegt, der in der Wortdarstellung allemal sich verflüchtigt. Daher kommt es, daß bloße Wortschilderungen uns so leicht hintergehen, und glauben machen, es sey alles vollkommen und richtig dargestellt, so oft wir nicht lebhaft vor Augen haben, was in der Empfindung enthalten ist. Daher konnten die Cartesianer ehemals in ihrer, eben so wie die Fichtische, leer subtilen Theorie es sehr scheinbar machen, daß die Thiere bloße Maschinen wären; konnten aber dennoch den geraden, und mehr auf die Empfindung, als auf die Subtilität der Worte sehenden Verstand nicht überführen. Gerade so ergeht es unsern jetzigen Idealisten auch! daß aber auch Hrn. Fichte's so subtil scheinende Theorie nichts als leere Worte giebt, erhellt bald aus folgenden Bemerkungen. »Das Ich,« heißt es, »wird sich nicht sei»nes Handelns selbst, sondern nur dessen bewußt, was ihm »in diesem Handeln, und durch dieses Handeln entsteht. »Dieß letztere verwandelt sich in das Objekt.« Also das Handeln, und was durch das Handeln entsteht, wären doch zweyerley! Wie sie es sind, ist schlechterdings nicht zu begreifen. Entsteht durch das Handeln etwas anders als ein Handeln: so ist es ja falsch was oben gesagt ward, daß ein Ich nichts als ein Handeln ist. Ist es aber ein Handeln, was durch das Handeln entsteht, oder ist es vielmehr nichts als das Handeln selbst, was entsteht: so kann es von diesem Handeln nicht unterschieden, und als etwas anders nicht zum Bewußtseyn gebracht werden.

Alle unsere Vorstellungen, Gedanken und Bilder, die wir durch innere Anstrengung hervorbringen, sind ja nichts, als unsere Handlungen, nicht etwas, das durch diese Handlungen in uns erst entsteht; sie sind diese Handlungen selbst, und können folglich von diesen Handlungen nicht anders als in leeren Worten unterschieden werden. Hrn. Fichtens Distinktion sagt also schlechterdings nichts, und wie die neuesten Idealisten, die allein sich selbst zu verstehen versichern, hier sich selbst verstanden haben, möchten wir gern wissen. Oder wäre etwa die Meinung die, daß das Handeln nur das Allgemeine, das dadurch Entstehende, das Besondere, individuell Bestimmte der Handlung ist? Auch dann ist nichts als ein leerer Wort-Unterschied vorhanden, denn das Individuelle, oder die nähern Bestimmungen des Handelns sind wieder nur in Gedanken von dem Allgemeinen trennbar, in der That aber mit dem Allgemeinen Eins und dasselbe, da bekanntlich nichts Allgemeines, als solches, außer dem Verstande existirt.

Diesem neuesten Idealismus zufolge geht Alles was ist, und was wir als Objekt und objektiv betrachten, aus uns selbst hervor. Um demnach das Naturrecht zu begründen, muß Herr Fichte einen andern als den gewöhnlichen Weg gehen, und zeigen, wie sowohl der Begriff eines Naturrechtes, als auch mit ihm dessen Objekte, nämlich andere Menschen außer uns, und das Verhältniß derselben zu einander, worauf sich das Recht gründet, aus gewissen nothwendigen Handlungen der Vernunft hervorgehen. Dieß bewegt ihn, in seine Theorie des Idealismus weiter einzugehen, und aus ihr demonstriren zu wollen, was andere Naturrechtslehrer als ausgemacht voraussetzen. Zwar hätte er dieß auch füglich thun, und sich zu dem Ende auf die weiter ausgeführte Wissenschaftslehre berufen können; da er aber diesen Weg für vorzüglicher gehalten hat: so wollen wir ihn auch hier noch ein wenig begleiten.

Im ersten Hauptstücke deducirt er den Begriff vom Rechte; im zweyten die Anwendbarkeit desselben; im dritten wendet er diesen Begriff systematisch an, und schreitet also zur Rechtslehre selbst fort.

Die

Die Deduktion des Rechtsbegriffes besteht in folgenden vier Sätzen: »ein endliches vernünftiges Wesen kann »sich selbst nicht setzen, ohne sich eine freye Wirksamkeit zu»zuschreiben; durch dieses Setzen seines Vermögens zur »freyen Wirksamkeit, setzt und bestimmt das Vernunftwe»sen eine Sinnenwelt außer sich; das endliche Vernunftwe»sen kann eine freye Wirksamkeit in der Sinnenwelt sich »selbst nicht zuschreiben, ohne sie auch andern zuzuschreiben, »mithin, auch andere endliche Vernunftwesen außer sich an»zunehmen; das endliche Vernunftwesen kann nicht andere »endliche Vernunftwesen außer sich annehmen, ohne sich zu »setzen, als stehend mit denselben in einem bestimmten Ver»hältnisse, welches man das Rechtsverhältniß nennt.« Ist der Beweis jedes einzelnen Satzes bündig, dann hat freylich der Verf. geleistet, was er verhieß; ist er das nicht, dann sieht es mit der ganzen Theorie sehr mißlich aus. Wir haben uns oben so etwas von Wortkrämerey entfallen lassen; damit dieß nicht übel gedeutet werde, wollen wir es mit neuen Belegen zu befestigen suchen. Der Beweis des ersten Satzes lauter so: »soll ein Vernunftwesen sich als sol»ches setzen: so muß es sich eine Thätigkeit zuschreiben, de»ren letzter Grund schlechthin in ihm selbst liege. In sich »selbst zurückgehende Thätigkeit überhaupt, ist Charakter »des Vernunftwesens. Das Setzen seiner selbst, ist ein »Akt dieser Thätigkeit. Das aufgestellte Vernunftwesen ist »ein endliches; aber ein endliches Vernunftwesen ist ein sol»ches, das auf nichts reflektiren kann, als auf ein Begränz»tes. Demnach müßte die in sich zurückgehende Thätigkeit »eine begränzte seyn, das heißt, es müßte außer ihr noch »etwas geben, und durch das Reflektirende zu-setzen seyn, »welches nicht diese Thätigkeit, sondern derselben entgegen»gesetzt wäre. Seine Thätigkeit in der Weltanschauung »kann das Vernunftwesen nicht als eine solche (freye) se»tzen; denn diese soll ja vermöge des Begriffs nicht in das »Anschauende zurückgehen, nicht dieses, sondern vielmehr »etwas, das außer ihm liegen, und ihm entgegengesetzt seyn »soll, eine Welt, zum Objekt haben. Aber dasselbe kann »eine Thätigkeit, wie wir sie suchen, der Welt, welche »das Begränzende derselben seyn würde, entgegensetzen, »und um sie entgegensetzen zu können, dieselbe erzeugen; »und wenn eine solche Thätigkeit die einzige Bedingung der

»Mög-

»Möglichkeit des Selbstbewußtseyns ist: so muß das Gefor»derte geschehen. Mithin wird eine solche Thätigkeit, und »das Setzen derselben nothwendig angenommen.« Unter einer freyen Wirksamkeit versteht Hr. Fichte, nach Kant, eine solche, die von keinem Grunde außer ihr abhängt, d. i. die eine Handlung schlechthin anfängt. Daß eine solche der Vernunft wesentlich ist, halten wir nicht für klar durch sich selbst; der Erfahrung zufolge ist die menschliche Vernunft wenigstens nicht eine solche, die sie zu ihrer Wirksamkeit gewisser anderer Dinge außer ihr durchaus bedarf, und ohne äußere Einflüsse schlechterdings unthätig bleiben muß. Es hätte also dieser Satz eines Beweises gar sehr bedurft. Dem geraden Menschenverstande nach kommt zwar der Vernunft eine Selbstthätigkeit zu; aber keine von allem Aeussern ganz unabhängige. Erlaubt sich die Philosophie willkührlich Sätze als Grundsätze aufzustellen, dann kann sie beweisen was sie will; dann aber ist alles Philosophiren auch nichts mehr als ein methodisches Phantasiren. Mit dem Satze ferner, daß der Charakter des Vernunftwesens in sich selbst zurückgehende Thätigkeit ist, wird nichts gesagt. Denn dieß ist ein bildlicher Ausdruck, dessen sich schon die Alten, und namentlich Plato, bedienten, wenn sie das Denken als eine Kreisbewegung beschrieben. Bey einer Thätigkeit, die aus sich selbst heraus, und in sich selbst wieder hineingeht, wissen wir uns nichts Klares zu denken. Gleichwohl bauen alle neueste Idealisten auf diese Thätigkeit alles, und spielen sonach mit bloßen Worten. Hr. Fichte spricht im Anfange von einem Vernunftwesen überhaupt, und versteht auch nur ein solches überhaupt; wie denn nach Kantschen Grundsätzen das Ich, oder die Intelligenz, nicht bloß ein menschliches Ich, sondern ein Vernunftwesen an sich bezeichnet. In der Anwendung fühlt er nun, daß mit einem solchen nichts anzufangen ist; und daher schiebt er ganz gemach ein endliches Vernunftwesen unter. Wir fragen billig, wie kommt er dazu? Was berechtigt ihn zu diesem Schritte? Woher weiß er, daß unser Ich ein endliches Vernunftwesen ist? Doch wohl nur aus der Erfahrung! Ist aber das, wo bleibt denn die Berühmung, daß in dieser idealistischen Theorie über alle Erfahrung hinausgegangen, und alles rein *a priori* deducirt werden soll? Die ferneren

Fol-

Folgerungen beruhen sämmtlich darauf, daß wir, um uns unserer selbst bewußt zu werden, uns von andern Dingen unterscheiden, und mithin außer uns etwas Anders annehmen. Hätte Hr. Fichte das vorher gesagt, und das Selbstbewußtseyn ein wenig erklärt: so würde das ganze Raisonnement Licht bekommen haben; so aber bleibt alles dunkel, und man muß erst eine Weile herumrathen, bis man inne wird, wohin alles geführt werden soll. Hierauf gründet sich nämlich die Behauptung, daß etwas außer uns, oder eine Welt gesetzt werden, und daß die Thätigkeit, wodurch die Welt gesetzt wird, von der, wodurch wir uns selbst setzen, verschieden seyn muß. Hieraus aber erhellt auch sofort, daß dieser Erweis nichts weniger als apodiktische Festigkeit hat, und wissenschaftliche Erkenntniß gewährt. Wir erkennen nämlich diesen Satz bloß aus der Erfahrung, und er verschafft uns demnach keine Erkenntniß a priori; auch finden wir ihn bey Hrn. Fichte, wie bey allen seinen Nachbetern, immer als ausgemacht vorausgesetzt, wie a priori demonstrirt. Nun aber hat die Erfahrungskenntniß keine Nothwendigkeit. Wollte man sich darauf berufen, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können, wie wir unsrer selbst uns bewußt werden können, wenn wir nichts außer uns annehmen: so würde dadurch noch nicht erhärtet werden, daß das Gegentheil unmöglich ist; denn man hat darzuthun, daß es widersprechend ist. Auch würde dem entgegen stehen, daß wir uns gar wohl ein fortgeführtes Selbstbewußtseyn denken können, wenn auch alle Aussenwelt weggenommen würde. Ein zum Selbstbewußtseyn einmal gelangter Mensch, wenn alle Pforten sinnlicher Wahrnehmungen ihm verschlossen würden, wenn er nicht hörte, nicht sähe, nicht schmeckte, nicht fühlte, noch röche, warum sollte er nicht sein Selbstbewußtseyn dennoch behalten können? Finden wir doch nicht, daß den Menschen, welchen einer, oder gar zwey ihrer Sinne verloren gehen, dadurch ein Stück ihres Selbstbewußtseyns entrissen wird? Es scheint also hieraus hervorzugehen, daß eine Aussenwelt uns zwar nothwendig ist, unser Selbstbewußtseyn entstehen zu lassen, daß sie aber deswegen keine absolut nothwendige Bedingung jedes Selbstbewußtseyns ist. Diesen Bemerkungen zufolge steht es um die gerühmte apodiktische Festigkeit des neuen Philosophiesystems sehr mißlich aus.

Eine der Folgerungen, von der oben berührten Theorie, die auch der Verf. selbst aufstellt, macht dieß Aussehen noch bedenklicher. »Es wird behauptet,« spricht er, »daß »das praktische Ich, das Ich des ursprünglichen Selbst»bewußtseyns sey; daß ein vernünftiges Wesen nur im Wol»len sich unmittelbar wahrnimmt, und sich nicht, und dem»zufolge auch die Welt nicht wahrnehmen würde, mithin »auch nicht einmal Intelligenz seyn würde, wenn es nicht »ein praktisches Wesen wäre. Das Wollen ist der ei»gentliche wesentliche Charakter der Vernunft.« Wir unsers Ortes finden hier beynahe so viel Steine des Anstoßes, als Sätze da sind: Erstens das Handeln, oder die Aeußerung der Selbstthätigkeit im Handeln, soll unmittelbar wahrgenommen werden; hat aber Hr. Fichte nicht oben ausdrücklich behauptet, daß das Ich seiner Thätigkeit selbst sich nicht bewußt ist? Hat er nicht daraus zu erklären gesucht, wie es zugeht, daß wir uns als leidend, und mit Nothwendigkeit bestimmt fühlen? Zweytens soll ein vernünftiges Wesen sich selbst, und also auch die Welt nicht wahrnehmen, wenn es sich nicht als wollend wahrnimmt; hat aber Hr. Fichte nicht kurz vorher zum Grunde gelegt, daß zum Selbstbewußtseyn, also zum Wahrnehmen seiner selbst, das Setzen einer Welt nothwendig sey? Hat er sich demnach hier nicht in einen höchst gefährlichen Wirbel verwickelt? Drittens widerspricht diese neue Behauptung aller Erfahrung, und Allem, was man bisher gesunden Menschenverstand genannt hat; denn, daß das Wollen im eigentlichen Sinne, das Denken voraussetze, und daß man im strengen Verstande nichts wollen kann, was man nicht kennt, ist aus den Begriffen völlig klar, und von dem gesunden Menschenverstande in den alten Satz gelegt: ignoti nulla cupido.

Wir übergehen den zweyten Hauptsatz in der angeführten Demonstration, weil wir schon Anfangs darüber Verschiedenes bemerkt haben, und wenden uns zum dritten, worin behauptet wird, daß das endliche Vernunftwesen sich keine freye Wirksamkeit in der Sinnenwelt zuschreiben kann, ohne andere endliche Vernunftwesen außer sich anzunehmen. Dieser Satz nun ist bloß willkühr-

lich

lich hingesetzt, und ist schon an sich unhaltbar. Nehmt an, es existirten nichts als leblose und vernunftlose Wesen außer uns, sollten wir deswegen nicht frey handeln, nicht nach eignen Gutfinden Anordnungen aller Art unter ihnen treffen können? Und wenn das ist, sollten wir nicht durch Reflexion über unser Verfahren diese unsre Freyheit und Selbstthätigkeit bemerken, und uns zuschreiben können? Hr. Fichte beruft sich zwar darauf, daß der Mensch nur unter Menschen sich ausbilden kann; wird aber nicht inne, daß hierdurch noch lange seine Behauptung nicht befestigt wird. Ohne menschlichen Umgang würden wir freylich zu einem hohen Grade der Ausbildung nicht gelangen; aber folgt daraus, daß wir uns, bis zu der ganz nahe liegenden Bemerkung unserer Wirkung auf leblose und vernunftlose Wesen, nicht ausbilden könnten? Sollten die Halbmenschen, welche man hie und da in den Wäldern wild gefunden hat, gar nichts davon gewußt haben, daß es bey ihnen stünde, über einen Fluß zu setzen, oder dahinter zu bleiben? Sich gegen ein Thier zur Wehre zu setzen, oder die Flucht zu nehmen? Fichtens Beweis lautet so: das vernünftige Wesen soll sich als freyes Wesen finden; es muß sich also Objekte entgegensetzen; und zwar andere Vernunftwesen als Objekte; denn es soll sich finden als sich selbst bestimmend, und dieß kann nur geschehen, wenn es zur Selbstbestimmung durch Gegenstände aufgefordert wird. Diese Gegenstände müssen demnach selbst Vernunft besitzen, und ihre Anforderungen verstehen. In diesem Beweise, den Hr. Fichte weitläuftig auseinander setzt, finden wir gar keinen bündigen Zusammenhang. Es ist widersprechend, daß, indem nach der obigen Theorie das Objekt gesetzt wird, als etwas, das keine Selbstthätigkeit enthält, weil es mir dadurch zum Bewußtseyn kommt, daß wir uns dabey nicht selbstthätig fühlen; dennoch hinterher ihm Vernunft und Selbstthätigkeit verliehen werden soll. Kann wirklich ein Objekt überhaupt nicht anders gesezt werden, als durch Entgegensetzung der Selbstthätigkeit, und durch Hemmung aller Thätigkeit; wie ist es denn möglich, ein selbstthätiges vernünftiges Objekt außer uns zu setzen? Diesen Widerspruch fühlt Herr Fichte selbst; aber er hilft sich hier, wie überall, wo er auf Widersprüche stößt; er behauptet, der Widerspruch

muß

muß gehoben werden, und so nimmt er von der vorigen Behauptung so viel zurück, bis es aussieht, als ob der Widerstreit wegfiele. Jeder Unbefangene sieht aber auf den ersten Blick, daß dieß nichts als leere dialektische Wortkrämerey ist; denn ist der erste Satz streng und allgemein wahr: so kann von ihm nachher nichts zurückgenommen, mithin der Widerspruch nicht vereinigt werden. Dieß zeigt auch die Art der Vereinigung des vorliegenden Widerspruches selbst: »beyde Sätze,« heißt es, »sind vollkommen vereinigt, wenn wir uns denken ein »Bestimmtseyn des Subjekts zur Selbstbestimmung.« Dieß dünkt uns nichts geringers, als ein hölzernes Schüreisen; denn ist das Subjekt bestimmt, wird es durch etwas außer ihm, oder außer ihm Gesetztes, bestimmt: so ist keine Selbstbestimmung mehr vorhanden. Auch dieser Hauptsatz ist also nichts weniger als apodiktisch erwiesen; vielmehr zeigt der Widerspruch, den Herr Fichte gar nicht gehoben hat, daß er falsch angenommen, und also durch ihn das idealistische System nicht gestützt werden kann.

Wir wenden uns zum vierten Satze; daß nämlich das endliche Vernunftwesen nicht noch andere endliche Vernunftwesen außer sich annehmen kann, ohne sich zu setzen, als stehend mit demselben in einem bestimmten Verhältnisse, welches man das Rechtsverhältniß nennt. Der erste Theil dieses Satzes, daß freye, endliche Vernunftwesen in gewissen Verhältnissen zu einander stehen, ist sehr leicht begreiflich; aber daß unter diesen gerade diejenigen mit enthalten sind, die das Rechtsverhältniß ausmachen, ist ganz willkührlich angenommen. Vom bloßen Vernunftwesen ist das nie zu erweisen. Denn die Vernunft, nach ihrem ganz eigentlichen Begriffe, enthält kein Vermögen zu *actionibus transeuntibus*, und wo die fehlen, da ist von keinem Rechte je die Rede, weil die Wesen auf einander nicht, zwingend wirken, sich einander nichts mittheilen können. Zwar hat die neueste Philosophie die Vernunft praktisch machen wollen; allein sie hat dennoch nicht erwiesen, daß die Vernunft als solche, und durch sich allein, auf Handlungen Einfluß hat, noch weniger, daß in ihr wesentlich ein Vermögen enthalten ist, außer sich zu wirken. Nimmt man aber auch

mal ist Selbstthätigkeit noch keine stäte Thätigkeit; sie kann auch, wer weiß wie lange, ruhen, mithin erklärt sich hieraus noch nicht, woher wir wachend stets mit Vorstellungen und Objekten uns beschäfftigen, und unaufhörlich Gegenstände produciren oder setzen. Zweytens muß erwiesen werden, daß wir Menschen nichts sind als Vernunft; denn wäre in uns etwas anders noch: so würde nicht erhellen, daß wir aus uns selbst alles allein hervorziehen, weil dann auch wohl Manches leidentlich in uns könnte aufgenommen werden. Dieser Beweis, daß unser Ich nichts als Vernunft ist, wird hier vergeblich gesucht, indem alles auf dem willkührlich bestimmten Begriffe des Ich beruht. Sobald dieser nicht zugestanden wird, so wie kein Grund da ist, ihn nothwendig zugestehen zu müssen, verschwindet sogleich jene pure Selbstthätigkeit, und daß im Ich nichts anzuschauen ist, als sein Handeln. Es beruht demnach diese ganze Fichtische Theorie auf einer willkührlichen Voraussetzung. Zur Ableitung der Objekte aus unserm Setzen allein ist drittens erforderlich, daß das vernünftige Wesen manchmal mit Nothwendigkeit handele; denn beym Vorstellen von Gegenständen fühlen wir, daß diese uns aufgedrungen worden. Wir fragen hier, woher weiß der Verf., daß das Handeln des vernünftigen Wesens zuweilen mit Nothwendigkeit verbunden ist? Aus dem Begriffe desselben doch wohl schwerlich; denn diesem ist dieß sogar entgegengesetzt; selbstthätig seyn, und aus Nothwendigkeit handeln, heben einander auf. Er weiß es also nicht anders, als entweder aus der Erfahrung; (und dann ist seine Theorie, die alles a priori herleiten soll, und wobey auf die armen Philosophen, die auf Erfahrungen sich berufen, als auf arme Wichte herabgesehen wird, in einem Widerspruche mit sich selbst befangen,) oder er nimmt es nur an, weil es zur Aufführung seines philosophischen Gebäudes erforderlich ist, (und dann ruht dieses abermals auf willkührlichen Voraussetzungen.) Zur Ableitung der Objekte ist viertens erforderlich, daß der Grundsatz feststehe, »alles Seyn, sowohl das Ich, als das Nicht-Ich, ist eine »bestimmte Modifikation des Bewußtseyns.« Dieser große Grundsatz aller Idealisten hat zwar von einer Seite großen Schein; er ist aber doch auf einer andern offenbar einseitig und falsch. Ist nämlich das vernünftige Wesen lediglich, in wiefern es seiner sich bewußt ist; wie in aller Welt

kom-

kommen wir denn dazu, mit unerschütterlicher Festigkeit zu glauben, daß wir auch im festesten traumlosen Schlafe, in den tiefsten Ohnmachten, und in tagelangen Catalepsen sind? Ist das etwa ein bewußtloses Bewußtseyn? wie denn Hr. Fichte oft mit diesen Worten spielt! Wie in aller Welt kommen wir dazu, mit der festesten Ueberzeugung, die uns kein Idealist nehmen kann, zu glauben, daß wir in der vorigen Minute, der vorigen Stunde, dem vorigen Jahre, vor fünfzig Jahren schon waren, und in diesem Augenblicke noch die nämlichen sind? Muß nicht dann nothwendig unser ganzes Seyn nur momentan seyn, wie unser ganzes Bewußtseyn es ist? Da wir also das Seyn auch von dem gebrauchen, dessen wir uns nicht bewußt sind: so ist offenbar jene idealistische Bestimmung zu eingeschränkt und bloß willkührlich. Aus diesen Voraussetzungen erwächst folgende Erklärung der Entstehung des Objektes: das vernünftige Wesen ist sich seines Handelns nicht bewußt, sondern bloß dessen, was durch dieß Handeln entsteht, daher sieht es das für etwas Anders, als sich selbsten für das Objekt an. Da aber das Objekt in einem nothwendigen Handeln entsteht: so fühlt sich das vernünftige Wesen in der Darstellung gezwungen, und schreibt daher dem Objekte Realität zu. Wer nicht genau auf alles Acht gegeben hat, was in uns vorgeht, wenn wir ein Objekt vor uns zu haben glauben, kann leicht wähnen, hier sey alles aufs tiefsinnigste erklärt. Ein noch im Denken ungeübter Jüngling, der vor Hrn. Fichtens oder Hrn. Schellings Katheder sitzt, läßt sich daher leicht verleiten, die neue und unerhörte Aufklärung, die ihm hier geboten wird, als die größte und wahrste Entdeckung mit frohem Beyfalle zu umarmen. Jeder Andere hingegen erblickt hierin große Lücken, und, was noch ärger ist, ein Spiel mit leeren Worten. Fürs erste, ein Objekt entsteht nicht dadurch, daß wir handeln, und des Handelns uns nicht bewußt sind; denn so müßte eine Vorstellung, oder der Verstand selbst, wenn ich mich mit dem beschäfftige, mir in eben dem Sinne Objekt seyn, worin der Ofen, oder der Hund mir Objekt ist, und ich könnte den letzten nicht als etwas außer mir, den ersten als etwas nur in mir Vorhandenes ansehen, weil ich bey beyden meines Handelns mir nicht bewußt bin. Fürs zweyte, wenn

das vernünftige Wesen seines Handelns sich nicht bewußt ist, wie kommt es dazu, von seinen eigenen bewußtlosen Handlungen sich Vorstellungen zu machen? Fürs dritte, das Gefühl der Nothwendigkeit, d. i., daß wir gewisse Handlungen nicht selbstthätig verrichten, macht allein nicht die Realität der Objekte aus, denn im Anfalle vom heftigen Fieber, oder auch bey andern Unordnungen der Phantasie begleiten uns gewisse Phantasmen unabwehrlich, wie z. B. Bonnet, Nicolai, Penker und Andere sie beschrieben haben, und dennoch hielten sie diese nicht für wirkliche Objekte. Es ist in der Empfindung von der Gegenwart großer Objekte etwas, das in diesem Gefühle der Nothwendigkeit nicht ist, das aber sich in Worten nicht füglich fassen läßt, wenigstens nicht so, daß man es allen handgreiflich machen könne, wie denn in allen unsern Empfindungen ein feiner Geist liegt, der in der Wortdarstellung allemal sich verflüchtigt. Daher kommt es, daß bloße Wortschilderungen uns so leicht hintergehen, und glauben machen, es sey alles vollkommen und richtig dargestellt, so oft wir nicht lebhaft vor Augen haben, was in der Empfindung enthalten ist. Daher konnten die Cartesianer ehemals in ihrer, eben so wie die Fichtische, leer subtilen Theorie es sehr scheinbar machen, daß die Thiere bloße Maschinen wären; konnten aber dennoch den geraden, und mehr auf die Empfindung, als auf die Subtilität der Worte sehenden Verstand nicht überführen. Gerade so ergeht es unsern jetzigen Idealisten auch! daß aber auch Hrn. Fichte's so subtil scheinende Theorie nichts als leere Worte giebt, erhellt bald aus folgenden Bemerkungen. »Das Ich,« heißt es, »wird sich nicht seines Handelns selbst, sondern nur dessen bewußt, was ihm »in diesem Handeln, und durch dieses Handeln entsteht. »Dieß letztere verwandelt sich in das Objekt.« Also das Handeln, und was durch das Handeln entsteht, wären doch zweyerley! Wie sie es sind, ist schlechterdings nicht zu begreifen. Entsteht durch das Handeln etwas anders als ein Handeln: so ist es ja falsch was oben gesagt ward, daß ein Ich nichts als ein Handeln ist. Ist es aber ein Handeln, was durch das Handeln entsteht, oder ist es vielmehr nichts als das Handeln selbst, was entsteht: so kann es von diesem Handeln nicht unterschieden, und als etwas anders nicht zum Bewußtseyn gebracht werden.

Alle

Alle unsere Vorstellungen, Gedanken und Bilder, die wir durch innere Anstrengung hervorbringen, sind ja nichts, als unsere Handlungen, nicht etwas, das durch diese Handlungen in uns erst entsteht; sie sind diese Handlungen selbst, und können folglich von diesen Handlungen nicht anders als in leeren Worten unterschieden werden. Hrn. Fichtens Distinktion sagt also schlechterdings nichts, und wie die neuesten Idealisten, die allein sich selbst zu verstehen versichern, hier sich selbst verstanden haben, möchten wir gern wissen. Oder wäre etwa die Meinung die, daß das Handeln nur das Allgemeine, das dadurch Entstehende, das Besondere, individuell Bestimmte der Handlung ist? Auch dann ist nichts als ein leerer Wort-Unterschied vorhanden, denn das Individuelle, oder die nähern Bestimmungen des Handelns sind wieder nur in Gedanken von dem Allgemeinen trennbar, in der That aber mit dem Allgemeinen Eins und dasselbe, da bekanntlich nichts Allgemeines, als solches, außer dem Verstande existirt.

Diesem neuesten Idealismus zufolge geht Alles was ist, und was wir als Objekt und objektiv betrachten, aus uns selbst hervor. Um demnach das Naturrecht zu begründen, muß Herr Fichte einen andern als den gewöhnlichen Weg gehen, und zeigen, wie sowohl der Begriff eines Naturrechtes, als auch mit ihm dessen Objekte, nämlich andere Menschen außer uns, und das Verhältniß derselben zu einander, worauf sich das Recht gründet, aus gewissen nothwendigen Handlungen der Vernunft hervorgehen. Dieß bewegt ihn, in seine Theorie des Idealismus weiter einzugehen, und aus ihr demonstriren zu wollen, was andere Naturrechtslehrer als ausgemacht voraussetzen. Zwar hätte er dieß auch füglich thun, und sich zu dem Ende auf die weiter ausgeführte Wissenschaftslehre berufen können; da er aber diesen Weg für vorzüglicher gehalten hat: so wollen wir ihn auch hier noch ein wenig begleiten.

Im ersten Hauptstücke deducirt er den Begriff vom Rechte; im zweyten die Anwendbarkeit desselben; im dritten wendet er diesen Begriff systematisch an, und schreitet also zur Rechtslehre selbst fort.

Die

Die Deduktion des Rechtsbegriffes besteht in folgenden vier Sätzen: »ein endliches vernünftiges Wesen kann »sich selbst nicht setzen, ohne sich eine freye Wirksamkeit zu»zuschreiben; durch dieses Setzen seines Vermögens zur »freyen Wirksamkeit, setzt und bestimmt das Vernunftwe»sen eine Sinnenwelt außer sich; das endliche Vernunftwe»sen kann eine freye Wirksamkeit in der Sinnenwelt sich »selbst nicht zuschreiben, ohne sie auch andern zuzuschreiben, »mithin, auch andere endliche Vernunftwesen außer sich an»zunehmen; das endliche Vernunftwesen kann nicht andere »endliche Vernunftwesen außer sich annehmen, ohne sich zu »setzen, als stehend mit denselben in einem bestimmten Ver»hältnisse, welches man das Rechtsverhältniß nennt.« Ist der Beweis jedes einzelnen Satzes bündig, dann hat freylich der Verf. geleistet, was er verhieß; ist er das nicht, dann steht es mit der ganzen Theorie sehr mißlich aus. Wir haben uns oben so etwas von Wortkrämerey entfallen lassen; damit dieß nicht übel gedeutet werde, wollen wir es mit neuen Belegen zu befestigen suchen. Der Beweis des ersten Satzes lautet so: »soll ein Vernunftwesen sich als sol»ches setzen: so muß es sich eine Thätigkeit zuschreiben, de»ren letzter Grund schlechthin in ihm selbst liege. In sich »selbst zurückgehende Thätigkeit überhaupt, ist Charakter »des Vernunftwesens. Das Setzen seiner selbst, ist ein »Akt dieser Thätigkeit. Das aufgestellte Vernunftwesen ist »ein endliches; aber ein endliches Vernunftwesen ist ein sol»ches, das auf nichts reflektiren kann, als auf ein Begränz»tes. Demnach müßte die in sich zurückgehende Thätigkeit »eine begränzte seyn, das heißt, es müßte außer ihr noch »etwas geben, und durch das Reflektirende zu setzen seyn, »welches nicht diese Thätigkeit, sondern derselben entgegen»gesetzt wäre. Seine Thätigkeit in der Weltanschauung »kann das Vernunftwesen nicht als eine solche (freye) se»tzen; denn diese soll ja vermöge des Begriffs nicht in das »Anschauende zurückgehen, nicht dieses, sondern vielmehr »etwas, das außer ihm liegen, und ihm entgegengesetzt seyn »soll, eine Welt, zum Objekt haben. Aber dasselbe kann »eine Thätigkeit, wie wir sie suchen, der Welt, welche »das Begränzende derselben seyn würde, entgegensetzen, »und um sie entgegensetzen zu können, dieselbe erzeugen; »und wenn eine solche Thätigkeit die einzige Bedingung der

»Mög-

»Möglichkeit des Selbstbewußtseyns ist: so muß das Gefor-
»derte geschehen. Mithin wird eine solche Thätigkeit, und
»das Setzen derselben nothwendig angenommen.« Unter
einer freyen Wirksamkeit versteht Hr. Fichte, nach Kant,
eine solche, die von keinem Grunde außer ihr abhängt, d. i.
die eine Handlung schlechthin anfängt. Daß eine solche der
Vernunft wesentlich ist, halten wir nicht für klar durch sich
selbst; der Erfahrung zufolge ist die menschliche Vernunft
wenigstens nicht eine solche, die sie zu ihrer Wirksamkeit ge-
wisser anderer Dinge außer ihr durchaus bedarf, und ohne
äußere Einflüsse schlechterdings unthätig bleiben muß.
Es hätte also dieser Satz eines Beweises gar sehr bedurft.
Dem geraden Menschenverstande nach kommt zwar der Ver-
nunft eine Selbstthätigkeit zu; aber keine von allem Aeuß-
ern ganz unabhängige. Erlaubt sich die Philosophie
willkührlich Sätze als Grundsätze aufzustellen, dann kann
sie beweisen was sie will; dann aber ist alles Philosophiren
auch nichts mehr als ein methodisches Phantasiren. Mit
dem Satze ferner, daß der Charakter des Vernunftwesens
in sich selbst zurückgehende Thätigkeit ist, wird nichts
gesagt. Denn dieß ist ein bildlicher Ausdruck, dessen sich
schon die Alten, und namentlich Plato, bedienten, wenn
sie das Denken als eine Kreisbewegung beschrieben. Bey
einer Thätigkeit, die aus sich selbst heraus, und in sich
selbst wieder hineingeht, wissen wir uns nichts Klares
zu denken. Gleichwohl bauen alle neueste Idealisten auf
diese Thätigkeit alles, und spielen sonach mit bloßen
Worten. Hr. Fichte spricht im Anfange von einem Ver-
nunftwesen überhaupt, und versteht auch nur ein sol-
ches überhaupt; wie denn nach Kantschen Grundsätzen das
Ich, oder die Intelligenz, nicht bloß ein menschliches Ich, son-
dern ein Vernunftwesen an sich bezeichnet. In der An-
wendung fühlt er nun, daß mit einem solchen nichts an-
zufangen ist; und daher schiebt er ganz gemach ein end-
liches Vernunftwesen unter. Wir fragen billig, wie
kommt er dazu? Was berechtigt ihn zu diesem Schritte?
Woher weiß er, daß unser Ich ein endliches Vernunftwe-
sen ist? Doch wohl nur aus der Erfahrung! Ist aber
das, wo bleibt denn die Berühmung, daß in dieser idealisti-
schen Theorie über alle Erfahrung hinausgegangen, und
alles rein *a priori* deducirt werden soll? Die ferneren

Fol-

Folgerungen beruhen sämmtlich darauf, daß wir, um uns unserer selbst bewußt zu werden, uns von andern Dingen unterscheiden, und mithin außer uns etwas Anders annehmen. Hätte Hr. Fichte das vorher gesagt, und das Selbstbewußtseyn ein wenig erklärt: so würde das ganze Raisonnement Licht bekommen haben; so aber bleibt alles dunkel, und man muß erst eine Weile herumrathen, bis man inne wird, wohin alles geführt werden soll. Hierauf gründet sich nämlich die Behauptung, daß etwas außer uns, oder eine Welt gesetzt werden, und daß die Thätigkeit, wodurch die Welt gesetzt wird, von der, wodurch wir uns selbst setzen, verschieden seyn muß. Hieraus aber erhellt auch sofort, daß dieser Erweis nichts weniger als apodiktische Festigkeit hat, und wissenschaftliche Erkenntniß gewährt. Wir erkennen nämlich diesen Satz bloß aus der Erfahrung, und er verschafft uns demnach keine Erkenntniß a priori; auch finden wir ihn bey Hrn. Fichte, wie bey allen seinen Nachbetern, immer als ausgemacht vorausgesetzt, wie a priori demonstrirt. Nun aber hat die Erfahrungskenntniß keine Nothwendigkeit. Wollte man sich darauf berufen, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können, wie wir unsrer selbst uns bewußt werden können, wenn wir nichts außer uns annehmen: so würde dadurch noch nicht erhärtet werden, daß das Gegentheil unmöglich ist; denn man hat darzuthun, daß es widersprechend ist. Auch würde dem entgegen stehen, daß wir uns gar wohl ein fortgeführtes Selbstbewußtseyn denken können, wenn auch alle Aussenwelt weggenommen würde. Ein zum Selbstbewußtseyn einmal gelangter Mensch, wenn alle Pforten sinnlicher Wahrnehmungen ihm verschlossen würden, wenn er nicht hörte, nicht sähe, nicht schmeckte, nicht fühlte, noch röche, warum sollte er nicht sein Selbstbewußtseyn dennoch behalten können? Finden wir doch nicht, daß den Menschen, welchen einer, oder gar zwey ihrer Sinne verloren gehen, dadurch ein Stück ihres Selbstbewußtseyns entrissen wird? Es scheint also hieraus hervorzugehen, daß eine Aussenwelt uns zwar nothwendig ist, unser Selbstbewußtseyn entstehen zu lassen, daß sie aber deswegen keine absolut nothwendige Bedingung jedes Selbstbewußtseyns ist. Diesen Bemerkungen zufolge steht es um die gerühmte apodiktische Festigkeit des neuen Philosophiesystems sehr mißlich aus.

Eine der Folgerungen, von der oben berührten Theorie, die auch der Verf. selbst aufstellt, macht dieß Aussehen noch bedenklicher. »Es wird behauptet,« spricht er, »daß »das praktische Ich, das Ich des ursprünglichen Selbst»bewußtseyns sey; daß ein vernünftiges Wesen nur im Wol»len sich unmittelbar wahrnimmt, und sich nicht, und dem »zufolge auch die Welt nicht wahrnehmen würde, mithin »auch nicht einmal Intelligenz seyn würde; wenn es nicht »ein praktisches Wesen wäre. Das Wollen ist der ei»gentliche wesentliche Charakter der Vernunft.« Wir unsers Ortes finden hier beynahe so viel Steine des Anstoßes, als Sätze da sind. Erstens das Handeln, oder die Aeußerung der Selbstthätigkeit im Handeln, soll unmittelbar wahrgenommen werden; hat aber Hr. Fichte nicht oben ausdrücklich behauptet, daß das Ich seiner Thätigkeit selbst sich nicht bewußt ist? Hat er nicht daraus zu erklären gesucht, wie es zugeht, daß wir uns als leidend, und mit Nothwendigkeit bestimmt fühlen? Zweytens soll ein vernünftiges Wesen sich selbst, und also auch die Welt nicht wahrnehmen, wenn es sich nicht als wollend wahrnimmt; hat aber Hr. Fichte nicht kurz vorher zum Grunde gelegt, daß zum Selbstbewußtseyn, also zum Wahrnehmen seiner selbst, das Setzen einer Welt nothwendig sey? Hat er sich demnach hier nicht in einen höchst gefährlichen Wirbel verwickelt? Drittens widerspricht diese neue Behauptung aller Erfahrung, und Allem, was man bisher gesunden Menschenverstand benannt hat; denn, daß das Wollen im eigentlichen Sinne, das Denken voraussetzt, und daß man im strengen Verstande nichts wollen kann, was man nicht kennt, ist aus den Begriffen völlig klar, und von dem gesunden Menschenverstande in den alten Satz gelegt: ignoti nulla cupido.

Wir übergehen den zweyten Hauptsatz in der angeführten Demonstration, weil wir schon Anfangs darüber Verschiedenes bemerkt haben, und wenden uns zum dritten, worin behauptet wird, daß das endliche Vernunftwesen sich keine freye Wirksamkeit in der Sinnenwelt zuschreiben kann, ohne andere endliche Vernunftwesen außer sich anzunehmen. Dieser Satz nun ist bloß willkühr-

 lich

lich hingesetzt, und ist schon an sich unhaltbar. Nehmt an, es existirten nichts als leblose und vernunftlose Wesen außer uns, sollten wir deswegen nicht frey handeln, nicht nach eignen Gutfinden Anordnungen aller Art unter ihnen treffen können? Und wenn das ist, sollten wir nicht durch Reflexion über unser Verfahren diese unsre Freyheit und Selbstthätigkeit bemerken, und uns zuschreiben können? Hr. Fichte beruft sich zwar darauf, daß der Mensch nur unter Menschen sich ausbilden kann; wird aber nicht inne, daß hierdurch noch lange seine Behauptung nicht befestigt wird. Ohne menschlichen Umgang würden wir freylich zu einem hohen Grade der Ausbildung nicht gelangen; aber folgt daraus, daß wir uns, bis zu der ganz nahe liegenden Bemerkung unserer Wirkung auf leblose und vernunftlose Wesen, nicht ausbilden könnten? Sollten die Halbmenschen, welche man hie und da in den Wäldern wild gefunden hat, gar nichts davon gewußt haben, daß es bey ihnen stünde, über einen Fluß zu setzen, oder dahinter zu bleiben? Sich gegen ein Thier zur Wehre zu setzen, oder die Flucht zu nehmen? Fichtens Beweis lautet so: das vernünftige Wesen soll sich als freyes Wesen finden; es muß sich also Objekte entgegensetzen; und zwar anders Vernunftwesen als Objekte; denn es soll sich finden als sich selbst bestimmend, und dieß kann nur geschehen, wenn es zur Selbstbestimmung durch Gegenstände aufgefordert wird. Diese Gegenstände müssen demnach selbst Vernunft besitzen, und ihre Anforderungen verstehen. In diesem Beweise, den Hr. Fichte weitläuftig auseinander setzt, finden wir gar keinen bündigen Zusammenhang. Es ist widersprechend, daß, indem nach der obigen Theorie das Objekt gesetzt wird, als etwas, das keine Selbstthätigkeit enthält, weil es mir dadurch zum Bewußtseyn kommt, daß wir uns dabey nicht selbstthätig fühlen; dennoch hinterher ihm Vernunft und Selbstthätigkeit verliehen werden soll. Kann wirklich ein Objekt überhaupt nicht anders gesetzt werden, als durch Entgegensetzung der Selbstthätigkeit, und durch Hemmung aller Thätigkeit; wie ist es denn möglich, ein selbstthätiges vernünftiges Objekt außer uns zu setzen? Diesen Widerspruch fühlt Herr Fichte selbst; aber er hilft sich hier, wie überall, wo er auf Widersprüche stößt; er behauptet, der Widerspruch

muß

muß gehoben werden, und so nimmt er von der vorigen Behauptung so viel zurück, bis es aussieht, als ob der Widerstreit wegfiele. Jeder Unbefangene sieht aber auf den ersten Blick, daß dieß nichts als leere dialektische Wortkrämerey ist; denn ist der erste Satz streng und allgemein wahr: so kann von ihm nachher nichts zurückgenommen, mithin der Widerspruch nicht vereinigt werden. Dieß zeigt auch die Art der Vereinigung des vorliegenden Widerspruches selbst: »beyde Sätze,« heißt es, »sind vollkommen vereinigt, wenn wir uns denken ein »Bestimmtseyn des Subjekts zur Selbstbestimmung.« Dieß dünkt uns nichts geringers, als ein hölzernes Schüreisen; denn ist das Subjekt bestimmt, wird es durch etwas außer ihm, oder außer ihm Gesetztes, bestimmt: so ist keine Selbstbestimmung mehr vorhanden. Auch dieser Hauptsatz ist also nichts weniger als apodiktisch erwiesen; vielmehr zeigt der Widerspruch, den Herr Fichte gar nicht gehoben hat, daß er falsch angenommen, und also durch ihn das idealistische System nicht gestützt werden kann.

Wir wenden uns zum vierten Satze; daß nämlich das endliche Vernunftwesen nicht noch andere endliche Vernunftwesen außer sich annehmen kann, ohne sich zu setzen, als stehend mit demselben in einem bestimmten Verhältnisse, welches man das Rechtsverhältniß nennt. Der erste Theil dieses Satzes, daß freye, endliche Vernunftwesen in gewissen Verhältnissen zu einander stehen, ist sehr leicht begreiflich; aber daß unter diesen gerade diejenigen mit enthalten sind, die das Rechtsverhältniß ausmachen, ist ganz willkührlich angenommen. Vom bloßen Vernunftwesen ist das nie zu erweisen. Denn die Vernunft, nach ihrem ganz eigentlichen Begriffe, enthält kein Vermögen zu *actionibus transeuntibus*, und wo die fehlen, da ist von keinem Rechte je die Rede, weil die Wesen auf einander nicht zwingend wirken, sich einander nichts mittheilen können. Zwar hat die neueste Philosophie die Vernunft praktisch machen wollen; allein sie hat dennoch nicht erwiesen, daß die Vernunft als solche, und durch sich allein, auf Handlungen Einfluß hat, noch weniger, daß in ihr wesentlich ein Vermögen enthalten ist, außer sich zu wirken. Nimmt man aber auch

dieß Vermögen zur Vernunft noch hinzu: so dürfte man auch damit allein noch nicht zu dem eigentlichen Rechtsverhältnisse gelangen. Es erhellt nämlich aus beyden a priori noch nicht, daß mehrere Vernunftwesen in die Lage kommen können, sich einander gegenseitig einzuschränken, und durch Gewalt sich im Gebrauche ihrer Freyheit zu hindern. Aus der bloßen Vernunft wird sich die Möglichkeit hiervon um so weniger einsehen lassen, als sie ihrer Natur nach auf Einheit des Handelns, und mithin auf vollkommene Einigkeit unter mehreren Individuen führt. Nimmt man aber noch hinzu, daß die Vernunftwesen zu ihrer Erhaltung gewisser Dinge bedürfen, und daß diese Dinge nicht in solchem Ueberflusse vorhanden sind, daß Jeder sie nach seinem jedesmaligen Wunsche erlangen kann: so begreift sich das Rechtsverhältniß sehr leicht. Alsdann nämlich kann es nicht fehlen, daß mehrere Vernunftwesen mit einander in Streit sich verwickeln, gegen einander Gewalt gebrauchen; und daß also nun die Frage entsteht, wie ein solcher Streit über den Gebrauch der Gewalt und des Zwanges unter ihnen zu entscheiden ist? Hieraus begreift sich, daß Fichte, wenn er das Rechtsverhältniß allein aus der Vernunft und dem Vermögen auf einander zu wirken, abzuleiten unternimmt, nicht glücklich darin seyn kann, und es ist kein Wunder, daß er hier nichts als abstrakte unverständliche Worte hervorbringt. Wir setzen zum Belege nur den Anfang des Beweises her: »Das Subjekt muß sich von dem Vernunftwesen, welches es zufolge des vorigen Beweises »außer sich angenommen hat, durch Gegensatz unterscheiden. Das Subjekt hat sich jetzt gesetzt, als ein solches, »das den letzten Grund von Etwas, das in ihm ist, in »sich selbst enthält; (dieß war die Bedingung der Ichheit, der Vernunft überhaupt,) aber es hat ein Wesen »außer sich gleichfalls gesetzt, als den letzten Grund dieses in ihm vorhandenen. Es soll sich von diesem Wesen unterscheiden können; dieß ist unter unsrer Voraussetzung nur unter der Bedingung möglich, daß es an »jenem gegebenen unterscheiden könne, in wiefern der »Grund desselben in ihm, und in wiefern er außer ihm »liege. Der Grund der Wirksamkeit des Subjekts liegt »zugleich in dem Wesen außer ihm, und in ihm selbst, »der Form nach, oder darin, daß überhaupt gehandelt

»werde. Hätte jenes nicht gewirkt, und dadurch das »Subjekt zur Wirksamkeit aufgefordert; so hätte dieses »selbst auch nicht gewirkt. Sein Handeln als solches ist »durch das Handeln des Wesens außer ihm bedingt. Es »ist auch der Materie nach bedingt; es ist dem Subjekt »die Sphäre seines Handelns überhaupt angewiesen.« Der Leser verzeihe, daß wir hier abbrechen, wir können uns unmöglich überwinden, mehr unverständliche Sophistereyen abzuschreiben. Auch glauben wir, daß jeder Unbefangene schon hieraus sattsam abnehmen wird, ob er etwas dabey zu denken vermag. Nur ein Paar Anmerkungen glauben wir noch anhängen zu müssen. Erstlich, Herrn Fichtens Vernunftwesen hat hier einen offenbaren Widerspruch gesetzt, und sonach sich nicht sonderlich vernünftig betragen. Es ist doch wohl handgreiflich widersprechend, den letzten Grund von etwas, das im Subjekte ist, in sich selbst enthalten, und den nämlichen letzten Grund von dem nämlichen in ihm befindlichen, in einem Wesen außer sich annehmen. Zweytens, Fichtens Vernunftwesen soll sich von dem außer ihm gesetzten durch Gegensatz unterscheiden, und wie es dazu kommt diesen Gegensatz zu Stande zu bringen, das bemüht sich Herr Fichte zu erklären. Diese Mühe hätte sich, unsers Erachtens, Herr Fichte und sein Vernunftwesen ersparen können; denn sobald etwas gesetzt, und außer uns gesetzt ist, ist der Unterschied *ipso facto* auch gesetzt, und bedarf durch keinen neuen Gegensatz mehr bestimmt zu werden. Drittens, über den oben angemerkten Widerspruch geht das Vernunftwesen und sein Schöpfer ganz gemach hinweg, indem beyde bald nachher annehmen, der Grund der Wirksamkeit liege zugleich in dem Wesen außer ihm, und in ihm selbst. Nach allem Vorgehenden dürfen beyde dieß nicht annehmen; denn da das Vernunftwesen sich als vollkommen frey im allerhöchsten Sinne setzt: so setzt es, daß dieser Grund in ihm selbst ganz allein zu finden ist; und daß folglich sein Handeln durch kein Handeln eines Wesens außer ihm bedingt seyn kann.

Der Kürze halber übergehen wir Mehreres, worin erklärt wird, wie das Vernunftwesen dazu kommt, sich

mit einem organischen Leibe zu bekleiden, nebst andern ähnlichen Dingen mehr, um für die eigentliche Rechtslehre noch einigen Raum übrig zu behalten. Im dritten Hauptstücke wird die Rechtslehre folgendermaaßen eingetheilt: »soll überhaupt die Vernunft in der Sinnenwelt realisirt werden: so muß es möglich seyn, daß »mehrere vernünftige Wesen, als solche, d. i. als freye »Wesen neben einander bestehen. Das postulirte Bey»sammenseyn der Freyheit mehrerer aber ist, es versteht »sich beständig, und nach einer Regel, nicht aber bloß »hier und da zufälligerweise, nur dadurch möglich, daß »jedes freye Wesen es sich zum Gesetze mache, seine Frey»heit durch den Begriff der Freyheit aller übrigen einzu»schränken. Es ist demnach die erste Frage: was gehört »dazu, daß Jemand überhaupt frey, oder Person sey? »Dieses Recht, oder diese Rechte, liegen im bloßen Be»griffe der Person, als einer solchen, und heißen in so»fern Urrechte. Erstes Kapitel. Bey Ausübung dieser »Rechte tritt der Zwang ein, und es wird bestimmt, wenn »die Fälle eintreten davon Gebrauch zu machen. Zwey»tes Kapitel. Die Gränze des Zwangsrechts ist die frey»willige Unterwerfung des Andern unter das Rechtsgesetz; »damit hiervon Jeder gehörig überzeugt werde, muß ein »Staat errichtet werden. Die Rechte, die daraus erwach»sen, bestimmt das dritte Kapitel.« Dieß ist die systematische Eintheilung der ganzen Wissenschaft, der als Anhang noch die Abhandlung über das Eherecht, und das Weltbürgerrecht beygefügt sind. Von den beyden letzten Kapiteln und den Anhängen wollen wir nachher besonders sprechen; vor jetzt beschränken wir uns auf das Ganze und auf das erste Kapitel.

Daß diese Eintheilung des Systems unsystematisch ist, erhellt schon daraus, daß zwey wichtige Rechtslehren in das System nicht haben aufgenommen werden können. Daß die Wissenschaft hier unvollständig ist, erhellt daraus, daß die wichtigen Lehren, vom Kaufen, Vermiethen, Tauschen, nebst dem allgemeinen Gesellschaftsrechte ganz übergangen werden. Im Ganzen ist demnach diese Neuerung mehr Verschlimmerung als Verbesserung. Aber auch die Herleitung des obersten Rechtsgrundsatzes ist ganz unbefriedigend, und dieser Grundsatz selbst zur

Be-

Begründung der ganzen Wissenschaft untauglich. Seine Begründung ist unbefriedigend; denn es ist nicht einleuchtend, daß mehrere Vernunftwesen neben einander nur dann bestehen können, wenn sie ihre Freyheit durch den Begriff der Freyheit aller übrigen beschränken. Wie bloße Vernunftwesen einander zerstören, oder das exercitium rationis gegenseitig unmöglich machen können, davon läßt sich aus bloßer Vernunft die Möglichkeit nicht einsehen: so wenig als davon, daß sie als bloße Vernunftwesen auf einander einigen Einfluß zu haben im Stande sind. Aus der bloßen Vernunft folgt also das aufgestellte Rechtsgesetz keinesweges. Hr. Fichte hat dieß ohne Zweifel gefühlt, deswegen setzt er weislich hinzu: wenn die Vernunft in der Sinnenwelt realisirt werden solle; dann müsse eine solche Einschränkung gegenseitig statt haben. Hieraus aber folgt wieder nicht bündig, was folgen soll; denn was heißt das, die Vernunft soll in der Sinnenwelt realisirt werden? Bevor daraus etwas geschlossen werden kann, muß es klar und bestimmt angegeben werden. Heißt es, die Vernunft soll ausgebildet, und zur Vollkommenheit gebracht werden: so wird eine perfektible Vernunft angenommen, wovon im Vorhergehenden keine Rede war, und die aus der Natur der Vernunft schwerlich dürfte abgeleitet werden können. Aber auch aus einer solchen folgt das Verlangte nicht; unter perfektiblen Vernunftwesen, so lange sie nicht durch gewisse Bedürfnisse, die nicht allemal auf der Stelle befriedigt werden können, in Streit verwandelt werden, kann vom Rechte keine Rede seyn; ob aber dergleichen aus der Natur einer solchen Vernunft folgen, wird sich nimmermehr entscheiden lassen. Heißt es, die Vernunft (das Ich) soll unter sinnlichen Wesen, und bey solchen realisirt werden, d. i. die Vernunftwesen sollen zugleich Sinnenwesen seyn: so folgt daraus allein das Verlangte wieder nicht. Denn nehmt an, wir lebten in einer Schlaraffen-Feenwelt, wo Jedes Wünsche auf der Stelle befriedigt werden: so wird von keinem Rechte jemals unter uns gesprochen werden, weil über die Sachen und ihren Gebrauch nie der geringste Zwist entstehen kann, und alle stets in der vollkommensten Eintracht leben werden. Daß wir aber nicht in einer sinnlichen Feenwelt, oder im Schlaraffenlande leben, wissen wir nur aus der von

Hrn. Fichte und seines Gleichen so verachteten Erfahrung, welche also auf seine apriorische Philosophie gar keinen Einfluß haben muß, und woraus er doch so Vieles stillschweigend annimmt und voraussetzt. Auch hier wird zur Begründung des obersten Rechtsgrundsatzes offenbar noch etwas erfordert, das in den Prämissen unsers Verf. nicht enthalten ist. Es ist aber auch dieser Grundsatz zum Tragen des ganzen Gebäudes nicht hinreichend. Aus ihm allein erhellt noch nicht, daß Verträge müssen gehalten werden, worauf doch bey weitem der größte Theil der Rechtslehre beruht. Auch ist aus ihm nicht klar, daß in gewissen Fällen Zwang und Gewalt gebraucht werden darf, weil davon in ihm nicht das Geringste enthalten ist. Und dieß konnte natürlich nicht anders geschehen, da Herr Fichte, unerachtet er, in seinem hohen Dünkel, auf alle Philosophen, die nicht seines Systems sind, mit größter Verachtung herabzusehen affektirt, doch den bestimmten Begriff vom Rechte nicht hat, und die eigentliche Aufgabe des Naturrechts, wenn es erlaubt ist vom Zwange Gebrauch zu machen, nicht gefaßt hat.

Dieß klar zu machen, wenden wir uns zum Inhalte des zweyten Kapitels, worin eine Herleitung des Zwangsrechtes festgesetzt wird. Sie lautet so: »Das »aufgestellte Rechtsgesetz ist hypothetisch; wenn freye Wesen bey einander bestehen sollen: so muß jedes sich dieses »Gesetz geben. Der einzige Grund für den Philosophen, »eine solche Gesetzgebung anzunehmen, ist daher jene Vor»aussetzung. Das Gesetz gilt also für ein mögliches Ver»nunftwesen nur in sofern, als diese Voraussetzung, dieser »sein Zweck, erreichbar ist. Nun aber ist er nur unter der »Bedingung erreichbar, daß die Person, mit welcher man »in Gemeinschaft der Freyheit stehen will, sich selbst dieses »Gesetz gegeben habe. Auf mein Betragen gegen den, der »dieß Gesetz sich nicht gegeben hat, ist es nicht anwendbar; »ich bin also nicht verbunden, die Freyheit dieser bestimmten »Person zu respektiren. Ich denke mich unter dem Gesetze, »und auch nicht; ich denke mich darunter überhaupt, ich »denke mich nicht darunter in diesem bestimmten Fall. Zu »Folge des ersteren handle ich rechtlich, und habe daher ein »Recht; zu Folge des letzteren darf ich seine Freyheit und

»Per-

»Persönlichkeit angreifen, und mein Recht ist daher ein »Zwangsrecht.« Diese Demonstration des Zwangsrechtes ist neu, und hat beym ersten Anblicke ein Ansehen von ungemeinem Scharfsinne; aber, lieber Leser! nachdem du sie recht genau erwogen hast, fühlst du darin die geringste überzeugende Kraft? Rec. hat sie nicht gefunden, er will jetzt darlegen, warum er sie nicht finden konnte. Erstlich folgt aus den Vordersätzen zu viel, d. h. nach logischen Gesetzen, es folgt nichts. Das Rechtsgesetz gilt nur gegen den, der sich ihm unterwirft, dessen Freyheit muß respektirt werden; gegen den, der sich ihm nicht unterwirft, gilt es nicht; also hat Jeder das Recht gegen Jeden Gewalt zu gebrauchen, der dieß Gesetz nicht befolgt, er mag es gegen ihn übertreten, oder gegen irgend einen Andern. Nun aber ist längst entschieden, daß Jeder nur gegen den Gewalt anwenden darf, der das Rechtsgesetz gegen ihn überschreitet; denn im außergesellschaftlichen Zustande geht ihm der Andere nichts an. Also folgt mehr, als folgen soll; mehr auch als Hr. Fichte selbst folgert; denn er behauptet nachher, daß nur der Beleidigte Zwang gegen den Beleidiger anwenden darf. Es folgt ferner, daß keiner gegen den Andern das Geringste vornehmen kann, also keine Gemeinschaft je zu Stande kommen wird. Ich darf nur Zwang, oder einige Einschränkungen der Freyheit gegen den vornehmen, der zuerst durch seine Handlungen zu erkennen gegeben hat, daß er sich dem Gesetze nicht unterwirft. Von einem Menschen, der gegen mich noch gar nicht gehandelt hat, kann ich nicht wissen, weß Sinnes er ist. Er darf und wird also gegen mich, so wenig als ich gegen ihn, das Geringste vornehmen, wir werden beyde in gegenseitigem Mißtrauen seyn, und mithin wird keine Gemeinschaft je zu Stande kommen. Er kann den geringsten Versuch, etwas von ihm zu verlangen, was seine Freyheit einschränkt, als eine Ueberschreitung des Gesetzes ansehen; oder vielleicht gar die Gesinnung haben, dem Gesetze sich nicht zu unterwerfen. Es folgt endlich aus Fichtens Prämissen in Ansehung des Zwanges und der Gewalt gar nichts; denn wo steht geschrieben, daß man jedes Vernunftwesen, bloß darum, weil es sich jenem Rechtsgesetze nicht unterwirft, an seiner Persönlichkeit und Freyheit angreifen darf? Wie, wenn

es nun deren giebt, die durchaus in keiner Gemeinschaft mit Andern stehen wollen? Darf man sie bloß deswegen, und weil sie das Rechtsgesetz nicht anerkennen wollen, gewaltthätig behandeln? So etwas scheint wirklich Fichte zu wollen, denn in der Folge behauptet er etwas diesem sehr Gleichgeltendes.

Das Staatsrecht baut er nämlich auf folgende Schlüsse: »Das Zwangsrecht hat seine Gränzen; die frey»willige Unterwerfung des Andern unter das Rechtsgesetz »ist diese Gränze; jeder Zwang über diese Gränze hinaus »ist widerrechtlich. Aber das Zwangsrecht gründet keines»weges sich lediglich darauf, daß der Andere nur in dem ge»genwärtigen Falle das Gesetz nicht respektirt; sondern zu»förderst darauf, daß er dadurch kund thut, er habe jene »Regel sich überhaupt nicht zum Gesetze gemacht. Eine »ungerechte Handlung, selbst nach einer Reihe von rechts»gemäßen, beweist, daß die Regel des Rechts Jemanden »nicht unverbrüchliches Gesetz sey. Durch die Aeußerung »einer solchen Denkart nun wird es klar, daß kein freyes We»sen sicher neben ihm bestehen könne, da Sicherheit lediglich »auf ein Gesetz sich gründen kann; und der Beleidigte wird »sonach berechtigt, zur völligen Vernichtung seiner Frey»heit, zur völligen Aufhebung der Möglichkeit, mit ihm »in der Sinnenwelt je wieder in Gemeinschaft zu kommen. »Das Zwangsrecht ist in sofern unendlich, und hat gar kei»ne Gränze, (ein Satz den die Rechtslehrer bald einseitig »behauptet, bald einseitig geläugnet haben,) wenn nicht et»wa der Andre in seinem Herzen das Gesetz übernimmt, als »ein solches, und sich ihm unterwirft. Wie soll aber diese »Bedingung gegeben werden? Nicht durch Bezeugung der »Reue, durch sein Versprechen der künftigen Besserung, »durch freywillige Unterwerfung unter die Gewalt, Anbie»tung des Ersatzes, u. s. w.; denn es ist kein Grund da, »an seine Redlichkeit zu glauben. Es ist aber sowohl mög»lich, daß er nur durch seine gegenwärtige Schwäche zu »diesem Betragen bewogen würde, und nur die Gelegen»heit, die Angegriffenen zu überwältigen, sich besser ersehen »wollte, als es möglich ist, daß er es redlich meine. Auf »das Ungewisse hin kann der Angegriffene die Waffen nicht »niederlegen; er wird den Streit fortsetzen. Eben so der

»erste

»erste Angreifer, der sich etwa zum Schadenersatz; der durch das Rechtsgesetz unbedingt gefordert wird, erboten wird und muß dem Angriffe auf ihn widerstehen, weil seine ganze Freyheit dabey gefährdet ist. Es ist hier ein unauflöslicher Rechtsstreit, wie es scheint. Der Entscheidungsgrund könnte nur durch die ganze künftige Erfahrung gegeben werden; wenn nämlich der erste Angreifer, nachdem er wieder ganz frey ist, nie wieder etwas Widerrechtliches unternähme; und der Angegriffene, nach erhaltener Genugthuung, gleichfalls mit völliger Freyheit alles weitern Zwanges sich enthielte. Diese Erfahrung kann nur dadurch gegeben werden, daß beyde es sich physisch unmöglich machen, einander fernerhin anzugreifen, und zwar so, daß der andere Theil diese Unmöglichkeit einsehen muß. Eine solche Sicherung für die Zukunft heißt Gewährleistung, Garantie. Beyde müssen also einander ihre Sicherheit garantiren. Diese Garantie ist möglich auf folgende Art: beyde konnten ihre Waffen nicht niederlegen, weil keiner dem Andern trauen konnte. Sie müssen demnach ihre ganze Macht niederlegen in die Hände eines dritten, dem beyde trauen. Diesem dritten müssen sie auftragen, denjenigen von beyden, der den Andern angreifen würde, sogleich zurück zu drängen. Er müßte dieß vermögen, müßte also übermächtig seyn. Dieser dritte würde sonach das Zwangsrecht für beyde ausüben. Soll er dieß: so müssen ihm beyde zugleich die Entscheidung ihrer gegenwärtigen Streitigkeit sowohl, als deren, die möglicherweise künftig zwischen ihnen entstehen könnten, d. h. sie müssen ihm das Recht des Gerichtes übertragen. Hier kommt nun ein Widerspruch zum Vorschein; denn Jeder hat das Recht über die Gränze seiner freyen Handlungen selbst zu urtheilen, und dieselbe zu vertheidigen; und doch muß jede Person ihre Macht und ihr Rechtsurtheil gänzlich veräußern. Dieser ist nur dadurch zu heben, daß Jeder sich einer Macht unterwirft, bey welcher er sicher ist, daß seine Urrechte nicht gefährdet werden, d. i. die die Freyheit und die Rechte jedes Einzelnen sichert; denn nur dadurch erhält er seine Freyheit, indem er sie aufgiebt. Eine Verbindung, worin eine solche Macht vorhanden ist, heißt ein gemeines Wesen, mithin muß Jeder einem gemeinen Wesen beytreten.«

Wir haben in dieser Darstellung, um der Kürze willen, nur die Hauptmomente ausgehoben; jetzt laßt uns diese etwas schärfer ins Auge fassen! Das erste ist, daß zwey Menschen, die im aussergesellschaftlichen Zustande in Krieg gerathen sind, nie unter sich wieder Frieden stiften können, weil keiner der Unterwerfung des Andern, und einem darauf sich gründenden Vergleiche trauen kann. Die ältern Lehrer des Naturrechts haben das Gegentheil angenommen, indem sie glaubten, daß auf Verträge etwas zu rechnen stände. Fichte setzt also hier stillschweigend voraus, daß Verträge allein keine rechtliche Kraft haben, und aus der Ursache übergeht er auch wahrscheinlich die ganze wichtige Lehre von den Verträgen mit Stillschweigen. Hierdurch verwickelt sich seine neue Theorie in nicht geringe Schwierigkeiten, und wird am Ende, auch in der Lehre vom Staate, ganz unhaltbar. Gelten Verträge nicht, und ist auf sie nicht zu trauen: so steht auch der ganze Staat, oder das gemeine Wesen auf sehr schlechtem Grunde! Die beyden Streitenden sollen sich einem dritten unterwerfen, und dem ihre Macht übertragen; wodurch geschieht dieß, und kann dieß anders geschehen, als durch einen Vertrag? Der dritte soll es übernehmen den zu schützen, welcher nach ihrer Vereinigung von dem andern wieder beeinträchtigt würde; wodurch kann er das anders, als durch einen Vertrag? Sind nun die Verträge an sich nichtig: so ist es auch diese ganze Uebereinkunft, und sie hat kein rechtliches Fundament. Ist der Ehrlichkeit keines Menschen zu trauen: so können die beyden auch der des dritten, auch der des gemeinen Wesens nicht trauen, und sie gewinnen also durch ihre Vereinigung nichts. Wer steht ihnen dafür, daß dieser dritte, daß das gemeine Wesen seine überkommende Macht, zum Nachtheile des einen, oder gar beyder, nicht mißbrauchen wird? Auf der andern Seite verwandelt sich durch diesen Gesichtspunkt das allgemeine Staatsrecht in eine Politik oder Gesetzgebungslehre. Denn um die Sicherheit hervorzubringen, daß keines Rechte gefährdet werden, muß eine gewisse bestimmte Staatseinrichtung als die einzige rechtliche dargestellt werden, daher denn auch Fichte selbst in der Folge seine Staatsverfassung als die einzige rechtmäßige aufstellt. Daraus folgt denn, daß die meisten Staatsverfassungen, die wir kennen, widerrechtlich sind, mithin eigentlich als gar

keine

Akte angesehen werden müssen; ja, da schwerlich ein Staat irgendwo gefunden werden, worin alles so ist, als es Fichte verlangt, daß im strengen Verstande kein jetzt bestehender Staat rechtmäßig ist. Hr. Fichte scheint diese grobe Absurdität im Ernste behaupten zu wollen. Wir finden in einem seltsamen Buche, der geschlossene Handelsstaat betitelt, (1800. 8.) folgende Stelle: »Im neuern Europa »hat es eine geraume Zeit hindurch gar keine Staaten ge»geben. Man steht gegenwärtig noch bey den Versu»chen, welche zu bilden. Man hat ferner die Aufga»be des Staats bis jetzt nur einseitig und halb aufge»faßt, als eine Anstalt, den Bürger in demjenigen Be»sitzstande, in welchem man ihn findet, durch das Ge»setz zu erhalten. Die tieferliegende« (nämlich von Hrn. Fichte erst entdeckte) »Pflicht des Staats, Jeden in »den ihm zukommenden Besitz erst einzusetzen, hat man »übersehen.«

Die hier behauptete Unendlichkeit des Zwangsrechtes, worauf Hr. Fichte, als auf eine ganz neue Entdeckung sich nicht wenig zu gute thut, und weshalb er den ältern Naturrechtslehrern einen verächtlichen Seitenblick zuwirft, ist schlechterdings unerweislich. Daß nämlich keiner Unterwerfung des Beleidigers zu trauen sey, und getraut werden dürfe, weil er dem Beleidigten nicht die künftige Erfahrung pränumeriren kann, daß er das Rechtsgesetz nie wieder übertreten werde; ist eine äußerst übertriebene Behauptung. Kann der Beleidigte es nicht mit einer ersten Unterwerfung versuchen? und müssen wir das nicht in tausend Fällen des gemeinen Lebens immer, selbst in unsern Staaten noch thun? Hr. Fichte verlangt apodiktische Gewißheit des Beleidigten; bedenkt aber nicht, daß diese fast immer nur auf dem Papiere steht, und nur in abstrakten Spekulationen höchst selten gefunden wird; daß hingegen in allen konkreten Fällen, und in der gesammten Erfahrungswelt, nur Wahrscheinlichkeit angetroffen wird. Wer berechtigt den Beleidigten, hier mehr zu verlangen, als im menschlichen Leben geschafft werden kann? Nach ähnlichen Gründen könnte man noch mehr behaupten, nämlich, daß kein Mensch, der von einem Andern einmal beleidigt ist, auch in einen Staat treten darf; denn eine völlige Sicherheit aller Urrechte hat noch kein Staat jedem Einzelnen

nen gegeben; und mithin wäre, nach Fichtens Grundsätzen, auch dem gemeinen Wesen in dieser Rücksicht nicht zu trauen.

Das zweyte Hauptmoment im Beweise unsers Verf. ist, daß Jeder, um seine Rechte zu sichern, und wieder zuerhalten, sie aufgeben muß, damit das Gemeinwesen sie statt seiner handhabe. Hr. Fichte hat sich hier in einem offenbaren, von ihm selbst anerkannten Widerspruch verwickelt; denn, das Recht haben, über die Gränze seiner freyen Handlungen selbst zu urtheilen, und dieselben zu vertheidigen; und dennoch dieses Recht aufgeben müssen, widerspricht sich handgreiflich. Wozu ich ein Recht habe, davon kann ich das Gegentheil zu thun nicht verpflichtet seyn, d. i., zu dem Gegentheile nicht gezwungen werden nach Rechtsgrundsätzen. Hr. Fichte meint zwar diesem Widerspruche glücklich zu entkommen, indem er lehrt, daß man durch die Aufgebung des erstern Rechtes es wieder bekomme, und mithin beyden Forderungen Genüge leiste; allein er wird dabey nicht gewahr, daß der Widerspruch nur unter andere Worte sich versteckt hat. Es bleibt dabey immer stehen, daß man, nach Hrn. Fichtens tiefsinniger Lehre, etwas zu thun befugt ist, was man doch nicht thun darf, und daß also aus seinem Rechtsgrundsatze etwas folgt, wodurch er selbst vernichtet wird. Auch wird Hr. Fichte nicht gewahr, daß er in der Antithesis nicht erwiesen hat, was erwiesen werden mußte, daß nämlich Jeder gezwungen werden kann, seine Rechte in die Hände eines dritten, und endlich des Gemeinwesens niederzulegen. Er folgert dieß nur daher, daß keiner dem andern trauen kann; dieß aber ist bloß ein moralischer Beweggrund, nicht ein Rechtsgrund, der einen äußern Zwang zur Folge hat.

Ueber Hrn. Fichtens Theorie von den Urrechten haben wir noch Etwas anzumerken. Er stellt auch hier etwas bisher Unerhörtes auf, wie er denn überall das Auffallendste und Sonderbarste ämsigst herbeysucht. »Das Urrecht ist »das absolute Recht,« spricht er, »die Person, in der Sinnenwelt nur Ursache zu seyn (schlechthin ein Bewirktes). »Zu der Person gehört nun wesentlich der Leib, denn dieser »ist der Repräsentant des Ich in der Sinnenwelt. Daher »muß

»muß der Leib, als Person betrachtet, absolute und letzte Ur-»sache seiner Bestimmung zur Wirksamkeit seyn. Er muß »durch eine äußere Ursache weder in Bewegung gesetzt, noch »in seiner Bewegung gehemmt, es muß überhaupt nicht »unmittelbar auf ihn gewirkt werden. Aus seiner Bewe-»gung muß die dadurch mögliche Wirkung in der Sinnen-»welt unfehlbar erfolgen. Nicht aber die dabey gedachte »und beabsichtigte. Denn wenn Jemand die Natur der »Dinge nicht wohl gekannt hat, und darum etwas gegen »seine Absicht erfolgt: so ist die Schuld sein eigen. Aber »die Sinnenwelt muß nur nicht durch eine fremde, nicht in »ihr liegende freye Kraft seiner Einwirkung zuwider be-»stimmt werden. Nun aber folgt ja die zweckmäßige Be-»stimmung des Leibes, um auf eine Sache zu wirken, erst »auf die Erkenntniß, und aus der Erkenntniß der Sache, »auf welche gewirkt werden soll. Wirksamkeit und bestimmte »Erkenntniß bedingen einander wechselseitig, und füllen die-»selbe Sphäre aus. Also das Vernunftwesen ist in dem Um-»fange des Gegebenen, und unter der Bedingung, daß et-»was gegeben sey, frey dasselbe zu lassen, wie es ist, oder »es anders zu machen. Hierzu nun wird erfordert, daß »alles so bleibe, wie es durch das freye Wesen ein-»mal erkannt, und in seinem Begriffe gesetzt worden »ist. Die freye Person hat das Recht zu fordern, daß in »dem ganzen Bezirke der ihr bekannten Welt alles bleibe, »wie sie dasselbe erkannt hat, weil sie sich in ihrer Wirksam-»keit nach ihrer Erkenntniß richtet, und sogleich desorien-»tirt, und in ihrer Wirksamkeit aufgehalten wird, so-»bald eine Veränderung darin vorfällt. Es liegt hier der »Grund alles Eigenthumsrechtes. Der mir bekannte, und »meinen Zwecken, sey es auch nur in Gedanken, unterwor-»fene Theil der Sinnenwelt, ist ursprünglich mein Eigen-»thum. Niemand kann auf denselben einfließen, ohne die »Freyheit meiner Wirksamkeit zu hemmen.« Ist dieß al-les so wahr und apodiktisch, als es seyn soll, dann folgt un-wiedertreiblich, daß kein Mensch die Bäume umhauen darf, die ein Wilder sich einmal in einem Umkreise von etlichen hundert Meilen bekannt gemacht hat, als zu sei-nen Jagdzwecken besonders dienlich; daß Häuser, mit denen man zu seinen Zwecken sich bekannt gemacht hat, und worin man viele Geschäffte hat, nicht dürfen ver-ändert, und Gassen solcher Art nicht dürfen anders gezogen

wer-

werden; kurz, daß ganze grosse Länder, die man durchreiset hat, und worin man sich gewisse Plätze zu seinen Zwecken bekannt gemacht hat, nicht dürfen in Ansehung der Lage der Ortschaften und des Laufes der Straßen verändert werden, damit man nicht desorientirt werde. Ihr Philosophen von ältern Zeiten, was werdet ihr nicht noch für neue Wunder hören! ihr Rechtslehrer, die ihr ein Formular-Naturrecht lehrtet, wie werdet ihr nicht von Fichten, dem neuern Lehrer eines realen Rechtes, zurecht gestutzt werden; weil ihr so einfältig waret, diese grosse Wahrheiten nicht einzusehen! weil ihr nicht begriffet, daß Jeder ursprünglich auf die ganze Sinnenwelt überhaupt das Eigenthumsrecht hat, wie in der Folge hieraus geschlossen wird! Daß hiedurch ein Hobbesianisches bellum omnium contra omnes rechtlich begründet wird, scheint Hr. Fichte inne geworden zu seyn: es wird aber nicht nur rechtlich begründet; sondern es wird auch physisch nothwendig, weil bey der Ausübung eines solchen Rechtes nur Einer auf der ganzen Erde leben kann; denn alle Andere haben kein Recht, die Sachen zu ihrer Unterhaltung zu gebrauchen. Einem solchen Unheile, und damit zugleich dem Untergange alles Naturrechtes abzuhelfen, findet jedoch Hrn. Fichtens unerschöpfliche Erfindungsgabe ein Mittel darin, daß die Menschen sich unter einander vergleichen über das, was Jeder ausschließlich besitzen soll. Dieß aber müssen sie thun, damit ein Beysammenseyn Mehrerer nach dem Rechtsgesetze möglich sey. Wie aber, wenn nur Einer dieß nicht will? Wenn ein Alexander aufträte, dem sogar unsere Erdkugel für seine Eroberungen noch zu klein war? Zwingen darf ihn Niemand dazu, denn das Rechtsgesetz lautet nur hypothetisch! Daß ein Beysammenseyn Mehrerer statt habe, dazu darf keiner den Andern zwingen! So hat also Hr. Fichte nicht bemerkt, daß dieß Mittel kein rechtliches ist; daß seine ganze Rechtslehre nur auf dem guten Willen der Menschen beruht, die Sachen auf Erden unter sich zu theilen; und daß am Ende aus seinem Grundsatze der Untergang alles Rechtes kundig hergeleitet wird. Am Ende scheint er es doch selbst eingesehen zu haben, denn er behauptet ausdrücklich, daß kein rechtliches Verhältniß zwischen Menschen möglich ist, außer in einem gemeinen Wesen, und unter positiven Gesetzen. Er ahnet aber hierbey nicht, daß sonach

sein

sein gemeines Wesen selbst kein rechtliches Fundament hat; denn war vor dessen Errichtung gar nichts vom Rechte vorhanden; wie in aller Welt ist denn durch diese Errichtung das Recht aus Nichts hervorgegangen? oder besitzt etwa das gemeine Wesen eine aus Nichts Etwas machende Kraft? Er selbst leitet ja das gemeine Wesen daraus her, daß jeder Beleidigte den Andern zwingen darf, mit ihm in Gesellschaft zu treten; woher kommt ihm denn dieses Recht? woher kommt es, daß Hr. Fichte in diesem seinem Naturrechte schon vor der Gesellschaft von Beleidigungen spricht? Wo kein Recht ist, da ist auch keine Beleidigung.

Wie Hrn. Fichtens Staatsrecht beschaffen seyn wird, läßt sich aus diesen Vordersätzen leicht ermessen. Es wird von ihm alles darauf gebaut, daß jeder Beleidigte, oder auch jeder Mensch den andern zwingen darf, mit ihm in ein gemeines Wesen zu treten, damit Jeder die vollkommenste Sicherheit habe, daß auf seine Freyheit kein Angriff geschehen werde. Nun untersucht er weiter, was dazu erfordert wird, damit die Freyheit eines Jeden völlig sicher gestellt werde, und dieß alles zählt er zu den eigentlichen Rechten im Staate; z. B. daß eine reine Demokratie widerrechtlich ist; daß ein Ephorat seyn muß, welches über die Beobachtung der Gesetze wache; (worüber Hr. F. sehr viel seltsame willkührlich angenommene Sätze vorbringt,) u. a. m. Man sieht hier auf den ersten Blick, daß der ganze Gesichtspunkt verrückt wird, indem nun die einzige Frage ist: welche Staats-Einrichtung ist die beste, um jedes Einzelnen Rechte auf das vollkommenste sicher zu stellen? Eine Frage, die offenbar nicht das Recht, sondern die Staatswissenschaft und die Theorie von der besten Gesetzgebung angeht! Was daher in diesem Staatsrechte vorgetragen wird, ist zwar im Staatsrechte neu, indem die bisherigen Formular-Rechtslehrer zu richtige Begriffe hatten, es in einer Rechtslehre aufzunehmen; aber es ist zu rechtlichen Entscheidungen nicht brauchbar, daß einer den Andern zur Annahme oder Einrichtung einer solchen Verfassung zwingen darf, als Hr. Fichte hier aufstellt, ist von ihm nicht erwiesen, und kann nicht erwiesen werden; da das Fundament, worauf man sich allenfalls berufen könnte, daß die Menschen einander

zur

zur Errichtung eines gemeinen Wesen zwingen dürfen, selbst in diesem Systeme, nach dem eben Bemerkten, gleich Null ist; und da ferner kein Recht existirt, einen Andern zu dem zu zwingen, was das Beste ist. Gestattete es der uns noch übrige Raum: so könnten wir auch gar leicht darthun, daß die hier vorgeschlagenen Mittel zur vollkommenen Sicherstellung der Rechte eines Jeden diese Sicherheit nicht gewähren. Ein Ephorat, und andere ähnliche Anstalten, wodurch die strengste Beobachtung der Gesetze bewirkt werden soll, ist in keinem Rechtsprincip gegründet, ist überdieß doch immer nur in den Händen gewisser Menschen, und es hängt allein von der Sittlichkeit dieser ab, in wiefern sie es zweckmäßig handhaben wollen. Die beste Staats-Verfassung wird in den Händen verdorbner Menschen unfehlbar ausarten; auch hat die Erfahrung aller vorigen Zeiten gelehrt, daß Anstalten, die einem solchen Fichtischen Ephorate sehr ähnlich waren, in die ärgsten Bedrückungen übergiengen. Man sieht demnach, daß Hrn. Fichtens neues Real-Recht im Grunde nichts besser, wo nicht noch um ein Merkliches schlechter ist, als der ältern, von ihm so geringschätzig behandelten Formular-Rechtslehrer.

Auch das Eherecht sieht bey unserm Verf. ganz anders aus, als bey den bisherigen Formular-Philosophen, und das läßt sich schon von seiner Erfindungskraft erwarten! Fürs erste nämlich wird hier bloß davon gesprochen, was der Staat über die Ehe für Gesetze geben muß; und fürs zweyte wird dieß aus ganz neuen Grundsätzen über das Verhältniß beyder Geschlechter hergeleitet. Hr. Fichte setzt also stillschweigend voraus, daß außer dem Staate keine Ehe statt hat, und daß mithin alle diese Rechte erst aus der bürgerlichen Gesetzgebung hervorgehen. Beydes hätte, wenn Hr. Fichte hier als ein gründlicher Philosoph, und nicht als ein Schwätzer erscheinen wollte, bündig erwiesen, und zugleich unwidersprechlich dargethan werden sollen, daß die Vorstellung der Formular-Philosophen, nach welchen die Ehe ein Vertrag zwischen den Eheleuten ist, und alle Rechte auf diesem Vertrage beruhen, mithin auch vor dem Staate statt finden, als unstatthaft verworfen werden müssen. Wenn alle Rechte in der Ehe von Verordnungen des Staates abhängen: so

so kommen sie alle von seiner Willkühr; und mithin dürfte sich von einem natürlichen Eherechte nicht füglich sprechen lassen. Soll dieß dennoch geschehen: so muß dargethan werden, daß der Staat zu einer gewissen Ehegesetzgebung kann gezwungen werden, und dieß ist hier nirgend geschehen, und möchte aus Hrn. Fichtens Grundsätzen nicht gefolgert werden können. Hieraus erhellt, daß uns hier etwas als eine Rechtslehre gegeben wird, was im Grunde gar keine, sondern höchstens gesetzgebende Klugheit ist. Außer diesem allen aber sind die Grundlagen dieser neuen Rechtslehre von so sonderbarer und unhaltbarer Beschaffenheit, daß nur ein Mann wie Fichte, dem das Paradoxeste das Wahrste ist, sobald sich die Idee davon in seinem Kopfe erzeugt, darauf etwas bauen kann. Auch haben sie, so viel wir vernehmen, bey Niemand Eingang gefunden, außer bey einem Frauenzimmer im Reichs-Anzeiger, welches sie nebst einer Mannsperson von ihrer Bekanntschaft, aus einigen in der Folge von selbst einleuchtenden Gründen, sehr erhaben gefunden hat. Sie lauten kurz zusammengefaßt so: »Die Natur hat ihren Zweck der »Fortpflanzung des Menschengeschlechts auf einen Naturtrieb »in zwey besondern Geschlechtern gegründet. Er ist selbst »Zweck unsrer Natur, ob er gleich nur Mittel ist für die »Natur überhaupt. Indeß die Menschen auf nichts aus»gehen, als diesen Trieb zu befriedigen, wird durch die na»türlichen Folgen dieser Befriedigung, ohne weiteres Zu»thun der Menschen, der Naturzweck erreicht. Hinterher »kann freylich der Mensch durch Erfahrung und Abstraktion »lernen, daß dieses der Naturzweck sey, und durch sittli»che Veredlung bey der Befriedigung des Triebes, sich diesen »Zweck vorsetzen. Aber vor der Erfahrung hat er diesen Zweck »nicht; sondern bloße Befriedigung ist sein letzter Zweck. »Die besondere Bestimmung dieser Natureinrichtung ist die, »daß bey der Befriedigung des Triebes, oder Beförderung »des Naturzweckes, was den eigentlichen Akt der Zeugung »anlangt, das eine Geschlecht sich nur thätig, das andere sich »nur leidend verhalte. Der Charakter der Vernunft ist ab»solute Selbstthätigkeit, bloßes Leiden um des Leidens wil»len widerspricht der Vernunft. Es ist sonach nicht gegen »die Vernunft, daß das erste Geschlecht die Befriedigung »seines Geschlechtstriebes als Zweck sich vorsetze; aber es ist »schlechterdings gegen die Vernunft, daß das zweyte die Be-

»friedigung des seinigen sich als Zweck vorsetze. Sonach ist das zweyte Geschlecht entweder der Anlage nach nicht vernünftig, welches der Voraussetzung widerspricht, daß sie Menschen seyn sollen, oder diese Anlage kann zufolge seiner besondern Natur nicht entwickelt werden, welches sich selbst widerspricht, indem in der Natur dann eine Anlage angenommen wird, die in der Natur nicht angenommen wird; oder endlich, es kann die Befriedigung seines Geschlechtstriebes sich nie zum Zwecke machen. Nun aber gehört doch der Geschlechtstrieb dieses zweyten Geschlechtes, und seine Aeußerung und Befriedigung in den Plan der Natur. Es ist daher nothwendig, daß dieser Trieb beym Weibe unter einer andern Gestalt, und, um neben der Vernünftigkeit bestehen zu können, selbst als Trieb zur Thätigkeit erscheine, und zwar als charakteristischer Naturtrieb zu einer nur diesem Geschlechte zukommenden Thätigkeit. Das zweyte Geschlecht steht, der Natureinrichtung nach, um eine Stufe tiefer als das erste, es ist Objekt der Kraft des ersteren. Nun aber sollen beyde als moralische Wesen gleich seyn. Dieß war nur dadurch möglich, daß in dem zweyten Geschlechte eine ganz neue Stufe, die dem ersten völlig ermangelt, eingeschoben wurde. Diese Stufe ist die Gestalt, unter welcher ihm der Geschlechtstrieb erscheint, der dem Manne in seiner wahren Gestalt erscheint. Der Mann kann freyen, das Weib nicht, es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es thäte. Eine abschlägige Antwort, die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: ich will mich dir nicht unterwerfen, und das läßt sich ertragen. Eine abschlägige Antwort, die das Weib erhielte, würde heißen: ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen, welches ohne Zweifel unerträglich ist. Das Weib kann sich nicht gestehen, daß sie sich hingebe, und da in dem vernünftigen Wesen etwas nur in sofern ist, als es sich desselben bewußt wird; das Weib kann überhaupt sich nicht hingeben der Geschlechtslust, um ihren eigenen Trieb zu befriedigen; und da sie sich denn doch, zufolge eines Triebes, hingeben muß, kann dieser Trieb kein anderer seyn, als der, den Mann zu befriedigen. Sie wird in dieser Handlung Mittel für den Zweck eines Andern, weil sie ihr eigner Zweck nicht seyn konnte, ohne ihren Endzweck, die Würde der Vernunft aufzugeben. Sie behauptet ihre Würde, ohnerachtet sie Mittel wird, da-

»durch

wodurch, daß sie sich freywillig zufolge eines edlen Naturtriebes, des der Liebe, zum Mittel macht. Liebe ist also die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt.«

Wie künstlich! könnte man doch auch sagen, wie wahr! In der That kann Hr. Fichte, gleich dem Eleatischen Zeno, beweisen was er will, und bey einem solchen Talente ist es kein Wunder, daß er die großen Paradoxien in Schutz nimmt, um nur als Erfinder unerhörter Sätze zu erscheinen. Sieht man aber Hr. Fichtens vermeinte Demonstrationen genauer an: so zerstieben sie, wie die des Eleatischen Zeno, in Dunst. Gleich Anfangs wird hier willkührlich angenommen, daß das Weib sich nur leidend verhält. Diese Behauptung ist scheinbar richtig von einem einzigen Momente bey der Fortpflanzung; aber auch da nur scheinbar. Gesetzt aber, sie wäre da auch richtig, woraus folgt, daß dieser Moment über das ganze Verhältniß bey der Verbindung der beyden Geschlechter entscheidet? Ist nicht in allen folgenden Zeitpunkten das Weib bey der weitern Ausbildung des Fötus sehr aktiv? Aber auch selbst in dem obengedachten Zeitpunkte ist kein reines Leiden da, wie überhaupt in der Natur bey allen äußern Einwirkungen kein reines Leiden, sondern immer Reaktion gefunden wird. Damit fällt Hrn. Fichtens seltsame Folgerung, daß das Weib sich die Befriedigung seines Geschlechtstriebes nicht zum Zweck setzen kann, ganz weg. Sie fällt aber auch noch deswegen weg, weil der Mensch kein reines Vernunftwesen ist; sondern selbst nach Hrn. Fichte sich mit einem organischen Leibe, einer animalischen Natur bekleiden muß. Widerspricht es der Vernunft nicht, einen solchen Rock, mit allem seinem vermeintlich schlechten Stoffe anzuziehen: so kann sie auch nichts dagegen haben, den animalischen Trieben, und andern Anreizungen zu leidentlichen Zuständen, in sofern sie nicht Vernunftgesetzen widersprechen, Folge zu leisten. Könnte nicht sonst die animalische Natur mit Recht sagen: wenn du reine Vernunft zu vornehm bist, meinen wesentlichen Trieben zu folgen, und deren Befriedigung dir zum Zweck zu setzen; warum warst du denn nicht auch zu stolz, mich zu produciren, und dich überhaupt mit mir zu behängen? Warum bliebst

du denn nicht reine Intelligenz, wenn du dieß hättest seyn können? Entweder nimm auch mich in dein Gesetz der Sitten auf; oder laß mich gänzlich weg! Setze mir um meinetwillen zuweilen auch bloßes Leiden zum Zweck; oder gestehe, daß du sehr unvernünftig verfuhrest, indem du mich anzogest! Aus jenem vermeinten Vernunftsatze kann also für uns Menschen nichts mit Bestand gefolgert werden; und insbesondere auch das nicht, daß der Geschlechtstrieb dem Weibe in seiner eigentlichen Gestalt nicht erscheinen kann. Die Unstatthaftigkeit von Hrn. Fichtens seltsamer Folgerung offenbart sich auch dadurch, daß sie der Erfahrung ins Angesicht widerspricht. Kann nämlich der Geschlechtstrieb dem Weibe in seiner wahren Gestalt nicht erscheinen: so kann er ihr gar nicht erscheinen; denn was uns in einer fremden Gestalt erscheint, erscheint uns gar nicht als das, was es wirklich ist. Daß aber die Weiber vom Geschlechtstriebe, als solchem, gar nichts empfinden, sich desselben als einer Befriedigung eines physischen Bedürfnisses gar nicht bewußt seyn sollten, dagegen spricht die tägliche Erfahrung allzu laut. Auch hat Hr. Fichte diese Sprache wider seinen Willen vernommen; denn er sucht durch eine Definition sich zu retten; im unverdorbnen Weibe, spricht er, äußert sich kein Geschlechtstrieb. Mit dieser Definition aber schlägt unser so tiefsinnig sich dünkender Philosoph sich selbst; denn nach seiner Behauptung kann dieser Trieb im Weibe sich gar nicht offenbaren, weil im vernünftigen Wesen nichts ist, dessen es sich nicht bewußt ist. Es soll ferner, wie Hr. Fichte ganz willkührlich vorgiebt, der Geschlechtstrieb im Weibe kein anderer seyn, als der, den Mann zu befriedigen. Heißt das nicht mit andern Worten: er besteht darin, sich als Mittel zu fremden Zwecken gebrauchen zu lassen? Da führte ja, nach Hrn. Fichte, der Geschlechtstrieb das Weib zum Unmoralischen!

Wie seltsam ein auf diese Theorie errichtetes Eherecht beschaffen seyn werde, läßt sich schon zum voraus abnehmen. Zur deutlichen Einsicht wollen wir einige wenige der auffallendsten, und man kann wohl sagen unvernünftigen, Folgerungen vorlegen. »In der Ehe,« sagt Hr. Fichte, »liegt die unbegränzteste Unterwerfung der Frau un-

»ter

»ter dem Willen des Mannes. Die Frau gehört nicht »sich selbst; sondern dem Mann an. Indem der Staat »die Ehe anerkennt, thut er Verzicht darauf, das Weib »von nun an, als eine juridische Person zu betrachten; »wenn die Frau aber in eine Kriminaluntersuchung ver»fällt, wo der Staat sich an ihrem Leib und Leben hält, ist »sie durch die Sache selbst vom Manne geschieden. »Sie erhält ihre Selbstständigkeit. Wird sie unschuldig »befunden: so tritt sie wieder zurück unter die Botmä»ßigkeit des Mannes. Im Begriffe der Ehe liegt, »daß die Frau, die ihre Persönlichkeit hingiebt, dem Manne »zugleich das Eigenthum aller ihrer Güter, und ih»rer ihr im Staate zukommenden Rechte übergebe. »Will das Weib sich aus bloßer Wollust oder für andere »Zwecke hingeben, und findet sich ein Mann, der auf »Liebe Verzicht thut: so hat der Staat kein Recht es zu »verhindern. Der Staat kann sonach, der Strenge nach, »gegen Hurerey und Ehebruch keine Gesetze machen, »und keine Strafen darauf setzen.« Aus diesem allem folgt nichts geringers, als daß die meisten von jeher geschlossnen Ehen widerrechtlich sind. Desgleichen, daß die Frau, auf das ihr ausschließlich zukommende Recht, vom Staate in Absicht auf körperliche Beleidigungen und Erhaltung ihres Lebens beschützt zu werden, zu Gunsten des Mannes, Verzicht thue, daher er sie, nach Hrn. Fichtens Eherechte, wird krumm und lahm schlagen, ja sogar tödten dürfen. Daß der Mann ihre Güter verschwenden darf, wird auch aus diesem Eherechte folgen, denn sie sind ja sein Eigenthum geworden! Und auf die Kinder ist gar nicht Rücksicht zu nehmen; denn Hr. Fichte behauptet ausdrücklich: »ein Mann könne zwar Kinder lieben, nicht »aber seine Kinder besonders; denn es ist,« sagt er, »zwi»schen dem Vater und seinem Kinde gar kein physisches »Band — auch läßt sich keineswegs von einem natür»lichen Zwangsrechte der Mutter auf den Vater zur »Ernährung des Kindes reden.« — Noch etwas müssen wir doch anführen, was von Hrn. Fichtens tiefer Einsicht in die Staats- und Polizeyverwaltung zeigt: (S. 200) »Prostituirte Weibspersonen, (quae quaestum corporis exercent,) die dieß zu ihrem einzigen Gewerbe machen, — muß der Staat des Landes verweisen. —

 »Der

»Der Staat muß wissen, wovon jede Person lebt, und
»muß ihr das Recht geben, ihr Gewerbe zu treiben. –
»Wenn nun eine Weibsperson dem Staate jenen Nah-
»rungszweig angäbe: so hätte er das Recht sie für
»wahnsinnig zu halten; propriam *turpitudinem* confi-
»tenti *non creditur*.« Non creditur heißt also, nach Fich-
tischer Uebersetzung, ist wahnsinnig! Es ist wohl zu mer-
ken, daß Hr. Fichte oben für alle Weibspersonen »die
»Freyheit deducirt hatte, mit ihrem Leibe vorzuneh-
»men was sie wollen.« Nach diesem Fichtischen, aus
der Wissenschaftslehre abgeleiteten Principium folgt doch
wohl, daß sie ihren Leib auch ohne Bedenken zum Nah-
rungszweige machen könnten, ohne alle Schändlichkeit,
wenn anders die Wissenschaftslehre nicht in Aufstellung
des obigen Grundsatzes etwa sollte haben irren können! –
Doch Hr. Fichte fährt fort in seiner Verordnung über die
H**n: »Haben sie noch ein anderes Gewerbe dane-
»ben, und ist jenes nicht ihr fixirter Stand: so ignorirt
»der Staat ihren Lebenswandel. — Die Aufsicht
»über die Gesundheit jener Prostituirten ist — gar kein
»Zweig der Polizey; und ich gestehe, daß ich sie eines
»rechtlichen Staates für unwürdig halte.«

Wir übergehen das Uebrige, um vom zweyten Anhan-
ge des Naturrechts, dem Weltbürgerrechte, noch ein
Paar Worte anzufügen: »Jeder Einzelne,« so hebt es an,
»hat nach Obigem das Recht, den Einzelnen den er antrifft,
»zu nöthigen, daß er mit ihm in einen Staat trete. Es
»folgt daraus der Satz: wer in keinem Staate ist, kann
»von dem ersten Staate, der ihn antrifft, rechtlich ge-
»zwungen werden, sich entweder ihm zu unterwerfen, oder
»aus seiner Nähe zu entweichen.« Sonderbar genug! Al-
so wenn ein aus einem Staate Vertriebener, z. B. eine
von den H**n, welche Herr Fichte, wie oben bemerkt,
des Landes verweiset, oder ein Ausgewanderter sich
in einem andern Staate aufhält, kann er de jure gezwun-
gen werden, sich als Bürger aufnehmen zu lassen! Wo
hat man je so etwas gehört? Er darf keinen Augenblick
sich darin aufhalten, nicht einmal durchreisen, ohne
einem solchen Zwange sich unterwerfen zu müssen. Wo
ist je eine solche Tyranney als Rechtsprincip gesetzt worden?

Eine

Eine sehr nahe liegende, hiervon unzertrennliche Ungereimtheit erblickt Hr. Fichte, und sucht ihr aus dem Wege zu kommen. »Zufolge dieses Satzes,« fährt er sogleich fort, »würden allmählig alle Menschen, die auf der Oberfläche »der Erde wohnen, in Einem einzigen Staate vereinigt »werden. Aber es wäre eben sowohl möglich, daß an »verschiedenen Orten, abgesonderte, und von einander »nichts wissende Menschenhaufen sich in Staaten ver»einigten. Auf diese Weise würden auf Erden mehrere »Staaten entstehen.« Das können sie nicht; denn da nach dem Obigen jeder Mensch das Eigenthumsrecht über die ganze Erde hat: so muß Jeder sich mit Jedem zu einem Staate verbinden, um mit dessen Bewilligung seinen Antheil von den Erdengütern zu bekommen. Sobald einer dem Andern begegnet, muß er zu ihm sprechen: wie kommst du dazu, von dem Meinigen Gebrauch zu machen! Vereinige dich sogleich mit mir zu einem Staate! Die Entweichung aus der Nähe ist hier keine Auskunft; denn er mag gehen so weit er nur will: so ist er doch immer auf dem Boden des Andern. Auch dieß führt auf offenbare Ungereimtheiten! Jeder hat das Recht, daß der Andere sich mit ihm zu seinem Staate vereinige; beyde haben gleiches Recht, wer soll also nachgeben? Gesetzt aber auch, dieß wäre ein reelles Auskunftsmittel, daß der eine sich aus der Nähe des Andern entfernt: so müßten doch benachbarte Staaten, die durch keine Bergketten, durch keine Meere, und große Flüsse getrennt sind, sich zu einem Staate verbinden. Denn da sie als Nachbaren steten Verkehr mit einander haben, und sie außer ihrer Nähe nicht entweichen können: so verlangt Jeder mit Recht, und zwingt den Andern, muß Jeder den Andern zwingen, mit ihm zu einem Staate zusammenzutreten. Selbst, wenn Wege über die Berge gehen, wenn beyde Nationen Schiffe haben: so kommen sie sich beständig in die Nähe, und des Rechtes zum Zwange, nach Fichtischem Princip, wird kein Ende! Wer soll nun hier der nachgebende Theil seyn? Wird nicht hierdurch, statt eines sichernden Weltbürgerrechts, ein bellum omnium contra omnes nicht nur rechtmäßig, sondern sogar absolut nothwendig gemacht? Beyde Nationen müssen ja einander zwingen, weil sonst nach Hrn. Fichtens seinem Weltbürgerrechte keine Sicherheit für beyde ist. Wird nicht

hierdurch die Eroberungssucht eines Alexanders, Tamerlans, Dengis-Chans rechtlich begründet? Und wo soll das Zwingen zum Zusammentreten in Einem Staat aufhören?

3. Jeder Unbefangene wird mit uns zum Beschluß sagen: kann die Wissenschaftslehre mit ihren Principien nichts anders als dieß zu Tage fördern: so ist sie im Grunde nichts als eine Dünkellehre; eine δοκησισοφια!

Fl.

Tabellarischer Abriß einer Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste; als Manuskript für seine Zuhörer, von Ludwig Heinrich Jakob, ordentlichem Professor der Philosophie. Halle, bey Ruff. 1800. 30 S. 8. 6 gr.

Dieses Büchlein ward zum Gebrauch der Vorlesungen über die Encyklopädie der Wissenschaften und Künste entworfen, weil die vorhandenen Lehrbücher vom Ideengange des Verf. zu weit abweichen. Was man am meisten wünschen möchte, das fundamentum divisionis, giebt der Verf. nicht an; auch scheint er nicht nach der Anleitung der fortschreitenden logischen Abtheilung von einer Art der Wissenschaften und Künste zur andern überzugehen. Vielleicht hat er dieß für die Vorlesungen aufbehalten. Ueber das eigentliche Verdienst dieser Anordnung läßt sich also nicht urtheilen; unserer Absicht nach müßte, um logisch zu verfahren, die Sache anders angegriffen, und alles nach den Erkenntnißarten angegriffen werden. Die obersten Klassen sind hier natürliche Wissenschaften, und positive Wissenschaften; die erstern werden wieder in empirische und rationale abgetheilt; die Eintheilung in theoretische und praktische aber wird ganz übergangen. Daß diese Abtheilung in den meisten Fällen ganz gut paßt, ist nicht zu verkennen. Aber bequemer, und noch umfassender schien uns doch die in historische und philosophische Wissenschaften zu seyn: so daß die positiven Wissenschaften unter die ersteren gebracht werden, und daß diese Alles umfassen, was bloße Thatsachen enthält. Die einzelnen empirischen natürlichen Wissenschaften

len scheinen mehr rhapsodisch unter einander gestellt, als nach logischer Methode unter einander geordnet zu seyn.

W.

Commentationes de Stoicorum philosophia morali, ad Ciceronis libros de officiis. Comm. prima. Scripsit M. *Ern. Godofr. Lilie*, Gymnasii Altonani Subrector. Altonae, apud Hammerich. 1800. 60 S. gr. 8.

Eine wiederholte, obgleich lange nicht erschöpfte, noch die Ansprüche der historischen Kritik befriedigende, Untersuchung der Stoischen Ethik scheint in neuern Zeiten die mit ihr in Manchem ähnliche Moral der Kantischen Philosophie veranlaßt zu haben. So verglich Wegscheider bereits 1797 die Ethik der neuern Stoiker mit den Principien der Kantischen Kritik der praktischen Vernunft, und Greß suchte nach den höchsten Princip der Stoischen Ethik, beyde in lateinischen Abhandlungen. In eben dem Jahre, in welchem Hr. Lilie seine obige Abhandlung schrieb, erschien zugleich in Wittenberg eine Dissertatio des Adjunkt Krug, qua Zenonis et Epicuri de summo bono sententiae cum Kantiana hac de re doctrina breviter comparantur. Dennoch ist durch alle diese Abhandlungen gerade die Geschichte, d. i. Ursprung und Entwicklung der Moral der ältern und jüngern Philosophie der Stoiker noch immer im Dunkeln, zu deren Aufklärung unser Verf. im Verfolg seiner Untersuchungen hoffentlich um so eher beytragen wird, da Hr. Prof. Heeren durch seinen Kommentar über das 7. Cap. der Eclogarum ethicarum des Johannes von Stobi dazu seitdem eine schätzbare Vorarbeit lieferte.

Man darf die gegenwärtige Schrift des bereits durch seine zehn Jahre vorher in Göttingen vertheidigte Schrift: »über Platons Meinung von der Natur der Seele« bekannten Verf. um so weniger streng beurtheilen, da er selbst seiner Abhandlung keinen ausgezeichneten Werth ertheilet haben will, und zugleich andeutet, daß er sie unter sehr beschränkten Verhältnissen ausarbeiten mußte. Sonst müßte man

man freylich vor Allen die auch hier noch vermißte schärfere Scheidung der moralischen Begriffe der verschiedenen einzelnen Freunde des Stoicismus in frühern Zeiten unter den Griechen, und in spätern unter den Römern dringender fordern. Hr. Lilie schloß aber seine Untersuchungen zunächst an die Erläuterung des *Cicero* de Offic., und man darf es ihm zum Verdienst anrechnen, daß er einen Beytrag zur Kritik des Cicero als Historikers und Beurtheilers Stoischer Moralphilosopheme lieferte. So wie er mit Recht zur Kenntniß der Philosophie des Cicero auch die Benutzung seiner nichtphilosophischen Schriften, der Briefe und Reden fordert, (wir rechnen dahin noch ganz vorzüglich manche rhetorischen Schriften,) so wirft er hier dem Cicero öfterer Mißverständnisse und Mangel an Treue in der Darstellung vor. Möchte doch der Verf. noch einen Schritt weiter thun, und theils die Schriften des Cicero in ihrer chronologischen Reihe abhören, theils genauer nach den Quellen forschen, welche Cicero benutzte, und untersuchen, in welchem Umfange und von welchen Seiten Cicero die Stoische Philosophie kannte!

So wie er auf Garve's treffliche Erläuterungen von Cicero zuweilen prüfende Rücksicht nimmt, so erlaubt er sich auch einmal (S. 41) einen Zweifel gegen Kant's Urtheil über ältere Moralphilosophen; und gewiß wären Kant's Ansichten einzelner Parthieen der Geschichte der Philosophie einer Sammlung, aber auch einer Revision und Prüfung werth, um so mehr, da Mellin in seinem encyklopädischen Wörterbuch der Sammlung denselben schon vorgearbeitet hat. Auch kannte Hr. Lilie schon die Geschichte der Ethik von Meiners. Jedoch ist er ein Vertheidiger der ältern Stoiker, auch gegen die neuern Angriffe dieses letztern Schriftstellers. Auch merkte er mit Recht auf die sehr verschiedene philosophische Sprache der ältern und neuern Weltweisen, da es an der bloßen Uebersetzung oder Verdeutschung mancher Griechischer und Römischer Worte mit Deutschen Ausdrücken, ohne alle nähere Bestimmung, bey weitem nicht genug ist. Noch wird wohl der Verf. die Bestimmung der Stoiker der Tugend als einer Vollkommenheit, und der vollkommenen Pflichten (S. 39) als unbedingt und allzeit zu erfüllender Gebote noch nachbringen.

Die vierzehn Seiten lange Vorrede enthält nach die Ankündigung einer neuen Ausgabe der Bücher des Cicero de finibus bonorum et malorum, welche einen andern Zweck und Plan als die von Brem. Zürich 1798 haben soll. Er gedenkt dabey vorzüglich auf Interpretation, d. i. auf Gedankenentwicklung des Cicero, auf Beurtheilung seiner Ideen, und Vergleichung derselben mit der neuern Philosophie zu sehen. Dieß Unternehmen ist lobenswerth, und kann von jenen Geschäfften bloß das erste eigentliche Interpretation heißen. Was er S. 5 nicht that, das thut er S. 10, er unterscheidet die Vergleichung von der Auslegung. Das Ganze soll in drey Bändchen erscheinen, wozu der Verf. desto mehr aufzumuntern ist, je mehr er bey der Darstellung der Philosopheme den Forderungen der höhern Kritik Genüge zu leisten gedenkt.

Zk.

Karl Salomo Zachariä, Professor des Lehnrechts auf der Universität zu Wittenberg, über die vollkommenste Staatsverfassung. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1800. 316 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Man wird nach gerade der Menge politischer Untersuchungen, die mehr oder weniger durch die Zeitumstände veranlaßt sind, überdrüßig, und wir müssen gestehen, daß wir vorliegende Schrift mit einigem Vorurtheil gegen sie in die Hand nahmen. Desto mehr freuete es uns, eine von dem gewöhnlichen Tone unserer heutigen Politiker ganz abweichende, ruhige, und überall keine vorgefaßte Meinung verrathende, also von dem Geiste der Zeit unabhängig gebliebene Erörterung zu finden, wie sie sich freylich von dem durch seine frühern Schriften rühmlich bekannten Verf. billig erwarten ließ. Es ist allerdings richtig, daß die Entdeckung und Darstellung einer vollkommenen Staatsverfassung bis jetzt immer vergeblich versucht worden ist. Der Hauptzweck des Verf. ist nun, den Ursachen dieses Mißlingens nachzuforschen; und damit eine kritische Untersuchung über die vollkommenste Staatsverfassung zu

ver

verbinden. Die Resultate dieser Untersuchung kurz anzugeben und zu prüfen, wäre nun wohl der Absicht einer Recension am angemessensten. Wir müssen aber bekennen, daß wir nach einem bestimmten Resultate uns vergeblich umgesehen haben, und am Ende bleibts auch jetzt beym Alten: Non liquet. Wir begnügen uns daher, die Hauptpunkte der vorliegenden Untersuchung anzuführen. Der Verf. legt den Grund dazu durch die Erörterung der möglichen Verschiedenheiten einer Staatsverfassung, welche nichts Neues enthält. Hierauf stellt er die Bedingungen der Vollkommenheit einer Staatsverfassung auf. Sodann handelt er von den möglichen Principien einer vollkommenen Staatsverfassung, welcher Abschnitt uns am besten gerathen zu seyn scheint. Endlich schließt er mit der Untersuchung der Möglichkeit, eine vollkommene Staatsverfassung in der Erfahrung darzustellen, welches er im Ganzen zwar einräumt; aber wieder mit solchen Bedingungen beschmückt, daß wir eben deswegen den Gewinn nicht abzusehen vermögen, der der Staatswissenschaft durch diese Abhandlung zugewachsen seyn dürfte.

Df.

Nachlese über die Kantische Philosophie. Ein Versuch. 1800. 40 S. 8.

Es ist bekanntlich ein Hauptvorwurf, den die Kantische Vernunftkritik aller bisherigen Metaphysik macht, daß sie aus blossen Begriffen beweise, und durch Vernunftschlüsse, die auf bloßen Begriffen und allgemeinen Grundsätzen a priori beruhen, uns eine Erkenntniß von Objekten zu geben unternehme, wovon keine Erfahrung möglich sey. Eine solche Erkenntniß aber sey keine wahre Erkenntniß, sondern bloßer Schein und Täuschung. Mithin laufe die ganze bisherige Metaphysik auf Schein und Täuschung hinaus.

Der Verf. dieser kleinen, aber vielen Scharfsinn und Wahrheitsliebe verrathenden Schrift zeigt nun auf eine bündige Art, daß der Vorwurf, den Hr. Kant aller bisherigen Metaphysik macht, ihn selbst treffe, indem er die Apriorität und bloße Subjektivität von Raum und Zeit gleichfalls aus lauter Begriffen beweise. Die Erkenntniß,

die

die er uns von diesen Dingen zu geben unternimmt, übersteige eben so sehr die Erfahrung, als die der Objekte, die man gewöhnlich die übersinnlichen nennt. Sie sey also gleichfalls eine bloße Scheinerkenntniß.

Rec. findet diese Bemerkung, die er auch selbst schon gemacht hat, sehr gegründet. Es ist doch offenbar nicht die Erfahrung, die uns von den Kantischen Formen des Raums und der Zeit belehrt. Kein Mensch wird hoffentlich behaupten, daß er diese Formen sehe oder fühle. Sie sind kein Gegenstand weder des äußern noch des innern Sinnes. Ihr subjektives Daseyn im menschlichen Gemüthe muß also bewiesen werden: und wie kann solches anders als durch Begriffe und allgemeine Grundsätze *a priori* geschehen? — So ist es auch. Wenn man die Kantischen Beweise für die Apriorität und bloße Subjektivität dieser Formen analysirt und untersucht: so liegen denselben gewisse allgemeine Sätze zum Grunde; und diese Sätze beruhen auf Begriffen. Bringen nun wirklich, wie Kant behauptet, alle auf bloßen Begriffen beruhende Raisonnements keine reelle Erkenntniß, sondern ein bloßes Blendwerk hervor: so ist es offenbar und unwidersprechlich, daß alles, was die Vernunftkritik von den Formen der Sinnlichkeit zu wissen vorgiebt, auch nichts als Blendwerk ist. Und hierin, (was nämlich das Resultat, nicht die Prämissen betrifft,) dürfte die Kantische Vernunftkritik nicht so Unrecht haben. —

Man hat also gar nicht nöthig, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Grundsätze, worauf die Kantischen Beweise beruhen, zu untersuchen. Genug; es sind Grundsätze a priori, die sich auf Begriffe gründen. Alle Erkenntniß aber, zu der man durch bloße Begriffe gelangt, ist nach Kanten nichts als Schein und Täuschung: folglich ist auch die Erkenntniß von den angeblichen Raums- und Zeitformen nichts als Schein und Täuschung. Diesen Schluß muß entweder Hr. Kant gelten lassen, oder seine Lehre von den Begriffen und allgemeinen Grundsätzen aufgeben.

Ohne Zweifel werden die Kantianer auch hier über Mißverständniß klagen. Sie werden vielleicht sagen: »zwischen den Raums- und Zeitformen, und den eigentlichen übersinnlichen Objekten sey ein großer Unterschied. Die For-

men

verbinden. Die Resultate dieser Untersuchung kurz anzugeben und zu prüfen, wäre nun wohl der Absicht einer Recension am angemessensten. Wir müssen aber bekennen, daß wir nach einem bestimmten Resultate uns vergeblich umgesehen haben, und am Ende bleibts auch jetzt beym Alten: Non liquet. Wir begnügen uns daher, die Hauptpunkte der vorliegenden Untersuchung anzuführen. Der Verf. legt den Grund dazu durch die Erörterung der möglichen Verschiedenheiten einer Staatsverfassung, welche nichts Neues enthält. Hierauf stellt er die Bedingungen der Vollkommenheit einer Staatsverfassung auf. Sodann handelt er von den möglichen Principien einer vollkommenen Staatsverfassung, welcher Abschnitt uns am besten gerathen zu seyn scheint. Endlich schließt er mit der Untersuchung der Möglichkeit, eine vollkommene Staatsverfassung in der Erfahrung darzustellen, welches er im Ganzen zwar einräumt; aber wieder mit solchen Bedingungen beschmückt, daß wir eben deswegen den Gewinn nicht abzusehen vermögen, der der Staatswissenschaft durch diese Abhandlung zugewachsen seyn dürfte.

Os.

Nachlese über die Kantische Philosophie. Ein Versuch. 1800. 40 S. 8.

Es ist bekanntlich ein Hauptvorwurf, den die Kantische Vernunftkritik aller bisherigen Metaphysik macht, daß sie aus bloßen Begriffen beweise, und durch Vernunftschlüsse, die auf bloßen Begriffen und allgemeinen Grundsätzen a priori beruhen, uns eine Erkenntniß von Objekten zu geben unternehme, wovon keine Erfahrung möglich sey. Eine solche Erkenntniß aber sey keine wahre Erkenntniß, sondern bloßer Schein und Täuschung. Mithin laufe die ganze bisherige Metaphysik auf Schein und Täuschung hinaus.

Der Verf. dieser kleinen, aber vielen Scharfsinn und Wahrheitsliebe verrathenden Schrift zeigt nun auf eine bündige Art, daß der Vorwurf, den Hr. Kant aller bisherigen Metaphysik macht, ihn selbst treffe, indem er die Apriorität und bloße Subjektivität von Raum und Zeit gleichfalls aus lauter Begriffen beweise. Die Erkenntniß,

die

die er uns von diesen Dingen zu geben unternimmt; übersteige eben so sehr die Erfahrung, als die der Objekte, die man gewöhnlich die übersinnlichen nennt. Sie sey also gleichfalls eine bloße Scheinerkenntniß.

Rec. findet diese Bemerkung, die er auch selbst schon gemacht hat, sehr gegründet. Es ist doch offenbar nicht die Erfahrung, die uns von den Kantischen Formen des Raums und der Zeit belehrt. Kein Mensch wird hoffentlich behaupten, daß er diese Formen sehe oder fühle. Sie sind kein Gegenstand weder des äußern noch des innern Sinnes. Ihr subjektives Daseyn im menschlichen Gemüthe muß also bewiesen werden: und wie kann solches anders als durch Begriffe und allgemeine Grundsätze *a priori* geschehen? — So ist es auch. Wenn man die Kantischen Beweise für die Apriorität und bloße Subjektivität dieser Formen analysirt und untersucht: so liegen denselben gewisse allgemeine Sätze zum Grunde; und diese Sätze beruhen auf Begriffen. Bringen nun wirklich, wie Kant behauptet, alle auf bloßen Begriffen beruhende Raisonnements keine reelle Erkenntniß, sondern ein bloßes Blendwerk hervor: so ist es offenbar und unwidersprechlich, daß alles, was die Vernunftkritik von den Formen der Sinnlichkeit zu wissen vorgiebt, auch nichts als Blendwerk ist. Und hierin, (was nämlich das Resultat, nicht die Prämissen betrifft,) dürfte die Kantische Vernunftkritik nicht so Unrecht haben. —

Man hat also gar nicht nöthig, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Grundsätze, worauf die Kantischen Beweise beruhen, zu untersuchen. Genug; es sind Grundsätze a priori, die sich auf Begriffe gründen. Alle Erkenntniß aber, zu der man durch bloße Begriffe gelangt, ist nach Kanten nichts als Schein und Täuschung: folglich ist auch die Erkenntniß von den angeblichen Raums- und Zeitformen nichts als Schein und Täuschung. Diesen Schluß muß entweder Hr. Kant gelten lassen, oder seine Lehre von den Begriffen und allgemeinen Grundsätzen aufgeben.

Ohne Zweifel werden die Kantianer auch hier über Mißverständniß klagen. Sie werden vielleicht sagen: »zwischen den Raums- und Zeitformen, und den eigentlichen übersinnlichen Objekten sey ein großer Unterschied. Die Formen

men von Raum und Zeit werden ja auf Erfahrung ange-
wendet; es werden ihnen sinnliche Objekte gegeben; sie
machen die Erfahrung möglich, u. s. w. Dadurch er-
halten sie Realität; welches bey den übersinnlichen Objek-
ten nicht der Fall seyn.« — Dem Verf. ist diese Ausflucht
nicht entgangen. Er macht S. 29—31 auf das Schwan-
kende und Vieldeutige der Ausdrücke: auf Erfahrung an-
wenden, ein Objekt geben, u. s. w. aufmerksam, und
zeigt, daß der Einwurf dadurch nicht beantwortet wird.
»Sollten diese Ausdrücke,« sagt er S. 31 ganz richtig, »so
»viel sagen, als: die Raum-, und Zeitvorstellung auf
»die Sinnenwelt anwenden; so giebt der Harmonist seiner
»Idee (der prästabilirten Harmonie) auch in der Erfahrung
»ein Objekt. Denn erklärt er nicht das ganze Sinnenge-
»schäfft durch seine Harmonie? Harmonie und Apriorität
»sind also beyde auf das Sinnengeschäfft angewandt wor-
»den; dessen ungeachtet ist eins wie das andere eine bloße
»Idee, die nicht durch Erfahrung bestätigt ist.« Rec. fügt
hinzu: könnte nicht die Idee von Gott (nach Kanten,
auch eine bloße Form des Gemüths;) eben so gut realisirt
werden, wenn sie auf das Universum, oder das Universum
auf sie bezogen wird? Man kann ja mit den schwankenden
Worten: beziehen, geben, Objekt, Realität, u. s. w.
beweisen, was man will.

Was aber auch der Sinn des Ausdrucks: auf Er-
fahrung anwenden, seyn mag: so muß doch wiederum
der Satz: daß die Formen von Raum und Zeit, wenn sie
auf Erfahrung angewendet werden, Realität bekommen,
bewiesen werden. Der vorige Einwurf tritt also wieder
ein; denn der Beweis muß aus Begriffen geführt wer-
den; und Beweise aus bloßen Begriffen geben, nach Kan-
ten, nichts als eine Scheinerkenntniß.

Rec. kann nicht umhin, dem Leser das Ende dieser
kleinen Schrift mitzutheilen: »Ihr seufzet« (läßt der Vf.
S. 37 den ältern Metaphysiker den neuen kritischen Philo-
sophen zurufen;) »über das ganze pro und contra der Me-
»taphysik, und warnet im bedenklichsten Tone gegen ihre
»Fechterspiele. Aber glaubet ihr denn, eure Apriorität
»und Subjektivität allein habe das noch nie gegebene Pri-
»vilegium, über alle Einwendungen erhaben, ewig erha-
ben

»ben zu seyn? Sind etwa gegen Aprioritäts allein gegründete Zweifel nicht einmal möglich? — Wenn es das schlimmste Präjudiz für eine Wissenschaft ist, das für u. dawider zu erzeugen, wird es für die Apriorität keines seyn? Es fehlt euch an den Grübeleyen der Metaphysik;« (wem [illegible] denen nicht daran! wer wünscht denn nicht, daß seine Vernunft in Schauen verwandelt werden könnte?) »und ihr macht dem Publikum Hoffnung, daß die Kritik den unnützen Grübeleyen über Gottes Daseyn und Fürsehung, über Unsterblichkeit, Freyheit und Geistigkeit unsers Ich ꝛc. — dem Bauen der Schlösser in der Luft — ein Ende mache, um für das Handeln desto mehr Zeit zu gewinnen. Ihr sagt also:« (Sie werden nicht beleidiget, wenn man die Sache erzählt, wie sie ist!) »die ehemaligen Spitzfindigkeiten haben ein Ende. Aber spekulirt man nun über Apriorität und Subjektivität, über Kategorieen und Schematismus, über (reine) Vernunft, Disciplin und Transcendentalismus nicht mehr? — Die Kritik der reinen Vernunft unterhält ihre Schüler nicht mehr mit der alten Ontologie, Theologie ꝛc. Aber treten nun nicht (transcendentale) Aesthetik, Analytik, Antinomieen, transcendentale Methodenlehre, Architektonik ꝛc. an ihre Stelle? — Nun martert man die Jugend nicht mehr mit dem alten Wust der Schule. Aber eine ganz neue Terminologie« (s. das Wörterbuch des Hrn. Schmids, — Rec. fügt hinzu: des Herrn Mellins;) »macht diese die Sache leichter? Man darf sich den Kopf nicht mehr mit Beweisen für das Daseyn Gottes ꝛc. zerbrechen; aber nicht doch mit der Kritik aller dieser Beweise, wobey, zum Ruhme des apriorischen Systems, erhellen muß, daß sie alle, sammt ihren Einwendungen dagegen, nichts begründen. Man hat geglaubt, welcher Fund es sey, daß uns Wolff durch seine spekulative Vernunft mit dem Theorem beschenket, daß Gott unendlichgütig, unendlichwahrhaft sey ꝛc. Nun ist man durch unumstößliche Vernunftbeweise der Kritik dahinter gekommen, daß da keine spekulative Vernunft weder das pro noch das contra beweisen kann; sondern daß nur Glaube für diese Wahrheiten übrig bleibe. Wird dadurch dem unnützen Spekuliren im Ernst ein Ende gemacht?«

Wm.

Opp.

Quaedam de cognitione a priori, qualem Kantius statuere videtur, dubitationes; quas amplissimi philosophorum ordinis venia, pro loco inter eos qui huic collegio adjuncti sunt, rite occupando, die XIX Febr. a. c. MDCCC., examinanda, proponit Praeses *Carol. Theophil. Anton*, A. M. et phil. ord. assessor extraordin. assumto socio *J. Aug. Zeune*, A. M. Wittenberg, bey Tzschiedrich. 54 S. 4.

Der Verf. sucht darzuthun, daß keine Erkenntniß a priori, nach der Behauptung der Kantischen Philosophie, vorhanden ist; in einem Anhange wird noch gezeigt, daß die Widersprüche, welche Kant in den Antinomieen aufstellt, nicht wirklich vorhanden sind. In Ansehung des ersten Punktes wird darauf hauptsächlich gefußt, daß wir ohne Erfahrung und vorhergegangene Empfindung nichts, also auch von den Begriffen a priori, mithin von Raum, Zeit und andern in der Kantischen Philosophie aufgestellten Dingen, nichts wissen würden. Hierin hat nun allerdings unser Verf. Recht, und selbst die kritischen Philosophen werden ihm nicht Unrecht geben; denn daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, giebt ja Kant mit ausdrücklichen Worten zu. Das, worauf es bey dieser Untersuchung eigentlich ankommt, besteht in folgenden zwey Fragen: ob wir zu der Erfahrung nicht eine gewisse bestimmte Einrichtung unserer Natur mitbringen, vermöge welcher wir die Dinge so, und nicht anders wahrnehmen müssen, und die uns zwar durch die Erfahrung zuerst bekannt gemacht; aber doch von uns nicht aus der Erfahrung hergenommen, sondern von der wirklichen Empfindung schon mitgebracht wird, die also in sofern a priori vorhanden ist? Und dann, ob wir vermöge dieser Einrichtung und Form unserer erkennenden Natur, nicht die Dinge ganz anders wahrnehmen, als sie wirklich sind? Die erste Frage dürfte sich schwerlich verneinen lassen. Sehen wir doch klar, daß jeder Spiegel seine eigene Form eher besitzt, als er Gegenstände abspiegelt, und daß er diese Form vor der Abspiegelung an sich trägt. Auf die zweyte Frage kommt es in dem Streite über die Richtigkeit des neuen Systemes hauptsächlich an,

weil

weil in diesem Systeme auf deren Bejahung seine wesentlichsten Eigenthümlichkeiten gebaut worden. Auf diese Frage aber läßt sich der Verf. nur ganz im Vorbeygehen ein einzigesmal ein; er hat demnach die neue Philosophie eben nicht erschüttert. Zu diesem Mißgriffe ist er freylich durch die nicht ganz passende Benennung, Erkenntniß *a priori*, veranlaßt worden, als welcher Ausdruck im gewöhnlichen Sinne etwas bezeichnet, wovon wir ohne alle Erfahrung, Bewußtseyn und Vorstellungen mit Bewußtseyn haben. Jedoch ist die Kantische Philosophie an diesem, wie an den meisten andern Mißverständnissen, welche sie veranlaßt hat, keinesweges ganz unschuldig; weil sie ihre Ausdrücke bestimmter und vorsichtiger hätte wählen, und wenigstens, nachdem sie sich häufig offenbart haben, sie durch Verbesserung ihrer Terminologie allmählig verhüten sollen. So werden aber immer die alten Ausdrücke beybehalten, und dadurch die Mißverständnisse immer mehr unterhalten. Die kritischen Philosophen, Kant selbst nicht ausgenommen, mögen auch zu dieser hartnäckigen Unbestimmtheit des Vortrags ihre guten Ursachen haben; denn wenn sie sich bestimmter und vorsichtiger erklärten, würden die Lücken ihres Systems noch deutlicher ans Licht kommen.

In Ansehung der Antinomieen bringt der Verf. ein dem Kantischen ziemlich ähnliches Resultat heraus; daß wir nämlich über diese Aufgaben, aus Mangel an Erfahrung, nichts entscheiden können. Die eigentliche Frage war: ob aus ihnen folgt, daß wir von den Dingen an sich gar nichts wissen? Dieß folgert wenigstens Kant; und sollte er widerlegt werden: so mußte die Unstatthaftigkeit dieser Folgerung klar gemacht werden. Es könnte gar wohl seyn, daß diese Antinomieen aus einer Entgegensetzung in unsern verschiedenen Erkenntnißkräften entspringen, deren jede von der Sache selbst etwas, nur nicht vollständig erkennt, wie einerley Gegenstand in verschiedenen Entfernungen nicht selten entgegengesetzte Erscheinungen gewährt.

Bs.

Mathematik.

Lehrbegriff der Maschinenlehre mit Rücksicht auf den Bergbau, von Johann Friedrich Lempe, Prof. der Mathematik und Physik bey der Chursächsischen Bergakademie. Ersten Theils erste Abtheilung, oder der technischen Maschienenlehre erster Band. Leipzig, bey Crusius. 1795. 37½ Bog. XXVIII S. Vorr. XV Bl. Kupfer. gr 4. 4 Rh.

Desselben Buchs zweyte Abtheilung, oder der technischen Maschinenlehre zweyter Band. Leipzig, bey Crusius. 1797. 48¾ Bog. XVIII S. Vorr. XVIII Bl. Kupfer. 3 Rh.

Viel zufrüh starb der Verf. dieses mit dem größten Fleis ausgearbeiteten Werks, (ein Schlagfluß raubte ihm den 6ten Febr. d. J. sein ohnedem durch körperliche Leiden getrübtes Leben) und wir sehen hier die letzte Frucht seines unermüdeten Fleißes, zwar nicht völlig beendigt, aber darum nicht minder gemeinnützig. Rec., der den Verewigten persönlich kannte, und in frühern Jahren selbst seines Unterrichts genoß, weiß nur zusehr, was Freybergs Akademie an ihm verlor. Tiefe Einsichten, verbunden mit der deutlichsten und faßlichsten Lehrmethode, so wie ein edler Charakter machten ihn verehrungswürdig, und sein Andenken bey seinen Schülern unvergeßlich.

Der erste Theil enthält, nach der Zueignung an den Churfürsten von Sachsen, in der Vorrede einen vollständigen Plan des ganzen vollendeten Werks, und eine kurze Uebersicht des Inhalts dieser beyden Theile, nebst einer ungemein deutlichen Erklärung der Abbreviaturen; dann folgen S. 3 — 58. Vorerinnerungen über die Mechanik überhaupt, und die Maschinenlehre insbesondre. Sehr wohl haben Rec. die Regeln gefallen, welche der Verf. jungen angehenden Mechanikern über die Einrichtung ihres Studierens ertheilt, möchte sie doch jeder befolgen. Hierauf kommt er auf die Kenntniß der mechanischen Bücher, sowohl der ältern als neuern, und leistet dadurch dem Leser

einen

einen wesentlichen Dienst, daß er nicht bloß ihren Titel, sondern auch ihren Inhalt kurz aber vollständig anzeigt. Früher als 1695 war ihm keine Schrift über die Maschinenlehre bekannt; allein es giebt deren verschiedene, die manches Brauchbare enthalten. J. E. Mich. Brauchbergers (Kunstmeister in Nürnberg) vollständige Beschreibung der künstlichen Wasserräder rc. Nürnberg, 1689. Das erste Hauptstück. Von Maschinen überhaupt, S. 61 — 88. Ueber die Reibungscoefficienten für gleitende Friktion. S. 78 ist eine Tabelle befindlich, welche die Resultate von des Verf. vielfachen Versuchen enthält; auch Rec. fand sie mit den seinigen gleichförmig, wiewohl man hier nie auf Schärfe dringen kann. S. 89 bis Ende. Der technischen Maschinenlehre zweytes Hauptstück. Beschreibung der gebräuchlichsten oder sonst vorzüglichen Hebe- und Fortschaffungszeuge. I. Abschnitt. S. 91 — 111. Von dem Hebel und Hebellade. II. Abschn. S. 112 — 129. Von der Rolle, Scheibe und dem Flaschenzuge. III. Abschn. S. 130 — 136. Von der schiefen Ebene. IV. Abschn. S. 136 — 139. Vom Keile. V. Abschn. Von der Schraube. VI. Abschn. S. 151 — 165. Von dem Rade an der Axe und dessen verschiedenen Arten. VII. Abschn. S. 166 — 167. Nähere Betrachtung des Kreuzhaspels. VIII. Abschn. S. 168 — 248. Nähere Betrachtung des Hornhaspels. IX. Abschn. S. 248 bis Ende. Nähere Betrachtung der gemeinen Maschinenräder und Radhaspel.

Zweyter Theil. Dessen Hauptinhalt ist die ganze Theorie von den Aufschlagewassern und deren Zuführung durch Hauptkanäle. X. Abschnitt erstes Kapitel. S. 3 — 10. Von der Zuleitung, Aufsammlung und Benutzung der Aufschlagewasser überhaupt, als Einleitung in diesen Abschnitt. Zweytes Kap. S. 10 — 307. Von Wasserleitungen, sowohl natürlichen als künstlichen überhaupt; von dem Beharrungszustande des Wassers; Grundlehren der Bewegung des Wassers in Kanälen. Drittes Kap. S. 308 bis Ende. Von Anlegung und Fortstellung der Hauptkanäle. — Von Austheilung der Aufschlagewasser überhaupt, und insbesondre von einer praktischen Art, solches leicht zu bewerkstelligen. — Von der Aufsicht über die Wasserführungen und Aufschlagewasser. — Von dem Harzer Grabenwesen. —

Von der Art, die Menge Wasser zu beobachten, die ein Hauptkanal jährlich aus einer Gegend nehmen kann.

Viel zu weitläuftig würde es seyn, wenn man Auszüge aus den hier angeführten Inhaltsanzeigen anführen wollte, welches überhaupt bey allen Schriften dieser Art, eine verdrießliche Arbeit ist, ein allgemeines Urtheil muß hier gnügen. Man findet in diesem Werke gerade nichts ausgezeichnet Neues in Ansehung der theoretischen Lehrsätze; aber die schon bekannten sind vortrefflich erläutert, und so faßlich dargestellt, daß sie auch gewiß von Ungeübtern verstanden werden. Der höhere Kalkul ist zwar nur selten angebracht; allein Rec. hält dieses für sehr zweckmäßig. Warum? der Verf. schreibt nicht für große Mathematikverständige; sondern für angehende Mechaniker und Maschinisten, bey diesen, wenigstens bey den Meisten, kann man nur selten jene weitumfassende Kenntnisse der Größenlehre vermuthen, gewöhnlich erstrecken sie sich nicht über die Gränzen der gemeinen Arithmetik, Geometrie und Algebra; daher wird ihnen ein Buch, wie gegenwärtiges, weit bessere Dienste thun, als Werke voll der höhern Analysis, die sie nicht verstehen, und welche sehr häufig leere Resultate herausbringen, die der Praktiker als untauglich verwirft. Was aber diesem Lehrbuche vortrefflichen Werth giebt, ist die vorzügliche Anwendung der erläuterten Theorie auf Erfahrung. Hier ist der Verf. ganz in seinem Fache, und Rec. hält dafür, daß es schwer halten werde, ihn zu übertreffen. Er theilt alle seine über jeden Lehrsatz gemachten Versuche mit, vergleicht sie mit den von ältern Schriftstellern, und zieht die nützlichsten Folgerungen heraus; was kann wohl Anfängern gemeinnütziger seyn? Dadurch entstanden die in beyden Theilen enthaltenen mannichfachen Tabellen, deren Nutzen ausgebreitet ist. Rec. kann nicht umhin, solche anzuführen, (außer den schon oben erwähnten). Im ersten Theil findet man folgende: S. 193. Erste Abtheilung. Ueber die Momente des verschiedenen Widerstandes des vollen und leeren Seiltrums, wo das Seil sich nicht ganz zweymal über einander wickelt. Zweyte Abtheilung. Wo das Seil sich viermal über einander wickelt. Diese Tabelle ist auf die stufenweise Tiefe von 1 bis 20 Lachter eingerichtet. S. 276. Ueber die Erfordernisse und Würkungen von verschiedenen von Menschen getretenen Laufrädern. Zweyter Theil. S. 101. Tafel A. der mittlern Geschwindigkeiten

und

und Wassermengen für vortheilhafte rechteckigte Breitenprofile, nach der Abnahme der Gefälle geordnet. (B) S. 108. Der mittlern Geschwindigkeiten und Wassermengen für dieselben Profile, nach der Zunahme der Wassermengen geordnet. (C) S. 115. Ueber die Dimensionen und den mittlern Halbmesser, eines vortheilhaften Breitenprofils von gegebenem Inhalte und einer Böschung von 45 bis 80 Graden. (D) S. 117. Für die mittlern Geschwindigkeiten und Wassermengen der vorstehenden Halbmesser (C) und Gefälle (A, B), nach der Abnahme der Gefälle geordnet. (E) S. 124. Für dieselben mittlern Geschwindigkeiten, aber nach der Zunahme der letztern geordnet. (F) S. 147. Die Quadrate der mittlern Geschwindigkeitscoefficienten betreffend. (G) S. 148. Die Quadraten aller mittlern Geschwindigkeiten von 1 bis 120. (H) S. 150. Zahlen, womit die Tiefe eines Kanals muß multiplicirt oder dividirt werden, um die Böschungsgrundlinie oder schräge Ufertiefe zu erhalten. (I) S. 152. Böschungsgrundlinien und schräge Ufertiefen von 12 bis 60 Zoll, und Böschungswinkel von 35° bis 90°. (K) S. 222. Aus dem Einfallswinkel und der Zahl der Rückprallungen, den Krümmungswinkel und den Bogen der Kanalkrümme zu finden; und umgekehrt. (L) S. 239. Die äußern Halbmesser in Theile der Kanalbreite ausgedrückt. (M) S. 249. Abmessungen verschiedener Röhren nach Bûats Grundsätzen. (N) S. 252. Resultate der Bûatschen Versuche über den Krümmungswiderstand. (O) S. 266. Uebereinstimmung mit der Erfahrung, in Ansehung der Widerstandshöhe. (P) S. 274. Berechnete Quadrate der Sinusse der Einfallswinkel. (Q) S. 290. Lebendiges Gefälle für einige mittlere Halbmesser und Gefällcoefficienten. (R) S. 292. Widerstandslängen für verschiedene mittlere Halbmesser. Und noch mehrere kleine, hier und da eingeschaltet. Sämmtliche Tabellen sind mit vieler Sorgfalt und einige beynahe zu genau berechnet. Der Dienst, der durch ihren Gebrauch dem Bergbau besonders verschafft wird, ist gewiß ansehnlich, da die meisten sehr gemeine Gegenstände betreffen, und noch in keinen ähnlichen Schriften vorkommen. Rec. hat den größten Theil derselben nachgerechnet, und keinen Fehler gefunden.

Ein schätzbares Stück dieses Werks sind der korrekte Druck, das gute Papier; vorzüglich aber die vortrefflichen Kupfer. Mit diesen hat sich der Verleger viel Verdienst er-

worden. Wenig Schriften dieses Inhalts haben dergleichen aufzuweisen. Sie sind von Garbe gezeichnet und von Grünler gestochen, und begreifen alles in sich, was man nur verlangen kann.

Leider übereilte der Tod den B. zu schnell, um seine Arbeit ganz zu vollenden. Denn nach seinem Plane sollte ein dritter Theil nachfolgen, der das noch hier Fehlende von den Aufschlagewassern, insbesondre aber den Teich- und Wehrbau enthalten würde. Es findet sich vielleicht ein Sachkundiger, der diese Lücke ausfüllt; wenigstens ist es schon zu wünschen, und dieses reichhaltige Fach bietet ihm Materie genug dar.

Sa.

Parallaxen auf dem Sphäroid. Von Rohde, Königl. Preuß. Kapitain. Mit einem Anhange über die leichte Bestimmung der Culminationszeit eines Gestirn durch zwey beobachtete Höhen. Mit den Zeiten der Beobachtungen, in dem astron. Jahrb. für 1801. Halle, bey Renger. 1800. 5 Bog. gr. 4. Mit 1 Kupf. 9 gr.

Die Parallaxe eines Gestirns finden, ist nichts anders, als in einem sphärischen Dreyeck, worin eine Seite und ein anliegender Winkel unverändert gesetzt werden, aus der Veränderung der andern Seite an jenem Winkel die Veränderungen der übrigen Stücke des Dreyecks herleiten. Wenn man die Quadrate und höhern Potenzen der Veränderungen nicht zu achten hat; so ist die Sache schon mit den Differentialformeln der sphärischen Trigonometrie abgethan; will man aber die Quadrate der kleinen Veränderungen mit in Rechnung ziehen; so muß man die Parallaxe aus den genauen Formeln für das ursprüngliche Dreyeck und das veränderte herleiten, es mag nun dieses oder jenes sich auf den Mittelpunkt der Erde, das andere auf den Ort des Beobachters beziehen. Das hat keine Schwierigkeit. Hr. Rohde hat einen längern Weg gewählt, da er allgemein zeigt, wie aus der Lage eines Punktes, in Absicht auf eine gegebene

Ebene

Ebene und einen bestimmten Punkt in derselben die Lage desselben Punktes in Absicht auf eine andere, jener parallelen Ebene, und einen gegebenen Punkt auf derselben hergeleitet werde. Wer die Geduld hat, ihm auf diesem Wege zu folgen, wird durch die Uebung und die Anwendung einiger nicht gemeinen trigonometrischen Sätze belohnt werden. Er zeigt hier zugleich, wie die Vergrößerung des scheinbaren Durchmessers eines Gegenstandes, wenn dieser nämlich dem zweyten obgedachten Punkte näher als dem erstern ist, bestimmt werde. In dem zweyten Theile der Abhandlung macht er die Anwendung der allgemeinen Theorie auf die drey Hauptebenen in der Astronomie, nämlich den Horizont, den Aequator und die Ekliptik. Für jede findet er die Parallaxe, sowohl wenn die Data geometrisch sind, als auch wenn sie für den Ort des Beobachters genommen werden. Auch die Vergrößerung des Durchmessers eines Weltkörpers für einen Ort auf der Erdfläche, verglichen mit dem für den Mittelpunkt der Erde, in Beziehung auf jede dieser drey Ebenen, wird angegeben. Man muß freylich, wenn man die Sätze anwenden will, den etwas weitläufigen Zusammenhang mit ihren Gründen, und alle Bezeichnungen wohl inne behalten. Es fehlt an bequemen Figuren, woraus die Bedeutungen der Zeichen schnell ersehen werden könnten.

Wie der kleine Anhang zu der Abhandlung von der Parallaxe komme, ist nicht klar; oder es müßte geschehen seyn, um einem vornehmen Gönner ein Kompliment zu machen. Die Formel, welcher hier eine andere vorgezogen wird, hat zwar das Aggregat von vier Sinus und zwey Cosinus im Zähler und im Nenner; allein die Sinus sind beyderseits dieselben, nur zum Theil mit andern Zeichen. Das hat Hr. R. nicht beachtet. Dann auch ist es einerley Mühe, Sinus und Cosinus, oder ihre Logarithmen zusammen zu nehmen. Die zweyte Formel, welche nach Hrn. R. Urtheil nichts zu wünschen übrig läßt, möchte dem Rechner nicht so bequem seyn, als jene mit den Aggregaten von Sinus und Cosinus. Es scheint übrigens nicht consequent zu seyn, eine gewisse Auflösung als die vortrefflichste anzupreisen, und ihr dennoch eine andere zur Seite zu stellen, die nichts zu wünschen übrig lassen soll.

Theorie der Bewegung der Weltkörper unsers Sonnensystems und ihrer elliptischen Figur, nach Hrn. de la Place frey bearbeitet von Joh. Jos. Anton Ide. Mit einer Vorrede des Hrn. Hofr. Kästner. Berlin, bey Frölich. 1800. 19½ B. gr. 8. 2 Rg.

Die hier zum Grunde gelegte Schrift ist Théorie du mouvement et de la figure elliptique des Planètes, par M. de la Place, à Paris, 1784. 152 pag. in 4. Sie ist auf Veranlassung des Parlements-Präsidenten de Saron geschrieben, und auf dessen Kosten gedruckt. Weil sie nicht in den Buchhandel gekommen ist, ist sie selten. Vielleicht hätte Hr. Ide deswegen besser gethan, sie zu übersetzen, und mit den Erläuterungen, deren sie auch für Geübte bedarf, zu versehen, nämlich in Rücksicht derjenigen, denen daran gelegen ist, das Werk des großen Meisters selbst kennen zu lernen. Für Andere mag aber die von Hrn. Ide vorgenommene Bearbeitung einfacher und leichter seyn. Sie gereicht ihm sehr zur Empfehlung. Es ist rühmlich, daß er mit einer Untersuchung über eine so wichtige Materie auftritt, nicht mit einem elementarischen Buche, worin das unendlich oft Vorgetragene mit geringen Abänderungen wiederholt wird. Er hat die Lehrsätze des Französischen Mathematikers größtentheils beybehalten; aber die Beweise verändert. Zu diesem Zwecke hat er einige analytische Lehrsätze mit ihren Beweisen vorangeschickt: nämlich Taylors Theorem; la Grange's Theorem; eine Methode aus endlichen Differenzen einer veränderlichen Größe bestimmte Werthe ihrer Differenzialquotienten von jeder Ordnung zu finden; und eine analytische Methode, beynahe gefundene Werthe zu berichtigen. In dem ersten Theile wird von der Bewegung der Planeten und Kometen gehandelt, von den letztern umständlich, nach der Methode von la Place, nebst der Anwendung auf die Berechnung der Bahn des zweyten Kometen von 1781. In dem Originale sind Formeln für die Säcularveränderung in der Mittelpunktsgleichung, die mittlere Bewegung des Apheliums, die Verminderung der Neigung der Bahn, und die rückgängige Bewegung der Knoten mitgetheilt, doch ohne Beweis. Diese hat unser Verfasser nicht mit angeführt. — In dem zweyten

Theile

Theile wird die schwere Theorie von der elliptischen Figur der Planeten vorgetragen. La Place hat sie mit der Theorie der Bewegung verbunden, weil, sagt er, es merkwürdig ist, daß nach dem in der Natur vorhandenen Gesetz der Schwere die Bahnen der Weltkörper nur Linien der zweyten Ordnung sind, und daß zugleich diese Körper durch Flächen der zweyten Ordnung begränzt werden, kleine Abweichungen, durch äußere Störungen veranlaßt, nicht gerechnet. Hr. Ide bemerkt mit Recht, daß dieser zweyte Theil recht dazu geeignet ist, mit dem Geiste der Analysis des Hrn. la Place vertraut zu werden. Denn er enthalte die fruchtbarste Anwendung einer Lehre, um die er sowohl in Absicht der Ausbildung als der glücklichen Anwendung gleich großes Verdienst hat, nämlich die Theorie der partiellen Differentiale. Die Bemühung des Deutschen Verfassers, die Schwierigkeiten in dem Vortrage des Französischen wegzuräumen, scheint gut gelungen zu seyn. Sein Verdienst ist dadurch desto größer, weil wir im Deutschen noch nichts über diese wichtige Lehre besitzen; man müßte denn das Wenige hieher rechnen, was in der Deutschen Uebersetzung von Mallets math. Geographie vorkommt.

In den Vorbereitungssätzen ist es bey dem Taylorschen Theorem ohne hinlänglichen Grund angenommen, daß eine veränderliche Größe y sich immer durch eine Reihe, die nach den Potenzen der ihr zugehörigen x mit ganzen positiven Exponenten fortschreitet, ausdrücken lasse. Was deshalb zur Rechtfertigung beygebracht wird, scheint nur auf Fälle einer gewissen Art zu passen. Es ist ein Unterschied, die Differenz Δy, einer Funktion y von x, durch die Differenz Δx mittelst einer nach den bejahten ganzen Potenzen dieser Differenz geordneten Reihe ausdrücken, und y selbst durch solche Potenzen von x darstellen. — In §. 2 heißt es, daß die Kraft, welche als Einheit gebraucht wird, nach ihrer Wirkung bekannt seyn müsse; oder bestimmter, daß man den Weg genau anzugeben wissen müsse, durch den sie die Körper in einem unendlich kleinen Zeittheile dt unmittelbar treibt. Dieß ist etwas uneigentlich ausgedrückt, da man unendlich kleine Größen nur durch ihr Verhältniß zu andern unendlich kleinen angeben kann. Für die Einheit der beschleunigenden Kräfte muß man den Weg, der durch sie, sofern sie gleichförmig wirkt, in einer gewissen endlichen Zeiteinheit be-

schrieben wird, angeben. — In der Aufgabe, §. 3, verwechselt der V. eine wahre Kreislinie mit einer unendlich vielseitigen. An der letztern ist, wie er behauptet, der Raum, durch den die Zugkraft im Mittelpunkte der Körper, der sich auf dem Umfange bewegt, in einem Zeitelemente treibt, doppelt so groß als der Quersinus des in demselben Zeitelemente beschriebenen Bogens; aber an dem Kreise selbst ist jener Raum der unendlich kleine Quersinus selbst, wie es sehr deutlich sich zeigen läßt. Daher ist auch das zu verbessern, was in der Anmerkung zu §. 50 beygebracht wird. Weil Hr. S. eine curvam polygonam sich gedenkt: so behauptet er, der Radius des Kreises stehe nur auf der Mitte des Bogens senkrecht, und weiche beym Endpunkte schon vom Perpendikel ab. Eben daselbst behauptet er, der Weg, durch den die Schwere einen Körper in dem Zeitelemente dt treibt, sey nicht gdt^2; sondern $2gdt^2$. Hier ist eine Verwechslung des ersten Raumelements mit dem zweyten Differential der Räume geschehen. Es ist $dds = 2gdt^2$; aber jedes $s = gt^2$, und also auch, wenn ds und dt das erste Element des Raumes und der Zeit bedeuten, $ds = gdt^2$. D'Alembert macht in seiner Dynamique (§. 26) die Bemerkung, daß man den Unterschied zwischen courbes polygones und courbes rigoureuses wohl beachten müsse; und bringt vieles hierher Gehörige, etwas weitschweifig bey. — S. 253 ist durch einen Schreibfehler Newton statt Maclaurin gesetzt. Der Letztere theilte aber den flüssigen Körper nicht in pyramidenförmige Säulen, die nach dem Mittelpunkte zulaufen; sondern in pyramiden- oder kegelförmige Säulen, die von dem angezogenen Körper auf der Oberfläche nach allen Seiten in das Innere bis wieder an die Oberfläche reichen.

Die Abhandlung von la Place: Théorie des attractions des sphéroides et de la figure des Planètes in den Mem. de l'Acad. R. d. Sc. 1782 würde noch in einer Uebersetzung mit Erläuterungen nachzuholen seyn, da sie manchem Liebhaber der höhern Astronomie nicht zur Hand seyn möchte.

Be.

Natur-

Naturlehre und Naturgeschichte.

Vorlesungen über die Elektricität, von G. C. Morgan, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Mit 2 Kupf. 345 S. 8. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1798. 1 Rh.

In der mit vielen hyperbolischen Figuren verbrämten Einleitung, redet der Verf. ziemlich unzusammenhängend von dem Nutzen der Elektricität, und von der Art, wie diese Wissenschaft zu studiren sey. Nachdem er eine kurze literarische Notiz von den in England über die Elektricität erschienenen Schriften gegeben, fällt er folgendes ungerechte Urtheil von den ausländischen Schriftstellern, wenn er sagt: »sie machen mehr die Chemie als die Elektricität zum Gegenstande ihrer Untersuchungen. Daher werden sie in ihren Journalen eben nichts finden, das der Mühe lohnte, sie durchsucht zu haben, die Abhandlungen von Volta ausgenommen, die sich in der Scelta d'Opusculi interessanti befinden.«

Sollte wohl der Verf. die Schriften der Ausländer genug kennen, um so ein Urtheil niederzuschreiben?

Das Werk besteht aus Vorlesungen. Die 1ste handelt von Erregung der ursprünglichen Elektricität in den Körpern, und dem Unterschied der positiven und negativen. 2te Vorlesung. Theoretische Vermuthungen über die Ursachen der elektrischen Erscheinungen und Anwendung derselben auf Thatsachen. — Alle elektrischen Erscheinungen, sagt der Verf., müssen von etwas Körperlichem herrühren, denn diese Materie dehnt die Körper aus, und durchbohrt die meisten. Ob dieser Beweis so stringend, und die Beantwortung des auf den Satz folgenden Einwands so genugsam seyn, daß diejenigen, welche sich bey elektrischen Erscheinungen bloß die Wirkung einer Kraft gedenken, davon überzeugt werden, überläßt Rec. der Beurtheilung des Lesers. 3te Vorlesung. Von den Werkzeugen, deren man sich zu Erregung der Elektricität bedient. Handelt bloß im Allgemeinen von diesem Gegenstande. Die Gestalt des Funkens

hängt

hängt nach dem Verf. bloß von der Größe der Oberfläche ab, aus welcher er hervorgehet, zum Theil auch von dem Körper, der ihn auffänget. 4te Vorlesung. Ueber das Laden elektrischer Körper, und die Einrichtung der Leidner Flaschen. Die Engländer pflegen sehr breite, unbelegte Ränder zu lassen, und darin mag auch die von Cuthberson und Brook gemachte Bemerkung, daß durch Dampf- und Hauch-Anlegung der unbelegten Glasfläche die Flaschen einer stärkern Ladung fähig werden, ihren Grund haben, indem dadurch ein größerer Theil der Glasplatten belegt und geladen wird. 5te Vorlesung. Die elektrische Materie geht nur deshalb Verbindungen mit andern Körpern ein, weil sie von ihnen angezogen wird, und jeder Körper kann unter gewissen Umständen nur eine gewisse Menge aufnehmen; alle elektrische Körper geben daher auf der einen Seite so viele Elektricität ab, als sie auf der andern empfangen; die Leiter besitzen die Eigenschaft, diese Materie in einem Augenblicke durch ihre ganze Masse zu vertheilen, diese ihnen zugeführt werdende Materie mag in einem so geringen Quanto bestehen als sie will. Die 6te Vorlesung enthält eine Fortsetzung dieser Hypothese, in welcher der Verf. dieselbe nicht nur sehr geschickt zur Erklärung der Ladung der Flaschen und belegten Glasplatten anwendet; sondern auch begreiflich macht, warum die Funken, aus dicken Knöpfen gezogen, heller und kürzer werden; überhaupt, wie die Ladungen des ideoelektrischen Körpers der Luft für sich gehen. Die Bemerkungen, welche bey diesem Gegenstand gemacht werden, sind wahrhaft scharfsinnig, und stellen die nächsten Ursachen der Phänomene sehr anschaulich dar. In der 7ten Vorlesung werden die Erscheinungen am Elektrophor vorgetragen; aber nach Rec. Urtheil nicht so glücklich erklärt, da die Vergleichung mit den übrigen Elektrisirmaschinen nicht passend ist, und die daran sich äusernden Erscheinungen von dem Verf. nur in so ferne bemerkt worden, als sie zu seiner Erklärungsart sich anpaßten. Die ihr widersprechende hat er theils übersehen, theils ohne Grund und gegen die Erfahrung abgeläugnet. In der 9ten Vorlesung wird der Bennetische Verdoppeler, und die damit anzustellenden Versuche beschrieben. In der 10ten der bewegliche Verdoppler von Nicholson, dessen Erfindung der Verf. nicht Nicholson, sondern Bennet zuschreibt. Er bemühet sich, die Erscheinungen auf seine Erklärungen des Elektrophors zurückzufüh-

zuführen, und hat zu dem Ende Versuche in der 8ten Vorlesung mit einem Elektrophor angestellet, dessen Basis durch eine Glasstange isolirt, und wobey an der untern Belegung des ideoelektrischen Körpers ein Elektroskop angebracht worden. Die 11te Vorlesung von dem elektrischen Lichte. — Die Hauptgesetze, welche hier aufgestellt werden, sind folgende: 1) Es giebt keinen flüssigen oder festen Körper, in welchem die elektrische Materie bey ihrem Durchgange nicht leuchtend erscheinet. — Licht und elektrische Materie betrachtet derselbe als zwey besondere Materien. — 2) Je stärker die leitende Kraft eines Körpers ist, desto schwerer wird eine gewisse Menge elektrischer Materie in ihm leuchtend. 3) Durch eine Reihe von Versuchen ergiebt sich das Gesetz: jemehr ein Körper verdünnet ist, desto leichter läßt sich die elektrische Materie in ihm leuchtend darstellen. 4) Das Leuchten der elektrischen Materie wird bey dem Durchgang durch einen Körper verstärkt, wenn man das Volumen des Körpers verkleinert. 5) Die Lichtstrahlen, welche die mehrste Brechbarkeit besitzen, entweichen am leichtesten. 6) Der Einfluß der verschiedenen Medien ist derselbe auf das elektrische Licht wie auf das Sonnenlicht. — Die 12te Vorlesung von dem Leitungsvermögen der Körper, enthält bloß eine Beschreibung mehrerer von dem Verf. gebrauchten Instrumente, die Leitbarkeit der Körper zu prüfen. Die Einrichtung des ersten Instruments, eine Art Brookischen Elektrometers, ist nicht deutlich genug, um es hiernach fertigen und prüfen zu können. 13te Vorlesung. Eine Reihe von Versuchen über die Verschiedenheit der leitenden Kraft, welche von den verschiedenen Endigungen der Dräthe, welche die Entladung bewürken, abhängt, wenn die Entladung durch die Luft gehet. Waren sie Flächen, so war die größte Schlagweite ¼ Zoll, die größte von Spitzen aber 5½ Zoll, von Kugeln immer grösser, je kleiner ihr Durchmesser war. — Den Unterschied der Schlagweiten erklärt der Verf. aus der Figur, welche die Linien der bewegten elektrischen Theile beschreiben, und diese Betrachtungen leiten ihn auf Regeln, welche mit den Erfahrungen übereinstimmen. 14te Vorlesung. Ueber die leitenden Eigenschaften des Wassers. Enge Glasröhren von verschiedenem Kaliber wurden mit Wasser gefüllt, in einem isolirenden Gestelle befestigt, Dräthe von Nähnadeln in beyde Oeffnungen gesteckt, so daß sie näher und weiter in dem

Wasser von einander gebracht werden konnten, den Drathen, aus welchen die Elektricität herausgehen solte, war den Spitzen entgegengestellt. Standen die Spitzen in dem Wasser weit von einander, so gieng die ganze Ladung nicht über; gieng aber diese bey dem Aneinanderrücken über: so erfolgte ein heller Blitz und das Zersprengen der Röhre. Die Flüssigkeit wird von dem Durchgang der Elektricität ausgedehnt, und die Größe der Ausdehnung hängt vom Grade des Leitungsvermögen der Flüssigkeit ab. Die Ausdehnung zu bestimmen war bey den Versuchen nie ein Ziel des Verfassers. Auch hängt die Größe des Rückstands der Flaschenladungen von des leitenden Körpers Widerstand ab. Die angestellten Versuche sind sehr belehrend, ihre Vielseitigkeit verstattet keinen Auszug der Resultate. 15te Vorlesung. Ueber die Leitbarkeit der Geister, nämlich Weingeist und Vitrioläther, welche geringer als die des Wassers ist. 16te Vorlesung. Ueber die nicht leitende Kraft der Oele. Alle Oele, welche der Verf. zu Untersuchungen anwendete, zeigten sich als schlechte Leiter, Sassafrasöl, als den schlechtesten. Nach jedem Durchgang der Elektricität bildete sich Kohle, welche die Leitbarkeit vermehrte, auch bildeten sich Dämpfe an der Oberfläche. Gieng der einleitende Drath bloß in diese, so erfolgten Entzündungen. Glasröhren, worin das Oel bey den Versuchen eingeschlossen war, zersprangen gewöhnlich. 17te Vorlesung. Ueber die nicht leitende Eigenschaft der Luftgattungen. Bey doppelter Stärke der Flaschenladung fand der Verf. mehr als die doppelte Schlagweite in atmosphärischer Luft. In den Wasserstoffgasarten wurden die größten Schlagweiten bemerkt. Der größte Widerstand in der Leitung fand sich in der salzsauren Luft. 18te Vorlesung. Die leitende Kraft fand sich nach den Metallen am stärksten in den Säuren. Die Elektricität wurde sogar durch Haarröhrchen mit ihnen gefüllt fortgeleitet. Halbwasser und Halbsäure gab die größte Leitbarkeit. 19te Vorlesung. Ueber den Widerstand von festen nicht leitenden Körpern. Schellak fand der Verf. unter diesen am undurchdringlichsten. 20ste Vorlesung. Von dem Widerstand der Halbleiter. Versuche mit gebackenen Hölzern und Kohlen in Hinsicht der Schlagweiten. Die bisherige Vorstellungsart von der Wirksamkeit der Halbleiter bey ihrer Anwendung zu Kondensatoren bemühet sich der Verf.

Verf., jedoch nicht mit vielem Glück zu widerlegen. 21ste Vorlesung. Von der leitenden Kraft der Metalle. Hierin werden mehr Vorschriften, was man noch beobachten könnte, als eigene Untersuchungen vorgetragen. 22ste Vorlesung. So wie die Verdünnung der leitenden Körper zunimmt, so nimmt die leitende Kraft ab, und ein vollkommenes Vacuum leitet gar nicht. Einige deshalb angestellte Versuche werden beschrieben. 23te Vorlesung. Der Verf. betrachtet die Verbindung von 3 Körpern. Einen, der weniger Elektricität als im Zustand der gleichförmigen Vertheilung hat, einen andern, welcher deren mehr besitzt, einen dritten, welcher die Verbindung zwischen beyden macht, und den Uebergang des + E. bewirkt. Er macht 4 Haupt- und bey einigen mehrere Unterabtheilungen, um die Art des Ueberganges der Elektricität durch bloße Anziehungskraft der körperlichen Theile dieser drey Körper darzustellen, welche Vorstellungen er auf die erzählte Phänomene anwendet. — 24ste Vorlesung. Erklärung, wie die bewegte elektrische Materie Glas und andere idoelektrische Materien zerbricht. 25ste Vorlesung. Anwendung der Elektricität auf die Naturerscheinungen, insbesondere auf Gewitter. Da der Vf. keine Wirkungen der Elektricität durch Vertheilung in Wirkungskreisen annimmt; sondern unmittelbare Vertheilung durch Leiter: so sieht er die Erde als den Leiter an, und erklärt aus dieser Hypothese die Erscheinungen bey Gewittern. Die Theorie von Lord Stanhope »über den Rückschlag und ihre Widerlegung« nach des Vf. Grundsätzen, nimmt einen großen Theil dieser Vorlesungen ein. 26ste Vorlesung. Von den Ursachen der natürlichen Elektricität. Diese findet der Verf. bloß in dem Aufsteigen und Verdichten der Dünste, und die Würkungen dieser Processe schildert er vorzüglich bey der Bildung der Gewitter sehr lebhaft; er sieht bey diesen Erscheinungen mehr auf das Ganze, als daß er sich mit ihren kleinsten Modifikationen beschäfftigt. 27ste Vorlesung. Anwendung der Elektricität auf einige andere Naturerscheinungen. — Nordlicht und Sternschnuppen werden als Würkungen der Elektricität betrachtet. Nordlicht ist ein Gewitter, in welchem die dünne Luftschicht den Leiter macht. Daß Feuerkugeln nicht elektrischen Ursprungs seyen, wird mit vielen gegen D. Blagden gerichteten Gründen behauptet, und eben so die Meinung des Dr. Stukeley und Beccaria

caria widerlegt, welche den Grund der Erdbeben in elektrischen Explosionen finden. 28ste Vorlesung. Von dem Einflusse der Elektricität auf das Wachsthum der Pflanzen. Die Methoden, nach welchen man bisher diesen Gegenstand untersucht, findet der Verf. alle unzureichend, und glaubt, es lasse aus den bisherigen Versuchen und Beobachtungen sich weder für noch gegen die Behauptung, daß Elektricität auf das Wachsthum der Pflanzen influire, was Gewisses folgern. 29ste Vorlesung. Ueber den Einfluß der elektrischen Materie auf das thierische Leben. Noch entscheiden die angestellten Versuche nicht, ob die Elektricität zur Erregung des thierischen Lebens was beytrage; allein in der thierischen belebten Organisation ist sie sehr wirksam. Dieß zeigt der Verf. nicht nur bey den Erscheinungen der elektrischen Fische; sondern auch des Galvanismus. Die neuesten Entdeckungen begünstigen seine Vorstellungsart dieser Erscheinungen sehr. Die 30ste Vorlesung enthält eine gute Anweisung zu Verfertigung des elektrischen Apparats.

Ko.

Anekdoten aus dem Thierreiche. Lehrreich für das Menschengeschlecht. Zweyte Sammlung. Mit einem Kupferstiche. Berlin, bey Vieweg. 1799. 142 S. 8. 12 ℛ.

Was wir vorhin von der ersten Sammlung gesagt haben, müssen wir auch bey der vorliegenden wiederholen. Neue Anekdoten findet man hier fast gar nicht; und was bey Compilationen von der Art gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, daß bedeutende und minder bedeutende Dinge, gute und mittelmäßige Aufsätze neben und untereinander dahin gestellt werden, das ist auch bey dieser Sammlung unverkennbar. Was die grammatische Kleinigkeit anbetrifft, wie sie der Verf. in der Vorrede selbst nennt, ob man einsichtsvoll oder einsichtvoll, jemals oder jemal, niemals oder niemal, u. s. w. schreiben müsse: so wollen wir seinem Gewissen darunter keinen Zwang anthun, wenn er uns nur sonst niemals wieder so unglaubliche

liche Anekdoten auftischt, wie die S. 9, und so unerheb- liche, wie die S. 17 und mehrere dergleichen.

Ek.

Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, herausgegeben von Joh. Friedrich Blumenbach. Erstes bis fünftes Heft. Kupfertaf. Nr. 1—50. Göttingen, bey Dieterich. 1796—1800. 8. jedes Heft 12 gr.

Der eigentliche Zweck dieser Hefte ist, nach und nach einen nützlichen Vorrath von getreuen, und entweder noch gar nicht, oder doch nur wenig bekannten Abbildungen merkwürdiger und nicht gemeiner naturhistorischer Gegenstände zu liefern. Der Stoff dazu wird theils aus der Natur selbst, zumal von Stücken im akademischen Museum, und in der Sammlung des Verf., theils aus den daselbst vorräthigen, der Bekanntmachung würdigen Handzeichnungen, ingleichen aus, wenigstens in Deutschland, seltnen Schriften entlehnt. Der neuen Entdeckungen, deren Wichtigkeit durch die gelegentlich beygefügten scharfsinnigen Bemerkungen nicht wenig erhöhet wird, giebt es demnach hier eine reiche Fülle, die des Auszuges größtentheils nicht fähig ist. Man kann gleichwohl eine solche wohlbesetzte Gallerie nicht durchgehen, ohne bey den am stärksten anziehenden Gegenständen zum wenigsten einige Augenblicke zu verweilen.

Erstes Heft. Charakteristische Musterköpfe von Männern aus den fünf Hauptklassen im Menschengeschlecht. Der Kalmücke Feodor Iwanowitsch, der jetzt als ein allgemein bewunderter Zeichner in Rom lebt, stellt die Mongolische Rasse vor; Tayadanega, der bekannte Heerführer der Mohawks, die Amerikanische; Jusuf Aguiah Effendi, der Türkische Gesandte am Englischen Hofe, die Kaukasische; der Otaheite O-Mai, die Malayische, und der gelehrte Neger Jac. Jo. Eliza Capitein die Aethiopische. — Canis familiaris var. Terrae novae. Eine, hauptsächlich des sehr wahrscheinlichen Ursprungs wegen, aus der Begattung eines Englischen Bullenbeissers mit der Neufundlandischen Wölfinn, sehr merkwürdige Hunderasse. — Schädel des Afri-

kanischen und des Asiatischen Nashorns. Beyde nach einer Handzeichnung von Camper. Der Afrikanische Rhinozer hat keine Vorderzähne, sondern vorn am Gaumen nur ein ganz kleines und blindes os intermaxillare. Beym Asiatischen hingegen ist dieser Knochen größer, und faßt zwey kurze stumpfe Vorderzähne, der Unterkiefer aber zwey von fast pfriemenartiger Gestalt. Nach dem Linneischen System müßten also diese beyden, einander übrigens höchst ähnliche Geschöpfe in zwey ganz verschiedene Ordnungen von einander getrennt, jener unter die Bruta, dieser unter die Glires versetzt werden. — Certhia Sannio. Noch in keinem Werke abgebildet. — Thermes fatalis. Die weiße Ameise. Ein Männchen, ein geschlechtloser Arbeiter, ein Weibchen im geflügelten Zustande, und das trächtige Weibchen. Die merkwürdigen Gebäude derselben zeigt die folgende Tafel.

Zweytes Heft. Simia troglodytes. Dieser menschenähnliche Affe von Angola unterscheidet sich durch sein schwarzes Haar, durch die großen Ohren, und durch die Nägel am Daumen der Hinterhände von dem ihm sehr ähnlichen Ostindischen Orang-Utang. Dieser Nagel fehlt dem Simia satyrus. Ueberhaupt erweiset der Bau der Hinterhände von diesem sowohl, als von allen übrigen dem Menschen am nächsten kommenden Affen, die Unmöglichkeit, daß irgend eins dieser Geschöpfe, so wie der Mensch, zum natürlichen aufrechten Gange bestimmt seyn könne. — Simia rostrata. Aus dem Supplementbande des Büffonischen Werks. — Manis tetradactyla. Die seltenste und kleinste unter den Gattungen des Manisgeschlechts mit hornartigen Schuppen. Trichechus rosmarus. So bekannt dieses Seeungeheuer auch ist, so fehlte es doch bis jetzt an einer getreuen Abbildung desselben. — Certhia coccinea. Nach einem ausgestopften Original aus dem akademischen Museum. — Serpula gigantea. Eins der sonderbarsten Gattungen des Wurmröhrengeschlechts, die wir bereits aus den Beschreibungen von Pallas und Home kennen. — Vier Glieder des sehr merkwürdigen Basalts von Giant's Causeway. — Die verschiedene Form der Backenzähne vom fossilen Ohio-Incognitum, vom Asiatischen und Afrikanischen Elephanten. — Daß man nicht zu voreilig gewisse Petrefakten auf Originale in der jetzigen Schöpfung beziehen müsse, davon giebt

giebt ein warnendes Beyspiel der fossile Murex contrarius. Dieser ähnelt zwar dem Murex despectus des Nordischen Weltmeers; ein Hauptunterschied aber ist der, daß dieser frische M., wie die mehresten Schnecken, rechts sich windet, jener fossile allemal links.

Drittes Heft. Gefleckter Neger. Wie der Verf. den Ursprung der verschiedenen Hautfarben und ihrer Fehler nach chemischen Grundsätzen zu erklären sucht, wird unsern Lesern aus der dritten Ausgabe seiner Abhandlung de generis hum. var. nat. bereits bekannt seyn. — Myrmecophaga didactyla. Die erste getreue Abbildung, die wir von diesem seltnen Ameisenbär aufzuweisen haben. — Bos grunniens. — Buceros rhinozeros. Der ungeheure Schnabel dient zum Luftbehälter, wie die Untersuchung des Schädels den Verf. belehrt hat. — Pelicanus sinensis, aus der Reisebeschreibung der Englischen Gesandtschaft nach China. — Lacerta crocodilus, auch auf der folgenden Tafel der Croc. noch im Ey, nach einem vortrefflichen Exemplar im akademischen Museum. So viele Abbildungen wir auch von diesem Nil-Crocodil besitzen: so sind die mehrsten doch eben so fehlerhaft, als manche Beschreibungen desselben. — Anguis platuros. — Gryllus migratorius. Diese, ingleichen mehrere Gattungen des Heuschreckengeschlechts, werden doch noch jetzt, wie in den ältesten Zeiten, von manchen Morgenländischen und Afrikanischen Völkern in Menge verspeißt. — Thalia lingulata. Nicht zu den Molluscis, sondern als ein eignes Geschlecht unter die Zoophyten.

Viertes Heft. Vespertilio spectrum. Von allen bis jetzt bekannten Gattungen der Fledermäuse ist diese, bloß in Südamerika einheimische, die einzige, die von schlafenden größern Säugethieren, auch nicht selten von schlafenden Menschen, Blut sauget. Ursus arctos. Ein Embryo desselben. Dieses seltne Stück aus der Sammlung des Verf. dient zur Widerlegung des so allgemeinen verbreiteten Wahns von der Unform des ungeborenen und selbst neugeborenen Bären. Nicht weniger wichtig ist die nach dem Leben aufgenommene Zeichnung des Ursus maritimus. — Küchelchen aus einem 12 Tage lang bebrüteten Hühnerey. Die gefährliche Haut, (Morion) die innerhalb der Ey-

erschaale ausgebreitet liegt, ist ihrer Bestimmung nach für die einfachste Art von Lungen anzusehen. Sie dient dem Embryo zu dem sogenannten phlogistischen Proceß, der bey dem ausgebrochenen Vogel durchs Athmen, und beym neugeborenen Säugethier durch die Nachgeburt bewürkt wird. — Didus ineptus. Von diesem, durch die ersten Seefahrten der Holländer auf der damals unbewohnten Insel Mauritius entdeckten, sonderbaren Vogel hat sich seitdem keine Spur mehr gefunden. — Rana Pipa. — Verschiedenheit des Gebisses der giftigen und giftlosen Schlangen, aus den Abbildungen der Köpfe von Crotalus horridus und Boa constrictor dargestellt. Alle Schlangen haben eine gedoppelte innere Reihe von Gaumenzähnen. Allein den Giftlosen ist außerdem der ganze äußere Rand der Oberkiefer mit einer Reihe von Zähnen besetzt. Dagegen haben die Giftigen vorn am Oberkiefer die langen, hohlen, und an der Spitze mit einer Spalte versehenen Fangzähne, die als knöcherne Ausführungsgänge mit den Giftdrüsen in Verbindung stehen. Aranea tarantula. Ihr Biß verursacht wohl einige Beschwerden, aber nicht den vorgegebenen Tanz. — Hydatis finna. Sie findet sich bekanntlich bloß bey zahmen Hausschweinen, und nicht bey der ursprünglichen Stammrasse, der wilden Sau, scheint folglich erst durch die Zähmung desselben entstanden zu seyn. — Phacites fossilis. In den organisirten Reichen der gegenwärtigen Schöpfung findet sich kein wahres Original zu diesem Petrefakt, welches ganze Gebirgslager in vielen weit von einander entfernten Gegenden ausmacht.

Fünftes Heft. Ornithorhynchus paradoxus, aus Neuholland. Sein Habitus gleicht einer kleinen Fischotter; aber statt alles Gebisses ist der Kopf mit einem völlig ähnlichen Entenschnabel versehen. — Vespertilio ferrum equinum. — Castor Biber. Ein neugeborenes Junge. — Monodon nahrwal. — Motacilla Calliope, aus dem östlichen Sibirien, hat ungefähr die Größe eines Schwarzkehlchens, und zeichnet sich besonders durch das schöne Zinnoberroth des Halsschildes aus. — Aptenodytes chrysocome. Wenig Aehnliches mit Vogelflügeln hat die ganz eigne Bildung der flossenartigen mit gleichsam geschuppten Federchen dicht besetzter Fittige dieser Penguine, die ihrem Körperbau gemäß den größten Theil ihres Lebens auf der

offnen

stillen See der südlichen Halbkugel zubringt. — Oestrus bovis, equi, ovis, nach Clark's Abbildung im 3ten B. der Tr. of the Linn. Soc. — Glaucus atlanticus, von dem verst. Dr. Forster dem Verf. mitgetheilt. — Fortpflanzungsweise der Conferva fontinalis. Die Spitze eines Wasserfadens schwillt zu einem kleinen eyförmigen Knöpfchen auf, das sich nach einigen Stunden vom Faden trennt, sich am nächsten Ort festsetzt, nun in kurzem selbst wieder eine kleine Spitze austreibt, die sich fast zusehends in einen neuen vollständigen Wasserfaden verlängert. — Entomolithus paradoxus. Auch zu diesem Petrefakt, dessen vollkommen erhaltene Exemplare, wie die beyden hier abgebildeten, zu den größten Seltenheiten gehören, findet sich bisher kein Original. Nach aller Analogie scheint es die Versteinerung eines ungeflügelten Insektengeschlechts zu seyn.

Po.

Lamoignon-Malesherbes Bemerkungen über die allgemeine und besondere Naturgeschichte Büffons und Daubentons, als Fortsetzung und Erklärung der Naturgeschichte Büffons. In zwey Theilen. Erster Theil 390 S. Zweyter Theil 370 S. gr. 8. Berlin, bey Pauli. 1800. 2 Rt.

Einen Auszug können wir von diesem Buche nicht liefern. Malesherbes war den 6ten December 1721 geboren, wurde 1750 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, und starb den 22. April 1794. Die drey ersten Bände der allgemeinen und besondern Naturgeschichte erschienen im Jahre 1749, als Malesherbes kaum 28 Jahre alt war. Er machte Bemerkungen darüber; womit er aber aus mehrern Gründen bey Büffons Lebzeiten nicht hervortreten wollte. Diese Bemerkungen, welche nun hier (von wem, wissen wir nicht) geliefert werden, sollen sich in Abschrift in der Bibliothek einer Pariser Dame befunden haben, von welcher sie die Herausgeber erhalten haben. Das Original selbst hat Malesherbes verloren. — So weit die Geschichte dieses Werks, die wir aus einzelnen Stellen der sehr weitläuf-

tigen Einleitung entlehnt haben. Das Ganze ist, wie der Titel besagt, Bemerkungen über die Büffonsche Naturgeschichte, wogegen der Verf. zum Theil seine Bedenklichkeiten äußert, zum Theil sie bestätiget, erklärt, zum Theil die Theorien erweitert, auseinandersetzt, und mit vielen andern Nebendingen begleitet.

Ek.

Physikalische Spaziergänge für die Jugend; oder Gespräche über die Naturlehre, zum Gebrauch bey dem Privat- und Schulunterricht. Leipzig, in der Höferschen Buchhandlung. 1800. 103 S. 8. 6 gr.

Ein in Absicht der Form, wie der Materie gleich elendes Produkt, mit dem der lieben Jugend wie ihren Lehrern schlecht geholfen wäre. Von der Kunst, einen Gegenstand durch die Form des Gesprächs von mehrern Seiten darzustellen, schwierige Begriffe zu entwickeln und zu erläutern, hat der Verf. nichts verstanden. Die Sachen sind zum Theil wie aus einem Kompendio abgeschrieben, und in verschiedene Absätze getheilt, worüber abwechselnd Lehrer und Knabe steht; auch machts der kluge Knabe dem Lehrer nicht schwer, und begreift alles zum Verwundern schnell; daher der Lehrer es nicht unzweckmäßig findet, Sachen beyzubringen, die sonst die Fassungskraft der Knaben übersteigen. Unglücklicherweise ist der Lehrer selbst von den Sachen schlecht unterrichtet, worüber er den Knaben belehren will, und daher wimmelt alles von Unrichtigkeiten.

Ph.

Das Examen aus der Natur. Zum Unterricht für Kinder von reiferem Alter, sowohl zum Schul- als Privatgebrauch. Jena, bey Göpferdt. 1800. 166 S. und XVI S. Vorr. 8. 12 gr.

Die

Die Vorrede erörtert in einem ernsten und eindringenden Ton, daß alle Dinge in der Natur zum gemeinschaftlichen Wohl des Ganzen verbunden sind, daß ein immerwährender Kreislauf obwalte, und daß ein Jeder verpflichtet sey, die Natur zu studieren. Die Schrift selbst beschäfftigt sich mit kosmologischen und physikalischen Gegenständen. Sie ist in Fragen und Antworten verfaßt; doch sind letztere gewöhnlich umständlich, und zuweilen folgen darauf Erläuterungen. — Der Abschnitt vom Himmel und der Erde, wo das Sonnensystem dargestellt wird, enthält das Wesentliche, was aus der mathem. Geogr. dahin gehört. Der Saturn hat 7 Monden, und noch einen Gürtel von Ringen. — Der hier angegebene Begriff der Landzunge ist nicht richtig. Sie ist vielmehr ein schmaler Strich Landes, der sich von einer Insel oder vom festen Lande ins Meer hinein erstreckt. — S. 28 heißen Gärten ein mit Wänden umgebenes und zum Anbau von Früchten mancher Art eingerichtetes Land. (Es sind oft lebendige Hecken, oder auch Zäune. Man kann lieber den angenommenen, auf alle Umgebungen allgemein passenden Ausdruck Befriedigung wählen.) Hierauf folgt der Abschn. von der Luft. Die Lehre von den Eigenschaften derselben ist bestimmt vorgetragen, und daher von dem Barometer, der Luftpumpe, dem Thermometer und den verschiedenen Luftarten gehandelt. Dann kommt die Lehre vom Schalle, dem Winde und den Lufterscheinungen. Die Verhaltungsregeln bey einem Gewitter sind hier mit Fug und Recht zweckmäßig eingeschaltet, weil man sie nicht genug verbreiten kann, und Mancher, wegen Unbekanntschaft mit denselben, sein Leben einbüßte. (Sie sind auch in einer neuen Schrift: die Schule der Erfahrung, Th. 2. S. 122 befindlich.) Die Lehre vom Feuer ist gleichfalls gut bearbeitet worden. Das Sonnenmikroskop erfand Lieberkühn 1740 in Berlin; aber die einfachen Mikroskope hatte man schon um das Jahr 1618, und ihre Erfindung eignen die meisten Schriftsteller dem Cornelius Drebbel, einem Landmann aus Nordholland zu. Die Erfindung der Teleskope hingegen schreibt man dem Zacharias Jansen, einem Brillenmacher in Middelburg in Seeland ums Jahr 1590 zu. Sehr belehrend wird man auch die Materien vom Lichte, den Farben, dem Wasser und der Erde behandelt finden. Zuletzt giebt der Verfasser noch eine ge-

nerelle Uebersicht der zu jedem Reiche der Natur gehörigen Wesen.

Rec. glaubt mit Recht, diese nützliche Schrift der Jugend, welche schon einige Vorkenntnisse hat, empfehlen zu können, weil in diesen wenigen Bogen viel Stoff zum Nachdenken und zur Erweiterung und Berichtigung gefaßter Ideen und Kenntnisse vorhanden ist. Es ist doch gewiß eine der edelsten Beschäfftigungen des Geistes, an der Hand der Natur zu wandeln, und mit ihr vertraut zu werden. Möge es dem V. gefallen, seinen Unterricht fortzusetzen, wie er dazu Hoffnung macht. Nach des Rec. Ueberzeugung hat er einen innern Beruf dazu, und Jeder wird gewiß wünschen, daß der Mann nicht lange mehr sich in bedrängten Lagen des Lebens befinden möge, welcher lieber im Stillen Vielen zu nützen, als vor der Welt mit entbehrlichen Kleinigkeiten zu glänzen sucht.

Se.

Robert Smith's, Rattenfängers in Diensten der weiland Königl. Großbrittannischen Prinzessinn Amalie, Handbuch zur Vertreibung der schädlichen vierfüßigen und geflügelten Thiere. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Nebst acht Kupfertafeln. Hannover, in der Ritscherschen Buchhandlung. 1800. 278 S. 8. 1 Rg.

Wenn der Rattenfänger der Königl. Großbrittannischen Prinzessinn seine Kollegen in und außer England bewegen könnte, sich statt der so gefährlichen Arsenik- und Quecksilbergifte der minder schädlichen Krähenaugen zur Vertilgung der Ratten und Mäuse zu bedienen: so hätte er wirklich ein nützliches Werkchen geschrieben. Außerdem aber war das ganze elende Werkchen keiner Uebersetzung werth. Unter die schädlichen und zu vertreibenden Thiere, oder Ungeziefer, mit welchem Namen sie auch der Uebersetzer belegt, rechnet der Verf. auch das Eichhörnchen, den Dachs, den Igel, den

Mäu-

Mäusegeyer, die Eule, die Nachtschwalbe, die Krähe, u. a. m.! ! Die Zusätze des Uebersetzers sind größtentheils aus Bechstein, Leonhardi, u. a. wörtlich abgeschrieben. In England, wo das Original drey Auflagen erlebt haben soll, müssen die Hrn. Kammerjäger wohl gelehriger seyn, als wie bey uns. Wir wünschen, daß kein Einziger in Deutschland dieß Büchlein kaufen, lesen und benutzen möge; sondern daß es vielmehr über lang oder kurz eine Beute der Ratten und Mäuse seyn, und ihren nagenden Zähnen zur Uebung dienen werde.

Eb.

Entomologie Helvetique, ou Catalogue des Insectes de la Suisse, rangés d'après une nouvelle méthode avec descriptions et figures. Vol. I. 1798.

Auch mit dem Deutschen Titel:

Helvetische Entomologie; od. Verzeichniß der Schweizerischen Insekten, nach einer neuen Methode geordnet, mit Beschreibungen und Abbildungen. Erster Theil. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1798. 149 S. gr. 8. Mit 16 illuminirten Kupfertafeln, und einer Titel-Vignette, welche die Fang- Zubereitungs- und Aufbewahrungswerkzeuge der Insekten vorstellt.

Dieses sich schon durch sein schönes Aeußere so sehr empfehlende, in beyden Sprachen verfertigte Werk, kann den Entomologen nicht gleichgültig seyn. In der Einleitung, die bis zu S. 49 geht, äußert der Verf.: die Schwierigkeiten der bisherigen Systeme, besonders des wichtigsten und vollständigsten des berühmten Fabricius, seyen nicht gering. Und wirklich erschwert dieses, wegen der von den Freßwerkzeugen hergenommenen Kennzeichen, nicht nur dem Anfänger; sondern auch dem geübten Insektenforscher dieses Studium gar sehr. Der bescheidene, und dabey sich überall als Selbstbeobachter und Forscher auszeichnende Verf. kann da-

her auf ein neues, auf die äußern Organe sich beziehendes System, um es bey seiner Helvetischen Insektenfaune zum Grunde zu legen. Solches fand bey Fabricius selbst, bey dessen Reise nach der Schweiz 1794, vielen Beyfall, daß dieser ihn zur Bekanntmachung dieses Systems ermunterte. Da es dem Verzeichniß der Schweizerischen Insekten des verstorbenen Füßli in Zürch von 1775 an der gehörigen Vollständigkeit fehlte; da ferner der in der Nähe unsers Verf. wohnende berühmte Zeichner und Kupferstecher, Hr. Schellenberg zu Winterthur, ein eifriger Liebhaber der Entomologie, dessen Abbildungen in diesem Werk gar trefflich, und in so leichter Manier gearbeitet und gemalt sind, sich mit ihm vereinigte: so entschloß er sich zur Herausgabe dieses die curculionenartige Käfer (Rhyngophori) enthaltenden ersten Theils, als einer Probe des zu erwartenden Ganzen. Die Fühlhörner bilden, so wie im Linnéischen System, eins der vornehmsten Kennzeichen, doch so, daß auf ihre Erfüllungsart, auf ihre Gestalt und auf die bestimmte Anzahl ihrer Gelenke gesehen wird. Nächstens wird auf die Form des Kopfs, der Augen und ihrer Lage, sodann auf die Zahl und Form der Fußblätter oder Tarsen an allen Füßen Rücksicht genommen. Nach den Seite 21 — 25 für Insektenzeichner sehr empfehlenswerthen Bemerkungen, folgen S. 27 — 37 die nöthigen Erläuterungen der an den Antennen und Augen vorkommenden Gegenstände. S. 31 scheint bey den sägeförmigen, gelähmten Fühlhörnern, antennae serratae, pectinatae, der Ausdruck: durchbohrt der Schaft die platten Gelenke, so viel als:, die auf der Seiten oder perpendicularplatten Gelenke, heißen zu sollen. Sehr gute Erweiterung und Bereicherung der Insektenkunde würde die Ausführung des Vorhabens S. 39 gereichen, eine dem Füßlischen Archiv der Insektengeschichte ähnliche periodische Schriften zu liefern, wozu aber Beyträge von nahen und entfernten Gegenden erbeten werden. S. 45 enthält eine analytische Tabelle über die Insekten. Die Insekten sind erstlich Pterophora, geflügelte, theils Mandibulata, mit Kiefern, wozu die vier ersten Klassen, nämlich die Elytroptera, Schalflügler; Deratoptera, Lederflügel; Dictyoptera, Netzflügler, und Phleboptera, Aderflügler, gehören. Theils sind sie Haustellata, mit Saugrüsseln, welche die 5te bis 7te Classe ausmachen. Halterietera, Balancierflügler;

Lepi-

Lepidoptera, Staubflügler; Hemimoptera, gemischte Flügler, deren ein Theil dunkel, ein Theil durchsichtig ist. Zweytens: Aptera, ungeflügelte; theils Haustellata, mit Saugrüsseln, welche die achte, Rophoteira, Stichsauger; theils Mandibulata, mit Kiefern, welche die neunte Klasse, Pododunera, Läufer und Vielfüßer (Vielfüßler) bilden. — S. 47. Nicht Neuerungssucht, sondern Genauigkeit bestimmte ihn, von einigen Linne'ischen Namen abzuweichen, z. B. für Coleoptera, Flügel mit Futteralen, lieber Elytroptera zu wählen, zumal deren Decken doch wahre, wiewohl schaalartige Flügel sind. Uebrigens würde in manchen Fällen die erste Abtheilung, wie er sagt, logischer ausgedrückt werden, wenn man nicht geradehin sagte: geflügelte Insekten, Insecta alata; sondern flügelfähige, alarum capacia, indem unter diesen einige mit Flügelansätzen, oder unvollkommenen Flügeln vorkommen, die darum noch nicht zu den ganz ungeflügelten, sondern zu den geflügelten gehören. — S. 51. Erste Klasse. Elytroptera, Schaalflügler, Käfer. Solche begreifen nicht nur die eigentlichen Käfer, Schaalflügler mit Nath; sondern auch die Fabricischen Ulonaten, Schaalflügler ohne Nath. Erstere zerfallen in zwey Unterabtheilungen, nämlich erstlich deren, wo die Schaalflügel oder Decken länger, und zweytens deren, wo die Decken kürzer als die Mitte des Leibes sind. — Rec. glaubt, daß einzelne Ausnahmen dieser gutgewählten Eintheilungsart nicht im Wege stehen. Da von jeder Gattung nur 1 oder 2 Arten als Beyspiele zu liefern waren: so wurden solche gewählt, wovon bis jetzt noch gar keine, oder nur unrichtige Abbildungen im Publikum erschienen waren. Die übrigen Arten sollen künftig in besondern Heften erscheinen. Die erste Ordnung der Schaalflügler (die ganzdeckichten) macht hier S. 57 den Anfang. Es sind die Rüsselträger, Rhynchophori, deren Kopf mehr oder minder in Gestalt eines Schnabels oder Rüssels verlängert ist, und die meistens ihre Fühlhörner auf diesem Theil tragen. Dahin gehören folgende zehn Fabricische Gattungen in seinem Systema Eleutheratorum: Calendra, Rhynchaenus, Cossonus, Lixus, Curculio, Attelabus, Rhinomacer, Anthribus, Brentus, Brachicerus, wovon die drey ersten Gattungen mit denselben Benennungen von Fabricius in seinem neuen Systema Eleutheratorum, T. I. Kiliae 1801. S. XI. neuerlich

im

in seine Klassifikation mit aufgenommen werden. Da aber die zwey letztern nicht in der Schweiz vorhanden sind: so hat der Verf. aus den übrigen acht Fabricischen Gattungen: Calendra, Rhynchaenus, Lixus. Cossonus, Curculio, Attelabus, Rhynomacer und Anthribus, eilf gebildet. — S. 59. 1) Cossonus, mit neungliedrigen Fühlhörnern und eingliedriger Kolbe; die Tarsen viergelenkig. Die beyden Arten sind; Cossonus linearis. (Coss. linearis Fab. Eleuther. — Curcul. linearis Fab. Entomol. System.) Tab. 1. — Dann Coss ferrugineus, neu, Tab. 1, welche man für eine Varietät des vorhergehenden halte. 2) Calendra, mit neungliedrigen Fühlhörnern und zweygliedriger Kolbe. Die Fußblätter viergelenkig. Arten: Cal. granaria, (vt Fab.) der gemeine schwarze Kornwurm, Tab. 2. — Calendra abbreviata (vt F.) T. 2. 3) Cionus, mit neungliedrigen Fühlhörnern von eigener Einfügungsart. Die drey letztern Gelenke gehören zur Keule oder Kolbe. Die Fußblätter eingelenkig. Hier ließen sich wohl zwey Abtheilungen machen, a) mit geschlossener Kolbe: Cion. blattariae, (Curc. blattariae F.) Tab. 3; sodann b) das letzte Kolbenglied conisch: Cion. lythri, (Curc. lythri F.) Tab. 3. Im Text ist das Allegat der Figur vergessen. Der Verf. muthmaßt, Curc. salicariae F. sey eine Varietät davon. 4) Rhynchaenus. Zahl der Antennengelenke u. s. w. wie die vorige Gattung. Sie hüpfen. Die Arten sind: Rhynch. Xylostei, T. 4; wo noch Curculio Saltatorius Lonicerae Herbstii, als Synonym anzuführen ist. Wohnt auf dem Geißblatt. — Dann R. populi, (vt F.) Tab. 4. Gemein auf Pappelbäumen und Weiden. 5) Curculio, mit eilfgelenkigen Antennen, woran der Knopf, oder wenn man will, die Kolbe dreygliedrig ist; die Tarsen wie oben. In den Anmerkungen von S. 75 und 111 erwähnt der Autor der Täuschung und ihrer Ursache, nach welcher manche dreyzehn Gelenke an den Antennen gezählt haben, da doch kein einziger Schaalflügler so viel habe. Er ordnet diese Curculiones mittelst der Einfügung der Fühlhörner in drey Abtheilungen, wovon zwey durch Tab. 5 erläutert werden. Die Unterabtheilungen sind von den verschiedenen Verhältnissen der Antennengelenke zwischen dem Bügel und der Kolbe hergenommen, Tab. 5. a. b. c. Nun die Arten der ersten Hauptabtheilung: Die Fühlhörner nahe am Munde, wo zu den drey Unterabtheilungen

diese

diese 6 Arten beschrieben und abgebildet werden, Curc. lineatus, (vt F.) Tab. 6. — C. ovatulus, neu, nämlich: niger, ovatus, antennis tarsisque testaceis, tibiis brunneis, Tab. 6. — C. colon, (vt F.) T. 7. — C. cordiger, (C. triguttatus F.) T. 7. — C. niger (vt F.) T. 8. — C. calcaratus; (vt F.) T. 8. — Zweyte Hauptabtheilung: Fühlhörner um die Mitte des Rüssels eingefügt, wozu in drey Unterabtheilungen folgende 6 gehören: C. cerasi, (vt F.) T. 9. — C. tortrix, (vt F.) T. 9. Bey diesem und dem ovatulo, auch unten bey Myctero seyen die Männchen kleiner als die Weibchen. — C. paraplecticus, (Lixus paraplecticus F. Eleuth.) T. 10. — C. anguinus, (vt F.) T. 10. — C. urticarius Geoff. (C. didymus F.) T. 11. Sehr gemein auf Brenn-Nesseln. — C. esuriens, (vt F.) T. 11. 6) Ramphus, eine neue Gattung, die Fabricius nicht aufgenommen, vermuthlich, weil davon bis jetzt nur erst eine Species, und zwar von äußerst geringer Größe, bekannt ist. Der generische Charakter ist: Verlängerter Rüssel, der nicht die Fühlhörner trägt. Fühlhörner ohne Bügel auf dem Kopf, zwischen den Augen eingefügt, und aus eilf Gelenken bestehend, u. s. w. Viergliedrige Fußblätter. R. flavicornis, longirostris, niger, ovatus, antennis flavis, clava obscura. Ein springendes Insekt, nicht größer als der kleinste Floh, T. 12. 7) Rhinomacer Geoffroy, (Attelabus F.) Eilfgliedrige Antennen, woran die durchblätterte Keule dreygliedrig ist. Erste Abtheilung: Rh. frumentarius, Curc. Frum. F.) T. 13. Zweyte: Rh. populi (Attel. populi F.) T. 13. 8) Platyrrhinus. Charakter: der Rüssel plattgedrückt, flach, breit, und nicht sonderlich lang. Fühlhörner ohne Bügel, von eilf Gelenken, davon die drey letzten eine durchwachsene Kolbe vorstellen. Fußblätter wie die vorigen. Die Arten: Pl. costirostris, (Anthribus latirostris F.) T. 14. — Pl. fascirostris, neu, Tab. 14. Griseus, nigrovarius, elytris macula communi nigra, postice albicantibus. Der Rec. in der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung 1800. No. 60. S. 478 schreibt: wahrscheinlich Attelabus sepicola F., welches aber nach sichern Nachrichten nicht gegründet ist. Aus Bündten. 9) Attelabus. Eilfgliedrige Antennen, mit viergliedriger Kolbe. Art: A. coryli, (vt. F.) Tab. 15. 10) Anthribus. Eilfgliedrige Antennen, die auswärts dicker sind. Fünfgliedrige Fußblätter; lange Freßspitzen. A. ruficollis, (Curc. ruficollis Lin. Attelabus roboris

borie F.) T. 15. 11) Mycterus. Linearfühlhörner von eilf abwärts conischen Gelenken: fünfgelenkige Fußblätter (genauer Fußblätter von fünf Gelenken, an den vier vordern, und vier an den beyden letzten Füßen.) M. griseus (Rhinomacer curculioides F.) Tab. 16.

Diese mit äusserster Genauigkeit vom Autor beschriebene 28 Arten sind sämmtlich sowohl in natürlicher Größe, als auch vergrößert, mit Beyfügung der vergrößerten Antennen und Füße, vorgestellt, und soviel ihrer der Rec. davon kennt, ganz der Natur getreu abgebildet. — Die Druck- oder Schreibefehler sind unbedeutend, z. B. Seite 64. Zeile 7. penutata, statt punctata. Z. 14. entredeux, statt entre deux. S. 71. Rynchaenus, statt Rhynchaenus. S. 114 und 115. Z. 4. costirostris Fab., statt latirostris Fab.

S. 131. Erklärung der Titelvignette, mit den sehr brauchbaren Werkzeugen und Gefäßen für den Sammler. Nr. 1 und 2. Großes Netz für die Insektenjagd, entweder von Gase oder von Mußelin, nebst dem Stock. Nr. 3. Klappzange aus zwey achteckichten oder runden Ringen, mit starker Gase bespannt. Nr. 4. Kleiner Bären (?) oder Netz, in Form eines Sacks, um Wasserthierchen aufzufischen, mit einem langen Stock. Nr. 5. Sackmikroskop. Nr. 6. Eine andere Linse. Nr. 7. Zwey kleine Fläschchen aus Kristallglas, davon das eine mit Weingeist angefüllt seyn muß, zu den hartschaalichten Insekten, das andere zu den allerkeinsten Nachtvögeln. Nr. 8. Zwey Becher von Glas oder Kristall, zur Raupenfütterung bequem. Nr. 9. Behälter für größere Raupen. Nr. 10. Zuckerglas mit Wasser zu Wasserinsekten. Nr. 11. Kapsel mit Kork, zu todten Insekten. Nr. 12. Zubereitung der getödteten Insekten. Nr. 13. Hebezängelchen. Nr. 14. Laden oder Schachteln zur Aufbewahrung der Insekten. — Hier würde auch noch der Vollständigkeit wegen anzuführen seyn, daß zu den Puppen mancher in Kammern so schwer zur Verwandlung zu bringenden Schmetterlinge, Schachteln von Eichenholz, mittlerer Größe, mit ein Paar Löchern im Boden; vor allem aber mit einem gestrickten Drathdeckel bedeckt, anzuschaffen sind, um solche ins Freye zu bringen, so daß das Gartenbeet, worauf die Schachtel steht, nur etwas weniges über die Höhe des Deckels hervorrage. Sie dürfen

sen im Freyen der Witterung aller Art ausgesetzt, und allenfalls nur im Winter mit Moos bedeckt seyn. — Wir schließen übrigens von dem, was der Verf. in diesem Buche geleistet, das von seinem Fleiße und unverkennbarem Scharfblick in diesem Fache zeuget, auf einen nicht geringen Gewinn für die Insektenkunde, wenn es ihm, wie wir hoffen können, gefällig ist, uns mit einer baldigen Fortsetzung zu beschenken.

Der Wunsch des Rec. in der A. L. Z. a. a. O. S. 479, daß der Autor mit den von den Fühlhörnern und Fußgliedern hergenommenen Kennzeichen auch die von andern Theilen, (soll wohl: von den Mundtheilen, heißen,) entlehnte Merkmale verbinden möchte, zielet zwar auf eine Verbindung der Methode des Verf. mit der Fabriciusischen; streitet aber mit dessen Plan, und kann daher eigentlich nicht statt finden, wiewohl von ihm zuweilen, als bey Charakterisirung der Gattungen Calendra und Anthribus, auf die Palpen, und bey Curculio, Ramphus und Platyrrhinus auf den Rüssel mit Rücksicht genommen worden ist. Eine andere Aeußerung eben daselbst ist der Wunsch der Einstimmigkeit in der Nomenklatur; ferner: daß man Fabricius Gattungsnamen als allgemein geltend anerkenne. Dieses mögen sich manche unserer neuen entomologischen Schriftsteller wohl merken! Allein bey einem Mann von so tiefen Einsichten, wie unser Verf., dünkt es uns überflüßig, weil er sich sehr ungern von Fabricius Nomenklatur entfernte. Nur bey Errichtung einiger neuen Gattungen konnte es nicht anders seyn. Denn was wären unsere Fortschritte in der Wissenschaft, ohne die Besorgniß, da wo es Gründe gebieten, neue genera fest zu setzen? Und was noch mehr ist, und zur Ehre dieses Autors gereicht: so hat Fabr. selbst, wie bereits oben bemerkt worden, seine meisten neuen Gattungen, als Calendra, Rhynchaenus, Cossonus, in seinem neuesten Werke aufgenommen. Was aber d. Rhinomacer betrifft; so war diese Benennung schon früher von Geoffroy derjenigen Gattung, die unser Autor hat, beygelegt. Wie von S. 107 nachgelesen werden kann.

Me.

Die

Die vorzüglichsten Singvögel Deutschlands mit ihren Nestern und Eyern, nach der Natur abgebildet und aus eigener Erfahrung beschrieben von Johannes Müller, Mahler. Viertes Heft. Nürnberg, bey Schneider u. Weigel. 1800. gr. 4. Von S. 55—72 illum. 1 Rß. 12 gr.

Abgebildet und beschrieben sind hier: der gemeine Staar (Sturnus vulgaris), der Wald- Garten- Rothschwanz (Mot. Phoenicurus), das Rothkehlchen (Mot. Rubecula), die Braunelle (Mot. modularis), der Weidenzeisig (Mot. Trochilus), der Zaunkönig (Mot. Troglodytes) und die Wachtel (Tetrao Coturnix). Mit diesem Hefte wird das Ganze beschlossen, daher denn auch noch ein besonderer Titel beygefügt ist. Am Schluß noch ein Gedicht auf die Singvögel, das aber nicht sonderlich gerathen ist. Naturhistorisch unrichtig und sprachwidrig wird im 21. Vers gesagt:

> — — — daß der Kuckuk oft
> Der kleinen (Wachteln) Nest belausche,
> Und in demselben unverhofft
> Sein großes Ey vertausche.

Ek.

Annalen der Physik. Herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*. *Fünfter Band*, mit 8. K. 482 S. *Sechster Band*, mit 4. K. Halle, bey Renger. 1800. 532 S. 8. Der Band von 4 Stücken 2 Rß.

Der fünfte Band fängt mit einem Aufsatz von Hrn. D. Chladni an, über eine neue Art, die Geschwindigkeit der Schwingungen bey einem jeden Tone durch den Augenschein zu bestimmen, nebst einem Vorschlag zu einer festen Tonhöhe. Da das Verhältniß der Schwingungen einer Saite oder eines Stabes, wenn man sie von verschiedener Länge nimmt, bekannt ist: so schlägt der Verf., der seine Verdienste um die Lehre vom Schall

und Ton immer durch neue, scharfsinnige Beobachtungen und Bemerkungen vermehrt, vor, den tönenden Körper Anfangs so lang zu nehmen, daß man die Schwingungen desselben in einer Sekunde genau zählen könne, und alsdenn seine Länge nach den bekannten Gesetzen zu verkürzen. Am besten schickt sich hierzu, wie er sagt, ein schmaler und nicht allzudicker, aber hinreichend langer Stab, oder Streifen von Eisen oder Messing, den man in einen ganz unbeweglichen Schraubenstock einspannt, so daß das hervorragende Ende die zu beobachtenden Schwingungen macht. — II. Bemerkungen über den Gang des Barometers, von Leopold von Buch. Der Verf. erklärt sich, wie mehrere Physiker gethan haben, gegen die Meinung, daß der Stand des Barometers von den Witterungsveränderungen in der untern Atmosphäre abhänge, und behauptet dagegen, daß er gleich den Jahreszeiten, dem Mondslauf u. s. w., höhere Ursachen habe. Er bemüht sich, einige allgemeinere Gesetze in den Veränderungen desselben aufzustellen; das erste, daß sie im Winter bey weitem größer als im Sommer sind; das zweyte, daß sie um so geringer sind, je mehr man sich dem Aequator nähert; das dritte, daß sie sich an einem Orte verkehrt erhalten, wie die mittlern Temperaturen daselbst. — III. Beschreibung eines verbesserten Barometers, von J. H. Müller in Darmstadt. — Der Verf. giebt eine sinnreiche Methode an, das Kapselbarometer so einzurichten, daß es von seinen gewöhnlichen Fehlern frey, und doch eben so bequem, wie das gemeine, zum Beobachten wird. Er schlägt nämlich vor, die Eintheilung der obern Skale nicht gleich; sondern die Theile in dem Verhältniß immer kleiner zu machen, als der Nullpunkt tiefer rückt. Theoretisch betrachtet läßt die Sache sich sehr gut hören, in wiefern ihr aber in der Ausführung Schwierigkeiten entgegen stehen, getraut Rec. sich nicht zu beurtheilen. Der Verf. giebt auch noch andere Vorschläge, um die Korrektionen, die die Veränderungen der Temperatur bey dem Barometer nöthig machen, anzubringen. — IV. Elektrische Versuche von L. A. von Arnim. Versuche zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen der chemischen und elektrischen Beschaffenheit der Körper. Das Resultat, das der Verf. aus seinen Versuchen und Beobachtungen ziehen will, ist sehr schwankend und unsicher, und die neuesten Erfahrungen stim-

 men

men nicht damit überein. Wenn er sagt: wir müssen einräumen, daß ohne einen Nichtleiter Elektricität weder entstehen, noch wahrgenommen werden könne: so ist die ganze Voltaische Säule eine Widerlegung dieser Behauptung. — V. Beyträge zur Hygrometrie, von Lüdicke. (Fortsetzung von Annal. II. Bd. 1. St.) Zuerst erzählt er Versuche mit mehrern künstlichen Steinen, in Vergleich mit dem Astrachanischen Schiefer; ein Paar der von ihm verfertigten Sorten zeigten sich noch besser, als der natürliche Stein. — Darauf beschreibt er seine Methode, den Punkt der Trockenheit und den der Flüchtigkeit an diesem Stein-Hygrometer zu bestimmen; zuletzt giebt er eine Verbesserung des Weisers an dem in dem 1. Bde. der Annalen beschriebenen Hygrometer an. — VI. Beobachtungen über die Scylla und Charybdis, von Lazzaro Spallanzani. Es war ein guter Gedanke, diese schätzbare Beschreibung eines berühmten physikalischen Gegenstandes aus der 6 Bände starken Reisebeschreibung des Verf. herauszuheben, und bekannter zu machen. Wie sehr werden dadurch die gewöhnlichen Vorstellungen von diesem Meerstrudel berichtigt! Das Furchtbare desselben verschwindet, oder wird wenigstens sehr vermindert. Nach dieser Beschreibung ist es ganz irrig, daß das Meer sich dort beständig in einer kreiselnden Bewegung befinde, und in der Mitte derselben sich in einen Abgrund stürze, in den es alles hineinreiße, was einmal von ihm ergriffen worden. Das Meer ist unruhig wegen vieler Klippen, und bey den Strömungen, die Ebbe und Fluth, in Verbindung mit gewissen Winden hervorbringen, bilden sich daselbst verschiedene Studel, welche entstehen und wieder vergehen; aber bey weitem nicht das Gefährliche haben, das man der Charybdis gewöhnlich zuschreibt. Bey günstiger Witterung hat sich der Verf. mitten auf dieselbe hinfahren lassen. — VII. Nachrichten und Bemerkungen.

Zweytes Stück. I. Versuche, den Grund zu entdecken, weshalb der Blitz in Gebäude einschlug, die mit Ableitern versehen waren, von Henry Haldane — aus Nicholsons Journal — ein unbedeutender Aufsatz, der nichts beweist und nichts entscheidet. — II. Einige optische Bemerkungen, besonders über die Reflexibilität der Lichtstrahlen, von Prevost — im Auszuge aus

den

den Philos. Transact., und dem Journ. de Physique. Mit vieler Genauigkeit und Einsicht prüft hier der berühmte Verf. die Untersuchungen von Brougham über diesen Gegenstand. Zuerst vertheidigt er gegen diesen Newtons Behauptung von der verschiedenen Reflexibilität der Strahlen, nämlich daß der am meisten brechbare, der violette, Strahl auch die größte Reflexibilität habe; ferner bestreitet er Broughams Meinung, daß die farbigen Strahlen die unter gleichen Winkeln auffallen, unter ungleichen zurückgeworfen werden. Hiermit verbindet er einige Bemerkungen über die Beugung des Lichts, und über die Gesetze, die bey ihr und bey der Brechung und Zurückwerfung statt finden. — III. Versuche über die Flüssigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen, von Gerstner in Prag. Schon Lichtenberg hat irgendwo bemerkt, daß, wenn man Wasser aus einem Glase mit enger Oeffnung tröpfeln läßt, man von derselben Quantität mehr Tropfen erhält, wenn das Wasser warm, als wenn es kalt ist, und daraus auf einen höhern Grad von Flüssigkeit (Liquidität) im erstern Fall geschlossen. Hr. G. gerieth auf den nämlichen Schluß durch die Betrachtung, daß die Wärme überhaupt die Ursache der Flüssigkeit des Wassers sey; und er folgerte daraus, daß ein verschiedener Grad von Flüssigkeit auch auf die Beweglichkeit des Wassers Einfluß haben, daß wärmeres Wasser sich leichter und schneller, kälteres sich schwerer und langsamer bewegen müsse. Hierüber hat er Versuche angestellt, die seine Vermuthung vollkommen bestätigen, und wovon man die belehrenden Resultate in diesem Aufsatze findet. — IV. Beschreibung eines von Hrn. Mechanikus Klingert in Breslau angegebenen und verfertigten Eudiometers, von Grimm. Dieses Eudiometer ist nach den Grundsätzen des Fontanaischen eingerichtet; aber bey weitem nicht so einfach, als dieses. — V. Gedanken über die Vulkane, nach Gründen der pneumatischen Chemie, von Patrin — aus der Decade philos. — ein Beyspiel einer ausschweifenden Hypothesensucht, der alles leicht zu erklären ist. — VI. Untersuchungen über den Einfluß der Wärme auf das Gewicht der Körper, vom Grafen von Rumford. Dem vorhergehenden Aufsatze, der voll von willkührlichen Annahmen und unerwiesenen Behauptungen ist, hätte nichts besseres, als dieser entgegengesetzt werden können, der ein Beyspiel der

sorgfältigsten und feinsten Untersuchungen und der genauesten Beobachtung enthält. Der berühmte Verf. beschreibt hier die mühsamen Versuche, wodurch er erweist, daß die Verschiedenheit der Temperatur auf das absolute Gewicht der Körper keinen Einfluß hat. Man sieht hier, wie viel Vorsicht und Aufmerksamkeit auf alle Umstände nöthig ist, um ein sicheres Resultat zu erhalten. — Wenn bey den ersten Versuchen das gefrorne Wasser wirklich schwerer als das flüssige schien: so konnte die ungleiche Ausdehnung der beyden Flaschen einen Antheil daran haben. — VII. Beschreibung verschiedener Verbesserungen am Branntweinbrenner-Geräthe, von Norberg. Hierzu gehört die 5te Kupfertafel, die durch einen Fehler als die 4te angegeben ist. — VIII. Erfindungen des Bürgers Pajot-Deschgrmes — eine kurze Nachricht von der Erfindung dieses Mannes, Stücken von Spiegeln zu einem Ganzen zusammen zu setzen, und einige andere Fehler der Spiegel zu verbessern.

Drittes Stück. I. Beschreibung eines Hygrometers, welches auf richtigern Grundsätzen, als alle bisherigen beruht, und eines neuen Photometers, von John Leslie in London. Der Verf. macht selbst von seiner Erfindung großes Aufheben, und rühmt die vortrefflichen Eigenschaften seines Instruments, das er hier weitläuftig beschreibt. Man vermißt aber eine genaue Auseinandersetzung und Demonstration der Grundsätze, worauf es sich stützen soll; denn »daß die durchs Verdünsten erzeugte »Kälte genau die Trockenheit der Luft, und den Grad, um »welchen sie vom Sättigungspunkte absteht, messen könnte« — wie hier behauptet wird — scheint uns noch lange nicht erwiesen. — II. Bemerkungen über Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers und die de Lüc'sche Theorie vom Regen, von Zylius. Eine Logomachie! Lichtenberg behauptet und beweist in seiner Schrift, daß Hr. Zylius de Lücen nicht verstanden habe; Hr. Zylius behauptet hier, Lichtenberg habe seine Schrift nicht verstanden. Seine gereizte Empfindlichkeit läßt ihn dabey in sehr harte Aeußerungen über die Lichtenbergische Schrift ausbrechen, an der außer ihm wohl schwerlich Jemand einen Skandal genommen hat. — III. Beschreibung eines kleinen Schwungrades, die Verwandlung der Regenbogen-

Farben in Weiß darzustellen, sammt Bemerkungen und Versuchen über die dazu nöthige Eintheilung des Farbenbildes, von Lüdicke. Die kleine Maschine ist sehr zweckmäßig und die Versuche interessant und lehrreich. — IV. Untersuchungen über die Fortpflanzung der Wärme durch verschiedene Mittel, von dem Grafen von Rumford. — Ein schätzbarer, von dem Herausgeber zusammengedrängter Auszug aus mehrern Aufsätzen von R. Die erste Hälfte betrifft Versuche über die Wärmeleitende Kraft der Toricellischen Leere, der gemeinen Luft, verdünnter Luft, feuchter Luft, des Wassers und des Quecksilbers. In der zweyten Hälfte werden vornehmlich die Versuche mit Stoffen, die zur Bekleidung dienen, aufgestellt. — V. Bemerkungen über die Eudiometrie, vom Bürger Berthollet. In diesem Aufsatz giebt der Verf. eine kurze Kritik der gewöhnlichen eudiometrischen Methoden, und vindicirt der seinigen, vermittelst des Phosphors, den Vorzug. — VI. Smiths Kessel zum Kochen entzündbarer Flüssigkeiten, — eine Vorrichtung, wodurch das Ueberkochen und Entzünden der Flüssigkeiten verhindert werden soll. — VII. Verdunstung des Eises und Destillation mittelst künstlicher Kälte, von Wistar in Philadelphia. Hr. W. gründet auf die Beobachtung, daß die Verdunstung durch den Ueberschuß der Wärme des verdunstenden Körpers über die Wärme der umgebenden Luft bewirkt wird, eine eigene Destillations-Methode, indem er die Vorlage künstlich erkältet, indeß die Retorte die Temperatur der Luft annimmt. — VIII. Ueber die Wachsmalerey, von Fabroni in Florenz. Einige Bemerkungen über den Einfluß des Wachses auf die Dauer und auf die Lebhaftigkeit der Farben. — IX. Ueber eine merkwürdige Bildung des Ammoniak, die Entstehung des Alkohols, und die weinige Gährung, von ebend. Auszug aus einem Briefe an van Mons. — X. Eine Beobachtung über die Essiggährung, von D. Anschel in Mainz — aus einem Briefe an den Herausgeber.

Viertes Stück. I. Beschreibung einer Art von Ventilator, von Bosnell — aus Nicholsons Journal. — II. Eine merkwürdige Erscheinung durch ungewöhnliche Strahlenbrechung, beobachtet von Heim in Meiningen. Die Erscheinung zeichnet sich dadurch vor andern dieser Art aus, daß sie in einer gebirgigten Gegend statt

 hat

hatte, da sie sonst gewöhnlich in weiten Ebenen beobachtet wird. — III. Neue Beobachtungen über magnetische Granitfelsen auf dem Harze, von Wächter — aus dem Verkündiger. Nach der bekannten Beobachtung des Hrn. von Humboldt, den magnetischen Serpentinstein betreffend, hat man ähnliche Beobachtungen in andern Gebirgen gemacht. Herr Wächter hat seine Beobachtungen auf dem Harze in zwey verschiedenen Aufsätzen im Neuen Hannöverischen Magazin (1799. 84 St. und 1801. 84 St.) bekannt gemacht, von welchen wahrscheinlich die erstere im Verkündiger wieder abgedruckt worden ist. — IV. Uebersicht der magnetischen nicht metallischen Stoffe, von L. A. v. Arnim. Man sieht hieraus, wie viel nicht metallische Stoffe es giebt, die gleichwohl magnetisch sind. Unstreitig wird sich in der Folge dieses interessante Verzeichniß noch vermehren lassen. V. Breislacks physikalische Topographie von Campanien, ausgezogen von L. v. Buch in Berlin — nur ein kurzer Auszug aus einem wichtigen Werke, das bekannter zu werden verdient. — VI. Physikalische Merkwürdigkeiten bey dem letzten Ausbruche des Vesuvs, den 15. Jun. 1794, von Hamilton — aus den Philos. Transact. ausgezogen von dem Herausgeber. Der Herausgeber hat diesem an sich schon schätzbaren Aufsatze durch Anmerkungen, aus andern Beschreibungen entlehnt, einen noch größern Werth gegeben. Von Hamiltons Charte des Vesuvs und der umliegenden Gegend ist hier ein Nachstich geliefert. — VII. Chemische Zerlegung des Nilschlammes, von Regnault. — VIII und IX enthalten einige kurze Nachrichten. — X. Anmerkungen zur Lichttheorie, von v. Arnim — aus einem Briefe. — XI. Noch Einiges aus einem andern Briefe desselben Verf. — XII—XIV. Kurze Nachrichten.

Sechster Band. Erstes Stück. I. Beschreibung einer Luftpumpe von einer neuen Konstruktion, von James Little in Irland — aus Nicholsons Journal. — Ein Vorzug dieser Luftpumpe ist, daß sie weniger Raum, als die gewöhnlichen, einnimmt. Dieß ist vornehmlich dadurch erreicht, daß die gezähnte Stange, wodurch der Kolben in Bewegung gesetzt wird, nicht wie gewöhnlich mit der Kolbenstange ein Stück ausmacht, sondern mit ihr und dem Stiefel parallel läuft, und durch ein Queerstück mit der

Kol-

Kolbenstange verbunden ist. Allein gerade diese Art der Verbindung scheint uns sehr mangelhaft; denn wenn auch Anfangs beyde Stangen in ander parallel laufen: so ist doch die Wirkung, die auf die beyden Punkte, wo das Queerstück an die Stangen befestigt ist, ausgeübt wird, keine einfache, sondern eine zusammengesetzte; und eben daher ist zu besorgen, daß dieses Stück bald locker werde, und dann der Gang der ganzen Maschine schlottere. — II. Physikalische Merkwürdigkeiten bey dem letzten Ausbruche des Vesuvs, — von Hamilton. Beschluß von Nr. VI des vorhergehenden Stücks. Es wird hier auch des Steinregens zu Siena gedacht. — III. Ueber die Formation des Leucits, von v. Buch. Der Vf. hält den Leucit für vulkanischen Ursprungs, und hat dazu die Beweise in der Art, wie der Leucit auf den Apenninen und in den Laven des Vesuvs vorkommt, gefunden. — IV. Ueber das Erdbeben, welches 1797 Peru verwüstete, von Cavanilles — aus dem Journ. de Phys. Dieses Erdbeben war eines der fürchterlichsten, wobey das Land auf eine unerhörte Weise verwüstet wurde, und auf 16000 Menschen umkamen. Merkwürdig waren dabey die außerordentlich starken Eruptionen von Wasser und stinkendem Schlamm. — V. Von der richtigen Form der Schiffsanker, von v. Chapmann — aus den Schwedischen Abhandlungen ausgezogen — gehört eigentlich in die Schifffahrtskunde, und in die Physik nur im weitläuftigsten Sinne des Worts. — VI. Beschreibung der hydrostatischen Lampe des Herrn Peter Keir — aus Nicholsons Journal. Die Lampe hat ein gefälliges Ansehen, und den großen Vorzug, daß der Oelbehälter so angebracht ist, daß er keinen nachtheiligen Schatten wirft. Indessen ist doch die Behandlung bey der Füllung oder Ausleerung der Lampe nicht bequem; auch wird nichts über das Verhältniß des Wasser- und des Oelbehälters (AA und BB) gesagt, und doch kann dieses unmöglich gleichgültig seyn. Im Ganzen aber ist die Idee, die bey der Konstruktion dieser Lampe zum Grund liegt, nicht übel, und sie ließe sich vielleicht noch auf eine bequeme Art ausführen. — VII. Emmert über die Wirkung einiger unverbrennlicher Stoffe auf die Atmosphärische Luft — aus des Verf. Inauguraldissertation genommen. — Die Beobachtung von v. Humboldt,

daß die reinen Erden den Sauerstoff an sich ziehen, veranlaßte den Verf. zu ähnlichen Versuchen mit andern Stoffen. — VIII. Nachricht von einigen merkwürdigen Versuchen Davy's — aus Nicholsons Journal. Die Versuche betreffen 1) das oxydirte Stickgas; 2) die Lichterzeugung beym Reiben unter Wasser, und in mephitischen Gasarten; 3) die Zersetzung ammoniakalischer Salze. — IX. Einige elektrische Bemerkungen — aus einem Briefe des Hrn. v. Arnim. Der Verf. rühmt hier unter andern die von Haldane in dem oben angeführten Aufsatze aufgestellte Meinung, daß der Blitz ein Entladungsschlag sey. Man möchte aber dabey fragen: ist nicht jeder elektrische Funken ein Entladungsfunken? und was für eine Rolle spielt denn die Gewitterwolke bey dem Blitz? dient sie als Belegung? oder als Konduktor? oder als keines von beyden, und ist sie vielleicht bloß das Laboratorium, in dem der Blitz erzeugt wird? Hiervon hat Haldane nichts erörtert. — X. Sonderbare Wirkung eines Blitzes — aus Nicholsons Journal. — XI. Wer hat das Aerometer erfunden? Eine merkwürdige Stelle aus einem Gedicht des Grammatikers Rhemnius Jannius Palämon macht es wahrscheinlich, daß die Erfindung dieses Instruments, die man gemeiniglich der Hypatia beylegt, dem Archimedes gehöre.

Zweytes Stück. I. Beschreibung einer neuen Art von achromatischen Fernröhren, von Robert Blair. Der Verf. versuchte es, achromatische Objektive dadurch zu Stande zu bringen, daß er eine Flüssigkeit zwischen ein Paar Linsen einschloß. Am besten gerieth der Versuch mit der Spießglanzbutter. Die damit verfertigten Objektive waren sowohl von dem Fehler der Farben, als der Kugelgestalt befreyt. Um sie von den gewöhnlichen achromatischen Objektiven zu unterscheiden, nennt er sie aplanatische Objektive. Allein der Vorzüge ungeachtet, die sie haben sollen, sind sie bis jetzt noch nicht in Gebrauch gekommen. — So viel Rec. sich erinnert, hat man in Frankreich gefunden, daß diese Objektive nicht dauerhaft sind, und sie aus diesem Grunde verworfen. — II. Das Brechungsvermögen verschiedener Flüssigkeiten bestimmt von Fabroni. Der Verf. giebt die verschiedenen

Verwandeln eines aplanatischen Objektivs an, das mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt wurde. — III. Ueber die vermeintliche Verbesserung achromatischer Objektivlinsen, durch das Zusammenleimen; von Nicholson — betrifft das in Frankreich versuchte Verfahren, den Zwischenraum eines achromatischen Objektivs mit einem dichtern Körper, als die Luft auszufüllen. Das Bild wird dadurch zwar heller, verliert aber an Reinheit und Schärfe. Auch die Franzosen haben dieses Verfahren bereits verworfen. — IV. Ueber den Steinregen zu Siena am 16. Jun. 1794, von Abbate Domenico Tata zu Neapel. Es werden hier die nähern Umstände, die diese merkwürdige Erscheinung begleitete, erzählt, und mehrere Beyspiele ähnlicher Erscheinungen angeführt. Der Verf. ist der Meinung, daß die Steine weder vom Vesuv unmittelbar herrührten, noch aus der Asche desselben sich erzeugten, sondern in der Luft selbst aus einer kiesigten Materie entstanden, die sich in Dampfgestalt von der Erde erhoben hatte, und durch Elektricität, oder von anderer Kraft wieder in einen festen Körper zusammengebracht worden war. — V. Einige magnetische Beobachtungen. 1) Deklination der Magnetnadel zu Alexandrien, von Nouet beobachtet. Sie beträgt 13°, 6′ W. 2) Inklination und Schwingungszeit der Magnetnadel daselbst, von ebend. Die Inklination beträgt 47°, 30′. 3) Aus der Anzahl der Schwingungen der Magnetnadel in einer Minute zu Alexandrien, verglichen mit ähnlichen Beobachtungen des Herrn v. Humboldt in Frankreich, Spanien, und aus dem atlantischen Meere bestimmt der Herausgeber die Größe der magnetischen Kraft zu Alexandrien. — VI. A. v. Humboldts neue physikalische Beobachtungen im Spanischen Amerika — aus den Briefen desselben in der Monatlichen Korrespondenz April 1800 ausgezogen. — VII. Stündliche Barometerbeobachtungen von 1° nördlicher bis 1° südlicher Breite angestellt, um die Größe der atmosphärischen Ebbe und Fluth zu entdecken, von de Lamanon. Durch diese Beobachtungen bestätigt sich die schon von Andern beobachtete täglich zweymal abwechselnde Ebbe und Fluth in der Atmosphäre. — VIII. Ueber den Einfluß des Mondes auf den Dunstkreis der Erde, von Lamark — aus dem Journ. de Phys. Es ist eine alte Bemerkung, daß diejenigen, die sich mit Wetterprophezeihungen abe-

 geben,

geben, sich von ihren einmal angenommenen sogenannten Principien nicht abbringen lassen, und wenn auch die Erfahrung ihren Prophezeihungen noch so oft entgegen wäre. Denn es kann nicht fehlen, daß ihre Vorhersagungen nicht bisweilen in Erfüllung gehen sollten; an diese Fälle halten sie sich, und für die andern giebt es immer Ausflüchte. So scheint es auch dem Verf. dieser Witterungslehre mit seinen von dem Monde hergenommenen Principien gegangen zu seyn. Der beygefügte Anhang, worin die wirklichen Beobachtungen von Cotte mit den Prophezeihungen von Lamark verglichen werden, zeigt die Trüglichkeit dieser Principien hinreichend. — IX. Versuch, die Entfernung, die Geschwindigkeit, und die Bahn der Sternschnuppen zu bestimmen, von Benzenberg und Brandes — ein Auszug aus der unter diesem Titel erschienenen Schrift. Dieser erste Versuch eine bisher noch wenig betrachtete, sich oft ereignende, Erscheinung aufzuklären verdient Beyfall und Aufmunterung. — X. Erklärung der Herausgeber von Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers über gewisse Aeußerungen des Herrn Zylius dagegen — ist die billige Antwort auf Nr. II im dritten Stück des vorigen Bandes. — XI. D. Beddoes Erklärung wegen nicht geglückter Versuche mit eingeathmetem, oxydirten Stickgas. — XII. Ueber die stinkende Luft, die aus unterirdischen Kanälen hervorsteigt. Es wird ein Mittel angegeben, wie man das Hervordringen dieser Luft verhindern könne. — XIII. Einige physiologische Bemerkungen.

Drittes Stück. I. Versuche über das Leitungsvermögen des Wassers, und Betrachtungen über das Licht des elektrischen Funkens, vom Prof. Heller in Fulda. Es ist hier von der Leitung des Wassers in Rücksicht auf die Elektricität die Rede. Es ist nur alsdann ein guter Leiter, wenn es in gehöriger Menge vorhanden ist, doch kommt es den Metallen nicht gleich; von andern Körpern eingesogen, oder in zu kleiner Menge genommen, nähert es sich der Klasse der unvollkommnen Leiter. Herr Prof. Heller hat dieß durch artige Versuche mit Leydner Flaschen gefunden; wobey er zugleich einen auffallenden Unterschied in dem elektrischen Licht bemerkte, je nachdem die Entladung durch vollkommene oder unvollkommne Leiter geschah.

schein. Im ersten Fall ist das Licht hell und weiß, im zweyten matt und röthlich. — II. Beschreibung einer merkwürdigen Veränderung in der Farbe und dem Zuge der Wolken während eines Gewitters, von Nicholson. — III. Bericht über eine Schrift des Bürgers Clavelin: wie Kamine der Statik der Luft und des Feuers gemäß anzulegen sind. Dieser ausführliche Bericht betrifft ein Werk, das für so vorzüglich und wichtig erkannt wurde, daß es auf öffentliche Kosten gedruckt werden sollte, und der V. von dem Bureau des arts das Maximum der Nationalbelohnungen erhielt. — IV. Physikalische Merkwürdigkeiten aus der Beschreibung von de la Perouse's Entdeckungsreise, ausgezogen vom Herausgeber. Den größten Theil dieses Aufsatzes nimmt die königliche Instruktion, in Betreff der mitreisenden Astronomen, Physiker und Chroniker, das Verzeichniß ihrer Instrumente, und das Memorandum der Akademie der Wissenschaften für die Physiker ein. Die Ausbeute an wirklichen physikalischen Beobachtungen war nur gering, indessen ist es sehr verdienstlich vom Herausgeber, dieses wenige hier zusammengestellt zu haben. — V. Beschreibung des neuen elektrischen oder galvanischen Apparats Alexander Volta's, und einiger wichtigen damit angestellten Versuche von Nicholson. Dieser Aufsatz war einer der ersten, durch den die merkwürdige Voltaische Erfindung in Deutschland bekannt wurde. Seit der Zeit ist so viel mit diesem Apparat experimentirt, und so viel darüber geschrieben worden, daß wir jetzt unsern Lesern aus diesem Artikel nichts Neues mittheilen können. Dasselbe gilt auch von den beyden folgenden Artikeln: VI und VII. Versuche und Beobachtungen über einige chemische Wirkungen der galvanischen Elektricität, von Cruickshank und Henry. — VIII und IX enthalten kurze Nachrichten.

Viertes Stück. I. Erläuterung der Vorstellung vom Einschlagen des Blitzes und der Sicherheit von Ableitern, von Reimarus. Eine gründliche Kritik des oben angeführten Aufsatzes von Haldane, besonders eine Vertheidigung der Ableiter gegen die Angriffe des Engländers. — II. Ideen über den Magnetismus, von Richard Kir-

Kirwan. Der Verf. sucht die Erscheinungen des Magnets aus der Kraft der Krystallisation herzuleiten — eine Hypothese, der Rec. den Werth nicht beylegen kann, den ihr der Herausgeber zugesteht. — III. Sind die Flüssigkeiten Nichtleiter der Wärme? In diesem interessanten Aufsatze von Socquet wird die Meinung des Grafen Rumford, daß die Flüssigkeiten Nichtleiter der Wärme wären, widerlegt, dagegen zugleich gezeigt, daß sie sehr schlechte Leiter der Wärme sind. — IV. Ueber einige bisher nicht beachtete Ursachen des Irrthums bey Versuchen mit dem Eudiometer, von v. Arnim. Der Verf. giebt hier eine einfache Quelle des Irrthums an, und zeigt, wie man ihren Einfluß verhindern könne. Zuerst kann der Unterschied in die Temperatur der Luftarten einen Irrthum erzeugen, ferner die verschiedene Kompressibilität derselben; drittens ihre hygroskopische Beschaffenheit; viertens ist das Verhältniß der zur Sättigung eines gewissen Volumens von Sauerstoff erforderliche Menge von Salpetergas nicht beständig dasselbe 1 : m sondern bey verschiedenen Temperaturen veränderlich. — V. Kurze Nachricht von Berthollets Untersuchungen über das Salpetergas in eudiometrischer Rücksicht. — VI. Bemerkungen über das Radikal der Salzsäure, von Berthollet. B. glaubt, das Radikal der Salzsäure sey eine dreyfache Verbindung von Sauerstoff, wenig Wasserstoff, und sehr viel mehr Stickstoffe. — VII. Erklärung einer optischen Erscheinung, welche unter Wasser getauchte Gegenstände gedoppelt zeigt, von Hällström in Abo — ist die Fortsetzung des schon im 3ten Bde. 2. St. angefangenen von Hrn. Droysen in Greifswalde besorgten Auszuges aus des Verf. scharfsinnigen lateinisch geschriebenen Abhandlung. — VIII. Ein leicht zu verfertigendes Barometer, von Rodig in Pirna. Leicht zu verfertigen ist dieses Instrument wohl; aber sehr akkurat wird es auf diese Weise nicht werden; denn bey dem öftern Aus- und Eingießen des Quecksilbers wird leicht Luft zwischen dasselbe kommen, und zum Theil in die Toricellische Leere hinaufsteigen. — IX. Etwas über Kriegsschiffe, von Böttcher in Friedericia. Der Verf. thut einige Vorschläge, wie man die Masten eines Schiffes sicher aufbewahren, und wie man das Schiff

vor

vor der Fäulniß schützen könne; ferner räth er die Schiffe statt mit Kupfer, mit Zinn zu beschlagen, oder das Kupfer, ingleichen die Anker und eisernen Nägel zu verzinnen. — X. Ueber den Einfluß des Bodens auf die Bestandtheile der Pflanzen, von Saussüre dem Sohne. Die hier erzählten Versuche verdienen alle Aufmerksamkeit, und Wiederholung an mehrern Pflanzen. — XI. Zusätze und Verbesserungen zu den (sechs ersten Bänden der) Annalen der Physik. — Am Ende dieses Stücks befindet sich noch ein »Sach- und Namenregister über die drey Bände des Jahrganges 1800« — eine sehr verdienstliche Arbeit, von der der Herausgeber Recht hat, daß man sie zu einer Uebersicht der Geschichte der Physik von diesem Jahre gebrauchen könne.

No.

Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften, herausgegeben von Johann Heinrich Voigt, Prof. ꝛc. Erster Band. Jena. 1797. —1799. Zweyter Band, erstes und zweytes Stück. Weimar. 1800. Mit Kupf. 8. jedes Stück 18 gr.

Herr Voigt, der schon seit langer Zeit, sich durch seine Fortsetzung des Lichtenbergischen Journales unstreitige Verdienste erworben hat, fühlt, daß der Plan dieses Journales nicht ganz dem gegenwärtigen Zustande der Physik angemessen sey, und hat ihm deshalb in dem vor uns liegenden Magazine eine neue Form gegeben. Er liefert jetzt ein möglichst vollständiges Repertorium für die Naturkunde, welches nicht mehr so ausführliche Aufsätze enthalten soll, als das geschloßne Journal enthielt; sondern mehrentheils aus kurzen Auszügen, Notizen ꝛc. besteht, und allerdings seinen Nutzen hat. Doch kann Rec. nicht umhin zu bemerken, daß er glaubt, dem größren und beßren Theile der Leser dieses Magazin's würde oft mit einer ausführlichen Nachricht mehr gedient seyn, als mit vielen kurzen Angaben, und

und Hr. Voigt würde vielleicht besser gethan haben, wenn er Manches, z. B. das Naturhistorische, ganz weggelassen, da es ihm nur seinen Raum beengt, und sich allein auf physikalische Gegenstände beschränkt hätte. Er will damit den naturhistorischen Aufsätzen dieses Magazines ihren Werth nicht nehmen. Schon der Namen ihres Verfassers, Herrn Hofrath Blumenbach's, bürge für sie; nur findet er sie hier nicht ganz an ihrem Orte. Außerdem billigt Rec. die Auswahl der Quellen, und die Art der Bekanntmachung nicht durchaus. Oft sind ganze Stellen aus Recensionen, aus Journalen, z. B. dem Reichsanzeiger, abgedruckt. Es wäre besser gewesen, diese bloß zu citiren, weil sie doch wohl jeder Leser dieses Magazins gelesen hat. Herr Voigt theilt sein Magazin in drey Rubriken: I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde; II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften; III. Kurze Uebersicht der neuesten physikalischen Literatur.

Erster Band. Erstes Stück. Die erste Rubrik enthält folgende Aufsätze: 1) Auszug aus D. Chladni's Schrift über Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe. Nebst beygefügten Bemerkungen über die Fortleitung des Schalles durch feste Körper. Enthält sehr hübsche Bemerkungen des durch seine großen Verdienste um die Akustik wegen mit Recht berühmten Hrn. Verf. 2) Fortsetzung der Bemerkungen über Feuerkugeln und niedergefallne Massen, vom D. Chladni in Wittenberg. Hr. Chl. glaubt mit Gewißheit behaupten zu können, daß die Stein- und Eisenmassen, welche man hin und wieder aus Wolken herabgefallen fand, Produkte der Feuerkugeln sind, und meint, daß sie Massen aus dem allgemeinen Welträume seyen, welche bey uns anlangen. 3) Nachricht von einem großen Waldsturz, welcher sich in der Schwedischen Provinz Upland ereignete. Vom Hrn. Prof. Ekmann zu Upsala. Aus dem Ny Journal uti Hushallningen, 1795. 4) Beobachtungen über die Theorie der Bewegung und des Widerstandes flüssiger Körper. Vom Herrn Vince. Phil. Transact. 1795. P. I. 5) Beobachtungen über den Augenbau der Vögel. Vom Herrn P. Smith. Phil. Transact. 1795. P. I. Der Theil der Sclerotica, welcher die Hornhaut berührt, bestehe aus kleinen Schuppen, welche beweg-

lich sind, und dadurch die Gestalt des Auges, mithin seine Sehkraft veränderlich machen. 6) Ueber die beste Art künstliche Kälte zu bereiten. Vom Herrn Walker. Phil. Transact. 1795. P. II. Beschreibt den zu diesem Versuche nöthigen Apparat. 7) Ueber die Erzeugungsart des Kanguroo. Vom Hrn. Fr. Home, Esq. Phil. Transact. 1795. P. II. Enthält sehr merkwürdige anatomische und physiologische Untersuchungen über dieß sonderbare Thier. 8) Von einer besondern Stahlart, die zu Bombay unter dem Namen Wootz verarbeitet wird. Vom Hrn. Pearson. Phil. Transact. 1795. P. II. Eine höchst magre Beschreibung, durch die wir dieß Produkt gewiß nie kennen lernen. 9) Neue Methode des Hrn. Deodat Dolomieu die Mineralien zu beschreiben. Er theilt die Kennzeichen derselben in 1) äußerliche, 2) physische, und 3) chemische, welche verschiedenen Klassen wieder ihre Unterabtheilungen haben. Es wird schwer halten, ehe wir ein bleibendes System der Mineralogie erhalten, weil es noch zu sehr an Harmonie unter den Mineralogen fehlt. 10) Nachricht von einem seltenen astronomischen Denkmal. 60 schöne Mondzeichnungen, von Dominic Cassini, an welchen er von 1671 bis 1679 arbeitete. 11) Nachtrag zu den Reisebemerkungen von der Seeexpedition des Hrn. d'Entrecasteaux, die im Jahr 1791 unternommen wurde, um Hrn. la Peyrouse aufzusuchen. Aus der Reisenachricht des Naturforschers, Hrn. la Billardiere. Nichts wichtiges. Ein Abdruck eines Aufsatzes im Genius der Zeit von 1796. 12) Ueber die figurirten Steine und besonders den Florentiner Stein. Vom Hrn. Daubenton. 13) Bemerkungen über die Parallelwege im Thale Glenroy in den Schottischen Hochländern. Aus dem Deutschen Merkur 1797 wieder abgedruckt. 14) Beobachtungen über den Einfluß, welcher bey den galvanischen Versuchen die Muskeln der Thiere zum Zusammenziehen reizt. Vom Herrn D. Wells. Phil. Transact. 1795. P. II. Einige Berichtigungen und neue Bemerkungen, welche bey diesen jetzt so wichtig werdenden Versuchen gemacht sind. 15) Herrn Pehr Osbeck's Nachricht von einer merkwürdigen Wasserhose in Haßlöfs Pastorat in Schweden. 16) Nachricht von der neuen Theorie der Elektricität des Hrn. Prof. Schrader d. J., welche

die auf Grundsätzen des neuen Systems der Chemie beruht. Die Elektricität bestehe aus Sauerstoff, Lichtstoff und Wärmestoff. 17) Versuche über die Anzahl der Schwingungen, die ein Ton in einer Sekunde macht. 18) Eine besondre Art von Wolle. Von einem unbekannten Thiere. Sie ist glänzend Goldfarben. 19) Nachricht von ein Paar neubemerkten Fossilien. Eine Basaltbreccie und ächter Flintenstein im Fuldaischen. 20) Erscheinung einer Feuerkugel. 21) Nachricht von einer neuen naturforschenden Gesellschaft. Der Westphälischen. 22) Ueber die Expansivkraft des Wasserdampfs. Vom Hrn. Prof. Schmidt in Giessen. 23) Magneteisen am Fichtelberge. 24) Plötzliche Hemmung eines Stromes. 25) Nachricht von einem, durch Reiben stark phosphorescirenden Sandmergelstein, und einigen andern leuchtenden Steinarten. Aus einer ungedruckten Abhandlung des Hrn. Wasserbaukondukt. Sartorius. 26) Hrn. Hofrath Hellwag Versuch die sogenannte Erhebung zu erklären. Er leitet sie von einer prismatischen dünnen Luftschicht ab, welche auf einer dichtern liegt. 27) Nachricht von der Sendung der Herren Park und Hornemann in das Innere von Afrika. II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften. Hamiltons Reisebarometer, Junkers Mikroskop, Humboldts Rettungsapparat in bösen Wettern, Weikardts Camera obscura, ein Pariser großes Spiegelteleskop, 20 Fuß länger als das Herschelsche. III. Neue physikalische Literatur.

Erster Band. Zweytes Stück. I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde. 1) Versuche und Beobachtungen über die Beugung, die Zurückwerfung und die Farben des Lichtes. Vom Hrn. Brougham a. d. Phil. Transact. 1796. P. I. Sehr schöne und mit großer Genauigkeit angestellte Versuche über die Beugung des Lichtes. 2) Naturhistorische Bemerkungen aus des Baronet Staunton Beschreibung der Gesandtschaftsreise des Grafen von Makartney nach Schina. Ein sehr reichhaltiger Auszug aus der Feder des Hrn. H. R. Blumenbach, welcher auch nicht bloß naturhistorische Bemerkungen enthält. 3) Ueber die Zauberkraft der Klapperschlange, besonders in Rück-

sicht

ziehe einer Schrift des Hrn. D. Hanow. Von Blumenbach. 4) Geognostische Merkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz, besonders der Gegend von Landeck. Aus einer .... Schrift des Herrn Leop. von Buch. 5) Nachricht von einigen Naturseltenheiten. Ein zweyköpfiger squalus, ein mit vertikalen Quarzkrystallen besetzter elastischer Sandschiefer, ein großes Stück gediegnes Kupfer von Cacoeira, alle drey im Königlichen Naturalienkabinet zu Lissabon. 6) Tellurmetall. 7) Luftreinigung. Van Marum's Apparat. 8) Merkwürdige Knochen. Von einem sehr großen Raubthiere, in Pensylvanien gefunden. 9) Neuere Beobachtungen über die Sternschnuppen, von C. H. Persoon. Er fand an seiner Tremella meteorica die Ueberreste von Fröschen, und streicht sie nun aus dem Pflanzenreiche aus. Was sie aber eigentlich sey, ist ihm noch ungewiß. 10) Etwas über ungewöhnliche Barometerstände. Aus einem Schreiben des Hrn. Pastors Oertel zu Leuchtenburg. 11) Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Naturwissenschaften in Frankreich. Aus Schmeissers Beyträgen rc. 12) Ueber die Nahrung der Pflanzen, und die Düngung des Bodens. Vom Hrn. Ingen-Houß rc. Die hier im Abrisse gegebenen Ideen über den Sauerstoff, als Princip der Vegetation, sind durch Humboldt's u. a. Versuche aufs Neue bestätigt. 13) Einige Anmerkungen zum ersten Stück dieses neuen Magazins. Von J. F. Blumenbach. 14) Beobachtungen eines vorzüglich merkwürdigen Sonnenfleckens, sammt weitern Bemerkungen über den Naturbau der Sonne. Aus einer .... Abhandlung des Hrn. O. A. Schröter. Ein Auszug aus einer Recension in den Gött. gel. Anzeigen. 15) Nachricht von Beobachtungen zweyer Flecken im dritten und vierten Jupiterstrabanten, nebst Bestimmung der Rotationsperiode des vierten Jupiterstrabanten. Ebendaher. Ist es wohl zweckmäßig, daß Herr Voigt so sein Journal aus Kollektaneen aus andern zusammensetzt? Fehlt es sehr in der Physik an Stoff, daß man ihn auf diese Weise suchen muß? Hr. Voigt sagt selbst gerade das Gegentheil. Er sollte dergleichen nur angeben, nur die Stelle anzeigen, wo sich eine solche Bemerkung finden läßt, nicht aber die ganze Stelle abdrucken oder excerpiren lassen. Für das erste

würden ihm seine Leser danken, dieß ist Crambe bis[illegible]. Schon bey dem vorigen Magazine begieng der Herr Herausgeber denselben Fehler. 16) Vortheilhafte Methode zur Dämpfung des Feuers. Von Maurum's Verfahren. 17) Herrn D. Herschels Methode die Lichtveränderungen bey den Fixsternen zu bestimmen, nebst einigen Bemerkungen über die Beständigkeit des Sonnenlichts. Phil. Transact. 1796. P. I. 18) Nachricht von Hrn. D. Herschels Beobachtungen über den periodischen Stern α im Herkules; nebst Bemerkungen über die Axendrehung der Fixsterne. Ph. Transact. 1796. P. II. 19) Nachricht von den Beobachtungen über die Veränderung der Magnetnadel im Fort Marlbourough auf der Insel Sumatra. Von Hrn. Macdonald. Phil. Transact. 1796. P. II. 20) Nachricht von der großen Katastrophe im südlichen Amerika. Eine kurze Beschreibung dieses furchtbaren Erdbebens aus den Hannövr. polit. Nachrichten. 21) Neue Satelliten. Herschels 4 neue Georgstrabanten. 22) Beobachtung über den Wärmestoff. Von Rumfords Versuch aus Scherers allgem. Journal der Chemie. 23) Bemerkungen über einige, die Modifikationen des Lichts betreffende Aeußerungen. Aus einem Schreiben des Herrn Prof. Parrot d. J. ꝛc. 24) Bemerkung über den Honigthau. 25) Beobachtung über den Magnet. 26) Neu entdeckter Komet. Von Olbers, λ Herk. 27) Beyspiel eines hohen Alters. Surrington, ein Norweger, starb 1797 im 160sten Jahre. Sein ältester Sohn ist 103, und sein jüngster 9 Jahre alt. 28) Versuch mit einem Fallschirme. 29) Nachricht von einem Erdbeben. Zu Temeswar. II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften. Parrot's Anemometer. Herrn [illegible] Luftpumpe. III. Neue physikalische Literatur.

Erster Band. Drittes Stück. I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde. 1) Wirkung der flußspathsauren Dämpfe auf verschiedne Steine. Sehr zweckmäßig angestellte Versuche des Hrn. Kortum in Warschau, welche die Verschiedenheit des Einflusses der Flußspathsäure auf die Steine aus dem Kieselgeschlechte zeigen. Er äußert die Vermuthung, daß Fluß-

spath-

ſpathſäure von Kohlenſtoffſäure nicht weſentlich, ſondern nur durch Verſchiedenheit des Grades der Oxygenation verſchieden ſeyen, und daß beyden der Kohlenſtoff zur Grundlage diene. 2) Einige Bemerkungen über den im Auguſt 1797 beobachteten Kometen ꝛc. 3) Bemerkungen über das feinere Gefühl an einigen Theilen der Thiere. Vom Herrn Profeſſor Wiedemann in Braunſchweig ꝛc. Der N. infraorbitalis erſtreckt ſeine Aeſte bis an die Wurzeln der Knurrhaare und in die Spitze der Schnauze. 4) Beobachtungen über die Jupitersrabanten. Vom Hrn. O. A Schröter ꝛc. 5) Ueber eine Erſcheinung bey Bedeckung eines Fixſternes vom Monde. 6) Verſuche über das Einſpritzen einer Flüſſigkeit in die Adern eines lebendigen Thieres. Mag. Encyklop. Luft tödtet augenblicklich, wenn ſie bis zum Herzen gelangt iſt, nach einem heftigen Schrey des Thieres, Waſſer nicht. Hr. Voigt erklärt dieß aus einer Art von Exploſion der bisher zuſammengepreßt erhaltenen Luft. 7) Beobachtungen über die natürlichen Magneten. Vom B. Hauy. Mag. Encyklop. Faſt alles foſſile Eiſen zeigt ſich magnetiſch. 8) Ueber die Naſenlöcher und das Geruchsorgan der Cetaceen ... vom Br. Cuvier. Mag. Encyklop. Die Naſenlöcher dienen nicht zum Riechen, ſondern bloß zum Ausſpritzen des Waſſers. Das Geruchsorgan ſcheint am Ohre zu liegen. 9) Ueber die Natur der Flintenſteine und die Kunſt ſie zu hauen ... vom B. Dolomieu. Mag. Encyklop. 10) Nachricht von einem Verſuche, die Umdrehung der Erde zu beweiſen, von Lalande. Mag. Encyklop. Nach Newton's Vorſchlage, mittelſt fallender Körper. 11) Verſuche über den Umlauf des Saftes in den Bäumen ... von Coulomb. Mag. Encyklop. Er ſteigt mit Luft gemiſcht, in dem Kerne des Baumes in die Höhe. 12) Wirkung der concentrirten Schwefelſäure auf die organiſchen Körper, beſonders in Bildung des Aethers. 13) Beobachtung an der Sonne. 14) Chemiſche Zerlegung eines antiken Metallſpiegels und eines Rades, vom B. Darcet Mag. Encyklop. Beyde von Kupfer mit Zinn verſetzt, welches bey den Alten gewöhnlich war. 14) Ueber die Mittel, die Ausflüſſe riechbarer Körper ſichtbar zu machen ... vom B. Prevoſt. 16) Nachricht von Blair's neuem Glaſe

17) Ueber die Natur des Galvanischen Reizmittels. 18) Bemerkungen über die Elephantenzähne. Von B. Schwediaur. Höchst unbedeutend, nicht der Stelle werth. 19) Bemerkungen über die Töne einer Pfeife in verschiedenen Gasarten, von E. F. F. Chladni. In Sauerstoffgas, Stickgas, kohlenstoffsaurem Gas und Salpetergas wurde der Ton merklich tiefer, in einer Mischung aus Stickgas und Sauerstoffgas blieb er wie in der Atmosphäre, im Wasserstoffgas wurde er um Vieles höher. Die Stärke war wenig verschieden, beym Salpetergase am geringsten. 20) Ueber entgegengesetzte Elektricitäten einer Katze. Beobachtet v. E. F. F. Chladni. 21) Versuche und Beobachtungen über die Beschaffenheit der Luft, welche sich aus dem Wasser bey Durchschlagung der elektrischen Funken entbindet. Vom Hrn. Pearson. Phil. Transact. 1797. I. Sehr genau beschriebne Nachahmungen der ersten Holländischen Versuche über diesen Gegenstand. 22) Ueber die Kraft des Schießpulvers, vom Hrn. Grafen Rumford. Phil. Transact. 1797. II. Ein interessanter Aufsatz, der die ungeheure Kraft von 28 Gran Schießpulver mit ziemlicher Gewißheit auf 54,750 Drucke der Atmosphäre bringt. 23) Ueber die Natur des Diamants. Von Smithson Tennant Esq. Phil. Transact. 1797. II. Er verwandelte den Diamant in Kohlenstoffsäure. 24) Grad der Brennbarkeit des Diamants und Honigsteins. Bestandtheile dieser Körper. Von Hrn. Lampadius. Neuerlich hat Klaproth im Honigsteine eine eigne Säure gefunden, welche Herr L. nicht darin fand. 25) Nachricht von Hrn. Herschels neuen Entdeckungen, den Georgsplaneten (Uranus) und seine Begleiter betreffend 2c. 26) Einige Erfahrungen über die verschiedenen Beweggründe Menschenfleisch zu essen. Von Loureiro, übersetzt von Langsdorf. Hunger, Appetit, die Absicht den Verstorbnen dadurch zu ehren, Haß und Rache. 27) Ueber die Wirkung des mit Vitriolöl gesäuerten Erdreiches auf die Vegetation. Von Blumenbach. Der Versuch fiel sehr zum Vortheile des gesäuerten Landes aus. 28) Von einigen epidemischen Krankheiten der Katzen. Das in Italien herrschende Nervenfieber, eine Ausschlagskrankheit zu Harderwyk, eine Parotitis in England, eine Kopf- und Halskrankheit in

Vieh-

Westphalen. 29) Fortgesetzte Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Naturwissenschaften in Frankreich. Aus Schmeissers Beyträgen. 30) Merkwürdiger Blitzschlag. Er folgte fast lauter Nichtleitern. 31) Hrn. J. Fr. Benzenberg aus Düsseldorf vorläufige Nachricht von Versuchen, die er in Verbindung mit Hrn. Brandes aus Curhaven angestellt hat, um die Bahnen und Entfernungen der Sternschnuppen zu bestimmen. 32) Geognostische Merkwürdigkeiten der Gegend um Weimar, vom Hrn. Bauconduct. Sartorius, 33) Ueber die Erhaltung der Farben bey getrockneten Blumenblättern, von B. Hany. Man legt die Blume in Weingeist, bis sie ihre Farbe zum Theil verliert, und leimt sie dann auf weißes Papier, wo sich die Farbe oft wiederherstellt. Rothe Farbe erhält man durch Säuren. II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften. Van Marum's Luftpumpe, Hrn. Voigts Luftpumpe von Schröder verfertigt, Klindworths neue Pendeluhren, Jeaurats Fernrohr. III. Neue physikalische Literatur.

Erster Band, Viertes Stück. I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde. 1) Uebersicht der Beobachtungen älterer und neuerer Naturforscher, über das Leuchten des Meerwassers ... vom Hrn. J. G. Blumhof ꝛc. Eine ziemlich vollständige Geschichte dieser Beobachtungen bis auf Forster. 2) Nachricht von einem interessanten Meteor, von Hrn. Kortum. Der Mond umgab eine schwärzliche diaphane Scheibe, welche ein leuchtendes Maltheserkreuz durchschnitt, u. s. w. 3) Ueber die Eigenschaft der reinen Erden, die atmosphärische Luft zu zersetzen... vom Hrn. O. B. R. v. Humboldt ꝛc. Sowohl v. Humboldts als des jüngern Saussure Versuche über diesen Gegenstand, welcher Letztre Hrn. v. H. Erfahrung über die Absorbtion des Sauerstoffs aus der Atmosphäre mittelst reiner befeuchteter Erde zu widerlegen suchte. 4 Ein Versuch des Hrn. Cavendish um die Attraktion der Körper bemerklich zu machen. 5) Ueber lebendig, in harten Massen, eingeschlossen gefundne Thiere, vom Hrn. Oberbergmeister Grillo. Eine im Thonflöz steckende Kröte, welche eng eingeschlossen gefunden wurde, und nach

ihrer Befreyung munter sprang. Sie lebte nachher noch 8 bis 9 Tage. 6) Nachtrag zum vorigen Artikel, nebst einer andern geognostischen Merkwürdigkeit, von Ebendemselben. 7) Einige Gedanken über des Hrn. Grafen v. Rumford Meinung vom Ursprunge der durch Friktion bewirkten Wärme, vom Herausgeber. Hr. Voigt bemüht sich durch sein + F und — F das Raisonnement des Grafen zu entkräften, und hängt zuletzt ein Beyspiel von einer Mühle an, die so lange Mehl giebt, als man Korn aufschüttet. Dieser Weg ist aber wohl schwerlich der rechte, Rumfords und der andern Dynamiker Theorie von der Wärme zu widerlegen. Rec. glaubt indessen, beyde Parteyen werden sich bald vereinigen. 8) Ueber Wärmeleitung und damit verwandte Gegenstände. Rumfords Versuche, welche es (gegen Achard und Buffon) wahrscheinlich machen, daß alle Flüssigkeiten Nichtleiter der Wärme sind. 9) Nachricht von einem außerordentlichen Nebel, der sich zu Paris am 22. Brum. J. 6, und am 22. Brum. J. 7 zeigte ... von Fourcroy. Beyde, besonders der erste, waren so heftig, daß man durchaus keinen Gegenstand vor sich erkennen konnte, und der erste schien eine herabgesunkne Wolke zu seyn. 10) Etwas über das Eis, welches bey Wiederausdehnung einer stark zusammengepreßten Luft, entsteht, vom Herrn Baillet. Journ. de Phys. Schön Jars bemerkte dieß Phänomen zu Schemnitz 1755 bey der von Höll daselbst angelegten Säulenmaschine. 11) Nachricht von einem Erdbeben in den westlichen Theilen von Frankreich. 12) Kurze Darstellung des neuen Systems der Naturerscheinungen, von B. Lamark ꝛc. 13) Nachricht von einigen meteorologischen Bemerkungen in den harten Wintertagen des Decembers 1798 und Jenners 1799. Von Hrn. Fries zu Wologda. 14) Erklärung einiger optischen Erscheinungen. 15) Die Kohle, als Isolirmittel für die Hitze. Auch ein Argument gegen Achard und Buffon, welche alle gute Leiter der Elektricität für gute Wärmeleiter hielten. 16) Merkwürdige Begattung. Herr Rossi fand ein Männchen von Cantharis melanura mit einem Weibchen von Elater niger gepaart. 17) Bergseife. 18) Neue Mondcharte. 19) Etwas über den Bau der Vögel.. von Hrn. Wolf ꝛc. Die Falkenarten haben Kröpfe. 20) Ueber

Ueber die Gränze des Schalles, in Beziehung auf die Meteorologie, vom Herausgeber. 21) Kurze Uebersicht der neuen elektrischen Versuche des Hrn. D. van Marum. Die schönen Versuche, welche Hr. v. M. mit der großen Maschine im Taylorschen Museum anstellt, werden uns bald über die Phänomene der Elektricität viel Licht geben, wenn sie auch ihre Ursache, die Elektricität selbst, nicht ganz aufzuhellen vermögen. 22) Naturhistorische Bemerkungen aus Mungo Parks Reisen ins Innere von Afrika. Von Blumenbach, der einen großen Antheil an den Expeditionen der kühnen Reisenden in Afrika nimmt. 23) Ueber die Natur der Blasensteine, vom Hrn G. Pearson. 24) Zerlegung des Australsandes, von Hrn. Hatchett. 25) Nachricht von einer Luftreise. Garnerin und die Bürgerinn Henry stiegen am 10. Jul. 1798 auf eine Höhe von 8960 Fuß. 26) Merkwürdige Eigenschaft der *Coccinella septempunctata*. Bekanntlich ein Mittel gegen Zahnschmerz. 27) Neue Art, den Druck der Atmosphäre zu messen. 28) Nachricht vom Dioptas. 29) Bemerkung über die Verdoppelung (doppelte Refraktion) des Schwefels. Hauy's Entdeckung. 30) Eigenschaften des Diamants, in Rücksicht auf Elektricität. Er leitet die Elektricität schlecht. 31) Beobachtungen über die Leuchtkäfer. Das Leuchten scheint willkührlich zu seyn, und aus der Atmosphäre geschöpft zu werden. 32) Versuch, die Axendrehungen der Planeten, so wie ihre ellipt. Bewegungen um die Sonne aus anerkannten Naturgesetzen herzuleiten, vom Herausgeber. Sinnreich, aber zu hypothetisch. 33) Preisaufgabe der kön. Societät der Wissensch. zu Göttingen, von der phys. Klasse für Nov. 1800. II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Instrumenten. Haas tragbares Barometer, Fr. W. Voigt zu Jena Reisebarometer, Jam. Little's Luftpumpe. III. Neue physikalische Literatur.

Zweyter Band. Erstes Stück. I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde 1) Betrachtung über die Erkenntniß des Raumes durch den Sinn des Gehörs, von J. B. Venturi rc. Sehr schöne Untersuchungen, welche sich nicht allein auf das Gehör beschränken. 2) Nachricht von der neuentdeckten

Canadischen Springmaus (*Dipus canadensis*) von Th. Davies. Ein niedliches Tierchen, von dem man aber noch nicht viel weiß. 3) Naturhistorische Miscellen. Aus Briefen an J. F. Blumenbach. Ueber das Waschgold in Afrika, über den grauen Amber, Beyspiel eines trächtig gewordnen Maulthieres, vom Mammut, über die Dauerhaftigkeit des Cedernholzes, über einige ägyptische Fossilien, über den Gebrauch des Asbests zur Plastik, über einige Brasilianische Fossilien. Lauter kleine interessante Notizen. 4) Ein neues Beyspiel von der sogenannten Erhebung oder Seegesicht. Man sah zu Hastings die 40 bis 50 Meilen entfernte Französische Küste. 5) Nachricht von einer Art Riesenfamilie. 6) Neue Erde. Ekebergs Yttererde. 7) Leuchten der Ostsee. 8) Ueber den Bau der Knochen. 9) Künstliche Hornmasse. 10) Doppelte Refraktion des Schwefels. Welche Nachlässigkeit! Dieselbe Notiz, welche schon im 1 Bd. 4 St. Nr. 29 abgedruckt ist. 11) Behandlung der Obstbäume. Man schält sie behutsam ab, wodurch sie fruchtbarer werden. 12) Ueber die Tendenz verschiedner metallischen Niederschläge, dendritische Formen anzunehmen. Hr. Kortum zu Warschau hat mit vielem Fleiße sehr schöne Versuche über diesen Gegenstand gemacht, und erinnert dabey an den etwanigen Einfluß der Elektricität auf dieses Phänomen. 13) Ueber die Phosphorescenz vegetabilischer, in Fäulniß gehender Körper. Vom Hrn. Banquier Kortum. 14) Versuche und Beobachtungen über das Leitungsvermögen der Flamme für Elektricität u. Galvanismus, über verschiedene Modifikationen der Leidner Flasche, über einige besondre Aeußerungen der elektrischen Anziehung, und über die Bildung des Schnees, von Joh. Aldini, u. s. w. Die Lichtflamme unterbricht die Galvanische Kette, wegen ihrer zu großen Leitungsfähigkeit. 15) Ueber die Adhäsion oder Flächenanziehung, von D. G. Carradori. Beschränkt sich auf die Adhäsion der öligen Substanzen zum Wasser, und theilt artige Versuche darüber mit. 16) Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Physik, vom Herrn Rath Wild. 17) Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider, vom Hrn. Fürstbischof Carl v. Dalberg.

berg. 18) Beobachtungen über den Augenbau der Vögel, von Hrn. Wolf. 19) Merkwürdiger Fang der Bettwanzen. Mittelst eines auf dem Bette befestigten Bohnenblattes, unter welchem sie sich in der Nacht versammeln. 20) Wirkung der brennbaren Luft auf die Stimme. Sie wird durch das Einathmen dieses Gases erhöhet. 21) Neue Erde. Trommsdorffs Agusterde. 22) Neueste Benennungen der Neufranzösischen Maaße. 23) Zucker aus Runkelrüben. 24) Bestandtheile des Honigsteins. Klaproth erhielt auf trocknem Wege aus 100 Gran kohlenstoffsaures Gas 54 Kub. Zoll.

Wasserstoffgas — 13 — —
Schwachsäuerlich-gewürzhaftes Wasser — 38 Gr.
Gewürzhaftes Oel — — — 1 —
Kohle — — — — 3 —
Kieselhaltige Alaunerde — — 16 —

Auf nassem Wege gaben 400 Gran desselben

Alaunerde — — 58 Gr.
Kieselerde — — 5,5 —
Eisenkalk — — 0,5 —
Eigne Säure — 336 —

25) Merkwürdige Erscheinung an Weiseln. 26) Sicherung vor Feuersgefahr. 27) Versuch mit einem Fallschirm. 28) Ueber die Natur der Kohle. 29) Neue Art Muskaten. II. Nachricht von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften. John Leslie's Hygrometer und Photometer, Chladni's Clavicylinder, Parrots Phosphorendiometer, Fr. W. Voigts tragbares Barometer. III. Neue physikalische Literatur. Nachtrag. Joh. Fr. Blumenbach über das Schnabelthier (*Ornithorhynchus paradoxus*), ein neuentdecktes Geschlecht von Säugethieren des fünften Welttheils. Ausführlich und deutlich beschrieben. Shaw nennt dieß Thier Platypus anatinus, Herrn Bl. Namen scheint Rec. der passendste.

Zweyter Band. Zweytes Stück. I. Nachrichten von neuen Gegenständen der Naturkunde. 1) Landriani über einige Versuche des Hrn. Volta die Theorie der von Galvani entdeckten elektrischen Erscheinungen in thierischen Körpern zu erklären. Hr. Volta ließ kleine Quadrate von Silber und Zink mittelst ei-

nes gebognen Silberdraths mit einander verbunden, und stellt in Gläser, welche mit einer Auflösung von Kochsalz oder kaust. Kali gefüllt waren, diese Platten dergestalt, daß in jedem Glase die Silberplatte des einen, und die Zinkplatte des andern sich befand. Verband er nun die auf diese Weise entstandne Reihe oder Kette, dadurch, daß er in die beyden letzten Gläser, von welchem das eine Zink, das andre Silber enthielt, seine Finger tauchte, so bekam er einen heftigen Schlag. Diese Elektricität erschöpft sich nicht, und braucht nicht durch Reiben rc. erzeugt zu werden. Der Versuch des Hrn. Volta ist wegen seiner wichtigen Folgen sehr interessant geworden, da er anfänglich nur zur Erklärung der Erscheinung der Elektricität Fische, des Galvanismus rc. diente. Mit Messing und Zinn gelingt er nicht so gut. 2) Einige Resultate aus eudiometrischen Versuchen, vom Hrn. Prof. Parrot. 3) Physische Thatsachen und Resultate aus dem dritten Bande der neuen Abhandl. der königl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 4) Physikalische Bemerkungen und Nachrichten aus Sonnini's Reisen in Aegypten. Vom Huhu (Cucul. aegypt.) Cavallo's Apparat zur Erzeugung des Eises, undurchdringlicher Kitt, Auflösung des Federharzes in Vitriolnaphtha. 5) Nachricht von einem physikalischen Magazine. Herrn M. Tauber's in Leipzig Sammlung erkäuflicher physikalischer Geräthschaften. 6) Neuere Untersuchungen über die Süßerde. Gmelin fand im Sibirischen Beryll, keinen Kalk. 7) Beobachtungen über den Merkur. 8) Neuer Stoff im Urin. Den Stoff, welcher dem Urine seine Farbe, Geruch und Geschmack giebt, nennen Fourcroy und Vauquelin Urée. 9) Neues chemisches Produkt. Chaussier's, bereits von Vauquelin umgetauftes, hydrosulfure sulfure. 10) Neue Bemerkung an der Weinblüthe. 11) Nachricht von einem Stück vulkanischen Basalts aus der Gegend von Borghetto im Kirchenstaat ... von Salmon rc. 12) Bestandtheile des mineral. Laugensalzes, welches von den Kaufleuten zu Rouen *les cendres de Varech* genannt wird, von Sage. Sehr unzulänglich. 13) Nachricht von einer neuen naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Mohrungen in Ostpreussen. 14) Nachricht von einigen merkwürdigen Naturerscheinungen. Besondre Erscheinungen des Herings, Recensionen.

nen, Erderschütterung, merkwürdiger Blitzschlag, Bergbrand. 15) Einige Lebensnachrichten von Spallanzani. Von Senebier. 16) Ueber den Chalcedon, vom Hrn. D. Gautieri. Da der Chalcedon weder ein vulkanisches noch ein neptunisches Produkt seyn kann: so glaubt Hr. Gautieri, er sey ein Urprodukt der Schöpfung, aber bey den grossen Katastrophen zerlegt, seine einzelnen Theile hätten sich nachher wieder durch Wahlanziehung verbunden, wie man sie jetzt im Chalcedon findet, daher die eingemengten heterogenen Substanzen. 17) Einige anatomische Bemerkungen über den *Ornithorhynchus paradoxus* aus Neusüdwallis, von J. F. Blumenbach. Sie betreffen den Schädel dieses paradoxen Thieres, und sind von einer Abbildung des Schädels begleitet. 18) Naturhistorische Miscellen. Aus Briefen an Blumenbach. 19) Nachricht von einer Reihe neuer Beobachtungen und Versuche das D Priestley, die Existenz des Phlogistons und Einfachheit des Wassers betreffend. Vom Hrn. Hofrath Gmelin. Man kennt Priestley's Gedanken über das neue System allgemein. Hr. Gmelin theilt diesen Auszug aus Priestley's Schrift: The doctrine of phlogiston established etc. Northumberland. 1800. 8. nicht ohne Beziehung mit. Schade nur ist es, daß manche Einwürfe gegen die neue Chemie durchaus zu spät kommen, und selbst einige Unbekanntschaft mit ihr verrathen. So hat Hr. Priestley den Satz: daß sich Metalle nicht anders auflösen, als wenn sie oxydirt sind, durchaus falsch verstanden, wenn er aus der beym oxydirten Eisen geringere Auflöslichkeit in Säuren, als beym metallischen, einen Einwurf dagegen machen will. Der Raum so wenig, als unser Zweck erlaubt hier eine Widerlegung der Priestleyschen Grundsätze. Auch hat Scherers Archiv rc. sie bereits zum Theil geliefert. Nur bemerkt Rec. noch, daß Hr. Priestley mehrentheils aus verneinenden Erfahrungen schloß; Jedermann weiß, wie leicht diese irre führen. 20) Naturhistorische Bemerkungen aus Pallas Reisen. Mehrentheils mineralogischen und geognostischen Inhaltes. 21) Preisaufgaben der Batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem. 22) Nachricht vom kletternden Barsch, einer neuen Fischart, vom Herrn Lieutn. Daldorf rc. Perca scandens in Tranquebar. Er

hat

hat seinen Namen von seinem Umherklettern auf dem Trocknen. 23) Nachricht von der Verfertigung der rothen Zeichenstifte. 24) Nachricht von einer sonderbaren Thierpflanze. II. Nachrichten von neuen oder verbesserten physikalischen Geräthschaften. Volta's Galvanische Batterie nebst Versuchen, beschrieben von Ritter, mit einer Nachschrift des Herausgebers, Robertson's Galvanometer, neueste Bestimmung des Mètre. Der dritte Abschnitt ist leer gelassen.

Jw.

Chemie und Mineralogie.

D. C. W. J. Gatterers, Churpfälzischen wirklichen Bergraths rc., allgemeines Repertorium der mineralogischen, bergwerks- und salzwerkswissenschaftlichen Literatur, nebst beygefügten kritischen Bemerkungen über den Werth der einzelnen Schriften. Gießen, bey Heyer. 1798. Erster Band, 318 S. 8. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige. Zweyter Band, 371 S. 8. ohne Inhaltsanzeige und ein starkes Register. 2 Rg. 12 g.

Nur derjenige, welcher sich oft in der Verlegenheit befand, alle über einen einzelnen Gegenstand erschienenen Schriften und Abhandlungen zu irgend einem Behuf zusammen zu tragen, oder zu sammeln, wird diese mühsame Arbeit des würdigen Verf. hinlänglich schätzen können; er wird aber auch am besten beurtheilen können, wie schwierig dieses Unternehmen war, wie sehr vielen Dank die Mineralogen und Chemiker dem Verf. daher für dieses Werk schuldig sind. Im ersten Bande findet man besonders aufgeführt: 1) Bibliotheken, 2) Historische Schriften. 3) Wörterbücher. 4) Systeme. 5) Deutsche Lehrbücher. 7) Oryktographien, und zwar a) über mehrere Länder zugleich, und b) über einzelne Länder, Oerter und Gebirge, nach dem Alphabete derselben. 7) Mineralogische Journale. 8) Gesellschafts-

schrif-

schriften. 9) Benutzung der Mineralien. 10) Schädlichkeit der Mineralien. 11) Wachsthum der Mineralien. 12) Verwittern der Mineralien. 13) Abbildungen von Mineralien. 14) Aeußere Kennzeichen der Mineralien. 15) Sammlen und Aufbewahren der Miner. 16) Mineralien-Sammlung. 17) Kleine mineral. Schriften vermischten Inhalts. 18) Vermischte Sammlungen, Magazine rc. Im zweyten Bande werden die, über einzelne Fossilien erschienenen Schriften besonders aufgestellt, und zwar: 1) Erd- und Steinarten, nach ihrem alphabetischen Verzeichnisse. 2) Salzarten, ebenfalls nach dem Alphabet. 3) Brennbare Mineralien, alphabetisch. 4) Metalle, ebenfalls nach dem Alphabet. 5) Vulkane, und vulkanische Produkte. 6) Versteinerungen. — Hieraus läßt sich schon die große Reichhaltigkeit, und der allgemeine Nutzen dieses Werkes einsehen. Es wäre überflüssig, zum Lobe desselben noch etwas hinzuzusetzen, da es sich jetzt gewiß in den Händen aller Freunde der Wissenschaft befindet. Ein vollständiges doppeltes Nominal- und Sachregister über beyde Bände macht es noch brauchbarer. Ein Supplementband möchte nach einigen Jahren wohl nothwendig seyn.

Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze; hauptsächlich aus den Sächsischen Gebirgen. Von *Johann Friedr. Wilhelm von Charpentier*, Churfürstlich Sächsischem Bergrath. Leipzig, bey Göschen. 1799. Mit 7 Kupfertafeln. 206 S. 4. ohne Dedic. und X S. Vorr.

Der als vortrefflicher Geognost rühmlichst bekannte Verf. stellt seine schätzbaren Bemerkungen über die Lagerstätte der Erze hier in ein besonderes System auf, welches um so mehr alle Beachtung der Geognosten verdient, da es auf wahre, und richtig beobachtete Erfahrungen beruht, denn dieses läßt sich ohne Zweifel vom Scharfsinne des Verf. vermuthen. Wir wollen die Uebersicht dieses Systems im Kurzen folgendermaaßen darstellen:

I. Von den Schichten, Lagern oder Bänken des Gebirgsgesteins, in sofern sie als Lagerstätte der Erze zu betrach-

wachsen sind. 1) Die Erze einzeln in kleinen Theilchen zerstreut. 2) Die Erze in kleinen abgesonderten Räumen, als Kugeln, Linsen, und urausfänglich gestalteten Massen. 3) Einfache Erzlager. 4) Erzlager, die aus mehreren Erzarten zusammengesetzt sind. 5) Mehrere Erzlager unter sich abwechselnd. 6) Alle Gesteinlager des ganzen Gebirges durchaus mit Erz gefüllt.

II. Von den Gängen überhaupt. Gangmassen. Gangarten. Erzarten. Verhältnisse dieser Lagerstätte gegen die vorhin gedachten. 1) Die Gänge durchschneiden die Gesteinlager. 2) Sie werden von den Flötzklüften durchschnitten. 3) Ganglager von oben nieder. 4) Ihr gegenseitiges Verhalten beym Durchstreichen, Durchfallen 2c.

III. Vom Verhalten der Gänge, wenn sie mehr als eine Gebirgsart durchsetzen. Im Porphyr sind sie unhaltig. — Merkwürdig ist die Erfahrung, daß man in der Grube Neu Leipziger Glück zu Johann — Georgenstadt das Nebengestein (Glimmerschiefer) so reich an Glas- und Rothgültig-Erztheilchen gefunden hat, daß man daraus Schliche aufbereitete, wovon der Centner vier Mark, und einige Loth Silber hielt, da hingegen der Gang selbst (August) auch nicht die kleinste Spur Erz führte; so wie aber der Silbergehalt des Nebengesteins ärmer ward, so bekam der Gang verhältnißmäßig einigen Silbergehalt.

IV Von den tauben Gängen. Bey den Granitgängen zeigen sich dieselben Erscheinungen als bey den erzführenden Gängen vorzukommen pflegen, aber mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß die Gangart hier das ist, woraus sonst ganze Gebirge bestehen.

Im Anhange untersucht v. C. die Fragen: Kommt der Granit geschichtet vor? Giebt es eine genaue Bestimmung der Kennzeichen des Granits von neuer Entstehung? Trifft man Basalt an, der sich von unten herauf durch Granitmassen durchgebrochen, und dadurch an das Aeußere des Gebirges gekommen ist?

Sollte der Granit von Krummhübel in Schlesien, dessen S. 10 erwähnt wird, nicht mit Molybdän gemengt seyn?

Die

Die Kupfer zeichnen sich, in Rücksicht auf Eleganz, sehr zu ihrem Vortheil aus.

Mt.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Ueber Holzmangel, Theurung, Wucher und Kultur, von Joh. Heinr. Steeb, Schäfereyverw. in Tübingen, und Mitgl. der Churpfälz. moral. ökon. Gesellschaft in Burghausen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1798. 46 S. 8. 4 ℛ.

Der Titel dieser Schrift ist etwas unbestimmt. Alle die auf demselben genannten Gegenstände werden bloß in Beziehung auf das Holz, und in Rücksicht auf Würtemberg abgehandelt. Die Ausführung selbst verräth einen Mann, der mit der Sache eben so bekannt, als für das Wohl seines Vaterlandes besorgt ist. Neue Vorschläge u. s. w. wird man freylich hier nicht erwarten. Nur wünschte Rec. aus mehr als einem Grunde, daß der Verf. auf den Wucher, als eine Ursache der Holztheuerung, noch weniger Rücksicht genommen hätte.

Ot.

J. M. Georg's, vormal. Königl. Preuß. Oberjagd- und Oberforstrichters, und zuletzt wirklichen Regierungsdirektors zu Bayreuth, vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft, für Jäger und Jagdfreunde. Ein nachgelassenes Werk des Verfassers. Herausgegeben vom Prof. Leonhardi. Erster Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1797. 360 S. Zweyter Theil 1799. 262 S. gr. 8. 2 Rß. 4 ℛ.

Die

Der erste Theil dieses sogenannten vollständigen Handbuches der Jagdwissenschaft handelt: von der Jagd, und den dazu gehörigen Thieren und Geräthschaften. Im ersten Kapitel redet der Verf. von den Gegenständen der Jagd, und zwar: 1) von den Bestandtheilen der thierischen Körper; 2) von der Eintheilung des gesammten Thierreiches überhaupt, und dem Waidwerke insbesondre. Im zweyten Kap. von dem Wildpret überhaupt. Im dritten Kap. trägt er die Naturgeschichte der sämmtlichen zum Waidwerke gehörigen vierfüßigen Thiere vor. Im vierten Kap. die Naturgeschichte der Vögel. Im fünften Kap. handelt er von der Jagd überhaupt. Im sechsten von der Jägerey überhaupt; und im siebenten von den Hunden. Alles schon längst bekannte, und breits besser beschriebene Dinge. — Für den gemeinen Jäger, der keine weitere Gelegenheit hätte, Naturgeschichte zu erlernen, wäre das erste Kapitel wohl noch das brauchbarste, um daraus einige Kenntniß der Bestandtheile des thierischen Körpers, und der Klassifikation der Thiere nach dem Linneischen Systeme zu erlangen.

In der Einleitung wird ein »Brief und kurze Geschichte der Jagd« gegeben. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: daß er sie umgearbeitet habe. Unsre Leser mögen selbst auf ihren Werth aus folgenden Pröbchen schließen. — »Ismael, Abrahams Sohn, von der Hagar, lebte in der »Wüste Faran, als ein berühmter Jäger und Bogenschütze; »und auf des Vaters Jakob Befehl nahm Esau seinen Köcher und Bogen, und schoß ein Wildpret, welches er hernach für des Vaters Gaumen wohlschmeckend zubereitete. »Außer Bogen und Pfeilen gehörten zum damaligen Jagdgeräthe auch Stricke und Netze; ferner Schlingen, Fallstricke und Fanggruben, deren sich bereits Hiobs Zeitgenossen bedienten. Held Simson verstand schon, die Schagals, »eine Art Füchse, mit Leichtigkeit zu fangen, und Benaja, »der zu Davids Zeiten lebte, tödtete zur Schneezeit einen »Löwen in einer Grube.« — In diesem Tone geht die kurze Geschichte fort bis auf die neuern Zeiten, und schließt endlich folgendermaaßen: »Jedoch bey allen diesen Jagden, »die Falknerey ausgenommen, bediente man sich anfänglich »nur des kleinen Schießgewehrs. — — Allein 1789 fing »man in Spanien an, sich bey der Jagd der Kanonen zu

»bedienen, und erlegte damit in der Gegend von Madrit, »bey einem Hauptjagen, in zwey Tagen allein viertausend »Stück Wildpret.«

Im zweyten Theile wird in sieben Abschnitten von der Jagd des großen und kleinen Wildes gehandelt. Das Ganze ist eine Compilation, die der Verf. wahrscheinlich in seiner Jugend, zu seinem eigenen, oder irgend eines großen Nimmrods Vergnügen, aus alten Jagdbüchern, und vornehmlich aus Döbels Jäger-Praktika gemacht hatte.

Wer indessen neugierig ist zu wissen, wie große Hauptjagden und Wildmetzeleyen, nach Meister Döbels Anweisung mit dem dabey zu beobachtenden lächerlichen Ceremoniell, zu veranstalten sind; wie das Waidmesser »zur Belustigung »der hohen Herrschaften, von dem Oberjägermeister, mit »allen Gebräuchen der edlen Jägerey, an Kavalliers und »Standespersonen, die sich gegen die Jagdgesetze vergangen »haben, gegeben wird« — wie Bären, Wölfe, Füchse, Sauen, Haasen, Wiesel, wilde Tauben, Kibitze, Emmerlinge, Zeisige, u. s. w. gefangen werden, der kaufe und lese! Sogar der Schwalbenfang wird in einem eigenen Kapitel beschrieben. Welcher vernünftige Mensch, wenn er den ersten Kinderjahren entwachsen ist, wird sich wohl mit der Vertilgung dieses ganz unschädlichen, und nach seinem Tode zu keinem Gebrauche dienenden Thierchens belustigen?

Billig sollte man das jetzt so theure Papier nicht zu dergleichen unnützen Zeuge verschwenden! Auf dem Schmutztitel des 2ten Theiles wird noch eines Anhanges gedacht, der eine Forst-Insektengeschichte enthalten soll. Rec. hat in dem vor ihm liegenden Exemplar nichts dergleichen gefunden.

Cb.

Flora europaea inchoata, a *Ioh. Iac. Römer*, Med. et chir. Doct. eorumque in instituto medico-chirurgico, quod Turici floret, Professore etc. *Fasciculus V*. Norimbergae, ex officina Raspea-

na. 1800. 15 Blätter Text, und 8 illuminirte Kupfertafeln. 8.

Rec. beziehet sich auf die erstern von ihm angezeigten, und sehr lobenswürdig gefundenen Hefte. In diesem werden vorgestellt und beschrieben: Campanula Zoysii *Wulf.* Campanula Trachelium *Lin.* Galanthus nivalis *Lin.* Scilla bifolia *Lin.* Dianthus caesius *Smith.* Aster Tripolium *Lin.* Orchis militaris *Lin.* Fucus sanguineus *Lin.*

Bsg.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Die Weltgeschichte, ein Hülfsmittel, sich und Andere nützlich zu unterhalten. Halle, beym Kunsthändler Dreyßig zu haben. Ohne Jahrzahl. Erster, zweyter, dritter und letzter Theil, jeder von ohngefähr 13 Oktavbogen, nebst 3 ill. Kupferblättern, und einigen Abbildungen auf dem Titel eines jeden Theils. (M. M. 1798.) 2 Rt.

Der Verf. dieses Buchs kündigt sich in der Vorrede als einen Mann an, für den das Bücherschreiben die beste Erholung sey; der aber nur als ein Erzähler für Ungelehrte angesehen seyn wolle; und dem man als solchem schon unendlich viel Beyfall gegeben habe. Er spricht auch von einer von ihm herausgegebenen Länderbeschreibung, in welcher er bereits das Leben der merkwürdigsten Menschen aller Zeiten aufstellen wollte; aber durch den engen Raum beschränkt dasselbe weglassen mußte, und das er also hier nach der Zeitfolge, besonders zum Unterrichte für Frauenzimmer, mitgetheilt habe.

Wir gestehen dem Verf. gern eine gute Fertigkeit im Erzählen, und in Schilderungen merkwürdiger Männer, zu; er hat aus ihrem Leben viele lehrreiche Auftritte und

Re-

Reden ausgehoben, und sie lebhaft dargestellt. Dahin rechnen wir auch die Erläuterungen der Griechisch-Römischen Mythologie; den Abriß der Sitten und der Verfassung der ältesten Deutschen Völker; (Th. 2 Abth. II. S. 4 ff.) und die hin und wieder über Handelschaft, Künste, u. dgl. m. eingestreueten Bemerkungen. An einigen Stellen sind auch treffende moralische Reflexionen angebracht worden. Dagegen vermissen wir eine leichte und zusammenhängende Uebersicht des Ganzen, die für Leser eines solchen Buchs besonders nothwendig gewesen wäre. Die Wahl der Gegenstände ist zwar meistentheils gut gerathen; doch auch bisweilen verunglückt. Das gilt besonders von der im dritten Theil von S. 25—36 ausgedehnten Beschreibung der Ermordung des Monaldeschi, welche die K. Christina zu Fontainebleau vollziehen ließ. Der Verf. sagt zwar, diese Begebenheit möchte für manchen seiner Leser von besonderm Interesse seyn; wir sehen aber nicht ein, worinne das Interessante eines Auftritts liegen soll, der weiter nichts lehrt, als daß Rachbegierde eine der wüthendsten Leidenschaften sey, welche besonders in diesem Falle die gemeinsten Pflichten, selbst des äußerlichen Anstandes, vergessen ließ. Ein ähnliches Mißverhältniß zwischen sehr weitläuftigen und wortreichen, und wiederum ziemlich seichten Stellen, wo genauere Umständlichkeit nöthig war, haben wir auch sonst bisweilen angetroffen. Zu Berichtigungen ist oft genug Veranlassung da. So ist in der chronologischen Tabelle, welche den ersten Theil beschließt, und Manches enthält, was in der Weltgeschichte nicht erwähnt worden war, Dädalus und Talus ins J. 1800 mithin ohngefähr tausend Jahre zu früh, gesetzt worden. Ebendaselbst, S. 85 wird Agesilaus unrichtig unter den Helden Athens aufgeführt, u. dgl. m. Aus der Stelle Th. 2 S. 180: »Rom und der Papst fielen in die Hände der Kaiserlichen,« sollte man schließen, er sey ihr Gefangener geworden; Jedermann weiß aber, daß sich Clemens VII. viele Monate hindurch in der Engelsburg vor der wirklichen Gefangenschaft gesichert habe. Undeutlich ist es, (Th. 3 S. 9) daß Frankreich durch den Westphälischen Frieden die zur Landgrafschaft Elsaß gehörigen Besitzungen bekommen habe; es muß heißen: die ganze Landgrafschaft, die darinne gelegenen Reichsstädte ausgenommen; und falsch, (ebendaselbst) daß Schweden von Pommern nur

Vorpommern erhalten habe. Selten ist die Erzählung etwas tändelnd gerathen; wie Th. 2 S. 162—176 vom Sächsischen Prinzenraube. Zur Schilderung Karls XII. (Th. 3 S. 54) hätten bloß erweislich historische Züge, aber keine Französische Antithesen, u. dgl. m. gewählt werden sollen. Der Einfall des Montesquieu: »Karl war nicht »Alexander; aber er wäre der beste Soldat Alexan»ders gewesen,« den die Schriftsteller seiner Nation so oft mit Wohlgefallen wiederholt haben, hat nur den kleinen Fehler, daß er nicht wahr ist. Denn Karl hatte gewiß auch nicht wenig von den Gaben eines Feldherrn. Ganz hätte die Stelle wegbleiben sollen: »Der Titel des Nordi»schen Don Quichott, den man ihm gab, ist nicht de»cent; (wohlanständig;) aber er karakterisirt ihn gut.« Nichts weniger; denn K. lief wahrhaftig nicht lauter chimärischen und träumerischen Planen nach. Es folgt noch manches andere Schiefe über diesen berühmten König; z. B. Alexanders Plane wären weise (auch immer?) gewesen; Karl aber habe sich nie nach der wahren Lage der Sache gerichtet. Wie würde er doch, um nur dieses Einzige zu gedenken, den Frieden von Travendahl abgenöthigt, und die Russen bey Narva besiegt haben, wenn er nicht die damalige Lage der Sachen vortrefflich zu benützen gewußt hätte!

N.

Christliche Kirchengeschichte von Joh. Matthias Schröckh, ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Dreyßigster Theil. Vorr. Inhalt und Reg. 588 S. Ein und dreyßigster Theil. Vorr. Inh. und Reg. 563 S. Leipzig, bey Schwickert. 1800. gr. 8. Jeder Theil 1 Rthl. 12 gr.

Mit Vergnügen werden es die Leser dieses vortrefflichen Werks bemerken, daß der gelehrte Hr. Verf. endlich mit dem 30n Theile das letzte Buch der christlichen Kirchengeschichte vom Tode Bonifazius des achten an bis auf Luthers Reformation, oder vom Jahr 1303 bis zum J. 1517 anfängt,

klagt, und ihnen damit die angenehme Hoffnung macht, diese so gründliche, lehrreiche und ausführliche Kirchengeschichte vollends, wenigstens bis auf die Zeiten der großen Kirchenverbesserung hin, fortgesetzt zu sehen. In dem ersten Abschnitte dieses Theils giebt uns der Verf. einen kurzen Abriß von der bürgerlichen Gesch. dieses Zeitalters, von S. 3—62, wobey wir nicht nur eine Skizze von den wichtigsten Veränderungen, die in den Europäischen und Asiatischen Staaten jetzt vorfielen; sondern auch einen sehr kurzen, aber desto nervigtern und schärfern Umriß von dem Zustande der wieder neu belebten Kultur des menschl. Geistes, und von den Vorbereitungen, die jetzt schon zur künftigen Erschütterung des Römischen Kirchen-Kolosses gemacht wurden, finden. Der Abriß, den der Verfasser von den Schicksalen der Reiche und Nationen, die sich zum Christenthume bekannten, oder in einem gewissen Verhältnisse damit standen, giebt, durfte freylich, wenn dieses Verhältniß zur großen Kirche hier noch nicht bestimmt werden sollte, nur sehr kurz und mager ausfallen. Aber in dem Abriß, der von S. 58—62, auch von dem sittlichen Zustande der christlichen Nationen gegeben wird, hätte Rec. doch gewünscht, daß sich der Verf. mehr in das Detail eingelassen, und die Sittlichkeit dieser Nationen nach ihren verschiedenen Verhältnissen etwas ausführlicher geschildert hätte. Denn gerade im Fache der gemeinen Volksmoralität ist in der Geschichte noch viel terra incognita. — Dagegen trifft man im zweyten Abschnitt, der die Geschichte der Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter abhandelt, sehr viele literarische Notizen an, die jedem Freund der Gelehrsamkeit sehr willkommen seyn werden, und die desto mehr hieher gehörten, da bekanntlich in dem Wiederaufblühen der Wissenschaften, und besonders der alten Röm. und Griechischen Literatur eine der vornehmsten Ursachen zur Erschütterung des alten Aberglaubens lag. So wird z. B. die Errichtung der vielen neuen Universitäten, wenn da gleich oft Dinge vorkommen, die nicht Jeden interessiren können, doch gewiß von allen, welchen jene gelehrte Bildungsanstalten nicht ganz fremde sind, mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Nur wird ein Jeder auch mit dem Verf. S. 125 bedauern, daß das Zunftmäßige oder Maschinenartige der Facultäten, das so leicht und unmerklich einerley gemeinschaftliche Grundsätze, Meinungen, Lehrsysteme und Methoden

 viele

viele Menschenalter hindurch von Lehrern auf Zöglinge, und dann wieder auf neue Lehrer fortgepflanzt, auch in diesem Zeitalter schon das freyere Denken und das Urbarmachen neuer noch unangebauter Felder auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit verhindern mußte; und daß die auf denselben studirenden jungen Leute nicht, wie man es von solchen gelehrten Bildungsanstalten erwarten könnte, zu jedem wichtigen Dienst und Amte des Vaterlands, sondern bloß zu künftigen Geistlichen, Mönchen, Kanonisten, Aerzten; oder auch zu künftigen Universitätslehrern gebildeten wurden. — Das Verdienst, das jene gelehrten Griechischen Flüchtlinge sich um die Wiederbelebung der schönen Wissenschaften in Italien, folglich auch in andern Abendländern, erwarben, wird S. 157—59 recht gut dahin gewürdiget, daß sie selbst zwar eben keine sehr große Genies; aber doch durch Sprachkunde, Kritik und Auslegungskunst die ersten Anführer zu den Quellen der Griechischen und Römischen Weisheit für die guten und witzigen Köpfe des Abendlandes würden. — Von Erfindung der Buchdruckerkunst, die so Vieles zum schnellern Umlaufe der neuern Kenntnisse und Einsichten beytrug, wird hier S. 171 und folg. das Nöthigste und Merkwürdigste gesagt. Alsdenn wird die Gesch. der Griechischen und Röm. Litteratur mit den vorzüglichsten Männern, die in diesem Fache gearbeitet haben, und deren allbekannte Namen wir nicht erst werden anführen dürfen, beschrieben. Insonderheit aber muß es jedem Freund der Religions- und Kulturgeschichte eine sehr unterhaltende und nützliche Lektüre gewähren, wenn er hier den so bedeutenden Einfluß bemerkt, den das Wiederaufleben der sogenannten humanern oder schönern Wissenschaften, und der dadurch gebildete reinere und edlere Geschmack zur Weckung und Befreyung des gesunden Menschenverstandes von seinen alten Fesseln gehabt hat. Dieß offenbarte sich nirgends mehr, als bey der Entdeckung des bis daher für unbezweifelt gehaltenen Vorgebens von der Konstantinischen Schenkung an die Röm. Bischöfe; S. 203 und 258. Hernach bey der Vertheidigung der kaiserl. und königlichen Rechte gegen die Röm. Usurpationen von Occam und andern; und dann bey den vielen, zum Theil sehr witzigen und sarkastischen Satyren, die man in allen Schriften der schön- und freydenkenden Männer dieser Zeit, wie z. B. eines Petrarca, eines Boccaz, eines Ulrichs von Hutten, eines Erasmus, und

An-

Anderer über die Päpste, Mönche, Scholastiker, so wie über den von ihnen in Schutz genommenen Fanatismus und Aberglauben, ausgestoßen findet. Dem Rec. ist es daher unbegreiflich, wie der Verf. noch immer den so wichtigen Nutzen, den der Spott oder die Satire, besonders in Bekämpfung und Darstellung jener durch Schwärmerey erzeugten Sottisen des Aberglaubens, haben kann, und gewiß schon oft gehabt hat, verkennen, und irgendwo in diesem Theile das bekannte grobe Schimpfen unsers übrigens sehr verdienstvollen D. Luthers gegen die Meinung des Hrn. Hofr. Meiners zu Göttingen, der das Spotten in solchen Fällen für heilsamer hält, als das Schimpfen, in Schutz nehmen kann. Muß es doch der Verf. S. 427 selbst erkennen, wie nützlich die Spöttereyen jener schönen Geister zur Verbesserung der damaligen scholast. Philosophie gewesen seyen. Uebrigens war Petrarca nicht der erste, der jene dialektische Ungereimtheiten in ihr gehöriges lächerliches Licht stellte, indem ja Johannes von Salisbury vor ihm schon eben dieß gethan hat. Auch das, was der Verf. S. 472 von der Unterdrückung Deutscher Rechte, und von der Anordnung der Hexenprozesse erzählt, wird jeden Freund der Kulturgeschichte interessiren. — In dem dritten Abschnitte endlich S. 492 und folg. wird die Gesch. der Ausbreitung des Christenthums, besonders unter den Lithauern, Lappen und Kumanen, wie auch in Afrika und Amerika, beschrieben; wo man im Ganzen wohl sehen kann, was das für saubere Arten, wilde Völker zu bekehren, waren, und wie wenig diese sich zur Annahme eines Kirchenceremoniells, das ihnen mit einer solchen unmenschlichen Härte und Grausamkeit aufgedrungen wurde, hinneigen konnten. Das erkennt man besonders aus der Antwort jenes Amerikanischen Caziken oder kleinen Fürsten, der, als ihm ein Franziskaner noch auf dem Scheiterhaufen die Alternative von Himmel oder Hölle vorstellte, und ihn unter Versprechung des Himmels zum Christenthume zu bereden suchte, diesen Mönch fragte: ob denn wohl die Spanier auch in den Himmel kämen? Als ihm der Mönch diese Frage bejahete, so erwiederte der Cazike: »Nun so will ich »lieber in die Hölle fahren, als an einen Ort, wo solche »Wütriche hinkommen,« S. 507. Mit eben derselben Glaubenswuth verfuhr man in diesem Zeitalter auch gegen

 die

die armen unglücklichen Juden, die man unter den unwahrscheinlichsten Beschuldigungen, als ob sie junge Christenknaben heimlich gekreuziget, geweihte oder ungeweihte Hostien durchstochen, und zum Bluten verwundet, durch Vergiftung aller Brunnen eine allgemeine Pest in einigen Ländern erregt hätten, u. dgl. mit dem rasendsten Grimm verfolgte, ermordete, ihrer Güter beraubte, über die Gränzen des Landes fortjagte; oder zur heuchlerischen Annahme eines Glaubens, der ihnen ein Greuel war, nöthigte, so daß man ihnen sogar ihre Kinder mit Gewalt wegnahm, um sie zum christlichen Kirchenceremoniell zu gewöhnen.

Der 3te Theil enthält bloß allein die Geschichte der Päpste, und zwar nur vom Nachfolger des P. Bonifaz VIII., dem P. Benedikt XI. an, bis zum Tode des P. Martins V., der im J. 1431 erfolgte. Bey der Ausführlichkeit, womit der gelehrte Hr. Verf. alle kirchlichen Händel und Begebenheiten zu beschreiben pflegt, war es freylich nicht zu erwarten, daß eine so wichtige und reichhaltige Geschichte in einem Bande schon bis zu den Zeiten der großen Kirchenreformation hin fortführen würde. Was diese Gesch. aber insonderheit so wichtig und reichhaltig macht, das ist die Verlegung des päpstl. Stuhles nach Avignon; das darauf erfolgte lange schimpfliche Schisma; das Wiedererwachen der gesunden Vernunft, und des sich gegen die Päpste auflehnenden Freyheitsgeistes; das Hervorsuchen der Rechte, welche die weltl. Fürsten über sie hatten; und dann die ihnen so furchtbare Kirchenversammlungen; lauter Dinge, die in der politisch = kirchlichen und gelehrten Welt gar viele Schriften und Gegenschriften, Händel und Streitigkeiten hervorbrachten, welche vom Vf. insgesammt mit dem ihm gewohnten Fleiß und Scharfsinn erzählt und beurtheilt werden. Das einzige Mittel, wodurch die Uebermacht der Päpste in ihre alten Gränzen, besonders bey dem päpstlichen Schisma, hätte zurückgedrängt werden können, wäre die Vereinigung der weltlichen Regenten gegen sie gewesen. Aber gerade dieses Mittel wurde, wie der Vf. schon S. 5 bemerkt, theils durch die Eifersucht der Fürsten gegen einander, da ein Jeder sich nur über die Demüthigung des Andern heimlich freuete, und theils durch die herrschende Denkart des Zeitalters, wobey die fanatisch = blinde Verehrung der Päpste kein geringes Ingrediens war, vereitelt. Die vielen, zum

Theil

Theil sehr verwickelten, Händel und Streitigkeiten, welche die Päpste in diesem Zeitraume mit den Königen, besonders mit den Deutschen Kaisern und der gibellinischen Parthie, auch mit den verschiedenen Faktionen der Italiänischen Staaten zu führen hatten, machen das Lesen dieses Theils zwar etwas mühsam und unangenehm, dennoch werden die Nachrichten davon dem gelehrten Geschichtforscher, der hier alles, was dahin einschlägt, beysammen findet, nicht unwillkommen seyn. Wenn man sich hiebey über die so schimpfliche Mißhandlungen und Hudeleyen, welche die Päpste, besonders Johann XXII., und Clemens VI., mit dem Deutschen K. Ludwig aus Bayern vornahmen, so wie über die Zurückweisung oder Hintertreibung aller von diesem so tief gebeugten Kaiser dem päpstl. Hofe anerbotenen Aussöhnungsvorschläge ärgern muß: so wird man hingegen noch mehr Abscheu und Widerwillen fühlen müssen, wenn man siehet, wie schändlich die Päpste die Religion zur immer weitern Erhebung ihrer Gewalt, und zur immer tiefern Niederdrückung der kaiserlichen Macht mißbrauchten, da sie z. B. ganz treuherzig anerkannten, wie viele tausend Seelen durch die Aufhebung des auf dem König Ludwig und seinen Ländern liegenden Interdikts gewonnen werden könnten, und es dessen ungeachtet, so tief sich auch dieser Kaiser vor ihnen beugen wollte, doch nicht aufhoben, sondern jene ganze Seelenmenge, wie es S. 137 heißt, der Gefräßigkeit des Teufels (diabolicae voracitati) überließen. — Was die Deutschen Reichsstände bey dieser so unwürdigen Behandlung ihres Kaisers schon hätten empfinden, und mit allem Nachdrucke rügen sollen, wie sehr nämlich ihr eigenes Wahlrecht von den Päpsten gekränkt, und beynahe auf Nichts herabgesetzt würde, wenn es erst auf den Röm. Kirchenmonarchen ankommen sollte, ihre Kaiserwahlen zu bestätigen, und wenn der von ihnen gewählte Kaiser die Verwaltung seines Reiches nicht eher antreten sollte, als bis diese päpstliche Bestätigung erfolgt wäre; das erkannten, das fühlten sie zwar itzt, da sie sich mit ihrem Kaiser Ludwig aus Bayern zur Wiederherstellung des von den Päpsten untersagten öffentlichen Gottesdienstes vereinigten, und, nach S. 148, im J. 1338 ihren ersten Kurverein schlossen, nach welchem der von allen oder von den meisten Kurfürsten gewählte Kaiser oder König sogleich, auch ohne vorherige Bestätigung und Krönung vom Papste, von allen und jeden im Reiche als ein

solcher anerkannt werden sollte. Aber dadurch wurden die beyden Parteyen, die päpstliche und die kaiserliche, nur desto heftiger gegen einander aufgebracht, und die letztere bekam deswegen nicht mehr Festigkeit. Auch die muthigsten Vertheidiger der kais. Rechte wankten S. 152 doch immer noch etwas auf die Seite der Kirche hinüber; sie vertheidigten die Rechte des Kaisers nicht nach vollkommen festen Grundsätzen; und so konnten die Anhänger des Papstes freylich noch so wenig in die Schranken der Bescheidenheit und Mäßigung zurückgewiesen werden, daß sie an eben die Thüre der Domkirche zu Frankfurt am Main, an welche die kaiserlichen Manifeste und Verordnungen wider den Papst angeheftet worden waren, gleich darauf den Bannfluch gegen den K. Ludwig mit den schärfsten Drohungen gegen alle, die mit ihm Kirchengemeinschaft unterhalten würden, anschlugen. — Wenn die Schwäche der päpstl. Oberherrschaft durch irgend eine Begebenheit in ihrer ganzen Blöße dargestellt wurde; so ward sie es hauptsächlich durch das große *Schisma* der abendländischen Kirche, da nicht nur zwey Parteyen um den von einer jeden gewählten Papst stritten, sondern die ganze Röm. Kirche mit allen zu ihr gehörigen Nationen und Fürsten sich über solche Wahlen von einander spaltete; da nicht nur zwey Oberhäupter über die Regierung eines Reiches friedlich mit einander übereinkamen; sondern wo beyde einander von der Regierung ebendesselben Reichs zu verdrängen suchten; da immer einer den andern in den Bann that; da folglich die Nationen und ihre Fürsten gewissermaßen zu der Einsicht gezwungen wurden, daß es nur auf sie ankäme, zu entscheiden, welchen von beyden sie für das rechte Oberhaupt der Kirche erkennen wollten; daß sie sich also nur zur Entscheidung dieser Frage mit einander vereinigen dürften. Dessen ungeachtet ließ die Verschiedenheit ihres Interesses, und die schwärmerisch-blinde Verehrung, die eine jede Nation für ihren eigenen besondern Papst hatte, sie zu keiner solchen Vereinigung kommen. Aber die päpstl. Hierarchie war einmal bloß allein auf die morschen Grundpfeiler eines fanatischen Aberglaubens, und nicht auf Vernunft gebaut. Folglich konnte sie auch nur so lange unangetastet und unerschüttert bleiben, so lange jener Aberglaube sich noch in seinem alten schimärischen Kredit erhielt. Rec. kann daher kaum begreifen, wie der Verf. S. 252 sagen konnte: »die päpstliche Monarchie habe sich durch ihre

»ins

innere Stärke (?) gegen eine gänzliche Auflösung glücklich gewehret, während, daß sie doch zu gleicher Zeit so viele Blößen geoffenbart habe, daß ihre Fortdauer öfters nur auf diejenigen angekommen schien, die sich einer solchen Schwäche nicht zu bedienen wußten.« Welch ein Widerspruch, — innere Stärke, und doch auch innere Schwäche! Vielmehr machte ja gerade dieß, weil man zu blind war, jene innere Schwäche der päpstlichen Monarchie zu bemerken, daß ihre gänzliche Auflösung jetzt noch nicht erfolgen konnte. Nun sah freylich die ganze Kirche ihre Mißgestalt, so lange sie zwey, endlich gar drey Oberhäupter hatte, wohl ein; die Synoden und Universitäten thaten auch S. 283 verschiedene Vorschläge, wie dieser ärgerlichen Kirchenspaltung abzuhelfen, und Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen wäre. Ein Jeder von den schismatischen Päpsten versprach auch, seine Würde niederzulegen, wenn nur der Andere vorerst würde abgedankt haben. Aber, da es keinem von ihnen ein rechter Ernst damit war; sondern ein Jeder nur den Andern durch einen solchen vorgegebenen Kircheneinigkeitseifers zu hintergehen suchte: so konnte diese Kirchenspaltung so lange nicht gehoben werden, bis die Kirchenversammlung zu Konstanz, die sich zur Richterinn über den Papst erhob, die schismatischen Päpste absetzte, und Martin V. zum neuen Papst wählte. — Jedoch, nicht allein die Aufhebung des großen funfzigjährigen Schisma; sondern auch die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sollte einer der großen Zwecke seyn, wozu diese Kirchenversammlung zusammenberufen wurde. Aber was für einen dürftigen Begriff diese Versammlung von einer Kirchenreformation hatte, das erkennt man S. 496 aus den zur Abänderung vorgeschlagenen Mißbräuchen, die alle bloß allein in das Fach der äußern politischen Kircheneinrichtung einschlugen, aber die Hauptsache in Hinsicht auf Lehre und Leben des Klerus und des Volks wenig oder gar nicht berührten. Und dann mußten auch die wenige Reformen, die man mit den päpstl. Eingriffen in die Rechte der Fürsten, der Bischöfe und des Volks vorzunehmen beschloß, dadurch vollends vereitelt werden, daß man nach langem Streite die neue Papstwahl endlich doch zur Hauptsache, und die allgemein gewünschte Kirchenreformation nur zur Nebensache machte, die man erst alsdenn, wenn wieder ein neuer rechtmäßiger Papst gewählt wäre, vornehmen wollte.

Denn,

Denn, sobald nun wieder ein neues Kirchenoberhaupt da war: so trat dieses eo ipso in alle Ansprüche, Rechte und Anmaaßungen der vorhergegangenen Päpste ein, und konnte also auch vermöge seiner päpstlichen Machtvollkommenheit alle jene Verbesserungen, die von der Kirchenversammlung in Vorschlag gebracht wurden, leicht hintertreiben, weil der neue Papst das höchste Richteramt eines Conciliums in Kirchensachen um so weniger anerkennen würde, da man diese Reformation bey dem Oberhaupte selbst anzufangen drohete. Daher erklärte auch eben der neue Papst Martin V., der dieser Kirchenversammlung den päpstlichen Thron schuldig war, vor ihren Augen und Ohren, daß er ihr Oberherr sey, S. 531, indem er alle Appellationen von den Päpsten an ein Concilium schlechterdings verbot. Auch war das Sittenverderben bey dem Klerus sowohl, als bey dem Volke so allgemein herrschend und ausgebreitet, daß, wo nicht eine Radikalkur in Lehre und Leben vorgenommen wurde, alle jene Palliativmittel mit Abstellung oder vielmehr nur Einschränkung einzelner Mißbräuche nichts helfen konnten. Uebrigens ist es zwar ein sprechender Beweis von Mäßigung und unparteyischer Wahrheitsliebe unsers Hrn. Verf., wenn er S. 407 die von Nic. von Clemangis behauptete Allgemeinheit des damaligen Sittenverderbens der Wirkung eines allzufreyen Laufs seiner rednerischen Gaben zuschreibt, indem dieser Schriftsteller da, wo er sehr weit verbreitete Beyspiele der Lasterhaftigkeit gefunden, sich völlig allgemein ausgedrückt habe. Es versteht sich auch von selbst, daß, wo man von einem allgemeinen Sittenverderben redet, dieses freylich nur von dem größten Theile der Menschen; aber nicht von allen und jeden Individuen zu verstehen sey. Dennoch würde es dieser Kirchengeschichte gewiß mehr Interesse und mehr Brauchbarkeit, auch zur Erörterung der Frage, ob und in wiefern die Menschheit an Aufklärung und sittlicher Veredlung fortschreite? geben, wenn es dem Verf. gefiele, solche Thorheiten und Unsittlichkeiten, die einem jeden gesunden praktischen Menschenverstande sehr auffallen müssen, mit dem Ernste und Widerwillen zu rügen, der zu ihrer Verabscheuung so heilsam werden kann. So ist es z. B. doch gar zu trocken, wenn uns der Verf. S. 425 erzählt, es haben sich bey der an Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, Priestern, Universitätsdeputirten, auch kaiserlichen, fürstlichen, gräflichen, adelichen und bürgerlichen Personen

frey-

...lich sehr zahlreichen Kirchenversammlung zu Konstanz ...ch 346, sage: drey hundert und sechs und vierzig, Schau... ...ieler und Gaukler aller Art, auch 700, sage: siebenhun... ...rt, feile Buhldirnen eingefunden, und dann auch nicht ...n Wörtchen weiter zur Bezeichnung einer so saubern, zur ...iederherstellung der Kircheneinigkeit und Heiligkeit zusam... ...enströmenden, Menschenmenge hinzusetzt.

Ngd.

...eschichte der religiösen Grausamkeit, ein nothwen... ...diger Beytrag zur philosophischen Geschichte des Aberglaubens, und zur Geschichte der menschlichen Ausartung und Verschlimmerung durch das gesellschaftliche Leben, (?) vom Verfasser des Hierokles. Mayntz, bey Vollmer. 1800. 286 S. 8. 21 Gr.

...ie Leser dieser Bibliothek haben den Verf. schon aus dem ...XVIII. Bande der N. D. Bibl. S. 32 ff. als einen Mann ...nnen gelernt, der alles, was der fanatische Aberglaube ...öses in der Welt hervorgebracht hat, auf die Rechnung der ...eligion selbst setzt, ohne zu bedenken, wie wenig es einem ...chrschaffenen Manne ansteht, die Religion durch das, was ...ch nur eine Wirkung des Aberglaubens ist, in Verachtung ... bringen. Und so zeigt sich der Verf. auch hier. Schon ...e Aufschrift dieses Buches: Gesch. der religiösen Grau... ...mkeit, muß einem jeden Unparteyischen, wegen des darin ...thaltenen geraden Widerspruchs sehr auffallen. Denn, ...e kann man Grausamkeit religiös nennen, wenn man dem ...ort Religion nicht einen ganz andern Sinn unterlegt, als ... gewöhnlich hat? Oder wie kann die Religion, wie der ...erf. gleich Anfangs in seiner Einleitung sagt, Handlungen ...r Barbarey oder der Grausamkeit gebieten? Der Verf. ...gt doch selbst, S. 68: der Endzweck der Religion sey, die ...enschen friedlich, menschlich, nachsehend, (nachsichtsvoll,) ...hlthätig und mitleidig zu machen. Wie konnte er denn ...ich darauf schreiben: »Alle Religionen hätten die entge... ...engesetzten Wirkungen hervorgebracht; sie hätten Streit ...nd Zank, Eifersucht, Haß, Kriege, Verfolgungen, Mörde...

»und

»und Metzeleyen ausgebrütet?« Wie? Brachte denn die Religion dieses alles hervor, oder, war es nicht vielmehr eine falsche Anwendung der Religion, Mißverstand, Irrthum, Schwärmerey und blinder Religionseifer, was alle diese Wirkungen erzeugte? Der Verf. gesteht doch selbst S. 161: alle jene Grausamkeiten, die das Inquisitionsgericht begangen habe, seyen nur unter dem Vorwande, der Religion zu dienen, verübt worden; der vorgegebene Eifer für die Religion, der sich durch Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten an den Tag gebe, sey nur auf weltliche Absichten gegründet; strebe nur auf Befriedigung des Stolzes, des Geizes und der Ehrsucht hin, und könne nur aus einem grausamen und verderbten Gemüthe herrühren. Wie inkonsequent urtheilte er nun, da er in so vielen andern Stellen sagt: die Religion habe solche Grausamkeiten befohlen? oder, wie S. 125: die Austreibung der Hugenotten aus Frankreich sey eine Wirkung der von der Religion vergifteten Grausamkeit gewesen! Oho! Also wäre die Grausamkeit sogar von der Religion vergiftet worden!! — — Daß der Verf. des vielen Guten, was doch auch der christliche Aberglaube in der Welt gewirkt hat, mit keinem Worte gedenkt; daß er den, selbst durch die Spötter und Feinde der Religion geweckten, und in unsern Tagen fast so allgemein herrschenden Zeitgeist der Toleranz gar nicht zu kennen scheint; daß er vielmehr Winke giebt, als ob die heutige protestantisch-christliche Religion immer noch eben so verfolgungssüchtig, bigot und unduldsam wäre, wie die ehemalig Römische, daß ist wenigstens nicht ehrlich und bieder; sondern sehr parteyisch und verleumderisch geurtheilt. Ueberhaupt scheint der Verf. (öffentliche Nachrichten nennen als Verf. einen gewissen Hrn. Paalzow, der auch sonst noch Manches, geschrieben und geschmiert hat) sein Pamphlet recht absichtlich darauf angelegt zu haben, die Christen und ihre Religion, ohne Ausnahme und Unterschied, verächtlich zu machen, indem es in der That nichts anders ist, als ein elendes aus allerley Autoren zusammengestoppeltes Aggregat von lauter Sottisen, Thorheiten, Verbrechen und Grausamkeiten, die der fanatische Religionseifer von jeher zur Welt brachte, und die hier alle in ein sehr grelles und gehäßiges Licht neben einander hingestellt, zum Theil aber auch sehr unbestimmt, einseitig, verwirrt und unordentlich, sogar historisch-falsch und unrichtig angegeben werden. So werden

z. B.

. B. alle die Grausamkeiten, welche die Israeliten oder ihre
nführer ehemals begiengen; auch die harte Strafen, wo
it einzelne Sünder im A. T. bestraft wurden, immer noch
uf die Rechnung eines göttlichen Befehls geschrieben, ohne
ur die geringste Notiz von dem ganz veränderten Tone uns
rer heutigen Exegetik, oder von dem Genius älter noch
nausgebildeter roher Völker zu nehmen. Auch werden
iele Lehrmeinungen der ältern Kirchenväter, die gar nicht
ieher gehörten, bunt und kraus durch einander geworfen,
nd zum Theil sehr unrichtig dargestellt. So soll es bey
er Frage von der Osterfeyer allein darauf angekommen seyn,
b man sich in Ansehung derselben nach den Juden, welche
em Vollmonde folgten, oder nach der Auferstehung Christi
chten, oder ob man es an einer Mittwoche feyern sollte?
S. 79. Wer versteht dieß? So wird eben daselbst bey dem
treite der Christen, ob eine oder zwey Naturen in Christo
wesen, die Frage, worauf es dabey ankam, nirgends be-
immt und richtig angegeben; und ein jeder, mit der Kir-
chengeschichte nicht genug bekannter Leser wird wohl so viel
raus abnehmen, daß die Menschen in sehr schändliche
reitigkeiten und Kriege darüber geriethen; aber er wird
cht klug daraus werden können, worüber denn eigentlich so
ftig gestritten wurde. So meint der Verf. S. 88: es
be zu allen Zeiten, und werde dem Anscheine nach immer
endliche (?) Streitigkeiten über die Erwählung und
erwerfung geben; Gott habe die Menschen zu existiren ge-
ungen, ob er gleich nach der Meinung derer, welche die
rwerfung behaupteten, sehr wohl gewußt und vorausge-
en, ja sogar befohlen (?) habe, daß der größte Theil der
enschen ewig unglücklich seyn sollte. Ohe! Wer hat
so etwas behauptet? — Nach einer Anmerkung S. 90
l der Kardinal Humbert den Nicetas Pectoratus als einen
terkoranisten (sic!) behandelt haben, weil er behauptet
be, das Abendmahl unterbreche das Fasten. Nach allen
chen Streitigkeiten wird endlich auch der Streit über die
eyeinigkeitslehre S. 90 unvollkommen und unrichtig ge-
g angeführt, und dann folgen gleich darauf die neuern
reitigkeiten der Schweizer über ihren Consensus, den
ossen Schlingel da, — wie ihn einige Einfältige aus
thum und Unwissenheit nannten. In dem Abschnitt
der Tyranney des Bischofs zu Rom S. 112 ff. wird ge-
, die Päpste hätten sich der Kaiser als ihrer Fußschem-
mel

mel bedient, zuletzt aber hätten sie sogar den Allmächtigen entthront. Kurz, Uebertreibungen, oder in ein allzugrelles falsches Licht hingestellte Erzählungen, die zur Absicht haben, die Religion selbst verhaßt zu machen, findet man hier genug, aber ruhige, unparteyische, das Gute wie das Böse nebeneinander hinstellende Untersuchungen historischer Thatsachen wird ein Jeder, der die Geschichte der Religion nur ein wenig kennt, sehr vermissen.

Bog.

Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode bis zu der Entstehung der Konkordienformel. Von D. G. J. Plank, Konsistorialrath und Professor zu Göttingen. Dritter Band. (Als Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ist es der Sechste Band.) Leipzig, bey Crusius. 1800. 818 S., und ein Register über alle 6 Theile von 168 S. 8.

Endlich hat der würdige Verf. dieses Werk, das in seiner Art klassisch zu nennen ist, vollendet. Die Beharrlichkeit, es bis an dieses Ziel zu führen, ist, nach unserm Dafürhalten, höher zu schätzen, als der Muth, womit es begonnen wurde. Dieser konnte durch das Edle und Große, das im Anfange der Glaubensreinigung die Männer, durch welche sie betrieben wurde, und die aufgestellten Lehren und Grundsätze unbestreitbar an sich trugen, und durch den Totaleindruck, den der allgemeine Blick auf die nachfolgenden Scenen, in welchen die Leidenschaften der Theologen so unverhüllt sich darstellen, auf das Gemüthe eines geistvollen Kenners machen mußten, leicht erweckt werden. Aber eine Arbeit, die in ihrer größern Hälfte die Auseinandersetzung unfruchtbarer Subtilitäten und erbärmlicher Zänkereyen nothwendig macht, und wobey man immer die alte Litaney von Mißverständnissen, Wortkram und theologischem Hasse absingen muß, so bis an das Ende führen, daß keine Ermüdung sichtbar ist — in der That, dieß verdient und erweckt Bewunderung, Achtung und Dank. Wir zollen dem Verf.

erf. diese achtungsvolle Dankbarkeit willig, um so willi-
r, als sich wohl nicht ein zweyter Gelehrter von seinen
enntnissen und von seinem Geist finden möchte, der sich zu
nem so mühevollen Werke entschließen, oder, wenn er sich
zu entschlösse, es so ausführen dürfte, ohne die geringste
erdrossenheit merken zu lassen; aber wir gestehen auch, ob
ir gleich dieser Geschichte keinen geringen materiellen
Werth beylegen, dennoch unverholen, daß wir diesen Fleiß,
eses Talent und diese Gelehrsamkeit auf einen würdigern
egenstand verwendet wünschen. Allerdings ist es von kei-
m unbedeutenden Nutzen, in diesem Spiegel das Eitle
d Unnütze theologischer Spitzfindigkeiten, und das klein-
hte Spiel der Leidenschaften abgebildet zu sehen; — und
er in diesen Spiegel mit Aufmerksamkeit schaut, und nicht
beral in seiner Denkungsart wird, dem ist sicher nicht zu
lfen — aber dieser Zweck hätte wohl eben so gut erreicht
erden können, wenn die Geschichte der protestantischen
irchengesellschaft zur Hauptsache, und die Erzählung der
eränderungen des Lehrbegriffs zur Nebensache gemacht
orden wäre.

Dieser Band enthält alle Verhandlungen, die zu Bey-
gung der in den vorhergehenden Bänden erzählten, seit
thers Tod entstandnen theologischen Streitigkeiten gepflo-
n wurden, bis zur Verfertigung und Publikation der
nkordienformel. Die Ausführlichkeit, mit welcher die Ge-
ichte erzählt ist, läßt keine Nachlese zu. Noch verdienstlicher
er als diese Vollständigkeit ist die unwandelbare Unpartey-
keit, mit welcher der Verf. Sachen, Gesellschaften und
zelne Personen behandelt. Eine — Melanchthonische
ilde herrscht durch das Ganze; aber nie läßt er sich da-
rch abhalten zu tadeln, was tadelnswürdig ist. — Das
sführliche Register trägt nicht wenig zur Brauchbarkeit
ses schätzbaren Werkes bey.

Dw.

such einer Abhandlung über die Verhältnisse zwi-
chen dem in der kaiserlichen freyen Reichsstadt
Ulm situirten katholischen Chorherrnstifte zu St.
Michael bey den Wengen genannt, und der ge-

dachten Reichsstadt, entworfen von G.(eorg) A.(nton) Christmann, Rath und Oberamtmann des Stifts Wengen in Ulm. Historischer Theil. Nebst der Sammlung von Urkunden, von Nr. 1—144. 1797. 129 und 435 S. 4.

Ein Edler, Wittegon von Albeck, hatte einem Dienstmann das Kloster Reichenau einen Platz auf dem Michaelsberg bey Ulm mit den dazu gehörigen Güthern abgekauft, in der Absicht, alle seine Ansprüche daran dem Gotteshäuse zu überlassen. Aber auf Anrathen der damaligen Reichenauischen Mönche bestimmte er diese Güther im J. 1183 zu Stiftung eines Armen- und Pilgerhäusleins, domus hospitalis, pauperum refocillatio et asylum peregrinorum, und setzte demselben einen Propst mit sieben Kanonikern vor, die nach der Regel Augustins leben sollten. Vom Berge herab wurde es im J. 1215 auf die Blau-Inseln, und im J. 1399 in die Stadt versetzt, wo es, nachdem es die Stürme der Reformation überstanden hat, noch jetzt unter dem Namen zu den Wengen blüht; sich, wie der Titel zu erkennen giebt, ein Chorherrenstift nennt, und die Immedietät erringen will, nachdem es sich exempt zu machen gewußt hat. Historisch ist hier nur so viel anzumerken, daß Ulm sowohl die Güther und Rechte der Familie des Stifters als auch des Klosters Reichenau an sich gekauft hat, und dadurch in den Besitz aller derjenigen Gerechtsame gekommen ist, welche diese beyde unter dem Titel der Oberherrlichkeit und der Advokatie über das Wengenkloster besessen haben. Der Grund dieser Gerechtsame läßt sich aus den Urkunden, die der Verf. seinem Werke angehängt hat, und für deren Mittheilung er Dank verdient, leicht deduciren; eben so leicht sind die Schritte zu erkennen, welche das Kloster nach und nach machte, sich der Unabhängigkeit zu nähern. Man merkt es selbst diesem eben nicht schüchternen Schriftsteller an, mit welcher Behutsamkeit er das Wort Unmittelbarkeit einfließen läßt. Natürlich! denn man muß das Publikum, welches diese Sache näher angeht, erst allmählich daran gewöhnen. Wer übrigens lernen will, wie man Andern Rechte abstreiten, und seine Anmaaßungen begründen muß, der gehe nur bey diesem Sachwalter in die Schule. Da lernt er die Kunst, Urkunden,

ken, die uns nicht anstehen, entweder ganz dreiste als unächt zu verwerfen, wenn sie gleich unter die Zeit, wo das Urkundenschmieden — jedoch, wie bekannt, mehr in Stiftern und Klöstern als bey Weltleuten — gewöhnlich war, herabfallen, oder Verdacht wider sie zu erregen; oder den Personen, welche den Urkunden zufolge transigirt haben, das Recht dazu abzusprechen, oder in alten Dokumenten die genauen Bestimmungen, und die Begriffe neuerer Zeiten zu suchen, und wenn sich diese nicht darin finden, sie zu seinem Vortheile auszulegen. Doch wir dürfen, um nicht den Verdacht der Parteylichkeit zu erregen, nicht beym Allgemeinen stehen bleiben.

Gleich Anfangs, und S. 18 begeht er den Fehler, dem Kloster Reichenau Landeshoheit, Botmäßigkeit und Herrschaft über Ulm zuzuschreiben. Dieß hat doch nicht einmal der Mönch Felix Faber im XV. Jahrhundert behauptet, und es läßt sich selbst aus der Urkunde Karls d. Gr. vom J. 813, der sie auch als ächt angenommen, nicht beweisen. Und doch ist auf diesen unhaltbaren Grund das Gebäude des Verf. zum Theil errichtet. S. 5 sagt er, daß das Kloster bey der Stiftung in keiner Verbindung, noch weniger in einem subalternen Verhältnisse mit Ulm gestanden sey. Dieß ist unsers Wissens auch nie von dieser Reichsstadt behauptet worden; sondern sie macht, den vom Verf. mitgetheilten Urkunden zufolge, nur auf diejenigen Rechte Anspruch, welche Reichenau und Albeck oder Werdenberg über dasselbe hatten, und zu denen das Kloster die Stadt durch die Annahme des Ulmischen Bürgerrechts berechtigte. Konnte die Abtey Reichenau jure fundi pertinentis ad ecclesiam augiensem dem Kloster die Erlaubniß ertheilen, seinen Wohnplatz zu verändern, und besaß sie, laut den Urkunden vom J. 1376, *omnem* jurisdictionem: so trat Ulm durch den Kauf der Reichenauischen Güther und Herrlichkeiten in alle Rechte, die diese Abtey über das Kloster hatte. S. 7 will der Vf. aus päpstlichen Privilegien die Freyheit des Wengenklosters von aller weltlichen Hoheit beweisen. Wehe allen jetzigen Regenten, wenn diese Beweisart je gültig werden sollte! Es ist abgeschmackt, heutzutage sich so etwas nur merken lassen zu wollen. S. 10 erklärt er die Urkunde vom J. 1311 für ein kauderwelsches Chaos. Freylich kann sie ihm nicht angenehm seyn; aber er wird sie, und namentlich die Ausdrücke verändern und ver-

wandeln recht gut verstehen, wenn er sie mit der ihm freylich auch ärgerlichen Urkunde vom Jahr 1384 unbefangen vergleicht. — Der Verfasser hat eine ganz eigene Manier, Urkunden aus handschriftlichen Aufzeichnungen der Aebte anzugreifen, da es doch wohl natürlicher wäre, es umzukehren, und dergleichen Nachrichten aus Urkunden zu berichtigen. — S. 11 ist es, als ob dem Kloster durch das Niederreißen im Krieg, welchen Ulm und die Reichsstädte mit K. Karl IV. und andern Fürsten führten, großes Unrecht geschehen, und unverantwortlicher Raub begangen worden wäre. Es ist ganz natürlich und verzeihlich, daß ruhig lebende Mönche über erlittenen Schaden Klage führen; aber es ist zu den unwürdigen Rabulistenkniffen zu rechnen, aus der Vergütung, zu welcher sich nachmals die Stadt billiger Weise verstand, die Unabhängigkeit des Klosters von der Stadt herleiten zu wollen. Würde sie nicht auch andern ihrer Bürger und Unterthanen bey ähnlichen Schaden ähnlichen Ersatz gethan haben? Und ist es in der Geschichte des Mittelalters so etwas seltenes, daß man in solchen Fällen mit seiner eigenen Obrigkeit streiten und kriegen mußte; oder, daß durch das Dazwischentreten eines Mächtigen, oder durch die Entscheidung eines erbetenen Richters eine förmliche Konvention zwischen beyden Theilen über die Vergütung geschlossen wurde? Wer wird aber daraus eine Unabhängigkeit des einen Theils von dem andern folgern wollen! Und mußte dann, wie der Verf. S. 21 lächerlich genug verlangt, in der Urkunde, die über den Schadenersatz zwischen Ulm und dem Kloster ausgestellt wurde, gerade auch der Rechte Erwähnung geschehen, welche sich die Stadt vorher über das Kloster erworben hatte? Genug, daß in derselben nichts enthalten ist, was jenen erworbenen Rechten widerspricht. S. 30 protestirt er gewaltig dagegen, daß man die Religiosen in den Wengen Mönche nennen will. Vermuthlich hat er übersehen, daß selbst in der von ihm bekannt gemachten Urkunde vom J. 1445 sogar der Abt Konrad, monachus, genannt wird. S. 34. Wir können zwischen den Artikeln des Reichenauischen Dechants Werner vom J. 1384, und zwischen der Konstitution, wodurch der Bischof von Konstanz das Wengenkloster und den Ulmischen Stadtpfarrer mit einander ausglich, nicht den geringsten Widerspruch finden. Jene reden davon, daß Ulm verhindern

soll, daß die Mönche ihre Ordensregel nicht, wie es nach den Spuren in der Urkunde vom J. 1311 zu urtheilen, schon lange geschah, außer Augen setzen, noch den Gottesdienst vernachläßigen sollen; diese bestimmt das Verhältniß, in welchem die pfarrlichen Rechte in Ansehung kirchlicher Verrichtungen mit den Rechten des Klosters stehen sollen. — Wie sehr der Verf. an Worten und nicht an der Sache hänge, beweist er unter andern S. 24, wo er ein großes Gewichte darauf legt, daß der Bischof von Konstanz judex genannt wird. Hat er denn vergessen, daß die verlangte Entscheidung des Bischofs ausdrücklich ein Compromiß und Concordat genannt wird? Weiß er nicht, daß judex auch ein freundlicher Richter, ein freundlicher Mittler heißt, der die Sache mit Miene, nicht mit Recht entscheidet? — Doch genug hiervon; denn das Historische spricht klar genug, das Rechtliche gehört nicht vor dieser Forum. — Uebrigens ist diese Schrift in einem Styl geschrieben, der zur Ehre des Deutschen Geschmacks schon lange als pedantisch und abgeschmackt verurtheilt und verbannt ist. Ob der rechtliche Theil noch erscheinen werde, ist uns unbekannt.

Gm.

Don Francisko Ximenes, oder Schilderung der Unternehmungen, des Nationalcharakters und der Sitten der Spanier unter der Staatsverwaltung dieses Kardinals. Nebst Darstellung der Kriege gegen die Mauren; der Eroberung von Granada; der Expedition gegen Afrika; der Einführung und des Fortgangs des Inquisitionsgerichts, und andrer merkwürdiger Vorfälle jener Zeiten. Frey bearbeitet von dem Verf. des Olivier Cromwell. Leipzig und Liegnitz, bey Siegert. 1796. 23½ Bog. 8. 20 gr.

Jagemanns, nicht viel über zwey Bogen füllenden, Versuch im Jahrgang 1778 des Wielandschen Deutschen Merkurs ausgenommen, haben Deutsche Geschichtschreiber, so viel uns bekannt, das Leben dieses staatsklugen und gelehr-

ten Kardinals, und die Denkwürdigkeiten seiner nicht kurzen Staatsverwaltung und Regentschaft noch nie einer besondern Bearbeitung gewürdigt. Eine Vernachlässigung, über deren Ursachen Rec. schon vormals nachzudenken veranlaßt ward, als er die auf diesen Gegenstand Bezug habenden Schriften von Fléchier und Marsolier studierte; und die ihm immer um so befremdlicher blieb, um je mehr der Vorarbeiten von Spanischen, Französischen und Italiänischen Schriftstellern und Sammlern dem neuen Bearbeiter zugänglich war. Unergiebig für die historisch-politischen Forscher könnte die Befragung und Gegeneinanderhaltung der in so verschiedenen Gesichtspunkten schreibenden Vorgänger wahrscheinlich nicht ausgefallen seyn, da Rec., um nur dieses Einzige zu erwähnen, bey einem glaubhaften, und nie anders als nach dem Augenschein urtheilenden Gewährsmanne die Bemerkung fand, daß Michel Baudiers mit Unrecht vergessenes Werk (Paris, 1634. 4.) schon allein eine Menge besonderer Umstände enthalte, die bey Andern vergebens gesucht werden dürften.

Einleuchtend ist es, daß der Verf. der jetzt anzuzeigenden »Schilderung«, die man übrigens weder ganz mißrathen, noch vorzüglich gelungen finden wird, in der Ausführung seines Unternehmens sich die Sache leichter zu machen gewußt hat. Ohne Vorrede oder Nachricht für den wißbegierigen Leser tritt, wie so manches andere, bloß ephemerische, Produkt, auch diese Schrift, ganz im Charakter der gewöhnlichen Unterhaltungs- und Zeitkürzungsbücher, an den Tag; da über die Ausführung des Ganzen, über die zu Rathe gezogenen Quellen, und über den Zweck der unternommenen Arbeit auch nicht eine Sylbe im Voraus erinnert ist. Zwar beruft er, was das Erstere, den Gebrauch der Quellen anbetrifft, im Verfolg der Erzählung, z. B. S. 226, sich »auf einen Biographen des Kardinals« (als ob es nicht mehr denn einen gegeben hätte); aber nicht einmal den genannten nimmt er sich die Mühe genauer zu bezeichnen, ob es Alvares Gomez, oder Eugenio de Robles, oder ein Anderer ist. S. 21 scheint er indeß dem Fléchier zu folgen; und S. 56 erklärt er eine Handlung des Kardinals für Härte und Wildheit, in welcher der genannte Franzose vielmehr Standhaftigkeit und Seelenstärke fand; so daß der bessere Theil der Leser, dem es um Unterricht

und

und historische Gewißheit vorzüglich zu thun ist, vom Anfang bis zu Ende im Ungewissen schwebt. Fragt man nach dem Zweck der Arbeit: so bleibt man, wie gesagt, auch darüber unbelehrt. Aufmerksamen und leichte Beziehungen wahrnehmenden Lesern könnte indeß an S. 290 und 291 die Vermuthung erwachsen, als ob der Vf. den Imperanten und ihren Dienern ein Beyspiel aufstellen gewollt hätte, wie die schwer zu regierende Volksmasse durch das Motiv der Furcht in den Gränzen des Gehorsams zu halten sey, welches nicht anders als durch Strenge erreicht werden könne; dann hätte er aber wohl, falls dieß die Absicht seiner Schilderung war, die Sache durchaus anders angreifen müssen. Wie dem nun auch sey: so kann wenigstens die auf dem Titel gebrauchte Indikation, »von dem Verfasser des »Olivier Cromwell«, dem Buche selbst keinen Charakter verleihen, den der innere Werth nicht gut heißt. Gern gesteht übrigens Rec., daß die angedeutete vorgängige Schrift nicht zu seiner Kenntniß gelangt sey. Soll aber hierdurch auf ein Buch mit der Aufschrift: Olivier Cromwell, Protektor von England, das im J. 1794 in 2 Bänden zu Berlin bey Voß ans Licht getreten ist, verwiesen seyn: so hat eben so wenig jenes Werk, wenn Rec. öffentlichen Urtheilen Glauben beymessen darf, weder von Seiten historischer Genauigkeit, noch durch Vorzüge des Styls und der Darstellung sich merklich empfohlen. Von diesem Allen abgesehen, wissen wir es doch dem Verf., da er einmal diesen Stoff gewählt hatte, noch Dank, daß er wenigstens der Geschichte ihre wahre Gestalt ließ, und diese, doch immer gesunde Lekture, nicht durch gedehnte und langweilige Dichtungen zum Halbroman verzerrete. Zwar fand Rec., nach dem, was ihm über Ximenes bekannt war, hier nichts Neues; vermißte sogar einen und den andern Punkt, den die Geschichtschreiber und Lebensbeschreiber des Kardinals oder gelehrten Literatoren ausführlich genug behandelt haben (wie z. B. die jetzt besser bekannt gewordene Beschaffenheit der berühmten Mozarabischen Liturgie, nach des Pater Burriels Briefen, die der Abbé Mercier de St. Leger im Journ. des Sçavans, und aus diesem mit Zusätzen Hr. Flügge im 4ten Bande des Henkischen Magazins S. 114 ff. zur Kenntniß gebracht); und über das, was etwa zweifelhaft in des Helden Geschichte bleibt, brachte ihn gegenwärtiges Buch nicht zu mehreren Gewißheit; auch schien es ihm, als ob der Verf. seinen

Helden hie und da ein wenig zu lange aus dem Gesichte verliere, der dann, wo schwierige Fälle und Rathlosigkeit der Souveraine seine Hülfe nothwendig, oder ungeschickte Leitung, und unbehülfliche Vernachlässigung der Geschäffte sein Dazwischentreten unentbehrlich machen, auf einmal wie ein Deus ex machina erscheint: wodurch denn in manchen Abschnitten ein Mangel der Verbindung in dem erzählenden Vortrage entsteht; zuweilen verirrt sich auch der Verf. auf Kleinigkeiten, wie S. 220, wo er auf die Beschaffenheit der Wege und des Fuhrwerks in Spanien geräth, die den Abstand von bedeutendern Vorfällen ziemlich auffallend werden lassen. Nichts desto weniger gesteht Rec. offenherzig, das Buch selbst nicht ungern gelesen, und bey manchen Partieen desselben sogar mit Vergnügen verweilt zu haben, so daß Leser, denen es nicht gerade um gründliche Erweiterung historischer Kenntnisse zu thun ist, und die mit einer plan und faßlich, wenn nur nicht geschmacklos und unrichtig abgefaßten Darstellung zufrieden sind, gewiß ihre Rechnung bey Lesung desselben finden werden. Und auf diese Klasse von Lesern mag auch wohl die Hauptabsicht des Verf. gerichtet gewesen seyn. Auch für Richtigkeit des Drucks ist hinreichend Sorge getragen. Wie wir denn mehrere eigene Namen der Personen und Oerter bey diesem Deutschen Erzähler (vielleicht jedoch mehr ein Verdienst seiner Quelle) richtiger, als selbst bey Marsolier und Andern gefunden haben. Einige kleine Unrichtigkeiten sind nicht von Belang, z. B. S. 281: »er stellte dem Hof zu Brüssel vor, »daß man die Indianer zwar erleichtern, aber keine »Neger nach den neueroberten Ländern schicken müsse;« S. 289: »der Graf Cuellar war durch seine Gemalinn »Marie von Velasco, einem herrschsüchtigen, stolzen »Weib — — dazu angereizt worden« (eine eben so unrichtige Art zu konstruiren findet man S. 320); S. 343 steht: »der Bischof Osorio setzte Don Gusmann auf;« statt, hetzte. Einige Stellen sind durch ein ausgefallenes Wort, oder einige ausgefallene Worte undeutlich. Z. B. S. 235: »Ferdinand ließ sich nach Aranda bringen — — während »die Königinn, seine Gemalinn, die von Arragonien hielt.« Was? Die Versammlung der Stände?

Der Verf. hat sein Werk in fünf Bücher abgetheilt; denen er aber weder Inhaltsanzeigen vorgesetzt, noch durch

An-

ngabe der Jahrzahlen am Rande oder in Kolumnentiteln
em Leser das Aufsuchen erleichtert hat. Wir wollen den
Inhalt dieser Bücher hie noch angeben.

Das erste Buch, worin größtentheils Ferdinands Be-
mühungen Grenada zu erobern, und die Mauren zu vertrei-
en, erzählt sind, reicht bis zur Ankunft des Erzherzogs
Philipp von Oesterreich, und seiner Gemalinn Johanna aus
Flandern in Spanien, um daselbst als muthmaaßliche
Thronerben anerkannt zu werden. Diese Ankunft fällt
s Jahr 1502 den 19. Januar. Ximenes hatte zu Toledo
ereits alles zur Anerkennung ihrer Thronfolge vorbereitet.
S. 1—72.

Das zweyte Buch reicht bis zur Erhebung des Erz-
ischofs von Toledo, welche Würde Ximenes bisher nur als
in bekleidet hatte, zum Kardinal von Spanien, und zu der
m bald hernach ertheilten Würde eines Großinquisitors
n Spanien. S. 73—154.

Das dritte Buch hebt mit Ferdinands Rückkunft aus
talien, und mit der Eröffnung der Expedition gegen Oran
Afrika an (den 3. September 1508), und endigt mit
erdinands des katholischen Tode im J. 1516 den 23. Jan.
nd der Ernennung des Erzherzogs Karl von Flandern,
chherigen Karls des V., zum König von Kastilien und
rragonien. S. 155—252.

Das vierte Buch trägt die Begebenheiten des ersten
hrs der Regentschaft des Kardinal Ximenes vor, wo er
n Geschäfften mit Adrian, Dechant von Löwen, Karls
geordneten, zugleich vorstand; in der That aber Alles
bst regierte. S. 253—316.

Das fünfte Buch erzählt die Geschichte des zweyten
hrs der Regentschaft und la Chaux's Ankunft aus Flan-
rn, um den schwachen Adrian im Staatsrathe zu unter-
tzen, und das uneinschränkte Ansehen des Kardinals eines
eils zu mindern, bis zum Absterben des Kardinals den
Novbr. 1517. S. 317—372.

Um endlich den Lesern der N. A. D. Bibl. eine Probe
n dem etwas vernachläßigten Styl und der Erzählungs-
des Verf. zu geben, heben wir die Schilderung aus, die

derselbe S. 82 ff. von der Königinn Isabelle, Ferdinands Gemalinn, entworfen hat: »Der Charakter dieser Kö»niginn,« heißt es daselbst, »ist in wenig Zügen entwor»fen, wenn man sagt, daß sie bis zum Unsinn abergläubisch, »und bis zur Grausamkeit verfolgungssüchtig war; sie be»herrschte ihren Mann und das ganze Reich nach ihren »Launen, und zitterte vor ihrem Beichtvater. Ihre Reli»gion bestand in der gewissenhaftesten Beobachtung aller »Kirchengebräuche, in Aussteuerung und Stiftung der Klö»ster, und in einem unauslöschlichen Haß gegen Alles, was »nicht katholisch war. Hin und wieder schimmern doch ei»nige gute Seiten in ihrem Charakter hervor, die wir eben »so wenig verschweigen dürfen. Unter ihrer Regierung fien»gen die Wissenschaften wieder an in Spanien empor zu »kommen. Ihr Gemal, König Ferdinand, war ganz oh»ne Erziehung, und hatte nichts gelernt; Isabelle lernte »Lateinisch, um ihm bey Gelegenheit zur Dollmetscherinn »zu dienen; endlich ließ sie durch Peter von Angleria eine »Akademie der Sprachkunde und der schönen Wissenschaften »eröffnen, und der junge Adel ihres Hofs mußte täglich zu »gewissen Stunden bey den Vorlesungen erscheinen. Wenn »ihr Gemal im Felde war, so hielt sie sich gewöhnlich in »einem benachbarten Ort auf, und besorgte die Zufuhr der »Lebensmittel und der Munition. Bey Gelegenheit, daß »sich das Gerücht von einer Pest unter die Armee verbreitete, »und die Soldaten aus Furcht zu desertiren anfiengen, kam »sie selbst ins Lager, um ihren Muth aufzurichten, theilte »ihre Beschwerden, und besorgte die Verpflegung der Kran»ken und Verwundeten. Sie war von mittlerer Größe, »hatte eine angenehme Gesichtsbildung, regelmäßige Züge, »eine weiße feine Haut, und einen bescheidenen etwas ernst»haften Anstand, und war dabey so sehr schaamhaft, daß »keine ihrer Damen im Zimmer bleiben durfte, wenn sie »sich niederlegte, und daß sie sich die Füße nicht wollte ent»blößen lassen, als sie in ihrer Krankheit die letzte Oelung »empfieng. Sie starb zu Medina del Campo, den 26. No»vember 1504, im drey und funfzigsten Jahre ihres Alters, »und im neun und zwanzigsten ihrer Regierung.«

Wir sehen uns zwar nach einer allgemeinen Charakteristik von dem Helden des Buchs um, um auch diese unsern Lesern ganz vorzüglich mitzutheilen; die Züge davon sind

aber

aber einzeln, hie und da, durch mehrere Erzählungen zerstreut, und lassen sich hier nicht wohl zusammenfassen. Was der Verf. an einem Orte, S. 371 und 372, in einer zusammenhängenden Schilderung zu geben versucht hat, steht noch hier zum Schluß: »Ximenes hatte einen edlen Anstand »im Aeußerlichen, und eine Gesichtsbildung, welche kluge »Ueberlegung und Stärke des Geistes verräth. Viele Jahre nach seinem Tod wurde sein Sarg von ohngefähr geöffnet, und man will bemerkt haben, daß sein Hirnschädel »ohne Nath war. Er war schlank und schön gewachsen, »und hatte ein ernstes ehrwürdiges Ansehen, und eine dauerhafte Gesundheit; sein Gang war gravitätisch; der Ton »seiner Stimme fest und angenehm; das Gesicht war etwas »länglicht und voller Würde; die Augen waren klein und »lagen tief, aber voller Leben und Feuer; seine Nase war »angenehm gebogen, und seine breite Stirne blieb selbst bis »ins hohe Alter ohne Falten. Wenn er über etwas sprach: »so erklärte er sich bestimmt, und in wenig Worten, blieb »auch immer bey dem Gegenstand, von dem die Rede war, »ohne auf andare Dinge zu lenken; und er mochte froh »über eine gute Nachricht, oder aufgebracht seyn und drohen: so war seine Rede beständig gesetzt und abgemessen. »Betrachtet man seinen Charakter im Ganzen: so ist man »verlegen, welche Seite desselben man am meisten bewundern soll, ob seinen Scharfsinn im Durchschauen der Geschäffte, oder seinen Muth sie zu unternehmen, und die »Standhaftigkeit sie auszuführen, oder endlich die Weisheit »und das Glück, mit denen er sie vollendete.«

Auch aus dieser Probe können sachkundige Leser mit leichter Mühe die Fehler und Unvollkommenheiten abnehmen, die der Erzählung und Schreibart des Vf. durch alle Bücher eigen sind: Zusammenstellung von Dingen, die die natürliche Gedankenverbindung mißbilligt; öftere Wiederholung des bereits Gesagten; Weitschweifigkeit im Vortrage; der Gebrauch fremdartiger oder niedriger Wörter und Redensarten, die den Geschichtsstyl verunstalten; schleppende Perioden und unrichtig gebrauchte Verbindungspartikeln; Mangel an Auswahl endlich, und eine gewisse Armseligkeit, die an die Relationen alltäglicher Zeitungsnachrichten erinnert, wovon, vieler andern Stellen

len zu geschweigen, die S. 81 befindliche: »Ueber diese »schändliche Rache — das Bett hüten mußten,« ein unangenehmer Beweis ist.

Es.

Neuere Abhandlungen der königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Diplomatisch-historisch-literarischer Theil (des dritten Bandes). 1800. 266 S. 4.

Wie es der Zweck einer solchen Gesellschaft fordert — lauter Abhandlungen zur Specialgeschichte von Böhmen gehörig; aber sehr gründlich und instruktiv gearbeitet. Der Rec. bedauert daher, daß er der Gelehrsamkeit der Vf. durch eine ausführliche Anzeige nicht volle Gerechtigkeit kann wiederfahren lassen; sondern, daß er (eingedenk der Gesetze der N. D. Bibl.) den reichhaltigen Inhalt nur andeuten kann.

1) Versuch über Brakteaten, insbesondere über die Böhmischen, von Jos. Mader. Das Beste und Vollständigste, was Rec. noch über diese Materie gelesen hat. Ihr Vaterland ist Thüringen, bald nach dem Anfang des 12ten Jahrhunderts; Mangel an Silber- und Prägerinstrumenten hat diese sonderbare Münzart veranlaßt; die großen Brakteaten (die schon am Ende des 13ten Jahrhunderts wieder verschwinden) sind Schaustücke, veranlaßt durch die unter Heinrich II. aufgekommenen Majestätssiegel; aber im innen Gehalt dem Kurrentgeld gleich, und vom Kours nicht ausgeschlossen, und in den beyden Sächsischen Kreisen am gewöhnlichsten, u. s. w. Eine große Zahl ist in den Beylagen in Kupfer gestochen, deren genaue Abbildung am Schluß der Abhandlung förmlich beurkundet ist.

2) Von den Schicksalen der Künste in Böhmen, von Gottfried Johann Dlabacz. Aus dem heidnischen Böhmen sind nur einige Götzenbilder und Urnen vorhanden; von dem 10ten Jahrhundert an, mit der Einführung des Christenthums, mehren sich die Spuren von Malern, Bildhauern und Tonkünstlern; die Architekten zeichneten

sich

ich zwischen dem 12ten und 14ten Jahrhunderte aus; die Hussiten-Unruhen warfen die Künste zurück; nach ihnen kam Buchdruckerkunst nach Böhmen; unter Ferdinand I. und Max. II. zeichnete sich die Kupferstecherkunst aus, und unter Rudolph II. blüheten alle Künste schön auf; durch den 30jährigen Krieg verfielen sie, und nach demselben hoben sie sich wieder. In der Tonkunst hatte Böhmen einen großen Namen bis auf die Aufhebung der Jesuiterkollegien, mancher Seminarien und Klöster. Die Verzeichnisse der Künstler können auch der Kunstgeschichte des Auslandes nützlich seyn.

3) Von der (1587 errichteten) Buchdruckerey zu Altenberg (einem der Stadt Iglau zugehörigen Dorfe im Czaslauer Kreise), von G. J. Dlabacz. Der als gekrönter Dichter bekannte Prediger Stolshagius brachte die Druckerey aus Stendal dahin. Sie gieng wahrscheinlich bey der Vertreibung der Böhmischen und Mährischen Protestanten, oder bey der Belagerung der Stadt Iglau durch die Schweden zu Grunde. Einige dort gedruckte Schriften sind beschrieben.

4) Hat Schirach König Georgen von Böhmen nicht nur katholische Rechtgläubigkeit, sondern auch Religion mit Grund abgesprochen? von Ignaz Cornova. Er war Utraquist; empfieng selbst den Kelch; drang sie aber Niemanden auf; er betheuerte immer Ergebenheit gegen die Religion, u. s. w.

5) Ueber den Zustand einiger Gymnasien Böhmens unter der Aufsicht der Karolinischen Universität, von Karl Ungar. Mehrere solche specielle Nachrichten werden der künftigen Literaturgeschichte trefflich vorarbeiten.

6) Beyträge zur Geschichte der Tempelherren in Böhmen und Mähren, von F. M. Pelzel. Ein interessanter Aufsatz; der aber keinen Auszug leidet. Wie mächtig begütert war auch hier der Orden! Doch floß bey seiner Aufhebung sein Blut in diesen Gegenden nicht.

7) Ueber den ersten Text der Böhmischen Bibelübersetzung nach den ältesten Handschriften, besonders

ders der Dresdner, von Joseph Dobrowsky. Ein trefliches literarisches Stück; das aber keinen Auszug leidet, und dem biblischen Literator bloß empfohlen werden kann.

Ew.

Handbuch für angehende Archivare und Registratoren, von Carl Friedr. Bernh. Zinkernagel, hochfürstl. Oetting-Wallersteinischen Hofrath und Archivar; mit 4 Kupfertafeln. Nördlingen, bey Beck. 1800. 4. 5 Rg.

Wir wollen den Verf. ganz aus und nach dem Gesichtspunkt beurtheilen, den er in der Bearbeitung dieses Handbuchs selbst vor Augen gehabt hat. »Der Diplomatiker »von Profession würde den Zweck dieses Handbuchs verkennen, wenn er wichtige Entdeckungen in dem unermeßlichen »Gefilde der Diplomatik hier suchen wollte,« sagt der Verf. in der Vorrede. — »Nein — sein Zweck ist Ordnung, Erhaltung und Brauchbarkeit der Archive.« Für diesen Zweck hat auch der Herr Verf. mit so geprüfter Erfahrung, mit so warmen Berufseifer gearbeitet, daß alle angehende Archivare und Registratoren dieses Handbuch mit dem sichersten Nutzen gebrauchen werden, und der Rec. selbst keine andre, als aus eigner vieljähriger Erfahrung abgezogene Erinnerungen hie und da machen wird. In der vorangeschickten Einleitung setzt der Verf. die Begriffe von Archiv, Registratur, Urkunden und Akten fest. Eine ganz bestimmte Gränzlinie zwischen Archiv und Registratur zu ziehen, ist allerdings so leicht nicht; aber doch ist diese Gränzlinie offenbar verfehlt, wenn man unter einem Archiv, wie der Verf. sagt, nichts als eine Sammlung schriftlicher Aufsätze über die Gerechtsame und Verfassung des Staats, und unter der Registratur eine Sammlung von solchen Schriften, die bey einem einzelnen Kollegium oder einer Körperschaft verhandelt werden, begreifen will. Wo kommen da die Gerechtsame der einzelnen Körperschaften, der einzelnen Ortschaften und Individuen hin, oder sollen sie unter die Gerechtsame des Staats mit einbegriffen seyn? Und welchen

Um-

Umfang würden die Registraturen erfordern, wenn sie alles in sich fassen sollten, was bey den Kollegien verhandelt worden, und würde dieses alles in den Registraturen bey der Lage und Verfassung der mehresten derselben auch gut aufgehoben seyn? Zunächst hängt wohl die richtige Bestimmung des Begriffs von Archiv und Registratur von der in jedem Staate und jedem Lande eingeführten besondern Einrichtung ab. Wo geheime Archive eingeführt sind, fassen diese gewöhnlich alle die Person und Gerechtsame des Regenten sowohl, als die Gerechtsame des Staats betreffende Sachen abgesondert in sich. Allemal ist es das Sicherste, und für die gewöhnliche Einrichtung der Registraturen das Gerathenste, daß sie nur die eigentlich gangbaren Sachen in sich fassen, und daß, um den vielen zwischen dem Archiv und der Registratur eintretenden Kollisionen vorzubeugen, ein Normaljahr als Endjahr des Archivs und als Anfangsjahr der Repositur von Zeit zu Zeit festgesetzt wird. Sehr richtig sagt der Verf. in dieser Einleitung, daß, weil man ohnmöglich zum voraus entscheiden könne, was künftig von Nutzen seyn dürfe, oder nicht, alles, wenn es auch für den gegenwärtigen Augenblick unbedeutend scheinen sollte, so geordnet werden müsse, daß man nach 100 und 1000 Jahren jede Urkunde und jeden Akt so leicht und so geschwind auffinden könne, als die wichtigsten Privilegien und Verträge. Da richtige Kenntniß der Diplomatik ein Haupterforderniß eines brauchbaren Archivars ist: so giebt der Verf. in dem ersten Buche einen gedrängten Abriß der ganzen, sowohl theoretischen als praktischen Diplomatik in 3 Hauptstücken, 1) von der Kunst, Urkunden zu verstehen, 2) von der Beurtheilung der Urkunden, 3) von der Anwendung der Urkunden, in so gut und bestimmt gefaßten Regeln und Bemerkungen, daß der Archivar, dem es noch an Kenntniß der Diplomatik mangelt, hier einen Leitfaden findet, mit welchem er sich in das größere Gebiet dieser Wissenschaft mit sicheren Fortschritten hinwagen darf. Der Verf. giebt zwar nur einen aus den besten Schriftstellern zusammengezogenen Abriß; aber diesen Abriß mit geprüfter Sachkenntniß und Erfahrung, und streuet hie und da eigne archivalische und diplomatische Beobachtungen ein, ganz als Mann, dem Urkundenkenntniß und Urkundengebrauch das liebste Tagewerk gewesen ist. Aus der Ansicht der Oettingischen Breven ist es dem Verf. wahrscheinlich, daß, in der

leß-

letztern Hälfte des XVII. Jahrhunderts die wirkliche Aufdrückung des Fischerringes öfters unterlassen worden sey. Urkunden, in welchen, wie gewöhnlich, die Zeugen von der Hand des Abschreibers geschrieben sind, auf den Pergamentstreifen aber, an welchen die Siegel hängen, die Zeugen ihre Namen eigenhändig verzeichnet haben, dergleichen der Verf. eine in dem Oettingischen Archive gesehen hat, hat der Rec. mehrere, besonders aber in adelichen Archiven, in Händen gehabt. Ganz wahr ist die Klage des Verf. S. 77: »Leider aber giebt es noch solche Archive und Archivare, in »welchen die Urkunden noch in Schachteln unter Moder und »Staub vergraben liegen, und wo sich dann die Berichte »mit den Worten schließen: daß alles emsigen und fleißigen »Nachforschens ungeachtet sich von der in Frage befangenen Sache nichts habe vorfinden lassen.« Der Rec. hat selbst ein solches, und zwar sehr wichtiges Landesarchiv mit Augen gesehen, in welchem alle Urkunden ohne alle Auswahl in den staubigten Kästen zusammengeworfen lagen, in einem geräumigen hellen Gewölbe, in welchem der Moderstaub sich seit hundert Jahren aufgehäuft hatte, unter der Aufsicht eines Archivars, der keine Urkunde zu lesen verstand, also gewöhnlich, wie oben gesagt ist, seine Berichte schließen, oder Urkunden und Akten auf ein Gerathewohl übergeben mußte. Für einen Archivar von Beruf ist der Anblick eines so verlassenen Archivs an einem Orte, der die schönste Anordnung desselben gestatten würde, der traurigste Anblick, weil mit einer so vernachläßigten Aufsicht die wichtigsten Angelegenheiten des Landes auf dem Spiele stehen. In dem zweyten Buche handelt der Vf. 1) von der äußerlichen und innerlichen Einrichtung der Archive und Registraturen, dann 2) von den dazu gehörigen Personen. Der Rec. ist mit dem Hrn. Verf. in den mehrasten hier gegebenen Vorschriften und Winken so ganz einverstanden, daß er die Beherzigung derselben, besonders vor Kollegien, die sich die Oberaufsicht über die Archive zueignen, und für den richtigen Gebrauch derselben noch zu viele Vorurtheile haben, recht herzlich wünscht. Daß ein jedes Archiv ein festes, trocknes, helles Gewölbe, und dieses doppelte Ausgänge auf den Fall einer Feuersgefahr, und zur Erhaltung einer reinen Luft mehrere Oefen zum Heitzen im Winter haben sollte, ist eine Wahrheit, die noch nicht aller Orten Eingang gefunden hat. Dem Staube durch fleißiges Abkehren vorzubeugen, würde der Rec. un-

der-

en Schonung der Akten nicht, aber wohl darzu rathen, daß er Fußboden, durch welchen aller Staub erzeugt wird, eine e Mal im Jahre mit nassen Tüchern abgescheuert, jedoch iemals gekehret werde. Durch dieses Mittel hat der Rec. n einem sehr weitläuftigen Archive, in welchem der Staub eit 50 Jahren zu Hause gewesen war, nachdem er vorher ie Akten selbst hatte reinigen lassen, seit mehreren Jahren inem neuen Ansatz des für Urkunden und Akten so verderb ichen Moderstaubs gänzlich vorgebeugt. Mit Recht eifert er Verf. gegen die in den Kollegien herrschende Unordnung, aß die aus dem Archive abgegebenen Dokumente und Akten on den Referenten nicht wieder zurück, oft an andere Re ferenten abgegeben, von diesen dann in andere Akten ver unden, und dem Archive oft so lange vorenthalten worden, is sie ein ungefährer Zufall wieder an Ort und Stelle bringt. Kollegien, die den Geschäfftsgang in Ordnung halten wol en, müssen mit eigener Kraft gegen solche Mißbräuche ar eiten, die nicht allein den pünktlichsten, rechtschaffensten Archivar bey dem gewissenhaftesten Eifer für Ordnung in Verantwortung; sondern auch das Archiv in den Verlust ichtiger Dokumente, wenigstens auf einen Zeitraum stür en, und dem Staate selbst in diesem Zeitraum einen uner etzlichen Nachtheil zuziehen können. Die strengste Ord nungsliebe des Archivars hört mit ihren wohlthätigen Wir ungen auf, sobald die Kollegien, und beträfe es auch nur as geringste, denselben zum Gebrauche mitgetheilte Blatt, it schonender Achtung die Hand über dieselben zu halten ufhören. Sie werden und müssen aber ihre Hand über ieselbe halten, sobald sie nur beherzigen — und diese Be erzigung legt die tägliche Erfahrung an das Herz — daß in gutgeordnetes Archiv die Seele des ganzen Geschäfts angs, die wohlthätigste Hülfe für ein ganzes Kollegium t. Mit eben so vielem Rechte rügt der Verf. den in der inlegung der Registraturen hervorgebrachten Fehler, daß e gewöhnlich mit den Kanzleyen verbunden, die Akten ber dadurch dem täglichen ohnmöglich zu verhütenden Staube zu offen, und die Registratoren, besonders wenn die kten nicht in Schränken verwahrt; sondern nur in offe en Breterrepposituren geordnet sind, der bedenklichen Lage as gesetzt werden, daß sie für die Akten nicht weiter rantwortlich seyn können, weil während der Zeit, daß e in einem Kabinete arbeiten, die Advokaten, Kanzellisten,

 sogar

sogar Bothen, wie es der Rec. oft mit Augen gesehen hat, in den Akten wählen, und den Registratoren dadurch die Erhaltung der in den Registraturen so nothwendigen immer gleich bleibenden Ordnung unendlich erschweren. Die Registraturen, wenn sie mit den Kanzleyen verbunden sind, in portatile Schränke zu verwahren, und, außer den Registratoren, jedem Andern den Zugang zu diesen Schränken durchaus zu versagen, ist das einzige Mittel, solchen Unordnungen vorzubeugen. Die innere Einrichtung der Archive hängt von dem Plane in der Anordnung ab, und je einfacher der Plan, desto besser, sagt der Verf. mit Recht. Einfachheit des Plans erfordert aber, der Rec. redet hier aus Sachkenntniß und Erfahrung, eines Theils richtige Absonderung der unter sich verschiedenen Fächer, und andern Theils geschickte Zusammenstellung der sich zunächst verwandten Materien. Je sparsamer der Archivar sich bey der Anordnung in Haupt- und Nebenrubriken zertheilt, je zweckmäßiger er diese letztern anordnet, desto gewisser wird der leichtere Ueberblick und Gebrauch des Archivs. In dieser Rücksicht können wir uns nicht enthalten, verschiedene Erinnerungen gegen den Plan, den der Verf. S. 91 zur Anordnung eines Archivs vorlegt, hier mitzutheilen. Die Hauptabtheilungen sind:

I. Persönliche Sachen (des Regenten).
II. Landessachen.
III. Kreis- und Reichssachen.
IV. Kirchen- und Religionssachen.
V. Auswärtige Sachen.

Der Rec. würde zur erstern Rubrik nicht den Ausdruck: persönliche Sachen, sondern die Ueberschrift: Privat- und öffentliche Angelegenheiten des Hauses wählen, und unter der ersten Abtheilung: Privatangelegenheiten, alle diejenigen Sachen, welche der Verf. unter die persönlichen Sachen aufgenommen hat, und unter der zweyten Abtheilung: öffentliche Angelegenheiten, alle diejenigen Sachen begreifen, welche der Verf. in die zweyte Hauptabtheilung: Landessachen, unter der Rubrik: allgemeine Landessachen, gesetzt hat, als kaiserl. und königl. Lehnbriefe, Privilegien, Reichspfandschaften, Anwartschaften, Ansprüche, Bündnisse, Differenzien, Fidei-

hältnisse, Successions-Verträge, Testamente, Regalien, Schuldwesen begreifen. Die einfache natürliche Ordnung gebietet es, daß alles, nicht nur, was die Person des Regenten, und die innere Verhältnisse seines Hauses; sondern auch, was die Würde, die Gerechtsame, und die äußern Verhältnisse des Regenten, als Regenten, und seines Hauses betrifft, in einer mit kluger Auswahl geordneten Verbindung zusammengestellt wird. Eben aus dieser Ursache würde der Rec. die Reichs- und Kreissachen, den Haussachen zunächst, unter die zweyte Hauptabtheilung, und zwar so, wie sie der Vf. abgetheilt hat, ordnen. Richtig ist die Bemerkung des Vf., daß die Privatkorrespondenzen der Regenten mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit von dem Archivaren untersucht und aufbewahrt werden sollten, weil sie oft die Aufschlüsse zu den wichtigsten Angelegenheiten und Unterhandlungen in sich fassen. Der Rec. ist als Archivar selbst in dem Falle gewesen, daß er eine ihm übergebene archivalische Untersuchung einer überaus beträchtlichen an den Regenten gemachten, und von dessen längst verstorbenem Herrn Vater herrührenden, sehr verwickelten Schuldforderung nur aus den Privatkorrespondenzen des letztern in das Reine setzen, und zum Vortheil des Fürsten berichtigen konnte. Der von dem Verf. in der zweyten Hauptabtheilung von den besondern Landessachen gewählten Anordnung kann wegen des Mangels an Zusammenhang und System der Rec. seinen Beyfall nicht geben. Den Plan des Verf. ganz hieher zu setzen, würden die Gränzen des für die A. D. B. bestimmten Raums zu weit überschreiten; der Rec. begnügt sich also, alle seine Bemerkungen, die er gegen denselben auf dem Herzen hat, in einem hier vorzulegenden Entwurfe, wie er die Anordnung machen würde, zusammen zu fassen. Es ist dieser:

Landes-Sachen.

I. Regierungssachen (wo die Regierung zugleich als Justizkollegium ist.) Landesordnungen. Kanzleysachen und Registranden. Dienerbestellungen. Advokatenbestellungen. Regierkommissionen. Korrespondenz mit andern Regierungen. Reversalen. Testamente. Vormundschaften ꝛc.

II. Polizeysachen. Medicinalwesen. Brandassekurationen. Feueranstalten. Besorgung der Landstraßen. Mühlvisitationen. Getreide-, Mehl-, Brod- und Biertaxe.

III. Civilsachen. Da diese, wie der Verf. richtig erinnert, nach den Aemtern und Städten abgesondert, gestellt werden müssen: so würde die Anordnung von jedem Amte diese seyn. I. Sachen, die das ganze Amt angehen. Amts-Jurisdiktion und Cent. Gränzsachen. Ein- und Abzuggeld. Huth- und Triestsachen. Fischerey u. II. Sachen, welche die einzelnen Ortschaften angehen, und zwar von jeder Ortschaft. 1) Gemeindesachen. 2) Gemeindeprozesse. 3) Schuldenprozesse.

Dabey macht der Rec. die Bemerkung, daß er eine große Ersparung des Raums, auf welche bey der Anordnung eines Archivs vorzüglich Rücksicht genommen werden muß, dadurch gewonnen hat, daß er die Handwerks, Fornifikations- und Kriminalsachen, nicht, wie es bisher geschehen, als besondere Abtheilungen des Archivs behandelt; sondern sie, und zwar die erstern alphabetisch nach den Handwerkern, und die andern nach den Ortschaften abgesondert, jedem Amte beygefügt hat. Diese Erinnerungen bey Seite gesetzt, muß der Rec. dem Verf. das ungeheuchelte Lob geben, daß die mancherley Lehren, die er wegen der innern Einrichtung der Archive und Reposituren giebt, aus der Erfahrung geschöpft, und in dem System eines gut eingerichteten Archivwesens gegründet sind. Mit Grund eifert er gegen alle allgemeine Rubriken, mit welchen sich unwissende und bequeme Archivare und Registratoren aus der Noth zu helfen suchen, wie Miscellanea, und wie der Rec. in den ihm anvertrauten Archiven die Rubrik gefunden hat, Graeca; Obsoleta, unter welchen Graecis und Obsoletis er zu seinem Erstaunen mehrere der wichtigsten Dokumente entdeckte, die seine Vorgänger nicht zu ordnen gewußt hatten. Mit Grund empfiehlt der Verfasser die Remissionen, wiewohl der Recensent einer solchen Anordnung des Archivs den Vorzug giebt, welche die Remissionen so wenig als möglich nothwendig macht, und es auch für Klugheit hält, daß die Remissionen nur in den Repertorien über die Archive und Registraturen beobachtet werden. Aus gleichem Grunde hat der Rec. Bedenken getragen, auf dem Umschlag der Aktenfascikel die Rubrik und Nummer der Lokate des Archivs anzuzeigen, und dagegen die Rubrik und Nummer in den Repertorien auf denselben eingeführt. Es ist nach des Rec. Meinung ausgemachte Regel, die äußere und innere Ein-

richtung der Archive und Registraturen so gemeinnützig als möglich zu machen; aber diese Gemeinnützigkeit nur auf den Vortheil der Kollegien, der arbeitenden Diener und des ganzen Geschäfftsgangs einzuschränken. So wenig er die in den Archiven herkömmliche oft unnöthige Geheimnißsucht rechtfertigen kann, so wenig kann er einer voreiligen Publicität derselben, und ihrer innern Einrichtung das Wort sprechen. Gegründet sind die Erinnerungen des Verf. §. 273, daß der Archivar ein dreyfaches Register, ein Personen-Sach- und Ortregister halten müsse; gegründet die Erinnerungen, die er in den §. 275—280 in Absicht des Standes, des Charakters und der Besoldung der Archivare gegeben hat, welche aber an vielen Orten noch lange pia desideria bleiben werden. Leider kennt der Rec. Archive von bedeutendem Umfange, bey welchen der Archivar in seiner einzigen Person, den Archivar, den Archivsregistrator u. Kanzellisten sogar den Bothen vereinigen, und unter dem angestrengtesten Fleiße mit einer kärglich zugetheilten Besoldung arbeiten muß. Daß eine solche Vernachläßigung des Archivwesens eine unmittelbare Vernachläßigung des Staats selbst sey, ist ausgemacht. Um so mehr wünscht der Rec. dem Handbuche des Verf. einen glücklichen Eingang, nicht bloß in die Archive, sondern auch in die Kollegien, die sich das Directorium über die Archive zueignen.

Für Archivare wird dieses Handbuch durch die beygefügten Anhänge noch wichtiger. I. Verzeichniß der Feste und Tage der Heiligen S. 117—190. II. Allgemeiner Kalender der unbeweglichen Tage und Feste der Heiligen, S. 191—232. III. Erklärung der im Mittelalter gewöhnlichen Benennung der Tage und Kirchenfeste. Verschiedene Benennungen der Urkundentage erhalten durch Urkundenkenntniß des Verf. eine bestimmtere Erklärung. Daß Abend der Vorabend eines Festes, selten das Fest selbst sey, beweiset der Verf. S. 235 gegen den sel. Spieß. Er legt es mit Beweisen aus Urkunden dar, S. 238: daß Antonientag ohne Beysatz, allemal Anton der Einsiedler, und S. 241, daß unter Conceptio B. V. M. Mariä Verkündigung zu verstehen sey. S. 248 giebt Data aus dem Oettting. Archive an, welche die Waserische Meinung, daß Frauentag Mariä Lichtmeß bezeichne, bestätigen, und S. 250, daß Geori, Georientag, Goorentag nicht allemal

 Georg,

Georg, sondern oft auch Gregor heißt. Gottesgeburt statt des gewöhnlichen Christigeburt findet sich auch in den Urkunden des Oettingischen Archivs vom Anfang des XIV. bis zum Anfang des XV. Jahrh. Eben so bekräftigt er die Meinung der Hrn. Spieß und Helwig, daß Peterstag ohne Beysatz, Petri Kettenfeyer bezeichne. IV. Tabellen zur Aufsuchung der Monats- und Wochentage. V. Zeitfolge der Römischen Kaiser und Könige von Konrad an bis auf unsere Zeiten, in welchen die Epochen, deren sich jeder Kaiser bedient hat, genau angegeben sind. VI. Zeitfolge der Päpste vom Jahre 900 bis auf unsere Zeiten, mit jedesmaliger Bemerkung, wie jeder Papst seine Bulle datirt hat. VII. Imperatorum et Regum Teutonicor. Palatia, Villae ac curtes regiae. VIII. Pagi Germaniae regiae, deren Verzeichniß aber noch nicht vollendet ist.

Fd.

Gerechtigkeit, oder das Seine einem Jeden zugedacht, von einem Vaterlandsfreunde. Dresden und Ranstadt. 1799. 191 S. 8. 16 gr.

Der Inhalt dieses Büchelchens ist folgender: Nach einer kurzen Einleitung untersucht der Verf. die Frage: Wie ein Gesetz beschaffen, und was sein Inhalt seyn müsse? Der Verf. spricht hier über mehrere der gewöhnlichen Fehler der Gesetze, vorzüglich über die Unverständlichkeit derselben durch den Gebrauch fremder Wörter, über den Mangel an Ordnung, Zusammenhang und Bündigkeit, und von der heiligen Pflicht des Gesetzgebers, allgemeines Menschenrecht zu ehren, keine unrechtmäßige Auflagen zu gebieten, und für Geist, Gesundheit, Leben, Güter und Ehre eines jeden Unterthanen besorgt zu seyn. Hierauf geht der Verf. zu der Beantwortung der Frage: Wer die Macht habe, Gesetze zu geben und aufzuheben? aber, wobey er, — was man wohl kaum erwarten sollte, — von der ehemaligen Ausdehnung Deutschlands, von der Verkleinerung desselben, vorzüglich durch Frankreichs Bemühungen, von Eigenschaften der Minister, Landstände, u. s. w. redet. — Alsdenn beschäfftigt sich unser Verf. mit der Untersuchung: wodurch das Ansehen der Gesetze bewirkt und erhalten werde? und

endlich mit der Beantwortung der Frage: ob viele Gesetze ein Land glücklich machen? — Manche bekannten Gebrechen und Mängel unsrer Gesetzgebung und übrigen Staatseinrichtungen werden von dem Verf. richtig geschildert und gerügt; im Ganzen aber ist sein Raisonnement nicht erschöpfend, nicht tief und ohne Gründlichkeit, so daß dieses Schriftchen wissenschaftlich ohne allen Werth, und dabey, wegen des gar zu deklamatorischen Tons, nicht einmal angenehm zu lesen ist.

8.

Authentische Geschichte des Französischen Revolutionskrieges in Italien, mit besonderer Hinsicht auf den Antheil Toskana's an demselben. Mit Dokumenten und Aktenstücken, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen und einer Uebersicht der neuesten Geschichte Italiens. Zweyter Theil. Leipzig, bey Jacobäer. 1800. VI u. 208 S. 8. 20 gr.

Eine unerwartete Fortsetzung des im XLIX. Bde. 1. St. unserer Bibliothek angezeigten Werks. Sie umfaßt nur den Zeitraum eines Jahres, vom May 1797 bis März 1798, folglich sind noch mehrere Theile zu erwarten. Die Begebenheiten sind in zu sehr concentrirter Kürze an einander gereihet, und die allgemein bekannten Nachrichten gewähren durchaus kein neues Interesse, weder durch den Geist und die Art der Darstellung, noch durch bedeutende eigne Bemerkungen des Compilators. Die angefügten Aktenstücke (ob sie ganz vollständig sind, läßt sich nicht behaupten) sind das Einzige, was dieser Fortsetzung des Werks noch einigen Werth giebt, da es übrigens mit mehreren ähnlichen, immer noch sehr präcipitirten historischen Werken dieser Art concurrirt, die alle höchstens nur Materialien für den künftigen Geschichtschreiber dieser denkwürdigen Periode liefern, dessen vollständige und klassische Darstellung einen von ihr selbst entferntern Standpunkt, und höhere Talente des historischen Darstellers fordert, als die bisherigen an den Tag legen. — Auch die »besondere Hinsicht auf Toskana,«

welche dem ersten Band dieses historischen Werks noch Interesse gab, fällt in diesem zweyten Bande weg, da dieser gemißhandelte Staat in dem kurzen Zeitraum, den jener abhandelt, keinen Zug von Erheblichkeit dem Verf. darbot, welcher nur aus öffentlich bekannt gewordnen Nachrichten die seinigen zusammenträgt, und wo diese ihm abgehen, von andern Quellen verlassen ist. Selbst Werke von Wichtigkeit, die dem seinigen voran giengen, hat er unbenutzt gelassen; so z. B. bey der Geschichte der Revolutionirung von Rom, welche diesen Band großentheils füllt, scheint ihm das wichtige Französische, von Meyer in Hamburg mit Zusätzen herausgegebene und verdeutschte Werk Bourgoings: »Pius VI. und sein Pontificat« rc., ganz unbekannt geblieben zu seyn.

Ki.

Klassifikation der Hauptvölkerschaften der alten und neuern Zeiten und ihrer Zweige, nebst angehängter Geschichte der Thracischen, Griechischen, Illyrischen und Iberischen Völkerschaften, entworfen von Georg August von Breitenbauch. Leipzig, gedruckt bey Klaubarth. 1800. 252 S. 8.

Alle unsre bisherigen Klassifikationen der Völker konnten, so viel Wahres sie im Einzelnen enthalten mochten, doch nie die vollendete Richtigkeit haben, welcher dieser Gegenstand der historischen Forschung fähig ist, weil man immer von Voraussetzungen ausgieng, die auf Irrwege führten. Lange hielt man sich sklavisch an Moses Völkertafel, und zu welchem abentheuerlichen System diese geführt hat, ist ihr anerkannt. Abgeschreckt durch diese mißlungenen Versuche, verließen sie mehrere der neuern Völkerforscher gänzlich, und führten, von ihr unabhängig, leider aber häufig nach unerwiesenen Hypothesen, ihre Systeme auf, und geriethen dadurch wieder auf Abwege. Wollte man nun über solche dunkle und ungewisse Gegenstände nicht mehr wissen, als man vernünftiger Weise wissen kann: so würden wir bald in diesem Theil menschlicher Kenntnisse so weit seyn, als wir kommen können. Man halte sich, was schon Leibnitz verlge-

geschlagen hat, hauptsächlich an die Sprache; aber nicht bloß nach ihren einzelnen oft trüglichen Lauten allein, sondern nach ihrem innern Bau und ihrer Grammatik zugleich, und brauche die Traditionen über die Abstammung der Völker nach dem Werth, den sie als Traditionen haben können. Physiognomie, Schädelbau u. s. w. können für sich allein nichts entscheiden; sie mögen aber das, was durch andere Beweise ausgemittelt ist, als Nebenbeweise unterstützen.

Wir wollen die von dem fleißig sammelnden Verf. entworfene Klassifikation nicht hiehersetzen; sie ist nicht auf eigene Forschungen gebaut, sondern trägt nur fremde Meinung historisch vor, wobey Hüllmanns System zum Grunde liegt. Auch diese Vorarbeit wäre für den künftigen partheylosen Forscher nicht unbrauchbar, wenn sie vollständig gemacht würde, zur Uebersicht aller über die Völkerverwandtschaft vorgetragenen Hypothesen und Meinungen, mit genauen Citationen der Bücher, wo man die Gründe, auf denen sie beruhen, nachsehen kann. Eben weil nur Fremdes gesammelt ist, ersparen wir uns billig alle Einwendungen, welche gegen einzelne Ableitungen gemacht werden könnten.

Ueber die mehrsten klassificirten Völker hat der Verf. schon in einzelnen Schriften manches Historische gesammelt, und er weiset auf die Schriften, in denen seine Sammlungen über jede Nation stehen, sorgfältig zurück. Die Thracischen, Griechischen, Illyrischen und Iberischen Völkerschaften waren noch zurück; und über diese trägt er das Nöthigste noch in dieser Schrift zusammen. Diese Notizen wären mancher Berichtigung fähig; die aber hier zu vielen Raum erfordern, und daher an ihrer unrechten Stelle stehen würden. Kenner wissen ohnedem, wo sie nöthig oder zu finden sind; für die bloße Lesewelt sind ohnehin solche Sammlungen nicht.

Noch erinnern wir, daß S. XLVII Z. 8 zu lesen ist: die Salier am Niederrhein und an der Niedermaaß, statt in Thüringen und Franken.

B.

Auserlesene Bibliothek der allgemeinen Staatswissenschaft, für Staats- und Geschäftsmänner, Gelehrte, Freunde und Beflissene dieser Wissenschaft. Herausgegeben von Christian Daniel Voß. Zweyter Band. Erstes Stück. 17½ Bog. 1796. Zweyter Band. Zweytes Stück. 18½ Bog. gr. 8. Leipzig, bey Voß. 1796. Jedes Stück 20 gr.

Ueber Zweck und Plan dieses periodischen Werks, das im J. 1795 begonn, ist, bey Erscheinung des ersten Bandes, in demselben Verlag, in der zweyten Abtheilung des ersten Anhangs der N. A. D. Bibl. S. 418 ff. mit so viel Ausführlichkeit gesprochen, daß wir, was gegenwärtige Fortsetzung betrifft, sogleich zu der Anzeige des Inhalts der beyden neuen Stücke fortschreiten können.

An Auszügen enthält das erste Stück von S. 3—218 zwölf Nummern; oder eigentlich, mit Ausschließung des, vermuthlich durch die Censur unterdrückten, siebenten Aufsatzes, eilf Nummern.

1) »Staatsverfassung der Republik Bern.« (Von S. 1—39) Aus dem lobrednerischen Werk: Beschreibung der Stadt und Republik Bern, nebst vielen nützlichen Nachrichten für Fremde und Einheimische. Bern. 1794. Mit einer Vorerinnerung und mit unter sehr treffenden Anmerkungen des Herausgebers. Nur Folgendes merken wir aus diesem Auszuge an. Im J. 1788 war die Summe der außer Landes in fremden Kriegsdiensten befindlichen Schweitzer 37,874.

2) »Uebersicht der Verbesserungen in der Staats- »verwaltung von Toskana unter dem nachmaligen »Kaiser Leopold dem Zweyten.« (Von S. 40—81) Aus dem Werk: Die Staatsverfassung von Toskana, unter der Regierung Sr. königl. Majestät Leopold II. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Aug. Fr. W. Crome. Leipzig. 1795. 2 Bände. Alles ist unter zehn Abschnitte gefaßt: Verwaltung der Civil-Justiz. Kriminal-Justiz. Handel, Künste und Manufakturen.

ns. Ackerbau. Finanzwesen, Steuern und Regalien. Staatsschulden. Polizey. Besoldungen. Diener der Religion und Kirchenzucht. Gesetze für die Gemeinden. Daß despot bey seinen Reformen mit unter despotisch verfahren ist, kann auch von seinen feurigsten Lobrednern nicht geläugnet werden. Höchst interessant, fährt der Herausgeber fort, wird also nun die Frage für die Rechtslehre: Kann die wohlthätige Absicht und die eben so glückliche und wohlthätige Wirkung dieser Absicht die Gewaltshandlungen vor dem Richterstuhle des Rechts rechtfertigen?

3) »Verfassungsurkunde, nebst einer vorhergehenden Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers, dem Französischen Volke vom Nationalkonvent vorgelegt, den 24. Juli 1793. Im zweyten Jahr der Republik.« (Von S. 82 — 105) Aus dem Werk: Frankreichs drey Konstitutionen, nebst einer Beleuchtung ihrer ersten Grundsätze, von G. W. Bartoldy. Berlin. 1795. Es ist die dritte, ebenfalls bald hernach verworfene, Konstitution, die aus dem nahmhaft gemachten Buche hier mitgetheilt wird (S. 91 ff.).

4) »Allgemeine Regierung oder Grundriß der »Verwaltungslehre.« (Von S. 106 — 125.) Drey Hauptstücke aus J. L. C. Rüdigers Anfangsgründen der allgemeinen Staatslehre, mit einem kurzen Lehrbegriff der ökonomischen Polizey. Halle. 1795.

5) »Rechtlicher Streit zwischen dem Hildesheimischen Bauerstande und dem Fürstbischof der Re»gierung und den Landesständen von Hildesheim.« (Von S. 126 — 128.) Aus der Neuen Deutschen Staatsliteratur. Herausgegeben von dem Professor von Berg in Göttingen. 1795. Ein Zusatz des Herausgebers sucht auf das Interesse dieses Processes für jeden Deutschen Staatsbürger aufmerksam zu machen.

6) »Ueber den Einfluß der Politik auf das »Staatsrecht.« (Von S. 129 — 143.) Aus den staatswissenschaftlichen Versuchen des Professor von Berg. Lübeck und Leipzig. 1795. Erster Theil.

7) »Ueber das wahre Interesse einiger der gegen Frankreich koalisirten Mächte, und über die »Grund-

»Grundlinien eines dauerhaften Friedens.« Diese be- kannte Rede des Französischen Deputirten Boissy d'Anglas, gehalten in der Konventsitzung den 30. Jan. 1795, schien dem Herausgeber der staatswissenschaftlichen Bibliothek, so wohl ihrer Veranlassung, als ihres Inhalts wegen in einem Repertorium der Staatswissenschaft mit Recht ganz vorzüg- lich einen Platz zu verdienen. Und wiewohl derselbe genug- sam sich verwahrt hatte, daß er den Inhalt derselben nicht unbedingt unterschriebe: so muß doch die Censur des Orts, wo die Bibliothek gedruckt ist, mit ihm nicht einerley Mei- nung gewesen seyn; daher man unter vorgezeichneter Num- mer S. 144—148 nur des Herausgebers »Vorerinne- »rung« und »Nachtrag« die Uebersetzung der Rede selbst aber nicht findet. Wie unangenehm dürften dergleichen Kollisionen der Bibliothek mit einer solchen Censur für die Leser des Werks nicht noch öfters in der Folge werden!

8) »Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter »Staaten.« (Von S. 149—159.) Aus Kants philo- sophischem Entwurf, zum ewigen Frieden. Königsberg. 1795. Dießmal von dem Herausgeber nur mit einigen rhapsodischen Aeußerungen begleitet, da er seine Gedanken im Zusammenhange in der Folge darüber mitzutheilen ver- spricht.

9) »Das Deutsche Reich in seiner höchsten Ge- »fahr und Anstrengung.« (Von S. 160—177.) Aus des Professor von Berg Neuer Deutscher Staatsliteratur. Nach Maaßgabe verschiedener Reichsschlüsse, Reichsgutach- ten, Hofdekrete und Reichsständischer Protokolle.

10) »Des Französischen Exministers Garats Ur- »theil über die Heiligkeit der Insurrektion.« (Von S. 178—184.) Aus Garats Denkschrift über die Revolu- tion. Mit einem Versuch des Herausgebers, die gemißbrau- teten Ausdrücke zu bestimmen, und die Begriffe zu berich- tigen.

11) »In wiefern läßt sich eine einzige Lotterie »als unschädlich und nützlich für das allgemeine »Staatsinteresse denken?« (Von S. 185—195.) Aus Roschers patriotischem Buche: von dem verderblichen Ein- fluß des Lotteriewesens auf den Staat, in vorzüglicher Hin- sicht

sich auf die arbeitende und produktive Volksklasse. Leipzig 1793.

12) »Urtheile einiger angesehener Staatslehrer »und Philosophen über die Gränzen des bürgerli»chen Gehorsams und das Recht der Unterthanen zu »Insurrektionen.« (Von S. 196 — 218.). Die Schriftsteller, deren Urtheile von dem Herausgeber zur Prüfung gezogen worden, sind Rüdiger, Schlözer, Schmalz und Eberhard.

Beurtheilt sind in diesem Stücke: des Justizraths Pütters Geist des Westphälischen Friedens; Albrechts Untersuchungen über die Englische Staatsverfassung, erster und zweyter Theil, und von Eggers Denkwürdigkeiten der Französischen Revolution. Hierauf folgen von S. 239 — 245 Schlözers »Anmerkungen zu den Anmerkungen »des Herausgebers der auserlesenen Bibliothek« S. 100 ff. des ersten Bandes, bey dessen Anzeige die prüfenden Anmerkungen des Herausgebers zu Schlözers allgemeiner Staatsverfassungslehre in Hrn. Voßens eigener Grundriß einer Staatskunst bereits bemerklich gemacht sind.

Von »Merkwürdigen Verordnungen« enthält das erste Stück: I. »Das Königlich-Preußische Patent, »die Einrichtung und Verbesserung der Staatsver»waltung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth »betreffend, Berlin, den 3. Jul. 1795,« von S. 246 — 260; und II. die »Neueste Verordnung für die Oe»sterreichischen Erblande, die Censur der zu drucken»den und einzuführenden neuen Bücher betref»fend,« Wien, den 2. Jun. 1795, von S. 261 — 267.

Das »Schriftenverzeichniß« von S. 268 — 276 enthält dießmal 112 Nummern; 45 gehören, wie sie hier aufgezählt sind, zur Staatenkunde, 28 zur philosophischen Staatslehre oder Staatsweisheit, und 39 zur Staatsklugheit oder Politik. Mehrere der in diesem Verzeichniß rubricirten Schriften sind bereits in diesem Stücke und in den beyden Stücken des ersten Bandes angezeigt, oder durch summarische Auszüge bekannter gemacht. Die Preise der Bücher sind dießmal beygesetzt; aber den übrigen, S. 425 der Anzeige vom ersten Bande

ge-

geäußerten Wünschen ist noch keine Genüge geleistet. Der Herausgeber entschuldigt sich wegen des Mangels an Vollständigkeit und Richtigkeit, dem wohl einigermaaßen durch mehrere Mitarbeiter abgeholfen wäre. So haben wir in dem Verzeichniß der zur Staatenkunde gerechneten Schriften, außer andern, folgende Lücken von Büchern, die wir selbst zu brauchen veranlaßt wurden, bemerkt. Von Benst Sächsische Staatsanzeigen, erstes Heft, 1795; geographisch-politische Bruchstücke auf einer Reise durch verschiedene Gegenden des Oberrheinischen Kreises gesammelt, erstes, zweytes und drittes Heft, 1795; Göpferts ältere und neuere Geschichte des Pleissengrundes, 1794; Pecks Beschreibung des Sächsischen Erzgebirgs, erstes Bändchen, 1795; in dem Verzeichniß der zur Staatsklugheit gehörigen Schriften vermißten wir: Histoire secrette de Coblence, 1795; über Staatenverhältnisse und Regierungsformen, 1795. Von allen diesen Schriften hat die N. A. D. Bibl. gehörigen Orts bereits Anzeige gethan.

Im zweyten Stück sind mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 279 — 345 zuerst wiederum neue Auszüge geliefert, welche den vorzüglichsten Theil des Stücks ausmachen.

1) »Holland vor und nach der Revolution, in »Beziehung auf die Statthalterwürde betrachtet.« (Von S. 279 — 299.) Aus der Schrift: Holland vor und nach der Revolution, in Beziehung mit der Statthalterwürde betrachtet, Frankfurt am Main, 1795. Da im zweyten Stück des ersten Bandes der Auserlesenen Bibliothek theils in Auszügen, theils in einer besondern Beurtheilung das merkwürdige Buch: Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen wider die falschen Beschuldigungen der Statthalterischen Partey, von dem Herausgeber hinlänglich charakterisirt war: so schien es ihm nothwendig, auch eine Schrift der Gegenpartey dem prüfenden Leser vorzulegen. »Wichtigere und gründlichere, »als diese,« sagt der Herausgeber, »von Seiten der Oranischen Partey sind uns nicht bekannt geworden.«

2) »Historische vergleichende Uebersicht der Kon»stitution der vereinigten Amerikanischen Staaten.«

(Von

(Von S. 380 — 392.) Aus dem Amerikanischen Archiv von Hegewisch und Ebeling, 1r Band. Hamburg, 1796.

3) »Beytrag zur nähern Kenntniß der Staats»verfassung und Politik der Republik Venedig.« (Von S. 333 — 392.) Aus Johann Christoph Maiers Beschreibung von Venedig, 3r Theil, Leipzig, 1796. Ein sehr belehrender und unterhaltender Auszug.

4) »Die Französische Konstitution vom J. 1795.« (Von S. 393 — 454.) Mit diesem Aufsatz steht der sogleich folgende in Verbindung.

5) »Kritik der Konstitution der Französischen »Republik.« (Von S. 455 — 489.) Aus den Untersuchungen aus dem Natur- Staats- und Völkerrecht, mit einer Kritik der neuesten Konstitution der Französischen Republik, 1796.

6) »Geist der Persischen Staatsverwaltung.« (Von S. 490 — 504.) Aus den Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, von Heeren, zweyter Theil. Göttingen, 1796. »Um hier,« sagt der Herausgeber, »der neuesten, auf die »öffentlich anerkannten Rechte der Menschheit gegründeten »republikanischen Verfassung eine der ältesten, obige Rechte »geradezu verhöhnenden monarchischen Despotieen an die »Seite zu stellen;« einen Kontrast, den gewiß mancher Leser dem Herausgeber gern entlassen hätte!

7) »Ueber die Neutralität, nach den Grundsä»tzen des allgemeinen und positiven Völkerrechts.« (Von S. 505 — 521.) Aus von Martens Einleitung in das positive Europäische Völkerrecht, auf Verträge und Herkommen gegründet, Göttingen, 1796. Die sich immer mehr verwickelnden Verhältnisse der Staaten geben und erhalten diesem Theil des Völkerrechts freylich ein Interesse, das durch eine Vergleichung mit dem allgemeinen Staatsrecht noch mehr erhöht wird.

8) »Urtheile einiger angesehener Staatslehrer »und Philosophen, über die Gränzen des bürgerli»chen Gehorsams, und das Recht der Unterthanen »zu Insurrektionen.« Zur Fortsetzung des im ersten

Stück

Stück unter Nr. 12. abgebrochenen Aufsatzes. (Von S. 522—541.) Aufgestellt sind in dieser fortgesetzten Parallele Maß, Jakob, und der ungenannte Verfasser der freymüthigen Gedanken über die allerwichtigste Angelegenheit Deutschlands. Eigene Bemerkungen hat der Herausgeber dießmal nicht beygefügt, da seine Ideen in dem Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nun im Zusammenhange vorgetragen sind.

9) »Parallele zwischen Kants allgemeiner Theorie der Staatsverfassungen und der Theorie Heyvens.« (Von S. 542—545.) Aus den bereits angeführten Schriften der genannten Verfasser gezogen. Die von dem Herausgeber aus dieser Vergleichung hergeleiteten Resultate sind S. 543 ff. mitgetheilt.

Ausführliche Beurtheilungen neuer Schriften kommen in diesem Stück nicht vor; zwölf neue Schriften sind von S. 546—552 nur kurz angezeigt.

Unter der Rubrik: »Merkwürdige Staatsschriften »und Verordnungen,« trifft man von S. 553—568 folgende Stücke an. I. »Promemoria des gemeinen »Worthalters J. G. Siemens in Goslar, Goslar, den »31. December, 1795.« Auch dieses neue Aktenstück, welches zur Vervollständigung der S. 421 ff. des ersten Bandes mitgetheilten Nachrichten gehört, muß die Leser mit wahrer Achtung gegen einen Mann erfüllen, der, wenigstens eine Zeitlang, der Märtyrer seines edeln Patriotismus, und beynahe ein Opfer der Kabale einiger kleiner Herrscherlinge der Reichsstadt Goslar ward. Nur erst nach 2 Jahren erhielt er von den höchsten Reichsgerichten — Gerechtigkeit — dahin, »daß Beklagtem die wider ihm verhängte »Suspension *ab officio et salario* zur Strafe anzu»rechnen sey.« Da schon die Bruchstücke, betreffend die Reichsstadt Goslar, und besonders die gegenwärtigen Verbesserungen ihres Stadtwesens, die in den Jahren 1793 und 1794 erschienen, und deren Verfasser und Herausgeber der wackere Siemens war, so viel Aufmerksamkeit erregten, indem durch die kraftvolle Thätigkeit dieses patriotischen Mannes und seiner Freunde die wohlthätigsten Verbesserungen des gesunkenen Stadtwesens durchgesetzt wurden: so muß man auf die versprochene kritische

tische Geschichte der Goslarschen Staatsverwaltungsreform, von deren Herausgabe den Verf. persönliche Rücksichten bis jetzt abhielten, um so begieriger seyn. Was geschah, und wie es geschah, ist dem Staatslehrer wichtig, urtheilt sehr richtig Hr. Voß, es mag nun in einem Reiche von so vielen Millionen, oder in einer Stadt von so viel Hunderten geschehen seyn. II. »Deklaration, welche »der Whig-Clubb in England im Jahr 1795 be»kannt machen lassen.« Wider die beyden Bills gegen die öffentlichen Zusammenkünfte, und über die Transportation wegen unrichtiger Worte. »Die Minister,« heißt es unter andern S. 560, »entschuldigen die angeführten »Gesetze mit der Nothwendigkeit. Immer aber ist dieß der »Vorwand gewesen, wenn man ein Volk hat zum Sklaven »machen wollen. Wenn einzelne Personen sich vergehen, »erhält man dadurch ein Recht, die Freyheit einer ganzen »Nation über den Haufen zu werfen? — Allerdings bleibt die Deklaration ein merkwürdiges Dokument in staatsrechtlicher und geschichtlicher Hinsicht; aber freylich auch durch die Zeitumstände nur ein schwacher Beweis der Autorität, welche die Nationalmeinung über die Maaßregeln der Legislatur besitzen muß, so lange man von den eben so wirksamen Maaßregeln der Association nicht durch erwiesene Thatsachen belehrt ist. Von wahrer Achtung durchdrungen fühlt man sich beym Schluß der Deklaration, wo es heißt: »Der Geist der Nation ist noch nicht, wie die »Minister zu eilfertig geschlossen haben, erloschen, und die »Klugheit selbst wird der Legislatur nicht erlauben, die »Meinung des ganzen Volks ungeachtet zu lassen.« III. »Kurfürstlich-Sächsische Verordnung wegen Anle»gung von Getraidemagazinen.« Dresden, den 15. August, 1795; und IV. »Herzoglich-Braunschweig»sche Verordnung den Voraufkauf und Handel auf »dem Lande mit Korn betreffend.« Braunschweig, den 18. September, 1795.

Das Verzeichniß neuer Staatsschriften vermissen wir bey diesem Stücke gänzlich. Auch fehlt in dem dem Rec. zugeschickten Exemplar der Haupttitel zum zweyten Bande.

Da seit Erscheinung dieses Bandes, also in einem Zeitraum von vier Jahren (wir schrieben dieses im December d. J. 1800) keine weitere Fortsetzung von der Bibliothek ans Licht gekommen ist; da doch die ersten beyden Bände in kurzen Zeiträumen hinter einander hervorgetreten sind: so müssen wohl Verfasser und Verleger Ursachen gehabt haben, das mit lobenswerthem Eifer begonnene Unternehmen zu bereuen. Wir bedauren dieses in mehrern Rücksichten. Schon die Bemühung, mehrere der interessantesten, staatswissenschaftlichen, neuesten Werke zu schneller und leichter Kenntniß des Publikums gebracht zu haben, war eine verdienstliche Arbeit, die auf den Dank und die Aufmunterung dieses Publikums hätte sollen rechnen können.

Gs.

Leben des Freyherrn Johannes von Watteville, Bischofs der evangelischen Brüderkirche, und dessen Gemahlinn Frau Henriette Benigne Justine Freyfrau von Watteville, geb. Gräfinn von Zinzendorf. Zusammengetragen und herausgegeben von D. Johann Friedrich Wilhelm Ritter. Altona, gedruckt und zu haben bey Schulz und bey dem Verfasser. 1800. Vorerinnerung sammt Inhaltsanzeige XXXII S. Inhalt 700 S. 8.

Daß irgend Jemand an dem Helden dieses nur zu dickleibigen Buches einen Mann suchen werde, der die Heerde Christi, nach unsrer heutigen Neologen Art, in Reden mit menschlicher Weisheit ausgeschmückt geweidet habe, dieß hätte der Herausgeber dieses Lebens, nach S. X in der Vorer., eben nicht besorgen dürfen, indem der Freyherr Johannes v. W. schon aus andern die Brüdergemeine betreffenden Nachrichten, als ein mit dem Geiste des Grafen von Zinzendorf reichlich genährter, und ganz nach dem frömmelnden Dialekte desselben geformter Mann bekannt ist. Zwar mag der Herausgeber dieses Lebens denenjenigen, in deren Herzen ihr lieber für das Beste der Brüderunität so eifrig thä-

hätiger und geschäfftiger Johannes von Watteville noch ebt, ein sehr angenehmes Geschenk damit machen. Aber a derselbe so gar nichts von der pragmatischen Manier, n solches Leben zu bearbeiten, zu verstehen scheint; da r bloß allein die äußern Lebensumstände dieses Mannes, nebst seinen geistlichen Erfahrungen, die sich durch nichts von den Erfahrungen anderer Frömmlinge auszeichnen; wie auch die vielen Reisen, auf denen er sich bald in Deutschland, bald in der Schweiz, in Holland, England und Grönland, bald in Nordamerika und auf den westindischen Inseln herumgetrieben; die vielen Visitationen, Synoden, Konferenzen, die er in den durch alle diese Länder zerstreuten Brüdergemeinen gehalten hat, ganz Chronikenmäßig hinstellt, ohne nur etwas Vernünftiges über den Geist, der ihn dabey beseelte, zu erinnern, oder in eine detaillirte Beschreibung hineinzugehen, welchen Mängeln er in den von ihm besuchten Gemeinen abgeholfen, oder was für gute Einrichtungen und Anstalten er da getroffen habe: so wird dieses Leben weder für den Theologen, noch für den Psychologen, noch auch für den Historiker von grossem Ertrag seyn. Vielmehr machen die viele, ein und eben dasselbe Benehmen darstellende Auftritte, die es da in den vielen Brüdergemeinen bey seiner Ankunft und bey seinem Abschiede gab; die von Herrnhutischen Saft- und Kraftflosklein überhäufte Reden, die vielen hier und dort eingestreuten ganz erbärmlich-schlechten und geschmacklosen Lieder und Gedichte, die viele ganz trockene, und von Sprachfehlern wimmelnde Erzählungen von Trivialitäten, die für Niemanden einiges Interesse haben können, das Lesen dieses Buches so verdrüßlich, ekelhaft und langweilig, daß Rec. seine Pflicht, es zu durchlesen, nicht ohne schwere Selbstverläugnung erfüllen konnte. Daß übrigens der Herr von Watteville ein für die Brüdergemeine sehr thätiges und geschäfftiges Leben geführt; daß er durch seine auf die Sinnlichkeit der Menschen mächtigwirkende, liebreiche Reden sehr viele, auch unter den Negern in Westindien für die Herrnhutisch-christliche Denk- und Handlungsweise gewonnen, viele davon Abgewichene durch seine so sanftmüthige Schonung und Nachsicht wieder dahin zurückgeführt, auch so manche neue Brüdergemeine in Schlesien, Irrland, England und an andern Orten gestiftet habe, das ist freylich nicht zu läugnen; vielmehr ist es eben dieß, was sein Leben für diese besonde-

re Christenparten so merkwürdig macht. Auch mußte das sanfte und liebreiche Wesen, das er, nach S. 561 in seinem Charakter und Umgang hatte, sein immer froher Sinn, seine Geradheit und Aufrichtigkeit, seine demuthvolle Herabkassung zu den Niedrigen und Schwachen, seine ausharrende Geduld mit den verschiedenen Seelen der Brüder und Schwestern, seine so gefühlvolle Liebe für Jesum den gekreuzigten, einem Jeden, der sich ihm näherte, und mit keinem Vorurtheil gegen ihn oder seine Partey eingenommen war, Achtung, Liebe und Zutrauen gegen ihn einflößen. Einen so sanften, wenigstens anschauend so demüthigen, und von der Natur schon mit so warmen, regen und lebendigen Gefühlen und Empfindungen ausgestatteten Mann konnte der Graf von Zinzendorf nur gar zu wohl zur Erreichung seines großen Zwecks, eine neue besondere Brüdergemeine zu errichten, gebrauchen, als daß er ihn, sobald er einmal dafür gewonnen war, hätte aus den Augen lassen, und nicht näher mit sich verbinden sollen. Daher richtete auch der Graf beyzeiten sein Augenmerk auf ihn, erklärte ihn auf einem Synodus zu Marienborn im Jahr 1744 zu seinem allernächsten Mitarbeiter, ließ ihn, da er vorher nur eines Predigers Sohn aus Thüringen, N. Langguth, gewesen war, von seinem alten mit ihm verbundenen Freunde, dem Freyherrn Friedrich von Watteville, zum Sohne adoptiren, und gab ihm sodann seine eigene älteste Tochter, die Comtesse Henriette Benigne Justine von Zinzendorf, zur Gemahlinn; eine Verbindung, die, dem brüderlichen Zutrauen unbeschadet, dem Manne von einem solchen Charakter ein sehr bedeutendes Gewicht und Ansehen bey den Brüdern sowohl, als bey denen, die draußen waren, geben mußte; ein Beweis, daß die Brüder die öffentliche Meinung von Ehre und Ansehen auch gar trefflich zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen. — Auch sieht man aus allen hier angeführten Reden und Verhandlungen des Herrn von Watteville gar deutlich, wie wenig sich der Graf, in der Wahl seiner Person geirrt habe. Denn, da einmal des Grafen Hauptabsicht dahin zu gehen schien, durch eine ganz sinnliche aber gefühlvolle Jesusliebe, oder durch die Methode, alle religiösen Gefühle und Empfindungen auf den einzigen so rührenden Gegenstand, auf den am Kreutze aufgehängten, aus Liebe für eine ganze Sünderwelt die bitterste Martern erduldenden Heiland hinzu

[…]nichten, aus allen Kirchen und Konfessionen eine neue, lebendige, eng und fest verbundene Brüdergemeine zu errichten: so konnte er keinen zu diesem Zwecke tauglicheren Mann wählen, keinen, der mit einem so warmen innigen Gefühle von der hohen Marterliebe Jesu gegen die Menschen sprechen konnte, keinen, der soviel heißes Interesse für die Ausbreitung der Brüdergemeinen hatte, keinen, der so viele zuvorkommende Liebe, Freundlichkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Gewandheit, um sich allen nur möglichen Falten und Formen der menschlichen Charaktere anzuschmiegen, und dem Heiland recht viele Seelen für seinen Schmerzenslohn zuzuführen, gehabt hätte, keinen, der sich im Dienste für seine Brüder, und bey seinen deshalb gemachten Reisen so viele Gefahren, Mühseligkeiten, Leiden und Aufopferungen gefallen ließ, als unsern Johannes von Watteville. Deswegen suchte auch dieser für das Heil der Brüder so geschäfftige Mann die ganze christliche Religiosität bloß allein in dem kläglichwimmernden Gefühle unsers so tiefen Sündenverderbens und Sündenelends, in dem Verlangen nach Heilung dieses Schadens durch Jesu Blut und Wunden, und in der sehnsuchtsvollen Hoffnung des Heimgehens zu concentriren. Deswegen wußte er auch die Wunden, die Striemen, die Geißelhiebe, die Dornenkrone, den Lanzenstich, und das darauf hervorströmende Blut und Wasser seinen Zuhörern so vor die Augen hinzumalen, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Dadurch wußte er auch ihre Einbildungskraft mit allen ihren Affekten und Empfindungen so sehr in Bewegung zu setzen, und zu entflammen, daß bey seinen Reden oft die ganze Versammlung gleichsam in Thränen zerschmolz; und wenn irgendwo die Religion — Poesie des Herzens zu nennen wäre, wie ein neuerer Schriftsteller Herr Conz in seinen Rhapsodien moralischen und religiösen Inhalts, Tübingen, bey Heerbrandt, 1801, sie nannte: so möchte sie diese Benennung vornehmlich bey der Brüdergemeine verdienen; nur Schade, daß der Geschmack bey dieser Herrnhutischen Poesie eben nicht der gesündeste und der geläutertste ist. Ja, dieser Geschmack wird bey dem lichtscheuen Wesen der Brüder so wenig von ihnen kultivirt, daß unser Johannes von Watteville sie einmal selbst vor allen moralischen, satirischen und historischen Büchern, die zu seiner Zeit ans Licht kamen, sehr nachdrücklich warnte, damit der Satan sie ja

nicht von ihrer Einfalt in Christo abbringe, und ihnen unvermerkt etwas von dem Vernunftsgeist insinuire. In den Andachtsstunden der Herrnhuter soll es deswegen, nach neuern sichern Nachrichten, so träg und schläfrig hergehen, daß auch bey den salbungsvollsten Reden ihrer Lehrer der größte Theil der Zuhörer dennoch gähnt, und beynahe einschläft, weil jene Lieblingsfloskeln, die sonst so viele Thränen und Gnadenrührungen bewirkten, nunmehro fast ganz abgenutzt sind, und ihre rührende Kraft bey ihnen verloren haben. Von dem gesetzlichen Ernst und Eifer, womit so viele christliche Religionslehrer auf anhaltenden Fleiß in der Besserung und Tugend dringen, war auch unser Johannes von Watteville so wenig ein Freund, daß er ein solches Verfahren, S. 81 ff. bey andern Herrnhutischen Missionarien gar ernstlich tadelte, weil dadurch nur ein finsteres, niedergeschlagenes Wesen, oder wohl gar Erbitterung bey den schwachen Seelen erregt würde. Vielmehr, glaubte er, sollte man solchen, von der rechten Bahn abgewichenen, Seelen mit aller Schonung und Sanftmuth begegnen, um sie wieder zu ihrem treuen Heiland zurücke zu bringen; denn bey Getauften, und dann wieder Abgefallenen finde der heil. Geist doch immer wieder einen Zugang zu ihren Herzen, S. 89, und Etwas, wobey er sie anfassen könne. — Daß, wer Jesum kenne, auch so wandeln müsse, wie er gewandelt hat, und daß Christen, denen das Wort Gottes rein und lauter geprediget wird, auch als die lieben Kinder Gottes darnach wandeln sollen, das wurde zwar auch von unserm Johannes im Allgemeinen oft genug gesagt; — aber etwas tiefer in das Detail der christlichen Tugendvorschriften und Weisheitsregeln hinein zu gehen, das ließ ihm sein beschränkter Blick und seine Abneigung vor allem, was gesetzlicher Ernst heissen mochte, nicht zu. Hingegen fabelte er gar Vieles von der Gnadennähe des in der Brüdergemeine wandelnden Heilandes. »Aber es ist,« S. 269, »nur ein stilles sanftes Sausen dabey, und eine Seele muß attent seyn, wenn sie es recht vernehmen und genießen will. Sein Wandeln unter uns inne zu werden, wird nothwendig erfordert, daß man eine neue Kreatur ist, und ein geistliches Leben gekriegt hat; daß einem die Augen des Geistes eröffnet worden; daß man einen geistlichen Geruch und Geschmack, und

»weis

»ein Ohr, das des Bräutigams Stimme vernimmt, em»pfangen habe, u. s. w.« Wenn eine Seele über das Naheseyn Jesu nicht recht froh werden kann: so soll sie, S. 313, (o weh!) so lange weinen, Wehmuth, Schmerz und Verlegenheit empfinden; bis ihr der liebe Heiland aufs Neue einen freundlichen Anblick seiner Gnade schenkt. — Daß die Gemahlinn unsers Herrn von Watteville nach eben dieser Form einer ganz sinnlichen phantasiereichen Jesusliebe geformt war, das ergiebt sich schon aus dem Umstand, weil sie die Tochter des Grafen von Zinzendorf, und die Gattinn unsers so gefühlvollen Imaginationsmannes war. »Auch Sie war,« wie Sie S. 612 selbst schreibt, »eben eine Sünderinn, und wurde es »durch die Gnade des Heilands — (eine ganz son»derbare Gnade!) alle Tage und Stunden noch mehr. Da»gegen war sein Blut auch ihr Element, darin sie lebte; und »dieses Blut war so mächtig, daß es auch aus eingebil»deten Selbstheiligen — selige Sünder machen konn»te.« Ein solcher in den Wunden Jesu sich selig träumender armer Sünder war und blieb auch ihr Ehegatte der Freyherr Johannes von Watteville bis zu seinem im Jahr 1788 erfolgten Heimgang, welcher am Ende dieser Lebensbeschreibung auf eine gar seltsame Weise besungen und bedramatisirt wird. — In dem katholischen Deutschlande nennt man die Mährischen Brüder, die aus guten Gründen lieber so, als Herrnhuter genennt seyn wollen: lutherische Jesuiten, und es ist nicht zu läugnen, daß der Vergleich dieser mit jenen, von mancher Seite nicht übel paßt. — Hier ist nun ein neues, ganz auffallendes Beyspiel, daß sich diese Aehnlichkeit sogar bis auf den Geschmack in Schauspielen erstreckt. Jedermann weiß, daß die Jesuiten, als sie noch öffentlich bestanden, geistliche Komödien verfaßten, und aufführen ließen. Nun ist hier eine dergleichen aus der sogenannten lutherischen Jesuitenfabrik, die der ältern der katholischen in keinem Stücke etwas nachgiebt. Man glaubt eine Schulkomödie vom P. Fr. Xav. Jann, S. J. zu Augsburg zu lesen.

Der Titel ist:

Wattevills Ankunft im Himmel.

Dramatis Personae sind:

Ein Engel.
Johannes Watteville alias Langguth.
Der Heiland.
Graf Zinzendorf.
Christian Renatus Zinzendorf vulgo Br. Christel.
Johann Ludwig und Johann Christ. Watteville, Söhne des Johannes.
Gräfinn Zinzendorf.
Friedrich Watteville.
Graf Dohna.
Leonhard Dober.
Ignatius (man kann nicht wissen ob Lojola, oder ein Anderer, denn er singt nur ein Tutti).
Brüningk.
Friedrich Martin.
Kammerhof.
Böhnisch.
Stach.
Beck und Mehrere.
Der Socinianer Crellius.
Die getauften und wieder in die Irre gerathenen Indianer.
Der Chef der Indianer Chickelimus.
Der alte Neger Johann Abraham.
Die Negerinn Anna.
Die Grönländer Nathanael, Petrus Mathäus und Andreas.
Die Neger aus Antigoa.
Das Chor der heiligen Engel.

Es würde dem Leser wenig fruchten, wenn man von dem Drama selbst Proben hierher setzen wollte; daher beschränkt sich Rec. nur auf die vier Verse, die Johannes Watteville sagt, als er seine längst verstorbenen Söhne erblickte.

Johannes.

»Seyd schön gegrüßt, ihr, meine lieben Söhne!
»Im ewgen Vaterland — Ach, wie so schöne
»Ists doch an diesem Ort der Zionsstadt,
»Wo mans Lamm Gottes bey sich drinne hat.«

Hieraus ist zu ersehen, daß die Handlung im Himmel vor sich geht." Die Jesuiten ließen ihre heiligen Akteurs hübsch herunter auf den Erdboden kommen, und stellten, wenn sie das Lamm Gottes aufführen wollten, auf dem Theater ein Lamm mit einer Fahne zwischen das Kind Jesu und das Kind Johannes. Aber es läßt sich auch nicht wohl denken, daß etwas einem Thiere Aehnliches, wäre es auch ein frommes Lamm, im Himmel seyn sollte.

Qs.

Gelehrtengeschichte.

Vitam Erasmi Neustetter dicti Stürmer, ecclesiae cathedr. Wirceb. Canonici etc., enarrat D. *Michael Feder*. Accedunt Poëtarum coaevorum carmina, quibus veritas narrationis confirmatur. Wirceburgi, apud Rienner. 1799. 128 S. 8.

Als Schriftsteller hat der wackre Mann sich nicht bekannt gemacht; auch in Rücksicht auf Schicksale enthält sein Lebenslauf wenig Hervorragendes. Dennoch verdiente sein Andenken recht sehr, wieder aufgefrischt, und den Kollegen an's Herz gelegt zu werden. Dieser Fränkische Ritter, in der Folge Domherr zu Wirzburg und Bamberg, war nämlich einer der von jeher wenigen Edlen, die zwar nicht versäumen, so viel Kenntnisse zu erwerben, als in ihrer Lage sich thun läßt; eben so emsig aber auch darauf ausgehn, den Ueberfluß ihrer Glücksgüter zum Vortheil der Literatur, und zur Aufmunterung der solche Bereichernden wuchern zu lassen. Dergleichen Beförderer des Guten und Schönen kann es fürwahr in keinem Zeitraume zu viel geben. Non desint Maecenates! etc. In dem seinigen — er war 1522 geboren, ein halb Dutzend Jahre auf Akademieen und Reisen gewesen, und starb 1595 — wo der bessere Geschmack nur in Lateinischer Sprache Spielraum fand, bequemte auch unser Dilettant sich hierzu, und ein S. 22 u. f. eingerückter Brief desselben belegt hinreichend, daß der Schreiber sich in Latein eingebürgert hatte. Auch die in der Dechaney zu Comburg noch itzt vorhandne Grabschrift, von ihm selbst

gefertigt, und in elegischen Versen von seiner Amtsführung und Haushaltung Rechenschaft gebend, ist nicht nur sprechender Beweis der wahrhaft weltbürgerlichen Gesinnung des Mannes, sondern auch des nicht minder lobwürdigen Umstands: daß, wer bereits im hohem Alter noch so leicht versificirte, was ganze Bände poetischer Ejakulationen hätte hinterlassen können; es aber für klüger hielt, solche Kunst zu unterstützen, die noch was Besseres liefern würden.

Wirklich waren die Camerare, Lotiche, Mycill, Modius, u. s. w. dankbare Freunde des Domherrn; und schon ein solcher Kreis, worin, wie man sieht, auch religiöse Toleranz ausgeübt wurde, gereicht seinem Andenken zur Ehre. Die von ihm mit Auswahl gestiftete Bibliothek stand Jedem offen, und durch Vermächtnisse ward für ihre Unterhaltung auch nach seinem Tode gesorgt. Außer dem Geschmack an schönen Redekünsten, scheint er auch Neigung für botanische Kenntnisse gehabt zu haben, und stand einstmals auf dem Punkt, hauptsächlich aus Liebe zur Pflanzenkunde, in's Morgenland zu wallfahrten. Noch als bejahrter Mann entschloß er sich Griechisch zu lernen. Tamen est laudanda voluntas; wenn auch sein Fortschritt darin nicht sonderlich mag gewesen seyn; weil dieß gerade eine der Sprachen ist, deren man seine Jugend widmen, oder auf erschöpfende Kenntniß davon Verzicht thun muß. Daß er als Geschäftsmann gleichfalls sich Beyfall erworben, erhellt nicht nur aus mehrern Ehrenämtern, die ihm zeitig zu Theil wurden, sondern auch aus der auf ihn gefallnen Wahl zum Domdechanten; welchem Vorsitz er nach sechs Jahren entsagte, und dadurch dem um Wirzburg auf immer so verdienten Julius von Echter den Weg zur Bischofswürde öffnete.

Umständlicher darf Rec. nicht werden, wenn hier noch die Notiz Platz finden soll, daß Alles, was Herr F. von dem ehrenwerthen Domherrn ausfindig machen konnte, und ungeschminkt darstellt, nur den Raum bis Seite 30 füllt; der übrige hingegen ein Paar Dutzend größerer und kleinerer Poesien umfaßt, die meist aus den Federn des Arztes Joh. Posth, und des Kriegsunruhen halber nach W. geflüchteten Belgischen Philologen Franz Modius geflossen sind; wie von jener leichter vom Herzen weg, dieser schon etwas gesuchter dichtete. Peter Lotich, Paul Melissus, und Jacob

**s Didymus, ein Wirzburgischer Rechtsgelehrter, haben jeder nur ein Stück beygesteuert, die denn aber auch desto Römischer klingen. In allen ist von ihrem gastfreyen Freunde mehr oder weniger die Rede, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und gesellige Tugenden dadurch allerdings helleres Licht und frischen Beleg gewinnen. Schon deshalb lassen diese, oft nicht kurzen Ergüsse dankbaren Gefühls sich mit Antheil lesen; mehr als einer derselben hat aber auch ästhetisches Verdienst. Da indeß, den guten Lotichius ausgenommen, oder Modius etwan, als dessen Pandectae triumphales noch immer brauchbar sind, nur wenig unserer Zeitgenossen, wie die Sachen itzt stehen, von den übrigen Ehrenmännern das Geringste noch wissen werden, hätte Herr F. nicht übel gethan, die alten Tröster, worin er diese an den Domherren gerichteten Verse antraf, etwas kenntlicher zu machen. — In der Zeitangabe des oben angeführten Briefes von 1565 muß freylich ein Schreib- oder Druckfehler stecken; Rec. hat aber doch eine Ausgabe von Lotichii Poesien (1563) vor sich, die Camerarius nicht wie die von 1561 unserm Neustetter, sondern des Dichters Bruder Christian dedicirte; aus welchem Umstande also hervorgeht, daß allerdings von einer neuen Ausgabe in besagtem Briefe die Rede seyn konnte. Der Domherr mag mit der von 1561 nicht ganz zufrieden gewesen seyn, und auf eine sorgfältiger besorgte angetragen haben. Daß Herr F. nach mehr so empfehlenswerthen Männern seines Vaterlandes in der Vorzeit sich umsehen will, ist ein sehr patriotischer Gedanke, zu dessen Ausführung es ihm hoffentlich an Ermunterung nicht fehlen wird!

R.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1800. Leipzig, in Kommission der Weidmannischen Buchhandlung. 9 B. gr 8.

Ununterbrochen geht dieses Tagebuch, das für einen großen Theil des gelehrten Deutschlands so viel Interesse hat, durch den Fleiß seines Herausgebers, des Hrn. Prof. Eck, sei-

seinen Gang fort, ohne für andere Universitäten Deutschlands einen Nachfolger zu finden. Auch dieser Jahrgang kündigt eine neue Stiftung von 300 Thalern an, die Hr. Schacher dem Universitätsalmosen vermacht hat. Durch den Tod hat Leipzig in diesem Jahr keinen bedeutenden Verlust gelitten; es starben D. Börner, der als Mitarbeiter an der A. D. B. angegeben wird, der Sonnabendsprediger, M. Albrecht, der nach überwundnen Schwierigkeiten seiner Armuth, durch Fleiß, Rechtschaffenheit, und verschiedene nützliche pädagogische Schriften, und durch die angefangene Sächsische Kirchen- und Predigergeschichte sein künftiges Glück zu gründen anfieng, und unter diesen schönen Hoffnungen an den Folgen einer mühseligen Jugend starb, und M. Riedel. Doch werden unter den Verstorbenen auch der in Leipzig verstorbene Geh. Rath Baron von Ferber, und Hofrath Kästner, dessen kurze Biographie uns sehr erwünscht war, Hofrath und Leibarzt Pohl aus Dresden, und Frau von Runkel, bekannt als Schriftstellerinn und ehemalige Freundinn der Fr. Gottsched, erwähnt. Dagegen haben drey neue Lehrer ihre Antrittsreden gehalten, D. Tittmann, als außerordentlicher, D. Wolf, als ordentlicher Lehrer der Theologie, und Claudius als außerordentlicher Lehrer der Philosophie. Die juristische Doktorwürde ist fünfen, und die medicinische 7 Candidaten ertheilt worden. Vierzehn Magisters wurden creirt, und zwey andere haben sich habilitirt. Inscribirt wurden bis zum 23ten April 72, und von da bis zum 24. Okt., als dem Tage des Rektoratwechsels, 169 neue akademische Bürger. Der Docenten, nebst außerordentlichen Professoren, Doktoren, Magistern und Baccalaureen, zählen wir in der Theologie 9, in der Rechtsgelehrsamkeit 29, in der Medicin 13, und in der Philosophischen Fakultät 44. Unter den Schriften Leipziger Gelehrten lernen wir manche Uebersetzer und Verfasser anonymischer Schriften und kleiner Aufsätze kennen, worunter die Hrn. Bergk, Claudius und Grohmann die fleißigsten gewesen sind. Unter den Studierenden waren 5 Grafen, und 41 Edelleute, letztere größtentheils aus dem Lande. 17 Kupferstecher waren mit ihren Arbeiten größtentheils für die Spekulationen Deutscher Buchhändler beschäfftigt. 36 Kandidaten hat das Leipziger Konsistorium zum Predigtamt ordiniren lassen, und 3 Gelehrten, Prof. Höpfner aus Eisleben,

[ber]gen, von Glad aus Nürnberg, und Spazier aus Ber[l]in haben sich in Leipzig niedergelassen.

Am.

Bibliographische Nachrichten von einem alten lateinischen Psalter, und einigen andern biblischen Seltenheiten aus dem XVten Jahrhundert. Vom geheimen Rath Zapf. Augsburg, bey Rettesheim. 1800. XVI und 62 S. 4. Mit 4 Kupfertafeln. 10 gr.

Im, wie man sieht, nicht kurzen Vorberichte, als der ein Fünftel des Ganzen beträgt, erzählt uns Herr Z., wie er zu den zehn alten Druckstücken gekommen, die der Gegenstand seiner Abhandlung sind, und allerdings nicht, wenn und wo man will, sich zum Kauf anbieten. Nämlich aus der Steinerschen Bibelsammlung, die wegen Mangel eines Liebhabers fürs Ganze unlängst zu Augsburg einzeln versteigert werden mußte, und 843 Ausgaben enthielt, worunter manchen ein vorzüglicher Grad von Seltenheit nicht abzusprechen war. Am Schlusse des Vorberichts, der auch dieß und jenes von Bibelsammlungen überhaupt beybringt, meldet Herr Z. in seinem Büchervorrathe gegen 2000 Stück zu besitzen, die insgesammt vom Jahr 1501 bis 50 datiren. Wie natürlich muß in einer Sammlung dieser Art es der Tröster in Menge geben, die nur wenig bekannt, oder vielmehr, und zum Theil mit großem Rechte, längst wieder vergessen sind. Das etwa noch Merkwürdige auszuheben, und die Beschreibung davon den Freunden älterer Literatur mitzutheilen, ist der Sammler nicht abgeneigt; weiß aber hoffentlich auch, wie viel Umsicht, Besonnenheit, und guter Geschmack dazu gehöre, solch eine Leserey nur einigermaaßen genießbar, und für den Nichtkenner anziehend zu machen!

Ein alter Lateinischer Psalter, vermuthlich für die Kirchenliturgie bestimmt, von 98 Blättern in Folioformat, davon jede vollständig bedruckte Seite 22 Zeilen faßt, steht an der Spitze; und dieses nicht unbillig; denn obgleich Ort und

und Zeitangabe fehlen: (Herr F. hält ihn um 1480 gedruckt) so bleibt seine große Missallettern, die in keinem andern Drucke sich wiederfinden ließ, die übrige Behandlung desselben, so wie der Umstand, daß nur ein paar Exemplare davon erst bekannt sind, noch immer Empfehlung genug, und zur weitern Nachforschung einladend. — Einen keineswegs niedrigern Rang hätte Rec. Lust, dem zweyten hier beschriebnen Druckstücke einzuräumen; obschon von solchem an die 12 Exemplare nachzuweisen sind. Auch dieses ist ein lateinisches Psalterium in Folio, gleichfalls mit Missalettern, und wie voriges ohne Datum, vermuthlich aber gleichen Alters. Zu der ungleich größern Stärke von 278 Blättern gedieh es durch den mit kleinern Lettern ihm zur Seite gedruckten Kommentar des Erzbischofs Bruno von Wirzburg, der vielleicht hier auch zum ersten Mal unter die Presse kam. Noch bemerkenswerther wird es durch den Umstand, daß in gedachtem Kommentar allerhand abgedruckte Zeichen sich vorfinden, die den Obelis und Asterisken der alten Handschriften ähnlich sind; und schon andre Beurtheiler haben angezeigt, daß dieses glaublich der erste Druck wäre, wo dergleichen sich antreffen ließe. Von den Typen dieser beyden Psalterien hat Hr. F. Nachstiche veranstaltet; beschwert sich aber zugleich, daß der Künstler die Genauigkeit der ihm mitgetheilten Zeichnungen nicht überall befolgt habe.

Unter den sechs hier auf folgenden Lateinischen Bibeln sind die ältesten, zwey zu Nürnberg bey Koburger im Jahr 1478 zum Vorschein gekommene; die jüngste, eine von 1489, ohne Angabe des Orts. Bekannt und hinlänglich beschrieben findet dieses halbe Dutzend sich längst schon; und eine abermals so umständliche Notiz davon hätte Herr F. sich und dem Leser um desto füglicher ersparen können und sollen, da, wie er selbst gesteht, mancher von seinen Vorgängern gar nicht einmal deshalb befragt worden! Keine anziehendere Bewandniß hat es mit den beyden Deutschen Bibelübersetzungen, deren Beschreibung zuletzt folgt. Eine davon druckte Anton Sorg im Jahr 1480 zu Augsburg, wo er dieses schon 1477 gethan; eigentlich aber nichts weiter, als einen Nachdruck der ebendaselbst erschienenen Günther Zainerschen Ausgabe sich erlaubt hatte. Daß von diesem Abdrucke des Jahrs sich bis itzt noch kein vollständiges Exemplar

her auffinden lassen, und selbst das aus der Stalnerschen Sammlung erstandne, nur den zweyten Theil enthält, ist freylich eine Art von Seltenheit; aber der unbedeutendsten; weil es hier nur kahlen Nachdruck gilt, alle diese alten Bibelübersetzungen im Wesentlichen einander ähnlich, und selbst in Bezug auf Sprachalterthum, ihrer Unverständlichkeit halber von geringem Werth sind. Noch bekannter, auch ungleich merkwürdiger, in Rücksicht wenigstens auf die hierzu gebrauchten Typen, als welche unter die Vorläufer des eigentlichen Deutschen Drucks gehören, ist die von Koburger im Jahr 1483 zu Nürnberg besorgte. Von dieser wäre ein mit gehöriger Sorgfalt veranstalteter Nachstich dem Liebhaber ohne Zweifel weit angenehmer gewesen, als der von Jorg's Lettern hier ebenfalls mitgetheilte.

Fk.

Briefe über die Widerwärtigkeiten des Studierens, zur Beherzigung studierlustiger Jünglinge; herausgegeben von Karl Gottlob Grosse. Gera und Leipzig, bey Haller und Sohn. 1800. XII und 138 S. 8. 8 gr.

Wer über einen Gegenstand, der so viel hundert Federn schon beschäfftigt hat, die seinige gleichfalls versuchen will, sollte doch billig irgend etwas Neues, wenn auch nur diesen oder jenen einzelnen Fall betreffend, oder aus eigner Erfahrung geschöpft, uns zu sagen haben! Vergeblich sieht man in dem Heftchen nach dergleichen sich um. Die auf dem Titelblatt sehr sprachwidrig in Widerwärtigkeit umgetauften Hindernisse sind keine andern, als solche, wogegen man, seitdem es einen Gelehrtenstand giebt, zu kämpfen gehabt, und wahrscheinlich noch lange, vielleicht immer, wird kämpfen müssen. Armuth nämlich, mittelmäßige Fähigkeiten, ein schwacher Körper, und Menge der Mitbewerber. Hierzu fügt Herr G. noch die Unterwürfigkeit, (sein eigner Ausdruck) der ein sogenannter Gelehrter oder Mann von der Feder oft geraume Zeit hindurch ausgesetzt ist, eh er es zu einiger Selbstständigkeit bringt, und die wenige Achtung, der ein junger Gelehrter, qua talis, sich zu erfreuen hat. Wer

sieht

sieht nicht, daß Hindernisse wie die beyden letztern, nur sehr uneigentlich unter die Hauptschwierigkeiten gehören; eher sind es Probiersteine, wodurch außer Zweifel gesetzt wird, ob ein junger Mann recht studiert, sich brauchbar zu machen gelernt, und in zu Allem in der Welt nöthiger Biegsamkeit des Geistes schon einige Fortschritte gemacht habe. Ein Dorn, der unsern Autor unaufhörlich sticht, auf den er deshalb sehr oft, immer aber mit der alten Litaney, zurückkommt, ist der Schwarm von Mitbewerbern, wodurch es sich zu drängen giebt, sobald irgend ein Aemtchen offen wird; und daß Alles nach Gunst, Eigennutz, Familienverhältnissen, u. s. w. besetzt werde, scheint ihm überall eine ganz ausgemachte Sache zu seyn. Verminderung also der ohne wahren Beruf Studierenden bleibt sein Hauptthema. Dem Staat selber diese Reform aufzubürden, trägt er Bedenken; und das aus Gründen, die sich hören lassen, längst aber schon bekannt sind. Mehr verspricht er sich davon, wenn Aeltern, Erzieher, Patrioten, beliebte Schriftsteller u. s. w. die Aufsicht übernähmen, und Jeden durch Wort und That zurückhielten, der ihnen zum Studieren untauglich schiene. Vorliegende Briefreihe soll ein Echo solcher von allen Seiten zuströhmenden Warnungen abgeben. Unbekannt scheint dem Briefsteller geblieben zu seyn, daß in der Preußischen Monarchie, und in andern Gegenden Deutschlands mehr, der Staat doch wirklich diese Vorbauungsmittel versucht hat, als wo nur Lehrlinge, die sich dazu qualificiren, und nach strenger Prüfung erst verstattet wird, aus niedern Schulen in die höhern überzugehn. Ob diese Kautel hinreicht, ist eine andre Frage; denn wie mancher Jüngling besteht im Examen vortrefflich, und gedeiht in der Folge desto weniger; da Rec. im Gegentheil mehr als einen Mitschüler kennt, der alle Klassen durch wenig oder nichts versprach, und seinem eignen Gang weiter hin überlassen, sich dennoch zum brauchbaren Geschäfftsmann, und wohl gar zum Gelehrten im eigentlichsten Verstande gebildet hat.

Ein andrer Stein des Anstoßes, der unserm Beobachter eben so viel als die leidigen Mitbewerber zu schaffen macht, und einen großen Theil der Briefe füllen hilft, ist der traurige Umstand, daß unsre Gelehrten so spät heyrathen können. Sonderbar genug freylich, daß eine der Bestimmungen, die den Menschen am lautesten anspricht, die näm-

natürlich, sein Geschlecht fortzupflanzen, wie alle Verhältnisse ißt stehn, sich sehr spät, oft gar nicht vom Gelehrten erfüllen läßt. Ob indeß Ehen zur linken Hand, weniger entehrende Strafgesetze im Punkt der Beyschläferey, und dgl., dem Uebel einigermaaßen abhelfen, und der so gefährlichen Onanie, (worüber es mehr zu lesen giebt, als man von diesen Briefen sich versah,) einen Damm entgegensetzen würden, ist unsre Bibl. der Ort nicht zu untersuchen. Ohne Zweifel hat mancher Leser, statt solcher Hülfsmittel, die Empfehlung strenger Mäßigkeit, verdoppelter Thätigkeit (Religion und Klugheit verstehn sich von selbst) hier mit neuer Wärme vorgetragen erwartet; und da vielleicht jedes Jahrzehend seine eigne Aufmunterung zum Studieren, so wie sein eignes Hinderniß hat, wär' es vielleicht gar nicht zu viel verlangt, solche momentane Schwierigkeiten vorzüglich erörtert zu sehen. Alles z. B. soll itzt auf's Praktische lossteuern. Wie ist aber dieses thunlich, ohne der Theorie erst sicher zu seyn? Alles soll durch neue, angenehme Form sich empfehlen. Wie steht diese zu erreichen, ohne sich mit der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Kunstfertigkeit vertraut zu machen? Man will glänzen: nimmt sich aber die Zeit nicht zum Schleifen. Statt Widersprüche und Hindernisse dieser Art heben und beseitigen zu helfen, ist nichts als schon tausendmal Gesagtes der Inhalt vorliegender Briefe; und oben ein mit so wenig Methode, so viel baarer Wiederholung, einem so weitschweifigen kahlen Vortrage, daß die Preisaufgabe: Wie der unnützen Buchmacherey zu wehren sey? wahrlich eben so dringend wird, als die Vorkehrungen gegen das unbefugte Studieren. Was hilft redliche Absicht ohne Mittel solche geltend zu machen!

R.

Lehrbuch der Wissenschaftskunde, ein Grundriß encyklopädischer Vorlesungen, von Joh. Joach. Eschenburg, Hofrath, Kanonikus und Professor in Braunschweig. Zweyte verb. und verm. Ausgabe. Berlin, bey Nicolai. 1800. 8. Außer den Vorreden 364 S. 1 Rk. 4 gr.

Mehr zur Ergänzung der Literatur, welche diese Bibliothek umfaßt, als zur Belehrung der gegenwärtigen Leser, zeigen wir dieß Lehrbuch an, das sich durch allgemeinen Beyfall in Deutschland die zweyte Ausgabe, und in Frankreich eine Uebersetzung erworben hat.

Die Stellung der Wissenschaften ist historisch, so wie sie sich nach und nach gesondert und zu Hauptwissenschaften emporgehoben, und ihre Gebiete bestimmt haben. Sie gründet sich auf die gegenwärtig öffentlich anerkannte literarische Konstitution. Eine andere, aus andern Theilungsgründen abgeleitete strengere und mehr philosophische Anordnung der Wissenschaften würde Dunkelheit und Verwirrung, zumal bey Anfängern, nach sich gezogen haben. Der Verf. vergleicht sein Verfahren mit dem Verfahren des historischen Geographen, dem es nicht erlaubt ist, Länder und Reiche, Gebiete und Besitzungen willkührlich zu vertheilen; sondern der sie, wenn sie gleich einander oft durchkreuzen, so lassen muß, als es der wirkliche politische Weltzustand fordert. Nebenbey oder nachher kann dem ohngeachtet der Schüler mit einer philosophischeren Klassifikation der Wissenschaften bekannt gemacht werden. Die angenommenen Klassen der Wissenschaften sind folgende: I. Philologie. II. Historische Wissenschaften. III. Philosophie. IV. Mathematik. V. Naturwissenschaften. VI. Arzneywissenschaften. VII. Rechtswissenschaften. VIII. Theologische Wissenschaften. Uns ist bey dieser Eintheilung der Zweifel beygekommen, ob nicht der Verf. besser gethan hätte, die zur Philosophie gezogenen politischen und Finänzwissenschaften abgesondert, als eine eigene Hauptwissenschaft für sich aufzuführen, und die Zahl der Hauptwissenschaften um eine zu vermehren. Erstlich paßt auf sie nicht der Begriff von Philosophie, wie ihn der Verf. S. 97 vorausgesetzt hat, indem sie viel Positives enthält, und auf historische Data gebauet ist; zweytens hat sie nach und nach einen so weiten Umfang gewonnen, der allein schon sie zu einer Hauptwissenschaft qualificirt. Das Fach der schönen Künste und Wissenschaften hat der Verf. zu einem eignen Werke bestimmt, und hier also mit Vorsatze ausgeschlossen.

In der Behandlung der einzelnen Wissenschaften geht der Verf. folgenden Gang: er entwickelt erstlich ihren Begriff,

griff; setzt alsdenn die Theile der Wissenschaft nach dem neuesten System gründlich und deutlich auseinander, welches er insonderheit in dem Artikel der philosophischen Wissenschaften beweiset, fügt drittens überall literärische Notizen mit geprüfter Auswahl und zureichender Vollständigkeit bey, so daß dieß Buch Anleitung zu einer auserlesenen Bibliothek giebt, und schließt endlich mit einer kurzen Geschichte der Wissenschaft, oder mit einem zusammen gezogenen Abrisse der Schicksale, welche die Wissenschaft gehabt hat.

R.

Versuch einer Kulturgeschichte der vornehmsten Völkerschaften Griechenlands. Für die studierende Jugend und Freunde des Griechischen Alterthums, von D. Joh. Dav. Hartmann, Prior des Klosters Amelungsborn, Professor und Direktor der vereinigten Kloster- und hohen Stadtschule zu Holzminden. Zweyter Band. Lemgo, in der Meyerschen Buchh. 1800. 584 S. 8. 1 Mk. 16 ße.

In Beziehung auf unsere Anzeige des ersten Bandes (XXXIII. S. 103 ff.) geben wir jetzt Nachricht von dem zweyten Bande. Der Verf. hat das ganze Werk in 4 Perioden eingetheilt, davon der erste Band zwey enthält; der gegenwärtige zweyte Band umfaßt also die dritte Periode, von der Besiegung der Perser bey Salamis — 480 J. v. Chr., bis zum Verlust der Griechischen Freyheit durch Philipp von Macedonien, bey Chäronea, 338 J. n. Chr. Der Anwachs der Materialien während der Arbeit nöthigte den Verf., die vierte Periode zum dritten Bande zu bestimmen.

Die abgesonderten Abhandlungen, in welche der Verf. die Kulturgeschichte der dritten Periode vertheilt hat, sind folgende: I. Politische Uebersicht. Bald nach geendigtem Persischen Kriege erhob sich Eifersucht der Spartaner über den Wohlstand Athens. Gang der Dinge im Peloponnesischen Kriege, bis zu seinem Ende, da Philippus von Ma-

cedonien das geschwächte Griechenland unterdrückt, selbst aber durch Meuchelmord umkommt. II. Geschichte der Staatsform und Kultur der vornehmsten Griechischen Völkerschaften, S. 73 ff. Der Verf. geht die Griechischen Völkerschaften einzeln durch: 1) Athen. Vorzüge der Solonischen Gesetzgebung. Wie sie erschüttert wurde, zuerst durch Pisistratus, dann durch Klisthenes, 509 J. vor Chr., der alles Gleichgewicht, worin Solon alle Glieder des Staats gesetzt hatte, aufhob, theils durch Vermehrung der Zünfte, theils durch das jeder Zunft ertheilte Recht, jährlich 50 Bürger in den Senat zu wählen; theils durch das Recht des Ostracismus, wodurch das Interesse der Aristokratischen Klasse dem Pöbel aufgeopfert wurde. 30 Jahre nachher setzte Aristides das Gesetz durch, daß allen Bürgern ohne Unterschied der Zugang zur Staatsverwaltung offen stehen sollte, und selbst die Archonten aus der niedrigsten Volksklasse gewählt werden konnten. Gerade in den ersten Jahren dieser ungebundenen Demokratie trat die schönste Periode der Griechischen Dichtkunst, der Beredtsamkeit und der Philosophie ein, und die schönen Künste, die Sittenverfeinerung und der geistreiche Luxus erreichten ihr höchstes Ziel. Jetzt stellte sich Perikles an die Spitze der demokratischen Parthie, und ward ein Hauptbeförderer der Wissenschaften und schönen Künste, 12 J. vor dem Peloponnesischen Kriege. Er untergrub auf alle Art die Solonische Gesetzgebung; aber seine Staatsklugheit hielt jede üblen Folgen ab, bis nach seinem Tode durch unkluge Demagogen sie ausbrachen. — Kleon, Alcibiades, Pisander, die 30 Tyrannen, Thrasybulus. Pöbelherrschaft erreichte im Zeitalter Philipps den höchsten Gipfel. 2) Sparta. 3) Böotien und Thessalien, S. 111. 4) Sicyon, Korinth, Argos, Arkadien und Elis, S. 118. 5) Creta, Cyprus, Samos, Rhodus, Lesbus, Chius, S. 130. 6) (So muß es heißen, und die große Nummer III ist ein Druckfehler. Ueberhaupt scheinen von hier an die Abtheilungszeichen in Verwirrung gerathen zu seyn.) Die vornehmsten Griechischen Pflanzvölker in Europa, S. 148. 7) Die vornehmsten Griechischen Pflanzvölker in Asien, S. 171 ff. — III. Staatsverwaltung der vornehmsten Griechischen Völkerschaften, vorzüglich der Athener und Spartaner, S. 185 ff. Die Aufschrift läßt es schon erwarten, daß dieser Aufsatz viele Wiederholungen aus dem Vorhergehenden enthalte. Neu

ist

der Abschnitt von Staatsrednern, S. 196 ff. Von dem Senat der Fünfhunderte und ihren Absonderungen in Prytanen, Proëdren, Epistaten; von den obrigkeitlichen Personen, S. 217 ff.; von den 10 Gerichtshöfen der Athenienser, S. 222 ff.; Gerichtsgang zu Athen, S. 230 ff.; Strafen, womit die Verbrecher belegt wurden, S. 237 ff.; Vergleichungsweise, auf dieselbe Art wird die Lacedämonische Staatsverwaltung beschrieben, S. 242 ff. Zu den angeführten Notizen war noch hinzuzusetzen Christ. Engel's Göttingische Preisschrift: de republica militari, seu Comparatio Lacedaemoniorum, Cretensium et Cosaccorum. Goett. 1790. 4. insonderheit aber Heyne's in zwey Abhandlungen getheilte Vorlesung: de Spartanorum republica, in Commentatt. Soc. Scient. Goetting. T. IX. Class. hist. p. 1 sqq., von welcher letztern wir bedauern, daß sie dem Verf. unbekannt geblieben. — Von der Staatsverwaltung der übrigen Griechischen Staaten wird keine Nachricht beygebracht, und dieser Artikel mit einer Beschreibung des Amphiktyonengerichtes beschlossen. IV. Kulturzustand der Griechen in Hinsicht auf Sitten, häusliches Leben, Geschäffte, Vergnügungen und Erziehung, S. 269 ff. Die vielfachen Reichthümer, welche Athen durch seine über die Perser erfochtene Siege erhielt, das Beyspiel der Perser, und der ausgebreitete Handel, welcher von Athen aus getrieben wurde, geben Gelegenheit, den Luxus auf das höchste zu treiben. Aeußerungen des öffentlichen Luxus durch prachtvolle öffentliche Gebäude, Tempel, Säulengänge, Bildsäulen, gottesdienstliche Aufzüge, Feste, Opfer, Spiele u. s. w. Privatluxus zu Athen in Kleidern und Meublen, in zügelloser Schwelgerey im Essen und Trinken, im Aufwand auf Wagen, Pferde und Bedienten; auf kostbare Waffen, Hunde und andere Thiere; mit den Folgen und Wirkungen der Schwelgerey auf den Charakter der Athenienser. Eine Abhandlung über die Hetären und über Päderastie. Der Verf. lobpreiset die öffentliche Anstalt der Hetären, als das Mittel, Matronen gegen Nachstellung, und unverehlichte Mädchen gegen Verführer in Schutz zu nehmen, S. 318 ff. — Das häusliche Leben; gezwungener Zustand der verehlichten Frauen; Verrichtungen der Sklaven in Werkstätten, Fabriken, bey dem Landbau, in Bergwerken, zum Staate, ingleichen vom Sklavenhandel;

 ziem-

ziemlich genau zusammen getragene Nachrichten. — Vom Handel der Athener, Korinther, Rhodier, S. 359 ff. Nur oberflächliche Nachrichten von dem Seehandel dieser drey berühmtesten schiffahrenden Völker. — Herrschende Vergnügungen der Athener, S. 368 ff. Vom Schauspiel; bloß unvollkommene Nachrichten von der Anordnung des Theaters, der Maschinen, der Kleidung, der Larven. — Gesellschaftliche Unterhaltungen, Gastmale, Spiele. Schon oben (S. 297 ff.) war von der Tafelschwelgerey der Athener geredet worden; jetzt beschreibt der Verf. die einzelnen Gänge, aus wie viel und aus welcherley Gerichten sie bestanden, so daß er die Gerichte und die vorgesetzten Weine einzeln angiebt. Um Wiederholungen zu vermeiden, wäre besser gewesen, wenn der Verf. nur an einem Orte davon geredet hätte. — Erziehung der Athener, S. 400. Alles wird von der schlechtesten Seite vorgestellt; wie die Atheniensische Jugend zur Ueppigkeit, zum Müßiggange, zur Sittenlosigkeit aller Art, und zur fadesten Schwatzhaftigkeit und Spitzfindigkeit erzogen worden! Wenn wir diesen und alle übrige Artikel zusammen nehmen, in welchen allen Athen in dem verwerflichsten Zustande dargestellt worden ist: so steht alles im Widerspruche mit dem herrlichsten Erfolge, der daraus entstanden ist. Der Verf. nennt die dritte Periode der Griechischen Kulturgeschichte, welche dieser zweyte Band umfasset, durchgehends auf dem Kolumnentitel: die Zeit der schönsten Blüthe; sie ist es auch, und man wünschte und erwartete, daß er die Ursachen davon entwickeln möchte. Statt dessen entwirft er ein Gemälde, das so im Kontraste mit der Aufschrift steht, daß man diese für eine satyrische Aufschrift halten muß. Hätte nicht der Verf. mehr auf den Saamen des Guten, auf die Ursachen des blühenden Zustandes der Wissenschaften, der Künste, des guten Geschmacks Rücksicht nehmen müssen? Da er sie ganz übergieng: so bleibt er sie dem Leser seines Buchs noch schuldig. — Herrschende Gebräuche im häuslichen Leben der Athener, S. 412 ff. Nur im Grade des Luxus gieng eine Veränderung vor. Manches übertreibt der Verf. Wenn er z. B. S. 413 sagt: »Nur der weichliche und üppige »Paris pflegt sich beym Homer zu salben«: so muß er nicht bedacht haben, daß auch vom Ulysses und Diomedes erzählt werde.

[illegible]
[illegible] Il. χ, 377 sqq.

— Verlust der öffentlichen und Privatreichthümer zu Athen, S. 417 ff. Erschöpfung der öffentlichen Kassen durch Perikles, Müssiggang der niedern Volksklassen, Verschwendung der reichern Bürger, die erhöheten öffentlichen Abgaben werden als Ursachen beygebracht. V. Kulturfortschritte der Griechen, in Hinsicht auf Religionskenntnisse und Tugendlehre, S. 431 ff. Es wird Volksreligion von den Religionsmeinungen der Philosophen unterschieden, und jedes dieser beyden Hauptstücke besonders abgehandelt. 1) Volksreligion beruhete zu allen Zeiten mehr auf hergebrachten, und durch den Staat geheiligten gottesdienstlichen Gebräuchen, als auf Nachdenken über richtige Vorstellungen von der Gottheit und ihren Verhältnissen zu den Menschen. Diese Gebräuche werden beschrieben: Gebete, Opfer, Reinigungen; Feste: Priester, Wahrsager, Zeichendeuter; Thessalische Zauberinnen, Geisterbeschwörungen, Orakel; Theorieen oder feyerliche Gesandtschaften zu den vorzüglichsten auswärtigen Festen. 2) Religion der Eingeweiheten; insonderheit von den Eleusinischen Mysterien und ihren Einweihungsritibus. 3) Religionsmeinungen der Philosophen, S. 486 ff. Der Verf. theilt die Religionsphilosophen in 3 Klassen: a) in Anhänger der Volksreligion, die ihre Betrachtungen über die Götter, und über den Ursprung der Welt, mit der Volksreligion zu vereinigen suchten, wohin er die ältern Jonier und Pythagoraer rechnet. b) In solche, welche die Volksreligion zum Theil öffentlich angreifen, zum Theil im Stillen zu verbessern suchten, als Xenophanes, Parmenides; Melissus, Zenon, Heraklitus, Empedocles, Anaxagoras; Sokrates, Plato, Antisthenes, Diogenes, Aristoteles und Zenon. c) Gotteslängner und Religionsspötter: Leucippus, Demokritus, Epikurus; die Sophisten. Die Welt bleibt sich immer gleich; gerade unter eben so viele Klassen lassen sich die Menschen unsers Zeitalters bringen, welche über Religion philosophieren, oder zu philosophieren scheinen. Zum Beschluß wird von Religionsanklagen zu Athen geredet, und die Untersuchung gegen den Anaxagoras, Aeschylus, Diogoras, Protagoras, Prodicus, Alcibiades und Sokrates ins Licht gesetzt.

Dem folgenden dritten Bande bleibt das wichtige Stück: Kulturfortschritte in Künsten und Wissenschaften vorbehalten.

Ar.

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur, für studirende Jünglinge und Freunde der Gelehrsamkeit, von Ludwig Wachler, Professor der Theologie in Rinteln. Lemgo, bey Meyer. 1796. Dritter Band. 27 Bog. gr. 8.

Fast fürchteten wir, die Amts- und Ortsveränderungen des Verf., und die dadurch ihm zugewachsenen neuen Beschäfftigungen möchten unsere, bereits im XXVI. Bde. der N. A. D. Bibl. S. 81 geäußerte Besorgniß bestätiget, und entweder jenes, oder auch wohl andre, uns unbekannte Hindernisse der Fortsetzung und Vollendung dieses nützlichen Beginnens einen langen Aufschub zugezogen haben. Da wir indeß, jetzt, vom Gegentheile versichert, dem Fortgange des Werks mit Gewißheit entgegensehen dürfen: so bringen wir, durch die etwas sorgfältigere Anzeige und Beurtheilung des dritten Bandes, das Ganze aufs Neue mit Vergnügen in Erinnerung.

Dieser dritte Band, oder eigentlicher, diese erste Abtheilung des dritten Bandes beginnt mit der Achten Periode: »Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Westphälischen Frieden, vom J. 1453 »bis zum J. 1648,« hebt folglich einen Zeitraum von nicht viel Weniger denn zwey Jahrhunderten an.

Mit voller Bereitwilligkeit würden wir daran gehen, dem, Eingangs der Achten Periode S. 4 mitgetheilten, Umrisse zufolge, den vielversprechenden Inhalt eines so fruchtbaren Zeitraums darzulegen, wofern er nur schon jetzt ungetheilt in den Händen der Leser wäre. Denn, außer der allgemeinen »Uebersicht des ganzen Zeitraums,« und außer der Angabe der »Förderungsmittel und Hin»dernisse der Kultur und der Wissenschaften« wäh-

rend

...ur desselben, findet man in dieser Abtheilung nur die ...iteraturen Italiens, Portugalls und Spa... ...iens ausgeführt, was die Philologie, die schönen und ...istorischen Wissenschaften betrifft (nur diese nämlich sollen ...ach einen abgeänderten Plan, nach Nationen erzählt, den ...brigen gelehrten Kenntnissen aber eigene Abschnitte ange... ...iesen werden); den bey weitem größten Theil hingegen, na... ...entlich die Literatur von Frankreich, Deutsch... ...and, Holland, England, die Nordischen ...nd Slavischen Staaten, so wie die Literatur der ...nden, des Orients und Afrika's, endlich, dem ...ränderten Plane gemäß, die Geschichte der Philoso... ...hie, der mathematischen und physikalischen Wissen... ...haften, die Geschichte der Arzneykunde, der Rechts... ...elahrtheit und der Theologie haben wir für diese ach... ...e Periode noch zu erwarten. Da die Literatur Ita... ...iens in diesem Bande für sich allein dreyzehn volle Bogen, ...nd die Schilderung der Literatur von Portugall und Spanien ohngefähr die Hälfte dieses Umfangs hingenom... ...en hat: so dürften, um den starken Ueberrest des Vor... ...ezeichneten zu fassen, für den gesammten Rückstand noch ...ine ziemliche Anzahl Bände erforderlich, und für die Lite... ...aturen Frankreichs, Deutschlands, Hollands und Englands allein, so viel wir deren Ergiebigkeit zu beur... ...heilen verstehen, beynahe wohl zwey starke Bände nöthig ...eyn. Durch strenge und sorgfältige Auswahl, durch Ab... ...nderung alles Unerheblichen und Entbehrlichen, und durch ...ie möglichste Gedrängtheit des Vortrags und der Darstel... ...ung, gelingt es vielleicht dem Verf. und seinen gelehrten Gehülfen, den überschwänglichen Stoff in engern Raum zu... ...ammenzupressen.

Die sechsthalb Bogen der allgemeinen Vorstellung von S. 1—85 sind, bey der Weitschichtigkeit und nothwendig ...ewordenen Zerstückung dieser Periode, eben so schicklich ...ls zweckmäßig, theils in politischer und universalhistori... ...scher Hinsicht, theils in wissenschaftlicher Beziehung, zu ei... ...ner überaus belehrenden Uebersicht des ganzen Zeitraums, ...nd zu einer wohlvertheilten Vereinigung mehrerer einzel... ...ner Denkwürdigkeiten im Fortgange der Kultur angewandt, ...die, durchs Ganze vereinzelt, gewiß zu wenig beachtet wor... ...den wären; in dieser Verknüpfung hingegen der Aufmerk...

 sam...

samkeit viel weniger entgehen können. Mit drey Hauptbegebenheiten dieses Zeitraums, der Entdeckung von Amerika, der Reformation und dem dreyssigjährigen Kriege, eröffnet der Verf. seine Schilderung, um den Einfluß jener großen Ereignisse in den Zustand der Menschheit im Allgemeinen, und auf die Kultur und Literatur insbesondere zu erweisen. Dieß geschieht aber nicht mit kompendiarischer Trockenheit; sondern mit beyläufiger Ertheilung von nützlichen Winken, und mit zurechtweisender Bedenklichmachung auf neuere Zweifel, Verdrehungen und Widersprüche, wie z. B. S. 13, u. s. w. Da, wo S. 9, über die Reformation geurtheilt wird, »Sprachgelehrsamkeit und »Geschichte lieferten Waffen genug, um verjährte »Vorurtheile und Mißbräuche, über welche schon »in Lateinischer und in der Muttersprache von witzigen Köpfen bitter gespottet wurde, nachdrücklich »anzugreifen,« hätte Reuchlins verdienstlichen Bemühungen, denen selbst Luther auf eine so ausgezeichnete Art Gerechtigkeit wiederfahren ließ, wohl namentlich Erwähnung gebührt: weil da ein so freymüthig und ehrlich abgelegtes Geständniß, der an sich richtigen Bemerkung den Charakter der stärksten Wahrheit ertheilt. Bey Aufzählung der Förderungsmittel der Kultur und Literatur (S. 21—73) nimmt, wie billig, die Ausbreitung und Vervollkommnung »der Buchdruckerkunst« eine der vorzüglichsten Stellen ein. Eine nach der Zeitfolge geordnete, und mit Literatur und Raisonnement ausgefüllte Liste (s. besonders S. 31.) der berühmtesten, aus Deutschland nach Italien übergegangenen, und bald allgemeiner sich hervorthuenden typographischen Künstler gewährt, auf weniger denn vier Blättern, eine gute Uebersicht der im funfzehnten Jahrhundert allmählig verbreiteten Kunst. Noch ist auf S. 33 eine Uebersicht der Anzahl der um diese Zeit gedruckten Bücher nach den Druckstädten gegeben, wobey, wie sich erwarten läßt, Panzer zum Grunde liegt. Ein andres Förderungsmittel der Kultur, die »Anlegung grosser öffentlicher Bibliotheken,« führt eine gedrängte Notiz der wichtigsten Bibliotheken von Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, von England, Schweden, Ungarn und Polen herbey, mit steter Hinweisung auf die Verzeichnisse und Beschreibungen dieser Büchersäle

(S. 46—58). Nicht weniger belehrend ist von S.
—68 die »Aufzählung der berühmtesten Lehranstalten,« die der bereits im zweyten Theil S. 219 gegebenen zur Fortsetzung dient, und die Nachricht von mehreren gelehrten Gesellschaften in Italien, Frankreich und Deutschland von S. 69—73. — Die Nummern der Aufzählung der Paragraphen sind übrigens von S. 36 unrichtig vorgezeichnet; und müssen statt 3, 4, 5, 6, 7, um eine Zahl weiter, nämlich 4, 5, 6, 7, 8, 9 hinausgerückt werden. Unter den »Hindernissen der Kultur und Literatur« verweilt der Verf. hauptsächlich bey dem Despotismus der Regierungen, bey der falschen Richtung, welche die Reformation nach dem Tode ihrer Urheber genommen, bey der Unterjochung des Verstandes durch die Jesuiten, bey dem diesem Zeitalter eigenen Hange zum Wunderbaren und Uebernatürlichen, bey der Vernachlässigung der Landessprachen, und bey den langwierigen Unruhen und blutigen Kriegen.

Ungeachtet der bereits gedachten Abänderung im Plan ist dieser Band den vorherigen doch auch darin ähnlich, daß den Abschnitten über die Literatur einzelner Wissenschaften, wie dort, eine allgemeine Darstellung vorausgeschickt ist, in welcher unter allgemeinen und treffenden Gesichtspunkten über die Emporbringung, die Beförderungsmittel und Hindernisse der Wissenschaften, viel Gutes in wenig Worten gesagt ist. Um doch auch hiervon, wie bey den vorigen Bänden, eine Stelle zur Probe zu geben, wählen wir dasjenige aus, was S. 292 und 293 über das Studium und die Beförderung der Erdkunde in diesem Zeitraum bey den Italiänern erinnert ist. »Die Erdkunde,« heißt es daselbst, »gewann in dieser Periode mehr bey den Italiänern, als nachher, und selbst in den neuesten Zeiten für sie geschehen ist. Das wiedererweckte Studium der Mathematik beförderte und erleichterte die Gründlichkeit in geographischen Kenntnissen, und führete den rastlosen, bisweilen durch einzelne Erfahrungen muthiger gemachten Forscher auf Muthmaaßungen, welchem glänzende Entdeckungen folgten; die Schriften der Griechischen und Lateinischen Geographen kamen durch die Buchdruckerkunst in Umlauf, wurden häufig gelesen, und von denkenden Köpfen benutzt; Kriege, und der viel weiter ausgebreitete Handel, welcher

»jetzt

»[illegible] noch vorzüglich in Italien blühte, wirkten äußerst »wohlthätig auf Völker- und Länderkunde; die ganz verän»derte Politik machte eine genauere Kenntniß anderer Rei»che und Nationen höchst nothwendig; das sehr weitausge»breitete Christenthum war für Reisende, mitunter auch »Abentheurer und religiöse Schwärmer, ein sehr günstiger »Umstand; dazu kam nun endlich Wetteifer, sobald einige »Entdeckungsversuche glücklichen Erfolg gehabt hatten, zu »dessen Unterhaltung es den Unternehmern nicht an Unter»stützung der Großen und Reichen fehlte.«

Die Schilderung der Literatur Italiens hebt mit dem glänzendsten Theile derselben, der Philologie an. Die Anzahl der aufgeführten Philologen und Kritiker ist ein und vierzig. Der Kardinal Bessarion macht den Anfang, und Leo Allatius den Beschluß. Kein Name ist hier aufgestellt, der nicht seinen Platz mit Recht verdiente. Den Johannes Pierius Valerianus würden wir, wegen seiner geschätzten »Castigationum et Varietatum Virgilianae Lectionis,« (Romae; impressit Antonius Blades Asulanus, 1521, folio) ohnstreitig sein Hauptbuch, füglicher in dieser Rangordnung, als unten, S. 386, angesetzt haben. Hauptnamen dürfte wohl Niemand vermissen; vielleicht aber hätte noch, wegen seiner Verdienste um Lucrez, dem Hieronymus Avancius; wegen seiner Bemühungen um Horaz, dem Christophorus Landinus; wegen mannichfaltiger Verdienste um klassische Philologie, dem Johannes Baptista Egnatius; vorzüglich aber dem gelehrten und allgemein geachteten Kardinal, Gulielmus Sirletus, eine Stelle gebührt. Wenigstens sollte der Letztere, S. 37 und 38, unter den Beförderern der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften in Italien, neben Sixtus den V., auf welchen ohnstreitig des erstern guter Genius wohlthätig übergieng, durchaus nicht vergessen seyn. Beym Horatius Tursellinus (S. 113, 114) wollen wir doch noch anmerken, daß seine, obgleich nicht viel bedeutende, Allgemeine Weltgeschichte (der nicht beygebrachte Titel ist: »Historiarum ab origine »mundi usque ad annum 1598 epitome,« unter andern Duaci, 1625, 12.) eine Zeitlang das Kompendium abgab, über welches, besonders auf Holländischen Universitäten, universalhistorische Vorlesungen in Lateinischer Sprache gehalten wurden. So besitzt Rec. zwey starke Quartbände von

Karl

urt Andreas Bucker gehaltener Vorlesungen, bey welchen is Handbuch des Tursellinus zum Grunde liegt. Sonst von Horat. Tursellinus auch noch ein ziemlich korpulent Werk vorhanden: »Libri VI de vita Francisci Xaverii,« ntverpiae, 1598. 8., die man wohl des guten Lateins nd angenehmen Vortrags wegen einmal durchliest.

Noch viel reichhaltiger ist der folgende Paragraph, in elchem die Bemühungen einzelner vorzüglicher Köpfe und nzer gelehrter Gesellschaften Italiens um die Ausbildung r Muttersprache und Bearbeitung der vaterländischen ichtkunst und Beredtsamkeit erzählt sind. Befremden darf wohl nicht leicht, daß bey einer so sang- und redereichen ation, die allein über siebenzig bekannte Liedersammlunen, und von ihrem »Orlando furioso« seit 1515 bis 1730 icht weniger denn fünf und siebenzig Auflagen zählt, wie viel kamen von dem Deutschen Opitz zu Stande?!) us der bedeutenden Menge ihrer vaterländischen Schriftsteller ein Deutsches Kompendium der Literatur noch immer egen oder über vier hundert Namen aufzuweisen hat. Indessen dürfte doch, um mehrerer Rücksichten willen, in diesen Abschnitt ein besserer Haushalt mit Namen, Titeln nd Zahlen anzurathen gewesen seyn. Auch ist, dünkt uns, ie und da, aus den Principien der Theorie der Wissenschaften, deren Literatur abgehandelt wird, mehr, als ein terarisches Kompendium erfordert, herübergeflossen. Dieser Abschnitt nimmt allein von S. 118 bis 224 gegen sieben Bogen ein.

Wenn den Deutschen Gelehrten, der Blumen Früchte orzieht, bey den etwas weit ausgesponnenen Namen- und itellisten Italiänischer Rimatori und Prosatori zuweilen n kleiner Unwille beschlich: so bietet ihm dagegen der Abschnitt von der Geschichtsliteratur, von S. 224 bis 277, mancher Rücksicht Entschädigung an. Unter mehr denn inem halben Hundert aufgenommener Artikel finden sich ier der bedeutenden Namen zur Gnüge, wie Aeneas Sylius, nachheriger Pius der II., Bartholomäus Platina, ernhardo Giustiniani, Antonio Bonfini, Bernardino orio, Marcus Antonius Sabellicus, Petrus Martyr on Angheria, Nicolaus Macchiavelli, Francesco Guicciar-

ciardini, Petrus Bembus, Jacobus Nardi, Paolo Gio-vio, Benedetto Varchi, Giovanbatista Adriani und dessen Fortsetzer Nicolo Barbadigo, Hubertus Foglieta, Carolus Sigonius, Lodovico Guicciardini, Scipione Ammirato, Cäsar Baronius, Antonius Possevinus, Pompejo Giustiniani, Robert Bellarmin, Paolo Sarpi, Heinrich Catharinus Davila, Guido Bentivoglio, Famianus Strada. Bey den meisten ist das, was in literarischer, biographischer, und sonst charakteristischer Hinsicht bemerkungswerth schien, mit Fleiß, Wahl und Ordnung beygebracht. Auch sind die besondern Lebensbeschreibungen, und andre auf die angeführten Schriftsteller Beziehung habende Schriften durchgängig in darunterstehenden Anmerkungen nachgewiesen. Der Französische Verfasser des Lebens von Possevin heißt Dorigny; nicht, wie S. 263 gedruckt ist, »Dirigny«. Zuweilen hätte noch hie und da eine ausgeführte Notiz aus gleichzeitigen, nicht eben biographischen, Schriftstellern nachgewiesen oder eingeschoben werden können, wie z. B. gleich im Eingange bey Aeneas Sylvius, die kurze aber nicht unmerkwürdige Zeichnung, welche uns Angelus Decembrius — ein von Herrn Wachler mit Unrecht vergessener Schriftsteller — von des Aeneas Sylvius äußerlichem Ansehen in dem trefflichen Werke: »de Politia literaria libri VII,« im Eingang des vierten Buchs S. 299 der Baseler Ausgabe von MDLXII hinterlassen hat, wo er ihm unter andern »oris macilenti »iucunditatem quandam, auctoritatem vel potius *philo-»sophicam* visus, oculorumque *benignitatem*, moderatam »sermocinationem, omnia denique perito oratore, gravique poëta dignissima,« beylegt.

Von hier geht der Verf. zu den Hülfswissenschaften der Geschichte fort, und stellt zuerst die Bearbeiter der historischen Zeitrechnung und der Münzwissenschaft, dann die Schriftsteller der gesammten Kunst- und Geschichtsalterthümer, zuletzt die Bearbeiter der Erdkunde, und zwar die wichtigsten Reisebeschreibungen, die systematischen Werke, die Länderbeschreibungen und Statistiken auf. Bey den Schriftstellern der Münzwissenschaft und bey den Verfassern von Länderbeschreibungen haben wir ein Paar Anmerkungen hinzuzufügen; bey letztern, auf besondere Veranlaß

[illegible]lassung des Verfassers, die eine Note zu S. 299 ent[illegible]
[illegible]ält.

Unter den »Nachfolgern des Jacob de Stra[illegible]da« hätte S. 280 bey dem Enea Vico (Aeneas *Vicus*) [illegible]e Literatur seiner Bemühungen in Aufsammlung und Ab[illegible]ildung der Römischen Kaisermünzen etwas ausführlicher dar[illegible]elegt, und der Anfang zu dem größen Werke über die Kai[illegible]ermünzen, das aber unvollendet blieb, bestimmter angezeigt [illegible]eyn sollen. Vor diesem Werke sollten, wie man aus der [illegible]ufschrift des ersten Versuchs ersieht, drey und zwanzig Bücher ausgearbeitet, und dem Drucke überlassen werden, [illegible]on denen aber nur ein »*Liber primus*« ans Licht trat. Dieß druckt selbst der Titel einer Venediger, aber bey wei[illegible]em nicht der ersten, Ausgabe aus, die Rec. vor sich liegen [illegible]at: »Ex libris XXIII Commentariorum in vetera Impe[illegible]ratorum Romanorum numismata *Aeneae Vici* liber pri[illegible]mus,« Venetiis, 1562, 4. Eigentlich zu reden aber, [illegible]ann wohl Enea Vico nicht ein »Nachfolger« von Jacob [illegible]e Strada heißen. Beyder numismatische Werke traten [illegible]anz zu gleicher ans Licht; welches freylich aus den vom Herrn Prof. Wachler beygebrachten Anführungen nicht zu [illegible]rsehen ist. Denn da des Jacob de Strada Buch nach [illegible]em spätern Zürcher Nachdruck vom Jahr 1557, des Vico Probeversuch hingegen nach der ersten Ausgabe zu Parma 1553 angeführt ist; so müßte vielmehr Vico der Vorgän[illegible]ger, und de Strada der Nachfolger desselben gewesen seyn. Weder auf dieses noch auf jenes könnte man indeß verfal[illegible]len, wenn von des Jacob de Strada Werk auf die vier Jahre früher ans Licht getretene Originalausgabe verwiesen wäre. Diese erschien an dem Orte, wo de Strada für das Studium und die Aufsammlung alter Münzen beschäff[illegible]tigt war, nämlich zu Lyon, unter folgendem Titel: »Epi[illegible]tome Thesauri antiquitatum, hoc est Imperatorum Ro[illegible]manorum Orientalium et Occidentalium iconum, ex an[illegible]tiquis numismatibus quam fidelissime delineatarum, ex museo *Jacobi de Strada*, Mantuani Antiquarii,« Lug[illegible]duni, apud Jacobum de Strada et Thomam Guerinum, 1553. 4., und ebendaselbst in gleichem Jahr trat die, noch seltener, Französische Uebersetzung von Louveau hervor: »Epitome du Thresor des Antiquitez, c'est à dire, Pour[illegible]traits des vrayes Medailles des Empereurs tant d'Orient

»que

»que d'Occident, de l'estude de Jac. de Strada. Traduit »par Jean *Louveau*, d'Orleans.« Lyon, 1553. 4. Beyde Werke hat Rec. in seiner eigenen Sammlung; so wie ihm auch noch von des Vico Buch ein andrer Druck unter folgendem Titel, zu Gebote steht: »Aeneae *Vici* Omnium »Caesarum verissimae imagines ex antiquis numismatis »desumptae. Addita perbrevi cujusque vitae descriptione, »ac diligenti eorum quae reperiri potuerunt numismatum aversae partis delineatione. Libri primi editio altera.« S. l. (vermuthlich Venetiis), 1554. 4. Ein dritter, bereits angeführter, ist der vom Jahr 1562. Nach diesen erst sollte die verneuerte Auflage von *Bellori* (»Aeneae *Vici* XII priorum Caesarum numismata, cum annotationibus Joannis Petri *Bellorii*,« Romae, 1730, folio) nachgewiesen seyn. Da Hr. Prof. Wachler S. 298 ausdrücklich die Erinnerung macht, daß Vollständigkeit nicht im Plane dieses Buchs liege, und, diesem gemäß, die Mängel des Verzeichnisses der antiquarischen Schriftsteller entschuldiget werden müssen: so begeben wir uns darüber aller weitern Ausstellung; können aber nicht bergen, daß wir den Namen Paul Aringh, Johann Baptista Fonteius, Julius Jacobinus, Johann Baptista Casalius, Fortunatus Licetus, Nicolaus Gruchius, Hieronymus Mercurialis, Vincentius Cartari, Laurentius Pignorius, Octavius Ferrarius und Sertorius Ursatus noch eine den Raum eines Bogen würden gewidmet haben! Doch wir eilen zu der zweyten Anmerkung.

S. 299 und 300 gedenkt der Verf. unter den Land- und Reisebeschreibungen des Jesuiten Joh. Peter Maffei, und seiner »Geschichte der Schiffahrten der Portugie»sen nach Asien und Afrika« bis zum J. 1557 in sechzehn Büchern (es sind die »Historiarum Indicarum Libri »XVI«); vermuthet aber, daß dieses Werk bloß eine Uebersetzung aus dem Portugiesischen des Emanuel Acosta sey: doch wünscht er, da er das Buch nicht selbst gesehen, falls er irren sollte, über das Wahre der Sache eines Bessern belehrt werden zu können. Mit Vergnügen ergreifen wir diese Gelegenheit, da uns gerade von diesem, mehrerer Ausgaben ungeachtet keinesweges gemeinen, Buche einer der vollständigsten Abdrücke zu Gebote steht, aus dessen Autopsie Herrn Wachlers Zweifel, mehr, als aus den

Köl-

[illegible]ter Ausgaben von den Jahren 1589, Fol. und 1590, die wir gleichfalls vor uns haben, begegnet werden [illegible]n. Die Sache verhält sich so. Das, was Maffei aus [illegible] Emanuel Acosta ins Lateinische übersetzt hat, ist ein, [illegible] den Libris XVI Historiarum Indicarum, die unstreitig Maffei's eigene Arbeit sind, gänzlich verschiednes Werk, [illegible] Hr. Wachler S. 306 Z. 11. v. o. unter dem Namen einer Geschichte der Jesuiten im Morgenlande [illegible]bst erwähnt; den Lateinischen, vollständigern Titel führen wir hernach an. Acosta setzte nämlich aus den zahlreichen und weitläuftigen Berichten der Missionäre der Gesellschaft Jesu eine kurze Uebersicht von den geistlichen Operationen der Väter dieser Gesellschaft in Asien und Afrika bis [illegible]m Jahr 1568 zusammen (nicht 1563, wie in dem Rechtung zu Stucks bekanntem Werke S. 5 Z. 18 v. o. gedruckt [illegible]), und diesen kurzen Aufsatz des Acosta übertrug Maffei ins Lateinische. Dieß ergiebt sich nicht nur im Allgemeinen aus dem Titel der Lateinischen Uebersetzung, sondern auch mit den besondern Bestimmungen, die wir angeführt haben, aus Maffei's Zueignungsschrift an den Kardinalbischof von Augsburg, Otho, Truchseß von Waldburg, [illegible]mae, XV. Kalendas Decembris MDLXX. Um weiteren Verwirrungen vorzubeugen, setzen wir den Lateinischen Titel der Uebersetzung ganz her: »Emanuelis *Acostae*, Lusitani, Historia rerum à societate Jesu in Oriente gestarum, ad annum usque Christi Domini MDLXVIII. Recognita, et latinitate donata à Joanne Petro *Maffeio*, Bergomate, Societatis Jesu Presbytero.« Dieß, mit [illegible] Dedikation nicht mehr denn acht und zwanzig Oktavblätter füllende Opusculum, befindet sich in der Antwerpener Ausgabe von Maffei Libris Historiarum Indicarum, welche Ausgabe wir, um der gedachten Verwechselung willen, gleichfalls näher beschreiben wollen, da auf dem Titel selbst [illegible]n dem Werkchen des Acosta nichts gedacht ist. Ihr Rubrum lautet: »Joan. Petri *Maffeii*, Bergomatis, è Societate Jesu, Historiarum Indicarum Libri XVI. Selectarum, item, ex India Epistolarum Libri IV. Accessit liber recentiorum Epistolarum, à Joanne Hayo, Dalgattiensi, Scoto, ex eâdem Societate, nunc primum excusus, cum Indice accurato. Duobus Tomis distributi. Omnia ab Auctore recognita et emendata. In singulis copiosus Index. Antverpiae, ex officinâ Martini Nutii,

»Anno MDCV. 8.« Zu dieser seltenen und sehr schätzbaren, aber doch nicht genug korrekten, Ausgabe machen die Libri XVI Historiarum Indicarum den ersten Tomum, auf 478 enge, aber nicht unansehnlich gedruckten Seiten aus. Den zweyten Tomum, der zwar kein besonderes Titelblatt, aber neue Seitenzahlen und Signaturen hat, füllen erstens von S. 1 — 202 die »Selectarum ex India Epistolarum Libri quatuor, Joan. Petro *Maffeio* interprete.« (Gleichfalls vom Maffei aus dem Portugiesischen ins Lateinische übersetzte Missionsberichte.) Dann folgt von S. 203 — 213 ein Aufsatz, überschrieben: »De quinquaginta »duobus e Societate Jesu, dum in Brasiliam navigant, pro »catholica fide interfectis, Epistolae duae Petri *Diazii* »ad Leonem Henricium, Provinciae Lusitaniae pro Societate »Jesu Praepositum.« Diesem zunächst steht, von S. 214 — 270 die gedachte Schrift des Emanuel Acosta, die das ganze Mißverständniß veranlaßt hat, und deren Titel bereits beygebracht ist. Hierauf folgen: »De Japonicis rebus Epi»stolae, in Editione Veneta praetermissae, quarum lectio Christiano lectori mirifice placebit.« Gleichfalls Missionsberichte, dem Kolumnentitel zufolge aus vier Büchern bestehend, die aber im Drucke selbst nicht unterschieden sind, von S. 271 — 359. Dann: »De rebus Indicis »Epistolae, in Editione Veneta praetermissae,« von S. 360 — 401. Den Beschluß des zweyten Tomi macht ein »Index rerum memorabilium in Epistolas« von drey Octavblättern. Ein viel stärkerer von sechs und dreyßig Blättern über die Historias Indicas steht bey dem ersten Theil unmittelbar nach dem Titelblatte. Da übrigens die Vorzüglichkeit der »Historiarum Indicarum« im Ganzen von Herrn Wachler anerkannt wird: so hätten nicht weniger die ächtjesuitischen Mährchen und Wundergeschichten, die bald das »sanctissimum Crucis, pendente Christo, simulacrum.« bald wiederum der »Divus Jacobus Apostolus,« als »Hispaniarum praeses, punicea cruce et fulgentibus »armis insignis,« bey Schlachten und Belagerungen gewirkt haben sollen, mit ein Paar Worten müssen gerügt seyn.

Mit S. 302 macht der Verf. den Uebergang zu dem zweyten Hauptabschnitt dieses Bandes, zu der Schilderung der Gelehrtengeschichte von Spanien und Portugall.

umgibt. Mit der Bearbeitung der klassischen Philologie beginnt auch hier Herr Wachler, als in welchem Studium Franciscus Ximenes, Aelius Antonius Nebrissensis, Johannes Ludovicus Vives, Ferdinandus Nunnesius, Petrus Ciacconius, Achilles Statius, Antonius Augustinus, Benedictus Arias Montanus, Franciscus Sanctius die hervorstechendsten Männer sind.

Hierauf folgt die Geschichte der Spanischen und Portugiesischen Dichtkunst. Vielleicht ist diese noch in keinem Deutschen Kompendium der Allgemeinen Literatur mit gleicher Ausführlichkeit bearbeitet. Da aber Herr Wachler hier nur aus Velasquez Geschichte der Spanischen und Portugiesischen Dichtkunst nach Diezes Uebersetzung, aus Bertuchs Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur, aus v. Blankenburgs Zusätzen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, und andern in Deutschland bekannten Hülfsbüchern zu schöpfen hatte, so lassen auch wir es bey dieser allgemeinen Angabe bewenden.

Nur wenig war auch von den Schriftstellern der Beredtsamkeit bey beyden Nationen zu sagen; das Erheblichste besteht in einigen noch lesenswerthen Romanen und Novellen.

Reichhaltiger, und durch vielseitige Belehrung anziehend fällt der folgende Abschnitt von der historischen Literatur der Spanier und Portugiesen, und von der Literatur der Hülfswissenschaften zur Geschichte aus. Die Ordnung ist dieselbe, wie bey der Literatur Italiens. Die über manche, noch jetzt schätzbare, historische und Staatsschriften beygefügten Urtheile können demjenigen, der mit diesem Theil der Geschichtsliteratur sich bekannt machen will, zu einer nutzbaren Anleitung dienen. Die S. 402 richtig charakterisirte, und unter dem Namen Jeronymo Conestaggio erschienene Staatsschrift des Grafen v. Portalegre, Joao *da Sylva*, »Dell' unione del regno de Portogallo alla corona di Castiglia,« ist, Lateinisch, nicht nur, wie Hr. Wachler bemerkt, in der großen Sammlung der Hispaniae illustratae durch den Jesuiten Andreas Schott aufgenommen, sondern auch einzeln zu Frankfurt am Main 1602 8. ty-

 pis

pis Wechelianis gedruckt »Hieronymi Conestaggii de Portugalliae conjunctione cum Regno Castiliae Historia.« Ob eine andere, hier nicht nahmhaft gemachte Schrift, die Bentivoglio und Strada in ihren Geschichtsbüchern stillschweigend wohl zu benutzen gewußt haben, wir meinen die »Historia delle guerre della Germania Inferiore de Jeronymo Conestaggio, divisa in dieci libri.« S. l. (wahrscheinlich in Leyden) 1634 8., demselben Verf. angehöre, darüber sah sich Rec., bey Erblickung des obigen Namens, nach einer belehrenden Notiz vergeblich um. S. 404 und 405 erwarteten wir bey Anton de Herrera Tordesillas noch eine Anzeige von dem abgekürzten und leichter zu habenden Werke: Antonii *de Herrera* Novus Orbis; sive descriptio Indiae occidentalis, cum chartis geographicis et fig. Amstelodami, 1622, Fol.; da die beyden Madrider Ausgaben von 1601, und die spätere von 1729 in fünf Folianten wohl nur Wenigen zu Gesichte kommen dürften. Auch ein »Vocabularium Indicum« ist jenem Lateinischen Auszuge am Ende des Werks angehängt. S. 409 und 410 Garcilasso de la Vega. Die Geschichte der Spanischen Besitznehmung von Florida besaßen wir schon vor dem Jahre 1785 in einer frühern Deutschen Uebersetzung, die zu Zelle 1753 8. erschien. Einigen Wiederholungen, z. B. von Johann Ludovicus Vives S. 311 und 383, und von Johannes Genesius Sepulveda S. 385 und 397, sollte, bey Revision des Manuskripts, vielleicht von dem Verfasser abgeholfen seyn! —

Diese allgemeine Darstellung wird hoffentlich so beschaffen seyn, daß Inhalt und Oekonomie dieser Abtheilung hinlänglich daraus zu beurtheilen sind. Eine Auswahl von einzelnen Berichtigungen und Anmerkungen, die ohne beständige Unterbrechung des Ganzen nicht füglich beyzubringen waren, haben wir für die zweyte Hälfte dieser Anzeige zurückgelegt. Zur Mittheilung derselben finden wir uns um so mehr bewogen, da Hrn. Wachlers Bemühung für möglichste Vervollkommung und Politur der angefangenen Arbeit unverkennbar ist. In dieser Rücksicht versprechen wir unsern Erinnerungen, denen wir jedoch aus vielen immer nur ein Paar Beyspiele beyfügen können, bey dem Verf. und seinen gelehrten Gehülfen keine ungünstige Aufnahme!

Eine der unerläßlichsten Forderungen, zumal an ein Werk von dem Plan und Endzweck des vorliegenden, das für »studirende Jünglinge und Freunde der Gelehrsamkeit« ausgearbeitet wird, ist unstreitig die, daß, außer der strengsten und überdachtesten Auswahl, in der einzelnen Angabe die sorgfältigste Genauigkeit und unbezweifelste Richtigkeit beobachtet sey. Der studirende Jüngling und der Freund der Gelehrsamkeit muß in Fache der immer verwickelter werdenden Literatur sich seinem Führer; diesem aber auch mit voller Sicherheit vertrauen können, wenn er nicht immerwährend hin und herschwanken, nicht immer nur mit halber, das ist, keiner Belehrung zufrieden seyn will.

Soll er demnach mit den Arbeiten und Verdiensten gelehrter Männer vollständig bekannt gemacht werden: so ist vörderst bey der Aufzählung ihrer vorzüglichsten Schriften, schon um der Zuverläßigkeit willen, auf die bestimmte Angabe der Originalausgaben, wo ihr Daseyn außer Streit gesetzt ist, ein Hauptaugenmerk zu nehmen. Unter den Philologen Italiens hätten demnach S. 92 bey dem scharfsinnigen, gelehrten und belesenen Hermolaus Barbarus, die »Castigationes in Pomponium Melam«, nicht, wenigstens nicht allein nach der Antwerpener Ausgabe vom Jahr 1582 4. (es ist die Edition des Mela ex officina Christophori Plantini durch Andreas Schott, in welche jene Castigationes aufgenommen sind); sondern nach der viel frühern, bereits ein Jahr vor des Verf. Tode erschienenen Originalausgabe, mit den S. 93 nahmhaft gemachten Castigationibus Plinianis, angeführt seyn sollen: Hermolai Barbari Castigationes Plinianae. Item: Emendationes variae in Pomponium Melam, Romae, 1492 et 1493. Eben so fehlerhaft, und noch dazu mit einer neuen Unrichtigkeit entstellt, ist unten S. 113 unter den Philologen Spaniens, Ferdinandi *Pintiani* ähnliche Arbeit über den Pomponius Mela angeführt, nämlich »Castigationes in Pomponium Melam, Antverpiae, 1586, 4.« Denn, nicht zu gedenken, daß hier dieselbe Antwerpener Ausgabe durch Plantinus und Schott vom J. 1582 gemeint, die Jahrzahl aber unrichtig angegeben ist (denn S. 19 — 80 befaßt solche wirklich, nach den Castigationen des Herm. Barbarus, Pintiani Arbeit): so hätte

 auch

auch hier vorderst auf den seltenen, aber unbezweifelten, Originaldruck, Salmanticae, 1544, Fol., und dann auf den wiederholten Abdruck, Antverpiae, 1547, 8., vor dem spätern Wunderabdruck durch Plantinus, Rücksicht genommen werden sollen. Das Uebergehen der Originalausgaben mit bloßer Nahmhaftmachung späterer Abdrücke, gewinnt für die literarhistorische Succession ein widersprechendes Ansehen, besonders in solchen Fällen, wenn Uebersetzungen eines Werks in andern Sprachen angeführt sind, die, nach den spätern, hier als Originale angeführten, Abdrücken zu urtheilen, ein höheres Alter zu haben scheinen, als die Originale selbst. Hier ist ein Beyspiel dieser Art. S. 108 wird von den Fabeln des Gabriel Faërno eine Ausgabe, Patavii, 1718, 8., nachgewiesen, und die Französische Uebersetzung von Perrault, die gleichfalls citirt ist, soll doch zu Paris im J. 1699, folglich zwanzig Jahre früher als das Original, erschienen seyn! Das Widersprechende dieser Angabe aber hebt sich, sobald man von dem Originaldruck dieser Fabeln vom J. 1567, 12., unterrichtet ist.

Bey andern Anführungen, wo **mehrere Ausgaben** von einem und demselben Buche angezeigt werden, sind diese Ausgaben **nicht gehörig geschieden**. So scheinen uns z. B. S. 100, beym Cölius Rhodiginus, die Ausgabe seiner Lectionum Antiquarum nicht hinlänglich bezeichnet und auseinandergesetzt. Die erste ist unstreitig die Venetiis, in aedibus Aldi, 1516, in XXX Büchern. Ob eine, gleich das Jahr darauf erfolgte Baseler v. J. 1517, in XVI Büchern, wie hier angegeben wird, vorhanden sey, bleibt uns zweifelhaft. Von Baseler Ausgaben kennen wir eine vom J. 1542; eine zweyte per Ambrosium et Aurelium Frobenios Fratres vom Jahr 1566, und eine dritte Frankfurter vom Jahr 1599. Eine gleiche Vermengung wesentlich verschiedener Ausgaben nehmen wir S. 111 bey Petri *Victorii* Libris Variarum Lectionum wahr. Auf die, nur XXV Bücher enthaltende erste Florentinische Ausgabe von 1553, Fol., die auch zu Lyon bey J. Temporalis 1554 in 4. abgedruckt, und in diesem Nachdruck ziemlich selten ist, folgt zunächst die noch viel seltenere zweyte Florentinische der XIII letzten Bücher (XXVI—XXXVIII) vom J. 1569, in officina Juntarum Bernardi filiorum in länglichtem Quarto ungemein sauber, und in die-

[illegible] Florentinischen Originalausgaben [illegible] man Victorii Werk komplett. Da indessen die zweyte [Flo]rentinische der dreyzehn letzten Bücher von 1569 heut zu [Ta]ge kaum aufzutreiben ist: so hält man sich entweder an [die] dritte Florentinische apud Junctas vom J. 1582 (Hr. [W]achler setzt 1583), in Fol., oder an den freylich viel [sc]hlechtern Straßburger Nachdruck, sumtibus Lazari Zet[zn]eri, 8., in welchen beyden sämmtliche 38 Bücher der Va[ri]arum Lect. zusammen befindlich sind; nur bildet auch der [le]tzt genannte Straßburger Nachdruck nicht zwey Volumi[n]a, wie hier angegeben ist, sondern einen einzigen, ohne [d]ie Lateinischen und Griechischen Register, 1061 Seiten [fa]ssenden Oktavband. Wir haben die etwas umständlichere [A]useinandersetzung eines der schätzbarsten philologischen Ob[se]rvationsbücher um so mehr für nöthig gehalten, da die [ö]ftere Vermengung angesehener und bloß nachcitirter Abdrü[c]ke, die Rec. sämmtlich vor sich hat, auch bey eigentlichen Bi[b]liographen den kundigen Literator auffällt. Uebrigen[s] be[zi]ehen wir uns in Ansehung dessen, was diese Erinnerung [ü]berhaupt betrifft, auf die Eingangs mitgetheilte Berichti[g]ung über den Aeneas *Vicus* und Jac. *de Strada*.

Obgleich Vollständigkeit, wie der Vf. in einer Stell[e] seiner Schrift bekennt, nicht in dem Plan des Werks [l]iegt: so verstehen wir doch dieses Bekenntniß nur von absa[lu]ter Vollständigkeit, die freylich hier Niemand erwarten [d]arf; von relativer Vollständigkeit wissen wir [i]hn keinesweges frey zu sprechen. Mit Unrecht ist demnach S. 113 unter dem Artikel: Fulvius *Ursinus*, ein Hauptbuch [d]ieses fleißigen Gelehrten, der »Virgilius collatione scripto[r]um graecorum illustratus,« nach der Originalausgabe, [A]ntverpiae, 1567, 8., sowohl, als nach Valkenairs ver[m]ehrtem Wiederdruck, Leovardiae, 1747, 8., mit Still[s]chweigen übergangen, als worin Ursinus, nachdem Victo[r]ius in seinen Variis Lectionibus die Bahn gebrochen, [E]poche in diesem Fache der klassischen Gelehrsamkeit [g]emacht hat. Gleichergestalt hätten wir S. 88 bey Nic[o]laus Perottus (Niccolo *Perotti*) eine Anzeige seines »Commentarioli in primum Plinii Historiae Naturalis Li[b]rum« gewünscht. Gedruckt ist dieser Aufsatz, zugleich [m]it des Marini *Becichemi* Collectaneis in primum Plinii

 librum,

librum, Lutetiae Parisiorum in officina Petri Vidou, 1529. Fol.

Wie bald Ausgaben wissenschaftl. Werke durch Vermehrungen oder neue Bearbeitungen einen erhöhten Grad von Brauchbarkeit erhalten haben, so machen sie gegründeten Anspruch auf eine Nachweisung in literarischen Handbüchern. Bey dem schon genannten Fulvius *Ursinus* hätte demnach neben der Venediger, oder vielmehr Römischen Ausgabe von den »Imaginibus Virorum illustrium,« 1570, Fol., auch die Antwerpener Ausgabe von 1606, 4., einen Platz verdient, weil sie den, der frühern fehlenden »Commentarium« des Joannis *Fabri* enthält. Von *Antonii Beccatelli* Panormitae, interessanten Briefen ist S. 233 nur die Venediger Ausgabe von 1553, 4., angeführt. Die neuere Neapolitanische von 1746, Fol., die Rec. vor sich hat, ist aber mit sechs unedirten Briefen aus einem Codice manuscripto Ricardiano, und mit vielen Sprach- und literarischen Anmerkungen des ungenannten Herausgebers, eines Clerici Regularis Teatini, vermehrt, und verdiente in dieser Rücksicht hier mit Recht eine Anzeige.

Hier wiederhohlen wir auch noch den, schon bey der Anzeige des zweyten Bandes geäusserten Wunsch, die Titel der Bücher jedesmal in den Originalsprachen genau copirt, mitzutheilen; nicht aber, mit Verschweigung der Originaltitel, bloss mit ohngefähren Deutschen Uebersetzungen sich zu begnügen.

Wenn ein Schriftsteller in mehrern Gattungen mit Vortheil sich ausgezeichnet hat: so sollten diese mannichfaltigen Verdienste bestimmt angegeben, und die Werke, worauf sie sich gründen, nahmhaft gemacht seyn. Francesco Angeloni, dessen »Istoria da Giulio Cesare a Constantino Magno« S. 282 angeführt ist, hat sich, als gelehrter Antiquar, auch durch die noch seltenere »Historia di Terni,« in Roma, 1646. 4., unter den antiquarischen Ortsbeschreibern eine ehrenvolle Stelle erworben. Bey dem nur genannten Antonio *Beccatelli* sind S. 233 von hinterlassenen Schrif-

schriften nur die »Libri quatuor de dictis et factis Alphonsi Regis,« und die »Libri quinque Epistolarum,« aufgeführt. Er gehört aber auch unter die Dichter, wegen einer Sammlung von Epigrammen, überschrieben: »Hermaphroditus,« deren er selbst in seinen Episteln (Lib. IV. Ep. 76. p. 176 der Neapolit. Ausgabe) und deren insbesondere Poggius Florentinus in einer Epistel unter denen des Panormita (Lib. IV. Ep. 11. p. 181) gedenkt. Aus Poggii Schreiben ersieht man, daß die darin enthaltenen Gedichte nach damaliger Italiänischer Sitte, von der freyesten Art waren.

Zuweilen fehlt eine genauere Bestimmung einer Angabe, die, in wenig Worten beygebracht, die ertheilte Notiz entweder an und für sich der Richtigkeit näher bringt, oder doch die Mühe eines vergeblichen Nachsuchens erspart. Bey des Aeneas *Sylvii* durch Jacobus *Ammanatus* fortgesetzten »Commentariis rerum memorabilium« (der Geschichte seiner Zeit), deren S. 236 mit Recht auszeichnend Meldung geschieht, hätte bey den Worten: »setzte es von 1464 — 1469 fort,« nach der letzten Jahrzahl noch hinzugesetzt werden sollen, in sieben Büchern. Der Liber septimus endigt in der angeführten Frankfurter Ausgabe (in officina Aubriana, M. DC. XIV) S. 454 mit der meisterhaften Schilderung des Kardinal Carvagial. — Antonii *Beccatelli*, Panormitae, »Libri IV. de dictis et factis Alphonsi Regis,« sollen, wie S. 233 gesagt wird, »am besten in *Jani Gruteri Thesauro Critico Tom.* 2« ediet seyn. Wie kämen sie, dachte Rec., dahinein? Und hielt es anfänglich für eine Verwechselung der Namen Antonio *Bendinelli*, von welchem die Grutersche Ausgabe in Octavo kritische Aufsätze enthält, und Antonii *Beccatelli*. Nachher brachten ihn die Dissertazioni Vossiane des Apostolo *Zeno* auf die Vermuthung, daß obiges Werk des Antonio Beccatelli vielleicht in die unförmliche Ausgabe des Gruterschen Thesaurus durch Gian Felice *Palesi* aufgenommen seyn könne; denn die alte Ausgabe hat davon, wie es sich geziemt, keine Spur. Warum verschwieg aber der Verf. diesen Umstand, der vielleicht Mehrere täuschen wird? Beyläufig merken wir an,

daß

[illegible] der, mancher Eigenschaften wegen noch immer achtungswerthe Originaldruck des [illegible] Werks, de [illegible] et factis, u. s. w., Basileae, ex officinâ Hervagianâ, [illegible] 4., nicht hätte mit Stillschweigen übergangen seyn sollen.

Wo über das Leben und die Schriften der Gelehrten Nachweisungen ertheilt sind, eine Bemühung, die Hr. Wachler keinesweges verabsäumt hat, da finden wir zwar mehrere besondere Lebensbeschreibungen hie und da ausdrücklich citirt; zuweilen ist aber auch bloß auf Bayle; dessen Fortsetzer Chaufepie, Niceron, und ähnliche Sammler verwiesen, und die vorhandene besondere Lebensbeschreibung nicht zur Erwähnung gebracht. So sind, z. B. S. 87, bey dem Kardinal Bessarion nur Börner »de doctis hominibus graecis,« u. s. w., und der magere Niceron angeführt. Mit beyden Nachweisungen, besonders mit der auf den fleißigen Börner, konnte man nun zwar vor vielen Jahren zufrieden seyn; jetzt aber würden wir auf das weiter führende Werk, »de vita et rebus gestis Bessarionis, Cardinalis Nic. Commentarius,« Romae, 1777, 4., aufmerksam gemacht haben. Eben so ist S. 100 bey dem geschmackvollen und gelehrten Aulus Janus *Parrhasius*, über sein Leben der einzige Bayle angeführt: Der »Vita Parrhasii scripta à Xaverio *Matthaei*,« die der Neapolitanischen Ausgabe der »Quaesitorum per Epistolam« von 1771 S. XI — XXXIII vorgesetzt ist, finden wir mit keinem Worte gedacht. — Dieser sehr ansehnlich gedruckten Ausgabe, Typographis Simoniis fratribus, ist S. 375 ff. ein vorher unbekanntes »*Specimen adnotationum* des Parrhasius,« und eine »*Elegia ad Luciam*« von demselben Ms. beygefügt. Noch weit gemeinnütziger aber würde dieser Abdruck zu veranstalten gewesen seyn, wenn der genannte Herausgeber *Parrhasii* gelehrten Nachlaß in der Bibliothek des Heiligen Johannes ad Carbonariam gehörig zu brauchen verstanden hätte, was, nach seinem Verzeichniß S. XXII ff. zu urtheilen, keinesweges geschehen ist. — Ueberhaupt wären, besonders bey den Gelehrten Italiens, gar häufig noch neuere Quellen vom Hrn. Wachler zu Rathe zu ziehen gewesen. Unter diesen stehen oben an, außer mehrern Abhandlungen des fleißigen Zusammen-

[illegible]ngers Fabrucci in der bändereichen Sammlung des Ca[illegible]ogera, die Leben des Cosmus und Lorenz von Medicis von Angelo *Fabroni*, eben desselben »Historia Academiae Pisanae,« und die trefflichen »Vitae Italorum.« So wäre z. B. über des Franciscus Philelphus Geburtsjahr, welches wohl nicht 1398 gewesen seyn kann, aus der »Historia Academiae Pisanae« dasjenige mit Nutzen zu brauchen gewesen, was Vol. I. Part II. Cap. XI. p. 368 Nota i), Fabroni aus schriftlichen Urkunden der Universität Pisa beygebracht hat. Zu S. 246 über Francesco Guicciardini würden wir die schöne Stelle P. II. Cap. VI. [illegible] nicht übersehen haben, und dergleichen mehr.

Mit dem wachsamsten Fleiße endlich müßte jede Angabe vermieden seyn, die schlechthin unrichtig und literarische Mißgriffe zu veranlassen geeignet ist. So heißt es, unter andern, S. 206 von Francesco Robortelli: »Er schrieb Anmerkungen zum Aeschylus, *Venetiis*, 1552, 4.; zum Longin, *Basileae*, 1554, 4.; zu Aristoteles Poetik, u. s. w. Aber die vermeintlichen »Anmerkungen zum Aeschylus« sind schlechterdings kein Werk, das mit den übrigen zum Longin, u. s. w., in eine Klasse zu stellen wäre; vielmehr sind, wie deutlich sich ergiebt, die Griechischen »Scholia in Aeschyli Tragoedias omnes« gemeint, die Robortelli aus einer Handschrift des Mariani *Savelli* zu Venedig, 1552, 8., ans Licht gab, und welches die nachher in spätern Ausgaben dem Tragiker beygesellten Scholien sind. —

S. 216 hat Hr. Wachler sich veranlaßt gefunden, das bekannte Epigramm auf den Italiäner Gelli aus Mart[illegible] *Fosrani* Peplo Italiae mit der Deutschen Uebersetzung einzurücken. Gewiß nicht ungern würde man das weniger bekannte Epigramm des Angelus *Politianus* auf den verdienten Hermolaus *Barbarus* S. 92 u. 93 gelesen haben. Wir setzen es aus dem achten Bändchen der Deliciarum poeticarum unsers unvergeßlichen Freundes *van Santen*, so wie [illegible] S. 303 vorliegt, hieher:

D. M.

D. M.

HERMOLAI BARBARI

Barbariem Hermoleos Latio qui depulit omnem,
Barbarus hic situs est; utraque lingua gemit.
Urbs Venetûm vitam, mortem dedit inclyta Roma;
Non potuit nasci nobiliusve mori.

ANGELVS POLITIANVS.

Ein Paar Kleinigkeiten zum Schluße! *Perizonius* heißt, nach seinem Vornamen, nicht »Nicolaus«, wie S. 318 steht, sondern Jacobus; die Bauersche Ausgabe der Minerva ist, leider, nicht vollendet, sondern begreift nur ohngefähr die Hälfte des Ganzen. — »Der Brüder de Bry Geschichte von Amerika,« wie es S. 417 heißt, sollte geändert seyn, de Bry. Bey Gelegenheit des bekannten Legati *Warneriani* S. 55 muß, statt »L. Waerners« gelesen werden Warners. »Sigonii Opera cum notis *Saxeii*« S. 111, soll heißen, Saxii. Aehnliche, oder vielmehr schlimmere, Entstellungen in einer Menge Italiänischer, Spanischer, Portugiesischer Namen, die vermuthlich zum größten Theil auf der Korrektoren oder Depravatoren Rechnung fallen, werden studirenden Jünglingen keine leichten Räthsel seyn! Nicht einmal einen »*O. F. Menske de Vita Fracastorii*« S. 160, hat der Korrektor in den rechtmäßigen *Mencke* umzuschaffen gewußt! Ihm, dem Korrektor, gebührt auch vermuthlich S. 329 das monströse »*Nemorasium*«; statt Nemoralium! Ein Schreibfehler S. 419: »*argumentée*«; statt, augmentée. Ein Sprachfehler S. 270, von dem Geschichtswink des Paolo Sarpi: »über Freund und Feind wird mit musterhafter Mäßigkeit geurtheilt;« statt, Mäßigung.

Da ein allgemeines Register nach Beendigung des vierten Bandes versprochen ist: so läßt man sich den Mangel eines alphabetischen Registers der zahlreich aufgeführten Namen in dieser Abtheilung, doch freylich auch nur ungern, gefallen.

Gs.

Literatur der Deutschen Staatengeschichte, von D. *Carl Gottlieb Weber*, Privatlehrer der Rechte auf der Universität zu Leipzig, (jetzt Oberkonsistorial-rath zu Dresden.) *Erster Theil:* Allgemeine Literatur und insbesondere von Oesterreich, Böhmen und den Ländern des Bayerschen Kreises. Leipzig, bey Crusius. 1800. 2 Alph. 5 Bog. gr. 8. 2 Rh. 8 gr.

Der von diesem literarischen Produkte noch nicht als Schrift-
eller bekannt gewesene Verf. unternahm es, seit 1795 ein
ues Handbuch der Deutschen Staatengeschichte nach dem
essen selbst, und den Erfordernissen, die man jetzt mit
m Begriff einer pragmatischen innern und äußern Landes-
d Staatsgeschichte verbindet, auszuarbeiten, und dadurch
nem sehr fühlbaren Mangel in Ansehung der Deutschen
rritorialgeschichte abzuhelfen. An der Ausführung dieses
hfallswürdigen Unternehmens hinderte ihn theils der Krieg,
eils eigene Angelegenheiten. Diesen Hindernissen ver-
nken wir den Anfang des vor uns liegenden Handbuches
er die historische Literatur der Deutschen Partikularstaa-
n. Bey Bearbeitung desselben setzte sich Hr. W. vor, ein
sehr, als in diesem Fache möglich ist, vollständiges, ge-
nes und systematisch zweckmäßig geordnetes Verzeichniß
r, die Geschichte der besondern Deutschen Staaten und
ebiete, überhaupt und im Einzelnen, näher und entfernter
treffenden Schriften und Abhandlungen zu liefern, sowohl
r besonders gedruckten, als der Aufsätze, die in Samm-
ngen, Journalen, Gesellschaftsschriften u. s. w. eingerückt ste-
n. Bescheiden nennt er es einen »Versuch, durch dessen
achsichtsvolle Aufnahme die Kritik ihn zu mehrerm Fleiße
nd Genauigkeit bey der mühsamen Fortsetzung desselben
ufmuntern wird.« Und diese Aufmunterung verdient Hr.
W. im vollen Maaße; denn hier ist mehr als Versuch!
Wir finden, nach den besten Mustern in diesem Fache, alle
chriften literarisch genau verzeichnet, vortrefflich, hier und
fast zu fein, classificirt, und bey jeder, so weit die kriti-
hen Hülfsmittel reichten, auf Recensionen in Journalen
nd Zeitungen verwiesen, mit Beyfügung eines Sternchens,
enn die angezeigte Schrift darin gelobt, oder eines Kreuz-

chens

stens im Gegentheil ꝛc. Auf eigene Bemerkungen stößt
man nur selten. Dergleichen hofft Hr. W. künftig in einem
besondern Buche vorzutragen, wenn er erst — wie er auf
eine ihm sehr rühmliche Weise hinzusetzt — sein Urtheil im
reifern Alter noch mehr wird berichtiget und gebildet haben.
Gegenwärtig ist ihm hauptsächlich um möglichste Vollständigkeit zu thun. Daß er diese, mit Benennung der schon
vorhandenen Hülfsmittel, so weit erreicht habe, als sie nur
immer ein einziger Mann bewirken kann, können wir auf
unser kritisches Gewissen bezeugen. Daß nicht hier und da
Lücken auszufüllen, und Versehen zu berichtigen seyn sollten,
kann freylich nicht geläugnet werden, und liegt in der Natur solcher, so sehr ins Specielle gehenden Literaturwerke.
Daher denn auch bereits andere kritische Blätter, besonders
die Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung vom J. 1800.
Nr. 120—122, Supplemente darreichten. Auch wir könnten damit dienen, könnten z. B. S. 108 bey Andrian's
Epochis etc. bemerken, daß die erste Ausgabe zu Grätz 1730
in 8. erschien; daß unter den Schriften über Kaiser Maximilian den ersten, und über dessen Vorhaben, Papst zu werden (S. 127), die Cyprianische Disputation (Coburg 1710.
4.) fehlt; daß die Menkische Disputation: de naevis politicis Caroli V. auch in dessen Dissertationibus academicis
steht; daß die, S. 133 erwähnte Ehrenrettung einiger
Gelehrten gegen die Verläumdungen des Professors
Wernher in seiner Ehrenrettung desselben Kaisers
von dem ehemaligen Stadtpfarrer am Ende zu Kaufbeuren herrührt; daß der Vf. der Lebensgeschichte Albrechts
von Wallenstein (S. 212) der noch lebende Preußische General von Grevenitz ist; allein, wozu hier den
Raum mit Zusätzen und Verbesserungen verschwenden? Besser, man sendet sie dem auf die möglichste Vervollkommung
seines sehr brauchbaren Werks sorgfältig bedachtem Verfasser
unmittelbar zu, damit er in einem künftigen Supplementband Gebrauch davon machen möge! Schon diesem
ersten Band that er auf 6 Seiten dergleichen hinzu. Sehr
wohl that er auch, daß er die Literatur der Statistik und
des Staatsrechts, wie auch der Kirchen- und Kulturgeschichte,
mit in seinen Plan zog. Im künftigen Bande will er die
historische Literatur von Schwaben, Franken und den bey
Deutschland gebliebenen Rheinischen Landen liefern. Hieraus,
und weil er mit der Pfälzischen Literatur warten will, bis das

das

jemals auch dunkle Schicksal über die Rheinpfalz entschei-
en werde, muß man schließen, die Literatur der jenseits
es Rheins liegenden, und, leider! an Frankreich abgetre-
enen Deutschen Länder, soll in diesem Werk übergangen
eeden. Diesem Vorhaben wird, aus mehrern leicht erach-
ichen Ursachen, kein Literator beystimmen; sondern viel-
tehr, mit uns, den Verf. um Abänderung dieses Entschlus-
s bitten.

Zur Erleichterung des Aufsuchens und Nachschlagens
at Hr. W. durch bestimmte Kolumnentitel und durch ein
weckmäßiges Register gesorgt.

Wk.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Chaldäische Chrestomathie. Größtentheils aus Handschriften, herausgegeben von Johann Jahn. Wien, bey Wappler und Beck. 1800. 210 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Da jedem Lehrer sein eigenes Handbuch beym Unterrichte
u gönnen ist: so ist Rec. weit davon entfernt, irgend ein
Wort gegen diese, seit wenigen Jahren erschienene dritte
Chaldäische Chrestomathie einzuwenden. Möge nur daraus
ie Ahnung mit Recht gezogen werden können, daß die Zahl
er Liebhaber dieser Sprache sich mehre! Wodurch sich diese
Chrestomathie auszeichnet, ist der Umstand, daß sie aus
Handschriften abgedruckt worden: und dieß ist auch das Einzi-
ge, worüber ein Wort nöthig ist.

Die Abweichungen des Textes der Targumim und ih-
er Punktation in Handschriften von dem gedruckten sind
ekanntlich groß und häufig. Der orientalisch-gelehrte und
hätige Herausgeber nahm nun mehrere der Chaldäischen
Fragmente, die er aus den Targumim abdrucken lassen
wollte, aus Wiener und andern biblischen Handschriften,
eren Gebrauch ihm zu Gebote stand, um kritischen For-
chern Materialien solcher Verschiedenheiten zu liefern, und
das

dadurch das Urtheil über ihre Beschaffenheit einigermaßen zu erleichtern. Da er aber das Abschreiben derselben, und ihre Zubereitung zum Druck einem seiner fähigern Zuhörer überließ: so sind sie mit allen ihren Fehlern in Konsonanten und Vokalen abgedruckt worden, mit welchen sie die Handschriften enthielten. Ein Lehrer wird also mancherley in den Texten zu bessern finden, welches die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesseln helfen und beschäfftigen kann, welches die gute Seite dieses Verfahrens ist; ob gleich Andere glauben werden, die Hauptfehler hätten sogleich beym Abdruck berichtiget werden sollen.

Für die Besitzer von Kennicotti differt. generalis wollen wir anmerken, daß in der Vorrede Einiges vorkommt, woraus sie die historischen Notizen von den dort registrirten und hier gebrauchten Handschriften berichtigen und erweitern können.

Ein Glossarium folgt noch nach.

Ew.

Godofr. Hermanni, Prof. Lips., Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. Leipzig, bey Fleischer d. J. 1798. VIII und 162 S. gr. 8. 18 ge.

Aeschyli Eumenides. Specimen novae recensionis tragoediarum Aeschyli. Edidit *Godofr. Hermannus*. Leipzig, bey Fleischer d. J. 1799. 61 S. gr. 8. 8 ge.

Der mit ausgezeichnetem Talent für das Sprachstudium ausgerüstete Verf. hat sich schon in einer Reihe Schriften, de metris poëtarum, Handbuch der Metrik, de metris Pindari, in den beyden von uns hier anzuzeigenden, und noch in einigen andern um die Metrik der Alten, insonderheit der Griechen, große Verdienste erworben, die er seit Kurzem in seinem Werk: de emendanda ratione graecae grammaticae, auch auf andere Theile der Grammatik überzutragen anfängt. Er hat mit dem Enthusiasmus, der der Jugend

wohl ansieht, das Werk der Reformation ist seinem Fache gonnen; er ist rasch darin fortgeschritten, und hat sowohl gen der Schnelligkeit, womit es alles betrieben, als durch ablässiges Fortstudiren, in jedem folgenden Buche Anlass d Stoff gefunden, Manches von dem, was er im Vorherhenden, oft ziemlich entscheidend, vorgetragen hatte, zu ckzunehmen. Ueberall erkennen wir in seinen Schriften n Mann von Dichtergelehrsamkeit, Scharfsinn, Subtilit und musikalischem Ohr. Ihm ists aber nicht lediglich die Grammatik und um die Metrik, einen Theil derselben, als solche, zu thun; sondern vornehmlich, weil sie eile des Cyclus der alten Literatur sind, und auf die gründere Einsicht in dieselbe wesentlichen Einfluß haben. Neue enim, sagt er schön in der Vorrede zu den Obss., is o sum, qui insignem vitae partem versibus dimetiendis pendere velit (velim), nisi simul divina poëtarum saentia, historiae cognitio, philosophiae cogitatio animum piat atque retineat. Immo nihil usquam esse arbitror, od recte possit ac vera cum utilitate agi, nisi rerum nium inter se conjunctione et societate bene intellecta, ae lumen omnibus hominum studiis veramque dignitem affert. Die Observationes beschäfftigen sich noch ehr mit dem Aeschylus als mit dem Euripides, nebenher ich mit manchen andern Dichterstellen. Ein besonders rvorstechendes Stück in ihnen ist die Darstellung der rsale der Jo im Prometheus, veranlaßt durch Vossens vielen Stücken abweichende Ansichten davon in den myologischen Briefen. Der Vf. legt hier von Voß das unwundne Bekenntniß ab, daß er, bey großen Verdiensten die alte Geographie, den Dichtern oft durch seine kühn Erklärungen Gewalt anthue. Die Observationes, sohl als die neue durch eine Menge herrlicher metrischer d andrer Verbesserungen ausgezeichnete Recension der Euripiden, welche keine Zugabe von Anmerkungen enthält, d bereits in der zweyten Schützischen Recension der auerspiele des Aeschylus (Halle 1800) nach Verdienst bet worden.

Al.

C. Sallustii Crispi bellum Catilinarium ad exemplar S. V. Telleri edidit, notisque maximam partem ejus, illustravit M. *Henricus Kunhardt*, Ph. D. Gymnasii Lubecensis Subrector, m. Soc. Teut. Helmsted. sod. Lubecae, impensis Bohnii MDCCLXXXIX. 120 S. gr. 8. 8 gr.

Herr Kunhardt spricht in der Vorrede von der Verschiedenheit des Zwecks und der Einrichtung von Ausgaben alter Klassiker im Ganzen sehr richtig; nur darin sind wir nicht einverstanden, daß Ausgaben, welche für die erwachsenere Jugend der Schulen und Akademieen bestimmt sind, keine varietas lectionis zugegeben werden müsse. Bey Ausgaben, welche für Vorlesungen bestimmt sind, möchte dieß im Gegentheil gerade die zweckmäßigste Zugabe seyn, um die Zuhörer auch in der Kritik üben zu können. Der Abdruck selbst ist sehr nett und sauber gerathen, und die dem Texte untergesetzten Anmerkungen sind größtentheils aus andern Auslegern ausgewählt, und empfehlen sich durch Zweckmäßigkeit und Kürze. Sie erläutern theils einzelne Worte und Gedanken, theils Umstände aus der Antiquität und Geschichte; auch geben sie die Parallelstellen aus Cicero und Andern zur Erörterung der Catilinarischen Geschichte an.

Bz.

Ciceros parallele Dankreden an das Volk und an den Senat — nach einem genau berichtigten Lateinischen Texte in das Deutsche übersetzt, und mit einem Kommentar zur Bildung des Kritikers, Auslegers und Redners versehen — von M. *Benj. Weiske*, Conr. in Schulpforte. Leipzig, bey Fleischer. 1800. 204 S. und VIII S. Titel und Vorrede. gr. 8. 14 gr.

Der verdiente Herausgeber der in Cicero's Briefen enthaltenen Briefe anderer Römer, liefert hier eine treue und doch geschmackvolle, nicht ängstlich an den Worten klebende

e; Uebersetzung, wie auch eine sehr sorgfältige Zergliederung, und mit eigenem scharfsinnigen Urtheil begleitete Erläuterung der beyden genannten Ciceronischen Reden. Vorausgeschickt hat er eine kurze historische Einleitung zu beyden Reden; ingleichen Absicht und Plan beyder Reden, nebst einer kurzen Beurtheilung desselben. Dann folgen bis S. 102 die Reden selbst im Original mit untergesetzter Deutscher Uebersetzung. Von S. 102 — 120 eine Anleitung zur fruchtbaren Vergleichung beyder Reden; worin die Einförmigkeit und Aehnlichkeit beyder Reden sehr gut gezeigt wird; welche allerdings bey einem so erfindungsreichen, talentvollen, und vollkommen ausgebildeten Redner, als Cicero war, einmal in einer Lage, wo ihn ein neu erhaltenes Glück zur Begeisterung hinreißen mußte, sehr auffallend ist. Herr W. sucht mit Aengstlichkeit die Ursachen auf, welche den großen Redner bewogen haben mögen, in diesen Reden so einförmig zu seyn, daß er sich selbst zu kopiren scheint. Er meint: »zeugte nicht in beyden Werken die Sprache, die Deutlichkeit, die Fülle, der Periodenbau, die schönen Wendungen einzelner Gedanken, der Witz und die ganze Gestalt der Rede denselben Cicero: man würde in der That Grund genug haben, zu vermuthen, daß eine von beyden Reden untergeschoben sey.« Uns nimmt es Wunder, daß Herrn W. seine eigenen Bemerkungen über die auf einen Leisten gepaßten Reden nicht einen Schritt weiter, und folglich auf die Vermuthung führten, daß beyde Reden ein Machwerk eines Ciceron. Nachahmers seyen, wenn ihm auch diese Marklandische, nun durch Wolfs Ausgabe von den vier untergeschobenen Ciceronischen Reden (post red. ad Quir. und in sen., pro domo und de harusp. resp.) zu hoher Evidenz erhobene, Behauptung unbekannt war. Denn er gedenkt wenigstens weder dieser, noch des Gesnerischen Widerlegungsversuchs in keiner Stelle seiner Ausgabe. Hätte er diese Vermuthung einmal aufgefaßt: so würde sein sonst scharfer und freyer Blick gar bald bemerkt haben, daß es sich mit der Schönheit und Richtigkeit der Sprache, mit der Fülle, dem Periodenbau, den schönen Wendungen, dem Witze und der ganzen Ciceronischen Gestalt der Rede in vielen Stellen dieser Reden noch wohl halten lasse, und daß, wo Etwas von diesen Tugenden der Rede sichtbar sey, es sich gar wohl aus dem Bemühen des Imitators erklären lasse, denn der Rhetor, der diese Reden geschmiedet, hatte unstreitig

streitig nun verlorne Reden des Cicero vor sich, und hebt Gedanken und Wendungen daraus. Herr W. ist auf mehrere Schwierigkeiten grammatischer, rhetorischer und historischer Art gestoßen; man sehe z. B. seinen Plan der Rede ad Quir. post red. S. 5—11, und anderwärts in den Anmerkungen; nur gerieth er nicht auf das richtige Resultat. Die beyden Reden angehängten Anmerkungen gehen von S. 120—198. Ein Register über die vornehmsten, in den Anmerkungen enthaltenen Wörter und Sachen ist angehängt. Daß die Anmerkungen viel Brauchbares für die Jugend, auch mehreres, dem Verf. in Beurtheilung von Worten und Sachen Eigenthümliche enthalten, dafür bürgt schon der Name desselben; indessen wird er sich an mehreren Stellen aus Marklands und Wolfs Noten nun eines anderen belehren können; deren Vergleichung einem Manne, dem es nur um das Wahre in allen Fällen zu thun ist, zugleich großes Vergnügen gewähren wird.

L.

C. Velleii Paterculi quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus recensere, et commentario perpetuo illustrare coepit M. *Christianus David Jani*, Gymnasii ill. Islebiae olim Rector, — continuavit *Jo. Christianus Henricus Krause*, Lycei Hannoverani Rector. — Accesserunt D. *Caroli Morgenstern*, Prof. Eloqu. et Poës. in Athenaeo Gedanensi, de Velleii P. fide historica etc., et *Jo. Friderici Herel*, Profess. in Academia Erfurtensi, Adnotationes criticae in Velleium. Lipsiae, sumtibus Schwickerti. MDCCC. 741 S. mit den Registern, LXXII Titel, Vorrede, Addenda, u. s. w., und 144 S. vorgesetzte Abhandlungen. gr. 8. 2 Rg. 20 gr.

Es ist nun bereits zwey und zwanzig Jahre, daß uns der berühmte David Ruhnkenius eine Ausgabe des Vellejus Pat. in zweyen Bänden gab, deren ersten den Text sammt

des

ch Rhenanus und des Burerius und seinen eigenen, meistens kritischen, Bemerkungen, der zweyte hingegen den ganzen Vorrath aller übrigen Ausleger enthielt. Ruhnken gab den Text meistens nach der editio princeps des Rhenanus, und ließ in seinen eigenen, übrigens vortrefflichen, Noten noch manche Erläuterung im Betreff der Diktion und des Sinns des Schriftstellers sowohl, als in Hinsicht auf die Geschichtsdata zu wünschen übrig. Manches fand man wohl noch in dem reichen Vorrathe der notae doctorum virorum im zweyten Bande; aber es wollte aus einer Menge unzweckmäßig beygebrachter Materialien hervorgesucht seyn, und nicht überall fand man auch da die gesuchte Hülfe. Dieß veranlaßte den verstorbenen Jani, den Plan zu einer neuen Ausgabe zu fassen, worin der Text dieses Schriftstellers, von welchem auch selbst das einzige, vorhin im Murbachischen Kloster vorhandene Manuskript verloren ist, nach den Muthmaaßungen der besten Kritiker verbessert erscheinen, und außerdem den vorhin angegebenen Bedürfnissen genügt werden sollte. Er hinterließ auch ein ausgearbeitetes Stück einer nach diesem Plane bearbeiteten Ausgabe, nämlich vom Anfange des Werks bis in die Mitte des sechsten Kapitels im zweyten Buche, welches nach dessen Tode an Herrn Heyne kam. Heyne bestellte Hrn Köppen zur Fortsetzung; aber auch dieser schied dahin, und zwar, ohne irgend etwas zu dieser Fortsetzung Vorgearbeitetes zu hinterlassen; wie Heyne selbst bezeugte, an welchem alle Papiere Köppens nach dessen Hintritt kamen. Nun wandte sich Herr Heyne mit seiner Aufmunterung zur Vollendung des Werks an den jetzigen Herausgeber, Herrn Krause, seinen ehemaligen Schüler, der eben damals vom Rektorat zu Jevern an Köppens Stelle nach Hannover berufen war. Dieser Mann, der, nach mehreren Aeußerungen der Vorrede zu urtheilen, von seinen Talenten und Kenntnissen eine sehr bescheidene Meinung hat, weigerte sich Anfangs; aber Herr Heyne versprach literarische Unterstützung; und nun übernahm er das Werk, an dessen schnellere Beendigung ihn jedoch häusliche und andere Leiden, auch eigene Kränklichkeit, oder Arbeiten für den Bedarf seines Hauswesens, wie er in der Vorrede sagt, behinderten.

Herr Kr. verließ jedoch in einigen Stücken Jani's Plan; oder er verbesserte ihn vielmehr. Dahin gehört erstlich,

lich, daß er am Rande des Textes die Zeitrechnung stets an-
gab, und sodann, daß er alle sich auf Vellejus beziehende
Arbeiten der Gelehrten, welche nach des Ruhnkens Ausgabe
erschienen waren, ingleichen auch die libri critici, und die
Grunersche und Zweybrückische Ausgabe zu Rathe zog und
benutzte, auf welche Arbeiten insgesammt Jani keine Rück-
sicht genommen hatte. Alle diese Hülfsmittel finden sich im
vierten Abschnitt der Prolegomenen verzeichnet. — In Ab-
sicht der Lesarten alter Ausgaben stellte er keine neue Verglei-
chung an; sondern glaubte sich hierin ganz auf den in der
Ruhnkenischen Ausgabe aufgestellten Apparat verlassen zu
können; dagegen gieng er auf Vergleichung der in der Rhe-
nanischen Ausgabe von Burerius beygefügten Kollation mit
der Handschrift zurück, um genau zu unterscheiden, was
Lesart der Handschrift, und was glückliche oder unglückliche
Verbesserung des ersten Herausgebers selbst sey. Wir sag-
ten vorhin, daß er einen, nach den Verbesserungen der Kri-
tiker berichtigten Text gegeben habe; allein mit welcher kri-
tischen Gewissenhaftigkeit er dabey verfahren sey, darüber
erklärt er sich selbst in der Vorrede S. XV, XVI auf eine
genugthuende Weise. Diese Grundsätze verdankt er dem
genauern Studium der Ruhnkenischen Noten, und dem
Briefwechsel mit Hrn. Heyne. Auch erklärt er sich meistens
mit sattsamen Gründen über die gewählte und aufgenom-
mene Lesart. Nach wahrscheinlichen Muthmaaßungen der
Gelehrten ausgefüllte Lücken sind im Texte mit Halbzirkeln,
Interpolationen hingegen mit eckigten Klammern bezeichnet;
die Lacunen findet man zusammengestellt im index in notis
S. LXIV. Die Stellen, in welchen er selbst Verbesserun-
gen vorgeschlagen hat, giebt er zusammen S. XVIII der
Vorrede an. — Die Erklärung begreift nicht bloß einzelne
Worte und ihre Verbindung, nicht nur einzelne Gedanken
und ihren Zusammenhang, mit Angabe der Quellen, d. h.
der Schriftsteller, mit welchen Vellejus seinen Geist genährt
zu haben scheint; (zu dieser Bemühung, solchen Quellen
einzelner Redarten, Worte, Bilder und Gedanken in frü-
heren Schriftstellern nachzuspüren, geben freylich angesehene
Philologen das Vorbild; aber wir können uns keineswegs
von ihrer Zuläßigkeit oder sonderlichen Nutzbarkeit überzeu-
gen!) sondern sie erstreckt sich auch auf die Personen, die er-
zählten Begebenheiten, die Zeiten, die Lage der Oerter, und
auf alle vorkommende Gegenstände der Alterthumskunde.

na-

namentlich auch der Geographie. Er hat zu dem Ende die griechischen und Römischen Geschichtschreiber, sowohl die ausführlichern, als die Verfasser der historischen Epitome's, durchaus verglichen; auch für die Geographie, besonders der Deutschen, hat er Gatterer's synchronist. Universalhistorie, und Mannert's Geographie der Griechen und Römer benutzt. In Zurückführung des Römischen Geldes, Maaßes und Gewichts auf den Werth des Unsrigen war Grosse's Auszug aus Romé de L'Isle sein Führer. Sicherer hätte er doch das Originalwerk selbst immer befragt. Denn so ganz unbedingt möchten wir doch jenem Auszuge nicht trauen. Zu der am Rande beygefügten Chronologie ist noch eine Verbesserung S. XXV und XXVI der Vorrede hinzugekommen. In den Addenda et Corrigenda S. XXVI bis XVI ist Vieles nachgeholt und verbessert, worüber sich der Herausgeber erst bey und nach der Arbeit eines Bessern oder des Mehreren belehrte. Sie erschweren freylich den Gebrauch; sind indessen aber doch, wie Jener zu seinem zu spät kommenden Gäste sagte, willkommner, als wenn sie gar nicht gekommen wären.

Ein Beweis ausdauernden Fleißes sind die vorgesetzten Prolegomena auf 104 Seiten, deren Gegenstände folgende sind: 1) de Velleii Pat. vita, statt der Dodwellischen annales Velleiani und der synopsis chronologica vitae Velleianae, welche sich vor Ruhnkens Ausgabe befinden. 2) De operis Velleii indole. Er zeigt, daß dieß Werk eigentlich ein kurzer Inbegriff einer Weltgeschichte seyn sollte, woran Vellejus dann die Zeitgeschichte anknüpfte. Er erörtert ferner das Eigenthümliche in dem Styl und Erzählungsart, welche pragmatisch ist, in der Charakterzeichnung großer Männer, worin Vell. besonders Meister ist, (man sehe z. B. Piso's Charakter 2, 98) u. s. w. 3) De Velleii ingenio, moribus et fide. Wie man leicht erwarten kann, wird hier der Vorwurf niederträchtiger Schmeicheley gegen den Tiberius und Sejanus, den noch Herel fälschlich wiederholte; Ruhnkens, Jakobs und Morgenstern aber widerlegten, noch einmal der Prüfung unterworfen, und zurückgewiesen oder entschuldigt. Man nimmt doch immer wieder Partey für den Vell., wenn man ihn nun so durchaus von diesem Schriftstellerflecken befreyen will; denn als

Mensch möchte er, da er dem Tiberius sein Glück verdankte, Entschuldigung verdienen. Wenn es klar ist, daß er das Schlechte vom Tiberius übergeht oder verdeckt; warum bleibt man nicht bey der natürlichen Ursache, daß auch Vell. wie so mancher andere Schriftsteller und Geschichtschreiber, Mensch war, der sich in diesem Falle, vielleicht aus Dankbarkeit, vielleicht aus kaiserlicher Beschränkung der Rede und Schreibfreyheit, von der Wahrheit etwas entfernte, oder sie doch verschwieg? Wird deshalb sein fides historica in andern Stücken wankend gemacht, wo jene Hindernisse hinwegfielen? 4) De Velleii codice, editionibus, interpretibus et emendationibus. Bey Verzeichnung der Ausgaben ist nicht nur die literarische Notiz von einer jeden beygebracht; sondern auch ihr Werth mit einem durch Beweise unterstützten Urtheil bestimmt. Die ganze Literatur über Vell. ist mit unbeschreiblichem Fleiße gesammelt. Wir haben jedoch die Probe einer neuen Ausgabe des Paterkulus nicht erwähnt gefunden, welche in der Bibliotheque Britannique, Juillet 1736 steht. Die Zugaben von den beyden gelehrten Kritikern, Morgenstern und Herel, sind auf dem Titel namhaft gemacht. Ein index rerum memorabilium und latinitatis, ist angehängt, und ein index in notas vorgesetzt.

Der Zweck dieser Ausgabe ist also, neben einem gründlich verbesserten Texte, die Summe alles dessen vorzulegen, was bisher zur Erläuterung des Vell. beygebracht ist; aber mit der nöthigen Abkürzung, mit Ordnung und Auswahl, und mit eigenen Zusätzen, besonders da, wo Andere schweigen, oder nicht das Richtige angeben. Daß insonderheit des Ruhnkenius treffliche Kritiken überall benutzt und eingeschaltet sind, läßt sich leicht erachten. Wir enthalten uns, Gegenbemerkungen über einzelne Stellen hier anzubringen; der Gebrauch des Werks wird diese ohnedieß zu seiner Zeit herbeyführen; aber über die Ausführung des Ganzen müssen wir erinnern, daß die Fülle der Anmerkungen doch zuweilen hätte beschränkt werden können, da die Ausgabe nicht für solche bestimmt ist, die nicht wissen, wo Metapontum liegt, oder daß mitis in diesem Zusammenhange auf die Gnade gegen Ueberwundene gehe. Ueber einen andern Theil nicht ganz unzweckmäßiger Fälle haben wir uns schon

vol-

...rthm erklärt. Auch hätten die in extenso angeführten Stellen anderer Autoren, oft wegbleiben mögen; besonders wenn sie aus Schriftstellern sind, die in Jedermanns Händen sind. Da die Noten Ruhnkens nicht unverkürzt gegeben sind, und auch der zweyte Theil der Ruhnkenschen Ausgabe in den notis variorum so manches Brauchbare enthält, was hier nicht beygebracht ist, noch füglich beygebracht werden konnte; so wird der eigentliche Philologe doch immer noch die Ruhnkensche Ausgabe sich neben dieser anschaffen müssen. Herr Kr. verspricht noch eine kleinere Ausgabe, welche nur das, was unmittelbar das Verstehen des Schriftstellers angeht, enthalten soll, und also für den Schulgebrauch dienen wird. Die Latinität des Herausgebers ist, besonders auch in Betreff der Folge der Tempora, bisweilen nicht im strengen Sinne die richtige. Selbst auf dem Titel ist ein Fehler.

L.

Godofredi Hermanni de Metris Poetarum Graecorum et Romanorum libri III. Lipsiae, apud Fleischerum iun. CIϽIϽCCXCVI. 461 S. und X S. Dedikation, Vorrede und Inhaltsanzeige. gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

Rec., der sich längere Zeit bey der Lektüre und Erklärung der Griechischen und Römischen Dichter mit dem Studium der Metrik, besonders in Hinsicht der strophischen Gedichte, beschäfftigt hat, war auf die Hermannischen Untersuchungen um so begieriger, je öfter er die großen Schwierigkeiten bey der Entwickelung eines so verschlungenen Gewebes mit einer gewissen Pein empfunden hatte. Er suchte daher vorliegendes Werk, noch ehe ihm die Anzeige desselben aufgetragen ward, sorgfältig zu studiren, und freuete sich im voraus, manche lichtvolle Aufschlüsse über gewisse ihm noch nicht aufgehellete Dunkelheiten darin zu finden. Er dankt dem gelehrten, scharfsichtigen und fleißigen Verfasser für das innige Vergnügen, was ihm das Studium dieses Werks gewähret hat, und ist weit entfernt, ihm durch seine hin und wieder abweichenden Meinungen auf irgend ei-

ise Weise zu nahe zu treten; sondern wünscht vielmehr, den würdigen Verf., der einen seltenen geschärften Sinn, und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit für metrische Erörterungen hat, durch seinen Beyfall aufzumuntern, auf dieser, freylich dornigten, Bahn fortzufahren, und das philologische Publikum mit neuen vortrefflichen Nachforschungen dieser Art auch in Ansehung einzelner dichterischer Stücke zu beschenken. Er will zuförderst im Allgemeinen den Inhalt dieser schätzbaren Schrift angeben, und dann sein individuelles Urtheil über das Ganze und einige Theile dieser Arbeit vortragen.

Das Ganze besteht aus drey Theilen. Der erste Theil handelt im Allgemeinen von dem Numerus, den Versen, und allen dem, was dahin einschlägt; der zweyte erörtert die einfachen Versarten, ist der ausführlichste, und, wie dem Rec. dünkt, die beste Partie dieses Werks; der dritte befaßt die zusammengesetzten Sylbenmaaße, die aus verschiedenen Numeris bestehen, ist kürzer, und leistet, da hier gerade ein weitläuftiges, noch wenig angebautes Feld vorliegt, sofern am wenigsten Genüge, weil nicht einmal die allgemeinen Abtheilungsgesetze der strophischen Versmaaße angegeben sind. Gleich in der Vorrede klagt der Verf., daß man sich bisher um die Erklärung des Numerus und seiner Gesetze nicht bekümmert, und daß man sich bloß auf das eigene Gefühl und auf die Aussprüche der Scholiasten verlassen habe, da sich doch hierin ohne vernunftmäßige Gesetze nichts Sicheres bestimmen lasse. An dem Ende stellt er einen neuen Begriff des Numerus auf; wiewohl es ihm hier am wenigsten gelungen zu seyn scheint, der Sache das gehörige Licht zu geben. Dem Recensenten hat es viel Mühe gemacht, dem Sinne des Verf. nachzuspähen, und sich die Ideen desselben zu verdeutlichen. Nach aufgestellten einzelnen Merkmalen des Numerus oder Rhythmus wird folgende Erklärung desselben gegeben: est forma successionis caussarum atque effectorum solis temporis dimensionibus determinata. Wenn Rec. den Verf. recht versteht, so ist der Sinn dieser Definition folgender: der Numerus besteht in der Aufeinanderfolge von bestimmten oder abgemessenen Zeittheilen nach dem Gesetze der Ursache und Wirkung. (Der Verf. dachte hierbey und beson-

ders

[illegible] nachher wahrscheinlich an die Kantische Verstandeskate-
gorie der Relation.) Diese durch die Causalität bestimmte
Folge ist formal, weil sie nichts mit der Materie oder dem
innern Zusammenhange der Dinge zu thun hat; sondern le-
diglich die Zeit als die Form jeder Aufeinanderfolge betrifft.
Diese Aufeinanderfolge gewisser Zeitabtheilungen geschieht
nach dem Gesetz der Kausalität, so daß Etwas als Ursache
gesetzt wird, was gewisse Wirkungen hervorbringt. Hier-
auf erklärt der Verf. die mensura oder das Wort metrum.
Da der Numerus sich bloß auf die nach dem Kaussalitätsge-
setze geschehene Verbindung bestimmter Zeittheile unter ein-
ander einschränkt: so geht das metrum ohne Beziehung
auf den Rhythmus darauf, wie die abgemessenen Zeittheile
sich bloß in Ansehung ihrer Länge gegen einander verhalten,
oder so hat das metrum bloß dieses Gesetz, daß eine lange
Sylbe in gleichem Werthe mit zwey kurzen stehe. Nun
schreitet der Verf. näher zur Erklärung des Numerus, wo-
durch er das Zeitmaaß, oder die Größe der nach dem Kau-
salitätsgesetze geschehenen Zeitabtheilungen bestimmt. Da
es bey dem Numerus auf abgemessene Zeittheile ankömmt:
so können diese Zeittheile nur durch den Begriff der Wechsel-
wirkung gedacht werden (numeros mutui nexus categoria
iudicandos esse). Diese Wechselwirkung muß ungleich seyn,
weil bey ihrer Gleichheit keine Veränderung, daher keine
Aufeinanderfolge der einzelnen Zeittheile statt finden könnte;
d. h. wenn auch die bestimmten Zeittheile untereinander völ-
lig gleich seyn müssen: so muß doch die erste Ursache, wel-
che die einzelnen Zeittheile als ihre Wirkungen hervorbringt,
größer seyn. Diese erste Ursache, die eine stärkere Kraft
haben muß, als jede ihrer einzelnen Wirkungen, oder der
aufeinanderfolgenden Zeitabtheilungen, nennt der Vf. mit
einem bekannten Namen arsis (von der Erhebung der Stim-
me); ihre Wirkungen, oder die aufeinanderfolgenden Zeit-
abtheilungen werden von ihm mit dem ebenfalls bekannten
Worte thesis (von der Senkung der Stimme) bezeichnet.
In dem daktylischen Numerus — ∪ ∪ ist die erste lange Syl-
be arsis, die beyden kurzen sind thesis. Doch kann, wie der
Verf. von dem Maaße der Arsis und Thesis S. 26—28
lehrt, auch die arsis mit einer kurzen Sylbe anfangen, nur
daß die darauf folgenden Sylben als die thesis auch kurz
seyn müssen, oder kann die mit einer langen Sylbe anhe-
bende arsis auch lauter lange Sylben zur Folge haben,

z. B.

z. B. im erstern Falle der proceleusmaticus ύυυύ, im letztern Falle der molossus — — —.

Dieß widerspricht aber dem oben angegebenen Gesetze von der Ungleichheit der Wechselwirkung, nach welchem das erste Glied einer Zeitreihe, folglich die arsis stärker seyn müsse, als die folgenden Glieder; hier würde also das Gesetz der Gleichheit der Wechselwirkung befolgt werden. In diesem Falle würden die alten Grammatiker, die der Vf. überhaupt zu sehr herabwürdigt, konsequenter urtheilen, indem sie die erstere Hälfte, oder vielmehr den Anfang des Fußes mit arsis, und die letztere Hälfte, oder vielmehr die übrigen Theile des Fußes mit thesis bezeichnen.

Dem Rec. bleibt die Bentleische Erklärung in der vortrefflichen Abhandlung de metris Terentianis noch immer am meisten genügend. Ictus, percussio dicitur, sagt dieser scharfsichtige Philologe, quia tibicen, dum rhythmum et tempus moderabatur, solum pede feriebat; arsis autem sive elevatio appellatur, quod in iisdem syllabis, quibus tibicen pedem accomodabat, actor vocem acuebat ac tollebat; in thesi autem sunt ceterae syllabae, quae ictu destitutae minus idcirco audiuntur. Auch hat er zuerst diese ictus, wie hier desgleichen der Verf. gethan, mit dem accentus acutus angedeutet. Darauf führt der Verf. zwey neue Wörter ein, die vorher in der Metrik nicht üblich waren, nämlich: anacrusis u. basis. Wenn eine Reihe mit einer thesis, die eine oder mehrere Sylben haben kann, anfängt, und dann die arsis darauf folgt: so heißen diese der arsis vorhergehende eine oder mehrere Zeitabtheilungen als Glied oder Glieder einer vorhergegangenen (wie man es sich denken muß) unendlichen Reihe anacrusis, Auftakt oder Aufschlag; ein Wort, das aus der Musik entlehnt ist. Dahin gehören die Jambischen und Anapästischen Verse, die im Grunde nichts weiter, als trochäische und daktylische Numeri mit der Anakrusis sind. Auch sollen die Dichter zuweilen (zu Anfange und in der Mitte des Verses) vor manche Reihen eine, meistens zwey, selten drey Sylben setzen, die der die Reihe eigentlich anhebenden Arsis vorhergehen, und keinen Rhythmus haben; folglich müßig und ohne prosodischen Werth stehen. Diese Sylbe oder Sylben nennt der Verf. basis, die deshalb von den Dichtern gebraucht zu

seyn

[illegible] um etwas auszurechen, und wie gesammelter Kunst folgende Reihe anzufangen. Auf diese Erörterungen folgt die Erklärung der periodischen Reihen, die solche sind, welche aus einander hervorgehen, doch nach dem Gesetze, daß die folgende oder folgenden Reihen nie größer, wohl aber kleiner seyn dürfen, als die anfangende erste, welche mehr Kraft haben muß, um die folgenden entweder dieselben oder schwächern hervorzubringen. z. B. [illegible] sind zwey periodische Reihen. Dieß will dem Rec. nicht einleuchten! Doch er kann und muß nun in Ansehung der Inhaltsangabe sich kürzer fassen.

Nun handelt der Vf. von dem Maaße der Arsis, Thesis, der letzten Sylbe einer Reihe und der Anakrusis, von den Auflösungen und Zusammenziehungen der Sylben, von den Versen, und ihren Verschiedenheiten, von der Cäsur, dem Accent, u. s. w.

Der zweyte Theil, der dem Rec. am meisten gefallen hat, befaßt die Lehre von den einfachen Versarten, oder von solchen Reihen, die einerley Numerus haben, und die trochäischen, daktylischen und päonischen Rhythmen heißen. Zu den trochäischen Rhythmen zählt der Verf. die trochäischen, jambischen, kretischen, bacchetschen und antispastischen Verse, setzt ihre Natur weitläuftig auseinander, und bringt mit unter glückliche Verbesserungen einzelner Dichterstellen an. Zu den daktylischen Rhythmen rechnet er die daktylischen, anapästischen und choriambischen Versarten, auch die ionici a minore und die ionici a majore, erörtert ihre Beschaffenheit und Gründe ausführlich, und zeichnet sich hier ebenfalls durch manche scharfsinnige Emendationen aus. Zu den päonischen Rhythmen gehören nach dem Vf. nur der erste und vierte päonische Vers, weil der zweyte schon ein daktylischer, und der dritte ein anapästischer Numerus ist. Er verweilt bey dem ersten päonischen Verse, den bloß die Griechischen Komiker haben, am längsten, weil der vierte wenig gebräuchlich ist. Zuletzt steht noch etwas Weniges von dem parapäonischen und andern längern Rhythmen.

Der dritte Theil handelt von den zusammengesetzten Versarten, die aus verschiedenen Rhythmen bestehen. Hier läßt sich der Verf. über die polyschematistischen, die asynarteten

C. Sallustii Crispi bellum Catilinarium ad exemplar S. V. Telleri edidit, notisque maximam partem ejus, illustravit M. *Henricus Kunhardt*, Ph. D. Gymnasii Lubecensis Subrector, et Soc. Teut. Helmsted. sod. Lubecae, impensis Bohnii MDCCLXXXXIX. 120 S. gr. 8. 8 gr.

Herr Kunhardt spricht in der Vorrede von der Verschiedenheit des Zwecks und der Einrichtung von Ausgaben alter Klassiker im Ganzen sehr richtig; nur darin sind wir nicht einverstanden, daß Ausgaben, welche für die erwachsenere Jugend der Schulen und Akademieen bestimmt sind, keine varietas lectionis zugegeben werden müsse. Bey Ausgaben, welche für Vorlesungen bestimmt sind, möchte dieß im Gegentheil gerade die zweckmäßigste Zugabe seyn, um die Zuhörer auch in der Kritik üben zu können. Der Abdruck selbst ist sehr nett und sauber gerathen, und die dem Texte untergesetzten Anmerkungen sind größtentheils aus andern Auslegern ausgewählt, und empfehlen sich durch Zweckmäßigkeit und Kürze. Sie erläutern theils einzelne Worte und Gedanken, theils Umstände aus der Antiquität und Geschichte; auch geben sie die Parallelstellen aus Cicero und Andern zur Erörterung der Catilinarischen Geschichte an.

Bß.

Ciceros parallele Dankreden an das Volk und an den Senat — nach einem genau berichtigten Lateinischen Texte in das Deutsche übersetzt, und mit einem Kommentar zur Bildung des Kritikers, Auslegers und Redners versehen — von M. *Benj. Weiske*, Conr. in Schulpforte. Leipzig, bey Fleischer. 1800. 204 S. und VIII S. Titel und Vorrede. gr. 8. 14 gr.

Der verdiente Herausgeber der in Cicero's Briefen enthaltenen Briefe anderer Römer, liefert hier eine treue und doch geschmackvolle, nicht ängstlich an den Worten klebende

k, Uebersetzung, wie auch eine sehr sorgfältige Zergliederung,
und mit eigenem scharfsinnigen Urtheil begleitete Erläute-
rung der beyden genannten Ciceronischen Reden. Voraus-
geschickt hat er eine kurze historische Einleitung zu beyden
Reden; ingleichen Absicht und Plan beyder Reden, nebst ei-
ner kurzen Beurtheilung desselben. Dann folgen bis S. 102
die Reden selbst im Original mit untergesetzter Deutscher
Uebersetzung. Von S. 102 — 120 eine Anleitung zur
nähern Vergleichung beyder Reden; worin die Einför-
migkeit und Aehnlichkeit beyder Reden sehr gut gezeigt wird;
welche allerdings bey einem so erfindungsreichen, talentvol-
len, und vollkommen ausgebildeten Redner, als Cicero war,
einmal in einer Lage, wo ihn ein neu erhaltenes Glück zur
Begeisterung hinreißen mußte, sehr auffallend ist. Herr
W. sucht mit Aengstlichkeit die Ursachen auf, welche den
großen Redner bewogen haben mögen, in diesen Reden so
einförmig zu seyn, daß er sich selbst zu kopiren scheint. Er
meint: »zeugte nicht in beyden Werken die Sprache, die
Deutlichkeit, die Fülle, der Periodenbau, die schönen
Wendungen einzelner Gedanken, der Witz und die ganze
Gestalt der Rede denselben Cicero: man würde in der That
Grund genug haben, zu vermuthen, daß eine von beyden
Reden untergeschoben sey.« Uns nimmt es Wunder, daß
Herrn W. seine eigenen Bemerkungen über die auf einen Lei-
sten gepaßten Reden nicht einen Schritt weiter, und folglich
auf die Vermuthung führten, daß beyde Reden ein Mach-
werk eines Ciceron. Nachahmers seyen, wenn ihm auch diese
Marklandische, nun durch Wolfs Ausgabe von den vier
untergeschobenen Ciceronischen Reden (post red. ad Quir.
und in sen., pro domo und de harusp. resp.) zu hoher Evi-
denz erhobene, Behauptung unbekannt war. Denn er ge-
denkt wenigstens weder dieser, noch des Gesnerischen
Widerlegungsversuchs in keiner Stelle seiner Ausgabe.
Hätte er diese Vermuthung einmal aufgefaßt: so würde sein
sonst scharfer und freyer Blick gar bald bemerkt haben, daß
es sich mit der Schönheit und Richtigkeit der Sprache,
der Fülle, dem Periodenbau, den schönen Wendungen,
dem Witze und der ganzen Ciceronischen Gestalt der Rede in
vielen Stellen dieser Reden noch wohl halten lasse, und daß,
wo Etwas von diesen Tugenden der Rede sichtbar sey, es sich
gar wohl aus dem Bemühen des Imitators erklären lasse.
Denn der Rhetor, der diese Reden geschmiedet, hatte un-
[illegible]

 streit

gleich nun verlorne Reden des Cicero vor sich, und benutzte Gedanken und Wendungen daraus. Herr W. ist auf mehrere Schwierigkeiten grammatischer, rhetorischer und ästhetischer Art gestoßen; man sehe z. B. seinen Plan der Rede ad Quir. post red. S. 5—11, und anderwärts in den Anmerkungen; nur gerieth er nicht auf das richtige Resultat. Die beyden Reden angehängten Anmerkungen gehen von S. 120—198. Ein Register über die vornehmsten, in den Anmerkungen enthaltenen Wörter und Sachen ist angehängt. Daß die Anmerkungen viel Brauchbares für die Jugend, auch mehreres, dem Verf. in Beurtheilung von Worten und Sachen Eigenthümliche enthalten, dafür bürgt schon der Name desselben; indessen wird er sich an mehreren Stellen aus Marklands und Wolfs Noten nun eines anderen belehren können; deren Vergleichung einem Manne, dem es nur um das Wahre in allen Fällen zu thun ist, zugleich großes Vergnügen gewähren wird.

L.

C. Velleii Paterculi quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus recensere, et commentario perpetuo illustrare coepit M. *Christianus David Jani*, Gymnasii ill. Islebiae olim Rector, — continuavit *Jo. Christianus Henricus Krause*, Lycei Hannoverani Rector. — Accesserunt D. *Caroli Morgenstern*, Prof. Eloqu. et. Poës. in Athenaeo Gedanensi, de Velleii P. fide historica etc., et *Jo. Friderici Herel*, Profess. in Academia Erfurtensi, Adnotationes criticae in Velleium. Lipsiae, sumtibus Schwickerti. MDCCC. 741 S. mit den Registern, LXXII Titel, Vorrede, Addenda, u. s. w., und 144 S. vorgesetzte Abhandlungen. gr. 8. 2 Rthl. 20 gr.

Es ist nun bereits zwey und zwanzig Jahre, daß uns der berühmte David Ruhnkenius eine Ausgabe des Vellejus Pat. in zweyen Bänden gab, deren erster den Text sammt des

s Rhenanus und des Burerius und seinen eigenen, meistens kritischen, Bemerkungen, der zweyte hingegen den ganzen Vorrath aller übrigen Ausleger enthielt. Ruhnken gab den Text meistens nach der editio princeps des Rhenanus, und ließ in seinen eigenen, übrigens vortrefflichen, Noten noch manche Erläuterung im Betreff der Diktion und des Sinns des Schriftstellers sowohl, als in Hinsicht auf die Geschichtsdata zu wünschen übrig. Manches fand man wohl noch in dem reichen Vorrathe der notae doctorum virorum im zweyten Bande; aber es wollte aus einer Menge unzweckmäßig beygebrachter Materialien hervorgesucht seyn, und nicht überall fand man auch da die gesuchte Hülfe. Dieß veranlaßte den verstorbenen Jani, den Plan zu einer neuen Ausgabe zu fassen, worin der Text dieses Schriftstellers, von welchem auch selbst das einzige, vorhin im Murbachischen Kloster vorhandene Manuskript verloren ist, nach den Muthmaaßungen der besten Kritiker verbessert erscheinen, und außerdem den vorhin angegebenen Bedürfnissen genügt werden sollte. Er hinterließ auch ein ausgearbeitetes Stück einer nach diesem Plane bearbeiteten Ausgabe, nämlich vom Anfange des Werks bis in die Mitte des sechsten Kapitels im zweyten Buche, welches nach dessen Tode an Herrn Heyne kam. Heyne bestellte Hrn Köppen zur Fortsetzung; aber auch dieser schied dahin, und zwar, ohne irgend etwas zu dieser Fortsetzung Vorgearbeitetes zu hinterlassen; wie Heyne selbst bezeugte, an welchem alle Papiere Köppens nach dessen Hintritt kamen. Nun wandte sich Herr Heyne mit seiner Aufmunterung zur Vollendung des Werks an den jetzigen Herausgeber, Herrn Krause, seinen ehemaligen Schüler, der eben damals vom Rektorat zu Jevern an Köppens Stelle nach Hannover berufen war. Dieser Mann, der, nach mehreren Aeußerungen der Vorrede zu urtheilen, von seinen Talenten und Kenntnissen eine sehr bescheidene Meinung hat, weigerte sich Anfangs; aber Herr Heyne versprach literarische Unterstützung; und nun übernahm er das Werk, an dessen schnellere Beendigung ihn jedoch häusliche und andere Leiden, auch eigene Kränklichkeit, oder Arbeiten für den Bedarf seines Hauswesens, wie er in der Vorrede sagt, behinderten.

Herr Kr. verließ jedoch in einigen Stücken Jani's Plan; oder er verbesserte ihn vielmehr. Dahin gehört erst-

 lich,

lich, daß er am Rande des Textes die Zeitrechnung stets angab, und sodann, daß er alle sich auf Vellejus beziehenden Arbeiten der Gelehrten, welche nach des Ruhnkens Ausgabe erschienen waren, ingleichen auch die libri critici, und die Grunersche und Zweybrückische Ausgabe zu Rathe zog und benutzte, auf welche Arbeiten insgesammt Jani keine Rücksicht genommen hatte. Alle diese Hülfsmittel finden sich im vierten Abschnitt der Prolegomenen verzeichnet. — In Absicht der Lesarten alter Ausgaben stellte er keine neue Vergleichung an; sondern glaubte sich hierin ganz auf den in der Ruhnkenischen Ausgabe aufgestellten Apparat verlassen zu können; dagegen gieng er auf Vergleichung der in der Rhenanischen Ausgabe von Burerius beygefügten Kollation mit der Handschrift zurück, um genau zu unterscheiden, was Lesart der Handschrift, und was glückliche oder unglückliche Verbesserung des ersten Herausgebers selbst sey. Wir sagten vorhin, daß er einen, nach den Verbesserungen der Kritiker berichtigten Text gegeben habe; allein mit welcher kritischen Gewissenhaftigkeit er dabey verfahren sey, darüber erklärt er sich selbst in der Vorrede S. XV, XVI auf eine genugthuende Weise. Diese Grundsätze verdankt er dem genauern Studium der Ruhnkenischen Noten, und dem Briefwechsel mit Hrn. Heyne. Auch erklärt er sich meistens mit sattsamen Gründen über die gewählte und aufgenommene Lesart. Nach wahrscheinlichen Muthmaaßungen der Gelehrten ausgefüllte Lücken sind im Texte mit Halbzirkeln, Interpolationen hingegen mit eckigten Klammern bezeichnet, die Lacunen findet man zusammengestellt im index in notas S. LXIV. Die Stellen, in welchen er selbst Verbesserungen vorgeschlagen hat, giebt er zusammen S. XVIII der Vorrede an. — Die Erklärung begreift nicht bloß einzelne Worte und ihre Verbindung, nicht nur einzelne Gedanken und ihren Zusammenhang, mit Angabe der Quellen, d. h. der Schriftsteller, mit welchen Vellejus seinen Geist genährt zu haben scheint; (zu dieser Bemühung, solchen Quellen einzelner Redarten, Worte, Bilder und Gedanken in früheren Schriftstellern nachzuspüren, geben freylich angesehene Philologen das Vorbild; aber wir können uns keineswegs von ihrer Zuläßigkeit oder sonderlichen Nutzbarkeit überzeugen!) sondern sie erstreckt sich auch auf die Personen, die erzählten Begebenheiten, die Zeiten, die Lage der Oerter, und auf alle vorkommende Gegenstände der Alterthumskunde.

[illegible]nentlich auch der Geographie. Er hat zu dem Ende die [g]riechischen und Römischen Geschichtschreiber, sowohl die [au]sführlichern, als die Verfasser der historischen Epitome's, [du]rchaus verglichen; auch für die Geographie, besonders [de]r Deutschen, hat er Gatterer's synchronist. Universalhisto[rie], und Mannert's Geographie der Griechen und Römer [b]enutzt. In Zurückführung des Römischen Geldes, Maaß[e]s und Gewichts auf den Werth des Unsrigen war Grosse's [A]uszug aus Romé de L'Isle sein Führer. Sicherer [h]ätte er doch das Originalwerk selbst immer befragt. Denn [s]o ganz unbedingt möchten wir doch jenem Auszuge nicht [tr]auen. Zu der am Rande beygefügten Chronologie ist noch [e]ine Verbesserung S. XXV und XXVI der Vorrede hinzuge[k]ommen. In den Addenda et Corrigenda S. XXVI bis [X]VI ist Vieles nachgeholt und verbessert, worüber sich der Herausgeber erst bey und nach der Arbeit eines Bessern oder [d]es Mehreren belehrte. Sie erschweren freylich den Ge[b]rauch; sind indessen aber doch, wie Jener zu seinem zu spät [k]ommenden Gäste sagte, willkommner, als wenn sie gar [n]icht gekommen wären.

Ein Beweis ausdauernden Fleißes sind die vorgesetzten [P]rolegomena auf 104 Seiten, deren Gegenstände folgende [s]ind: 1) de Velleii Pat. vita, statt der Dodwellischen anna[l]es Velleiani und der synopsis chronologica vitae Vellei[a]nae, welche sich vor Ruhnkens Ausgabe befinden. 2) De [o]peris Velleii indole. Er zeigt, daß dieß Werk eigentlich [e]in kurzer Inbegriff einer Weltgeschichte seyn sollte, woran [V]ellejus dann die Zeitgeschichte anknüpfte. Er erörtert fer[n]er das Eigenthümliche in dem Styl und Erzählungsart, [w]elche pragmatisch ist, in der Charakterzeichnung großer [M]änner, worin Vell. besonders Meister ist, (man sehe z. B. [P]iso's Charakter 2, 98) u. s. w. 3) De Velleii ingenio, [m]oribus et fide. Wie man leicht erwarten kann, wird [h]ier der Vorwurf niederträchtiger Schmeicheley gegen den [T]iberius und Sejanus, den noch Herel fälschlich wie[d]erholte; Ruhnkens, Jakobs und Morgenstern aber [w]iderlegten, noch einmal der Prüfung unterworfen, und zu[rü]ckgewiesen oder entschuldigt. Man nimmt doch immer wie[de]r Partey für den Vell., wenn man ihn nun so durchaus [v]on diesem Schriftstellerflecken befreyen will; denn als

 Mensch

Mensch möchte er, da er dem Tiberius sein Glück verdankte, Entschuldigung verdienen. Wenn es klar ist, daß er das Schlechte vom Tiberius übergeht oder verdeckt; warum bleibt man nicht bey der natürlichen Ursache, daß auch Vell., wie so mancher andere Schriftsteller und Geschichtschreiber, Mensch war, der sich in diesem Falle, vielleicht aus Dankbarkeit, vielleicht aus kaiserlicher Beschränkung der Rede- und Schreibfreyheit, von der Wahrheit etwas entfernte, oder sie doch verschwieg? Wird deshalb sein fides historica in andern Stücken wankend gemacht, wo jene Hindernisse hinwegfielen? 4) De Vellei codice, editionibus, interpretibus et emendationibus. Bey Verzeichnung der Ausgaben ist nicht nur die literarische Notiz von einer jeden beygebracht; sondern auch ihr Werth mit einem durch Beweise unterstützten Urtheil bestimmt. Die ganze Litteratur über Vell. ist mit unbeschreiblichem Fleiße gesammelt. Wir haben jedoch die Probe einer neuen Ausgabe des Paterculus nicht erwähnt gefunden, welche in der Bibliotheque Britannique, Juillet 1736 steht. Die Zugaben von den beyden gelehrten Kritikern, Morgenstern und Herel, sind auf dem Titel namhaft gemacht. Ein index rerum memorabilium und latinitatis, ist angehängt, und ein index in notas vorgesetzt.

Der Zweck dieser Ausgabe ist also, neben einem gründlich verbesserten Texte, die Summe alles dessen vorzulegen, was bisher zur Erläuterung des Vell. beygebracht ist; aber mit der nöthigen Abkürzung, mit Ordnung und Auswahl, und mit eigenen Zusätzen, besonders da, wo Andere schweigen, oder nicht das Richtige angeben. Daß insonderheit des Ruhnkenius treffliche Kritiken überall benutzt und eingeschaltet sind, läßt sich leicht erachten. Wir enthalten uns, Gegenbemerkungen über einzelne Stellen hier anzubringen; der Gebrauch des Werks wird diese ohnedieß zu seiner Zeit herbeyführen; aber über die Ausführung des Ganzen müssen wir erinnern, daß die Fülle der Anmerkungen doch bisweilen hätte beschränkt werden können, da die Ausgabe nicht für solche bestimmt ist, die nicht wissen, wo Metapher liegt, oder daß mitis in diesem Zusammenhange auf die Gnade gegen Ueberwundene gehe. Ueber einen andern Theil nicht ganz unzweckmäßiger Fülle haben wir uns schon

vor

hin erklärt. Auch hätten die in extenso angeführten Stellen anderer Autoren oft wegbleiben mögen; besonders wenn sie aus Schriftstellern sind, die in Jedermanns Händen sind. Da die Noten Ruhnkens nicht unverkürzt gegeben sind, und auch der zweyte Theil der Ruhnkenschen Ausgabe in den notis variorum so manches Brauchbare enthält, was hier nicht beygebracht ist, noch füglich beygebracht werden konnte; so wird der eigentliche Philologe doch immer noch die Ruhnkensche Ausgabe sich neben dieser anschaffen müssen. Herr Kr. verspricht noch eine kleinere Ausgabe, welche nur das, was unmittelbar das Verstehen des Schriftstellers angeht, enthalten soll, und also für den Schulgebrauch dienen wird. Die Latinität des Herausgebers ist, besonders auch im Betreff der Folge der Tempora, bisweilen nicht im strengsten Sinne die richtige. Selbst auf dem Titel ist ein Fehler.

L.

Godofredi Hermanni de Metris Poetarum Graecorum et Romanorum libri III. Lipsiae, apud Fleischerum iun. CIƆIƆCCXCVI. 461 S. und X S. Dedikation, Vorrede und Inhaltsanzeige. gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

Rec., der sich längere Zeit bey der Lektüre und Erklärung der Griechischen und Römischen Dichter mit dem Studium der Metrik, besonders in Hinsicht der strophischen Gedichte, beschäfftigt hat, war auf die Hermannischen Untersuchungen um so begieriger, je öfter er die großen Schwierigkeiten bey der Entwickelung eines so verschlungenen Gewebes mit einer gewissen Pein empfunden hatte. Er suchte daher vorliegendes Werk, noch ehe ihm die Anzeige desselben aufgetragen ward, sorgfältig zu studiren, und freuete sich im voraus, manche lichtvolle Aufschlüsse über gewisse ihm noch nicht aufgehellete Dunkelheiten darin zu finden. Er dankt dem gelehrten, scharfsichtigen und fleißigen Verfasser für das innige Vergnügen, was ihm das Studium dieses Werks gewährt hat, und ist weit entfernt, ihm durch seine hin und wieder abweichenden Meinungen auf irgend eine

ne Weise zu nahe zu treten; sondern wünscht vielmehr, den würdigen Verf., der einen seltenen geschärften Sinn, und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit für metrische Erörterungen hat, durch seinen Beyfall aufzumuntern, auf dieser, freylich dornigten, Bahn fortzufahren, und das philologische Publikum mit neuen vortrefflichen Nachforschungen dieser Art auch in Ansehung einzelner dichterischer Stücke zu beschenken. Er will zuförderst im Allgemeinen den Inhalt dieser schätzbaren Schrift angeben, und dann sein individuelles Urtheil über das Ganze und einige Theile dieser Arbeit vortragen.

Das Ganze besteht aus drey Theilen. Der erste Theil handelt im Allgemeinen von dem Numerus, den Versen, und allem dem, was dahin einschlägt; der zweyte erörtert die einfachen Versarten, ist der ausführlichste, und, wie dem Rec. dünkt, die beste Partie dieses Werks; der dritte befaßt die zusammengesetzten Sylbenmaaße, die aus verschiedenen Numeris bestehen, ist kurzer, und leistet, da hier gerade ein weitläuftiges, noch wenig angebautes Feld vorliegt, sofern am wenigsten Genüge, weil nicht einmal die allgemeinen Abtheilungsgesetze der strophischen Versmaaße angegeben sind. Gleich in der Vorrede klagt der Verf., daß man sich bisher um die Erklärung des Numerus und seiner Gesetze nicht bekümmert, und daß man sich bloß auf das eigene Gefühl und auf die Aussprüche der Scholiasten verlassen habe, da sich doch hierin ohne vernunftmäßige Gesetze nichts Sicheres bestimmen lasse. Zu dem Ende stellt er einen neuen Begriff des Numerus auf; wiewohl es ihm hier am wenigsten gelungen zu seyn scheint, der Sache das gehörige Licht zu geben. Dem Recensenten hat es viel Mühe gemacht, dem Sinne des Verf. nachzuspähen, und sich die Ideen desselben zu verdeutlichen. Nach aufgestellten einzelnen Merkmalen des Numerus oder Rhythmus wird folgende Erklärung desselben gegeben: est forma successionis caussarum atque effectorum solis temporis dimensionibus determinata. Wenn Rec. den Verf. recht versteht, so ist der Sinn dieser Definition folgender: der Numerus besteht in der Aufeinanderfolge von bestimmten oder abgemessenen Zeittheilen nach dem Gesetze der Ursache und Wirkung. (Der Verf. dachte hierbey und beson-

ders

des nächster wahrscheinlich an die kantische Verstandeskate-
gorie der Relation.) Diese durch die Causalität bestimmte
Folge ist formal, weil sie nichts mit der Materie oder dem
innern Zusammenhange der Dinge zu thun hat; sondern le-
diglich die Zeit als die Form jeder Aufeinanderfolge betrifft.
Diese Aufeinanderfolge gewisser Zeitabtheilungen geschieht
nach dem Gesetze der Kausalität, so daß Etwas als Ursache
gesetzt wird, was gewisse Wirkungen hervorbringt. Hier-
auf erklärt der Verf. die mensura oder das Wort metrum.
Da der Numerus sich bloß auf die nach dem Kausalitätsge-
setze geschehene Verbindung bestimmter Zeittheile unter ein-
ander einschränkt: so geht das metrum ohne Beziehung
auf den Rhythmus darauf, wie die abgemessenen Zeittheile
sich bloß in Ansehung ihrer Länge gegen einander verhalten,
oder so hat das metrum bloß dieses Gesetz, daß eine lange
Sylbe in gleichem Werthe mit zwey kurzen stehe. Nun
schreitet der Verf. näher zur Erklärung des Numerus, wo-
durch er das Zeitmaaß, oder die Größe der nach dem Kaus-
salitätsgesetze geschehenen Zeitabtheilungen bestimmt. Da
es bey dem Numerus auf abgemessene Zeittheile ankömmt;
so können diese Zeittheile nur durch den Begriff der Wechsel-
wirkung gedacht werden (numeros mutui nexus categoria
iudicandos esse). Diese Wechselwirkung muß ungleich seyn;
weil bey ihrer Gleichheit keine Veränderung, daher keine
Aufeinanderfolge der einzelnen Zeittheile statt finden könnte;
d. h. wenn auch die bestimmten Zeittheile untereinander völ-
lig gleich seyn müssen: so muß doch die erste Ursache, wel-
che die einzelnen Zeittheile als ihre Wirkungen hervorbringt,
größer seyn. Diese erste Ursache, die eine stärkere Kraft
haben muß, als jede ihrer einzelnen Wirkungen, oder der
aufeinanderfolgenden Zeitabtheilungen, nennt der Vf. mit
einem bekannten Namen arsis (von der Erhebung der Stim-
me); ihre Wirkungen, oder die aufeinanderfolgenden Zeit-
abtheilungen werden von ihm mit dem ebenfalls bekannten
Worte thesis (von der Senkung der Stimme) bezeichnet.
In dem daktylischen Numerus — ∪ ∪ ist die erste lange Syl-
be arsis, die beyden kurzen sind thesis. Doch kann, wie der
Verf. von dem Maaße der Arsis und Thesis S. 26—28
lehrt, auch die arsis mit einer kurzen Sylbe anfangen, nur
daß die darauf folgenden Sylben als die thesis auch kurz
seyn müssen, oder kann die mit einer langen Sylbe anhe-
bende arsis auch lauter lange Sylben zur Folge haben,

z. B.

z. B. im erstern Falle der proceleusmaticus ύ υ υ υ, im letztern Falle der molossus — — —.

Dieß widerspricht aber dem oben angegebenen Gesetze von der Ungleichheit der Wechselwirkung, nach welchem das erste Glied einer Zeitreihe, folglich die arsis stärker seyn müsse, als die folgenden Glieder; hier würde also das Gesetz der Gleichheit der Wechselwirkung befolgt werden. In diesem Falle würden die alten Grammatiker, die der Vf. überhaupt zu sehr herabwürdigt, konsequenter urtheilen, indem sie die erstere Hälfte, oder vielmehr den Anfang des Fußes mit arsis, und die letztere Hälfte, oder vielmehr die übrigen Theile des Fußes mit thesis bezeichnen.

Dem Rec. bleibt die Bentleische Erklärung in der vortrefflichen Abhandlung de metris Terentianis noch immer am meisten genügend. Ictus, percussio dicitur, sagt dieser scharfsichtige Philologe, quia tibicen, dum rhythmum et tempus moderabatur, solum pede feriebat; arsis autem sive elevatio appellatur, quod in iisdem syllabis, quibus tibicen pedem accomodabat, actor vocem acuebat ac tollebat; in thesi autem sunt ceterae syllabae, quae ictu destitutae minus idcirco audiuntur. Auch hat er zuerst diese ictus, wie hier desgleichen der Verf. gethan, mit dem accentus acutus angedeutet. Darauf führt der Verf. zwey neue Wörter ein, die vorher in der Metrik nicht üblich waren, nämlich: anacrusis u. basis. Wenn eine Reihe mit einer thesis, die eine oder mehrere Sylben haben kann, anfängt, und dann die arsis darauf folgt: so heißen diese der arsis vorhergehende eine oder mehrere Zeitabtheilungen als Glied oder Glieder einer vorhergegangenen (wie man es sich denken muß) unendlichen Reihe anacrusis, Auftakt oder Aufschlag; ein Wort, das aus der Musik entlehnt ist. Dahin gehören die Jambischen und Anapästischen Verse, die im Grunde nichts weiter, als trochäische und daktylische Numeri mit der Anakrusis sind. Auch sollen die Dichter zuweilen (zu Anfange und in der Mitte des Verses) vor manche Reihen eine, meistens zwey, selten drey Sylben setzen, die der die Reihe eigentlich anhebenden Arsis vorhergehen, und keinen Rhythmus haben; folglich müßig und ohne prosodischen Werth stehen. Diese Sylbe oder Sylben nennt der Verf. basis, die deshalb von den Dichtern gebraucht zu

seyn

... um etwas anzureichen, und wie gesammelte ... zuerst folgende Reihe anzufangen. Auf diese Erörterungen ... die Erklärung der periodischen Reihen, die solche sind, welche aus einander hervorgehen, doch nach dem Gesetze, daß die folgende oder folgenden Reihen nie größer, wohl aber kleiner seyn dürfen, als die anfangende erste, welche ... Kraft haben muß, um die folgenden entweder dieselben oder schwächern hervorzubringen. z. B. ... sind zwey periodische Reihen. Dies ... dem Rec. nicht einleuchten! Doch er kann und muß nun in Ansehung der Inhaltsangabe sich kürzer fassen.

Nun handelt der Vf. von dem Maaße der Arsis, Thesis, der letzten Sylbe einer Reihe und der Anakrusis, von den Auflösungen und Zusammenziehungen der Sylben, von den Versen, und ihren Verschiedenheiten, von der Cäsur, dem Accent, u. s. w.

Der zweyte Theil, der dem Rec. am meisten gefallen hat, befaßt die Lehre von den einfachen Versarten, oder von solchen Reihen, die einerley Numerus haben, und die trochäischen, daktylischen und päonischen Rhythmen heißen. Zu den trochäischen Rhythmen zählt der Verf. die trochäischen, iambischen, kretischen, bacchischen und antispastischen Verse, setzt ihre Natur weitläuftig auseinander, und bringt mit unter glückliche Verbesserungen einzelner Dichterstellen an. Zu den daktylischen Rhythmen rechnet er die daktylischen, anapästischen und choriambischen Versarten, ... die ionici a minore und die ionici a majore, erörtert ihre Beschaffenheit und Gründe ausführlich, und zeichnet sich hier ebenfalls durch manche scharfsinnige Emendation aus. Zu den päonischen Rhythmen gehören nach dem Vf. nur der erste und vierte päonische Vers, weil der zweyte schon ein daktylischer, und der dritte ein anapästischer Numerus ist. Er verweilt bey dem ersten päonischen Verse, den bloß die Griechischen Komiker haben, am längsten, weil der vierte wenig gebräuchlich ist. Zuletzt steht noch etwas weniges von dem parapäonischen und andern längern Rhythmen.

Der dritte Theil handelt von den zusammengesetzten Versarten, die aus verschiedenen Rhythmen bestehen. Hier ... sich der Verf. über die polyschematistischen, die asynar-

 teten

[illegible], die nur ἀντιπα[illegible]ειαν μικτοί, und die strophischen Verse aus. Gerade hier ist er besonders in Ansehung der so wichtigen als schwierigen strophischen Gedichte am mangelhaftesten, und hat dadurch in seiner inhaltsvollen Schrift eine sehr bedeutende Lücke unausgefüllt gelassen. Doch er hat diesen Mangel selbst gefühlt, und ihn in seinem Deutschen Handbuche der Metrik von S. 231—268 zu ersetzen gesucht. Rec. muß mit herzlichem Danke gegen den gelehrten Verf. bekennen, daß die im Handbuche abgehandelte Lehre von den strophischen Versen ihm unter allen einzelnen Theilen im vorliegenden Werke, im Deutschen Handbuche, und in der neuen Heynischen Ausgabe des Pindar befindlichen Lateinischen Schrift über das Sylbenmaaß dieses Dichters am lehrreichsten und angenehmsten gewesen ist. Sie ist ein ähnlicher Beweis von der Scharfsicht, dem feinen metrischen Takte, und der ausgearbeiteten Belesenheit ihres Urhebers als eines würdigen Schülers des verstorbenen [illegible].

Nach dieser kurzen Inhaltsanzeige will Rec. noch sein individuelles Urtheil über das Ganze und einige Theile dieser Arbeit vortragen. Zuvörderst stimmt er gar nicht für die neue Theorie des Numerus, die dem gegenwärtigen Werke zum Grunde liegt; sie dünkt ihm in dem gegenwärtigen theorieenschwangern, und durch üble Anwendungen der Kantischen Philosophie ausgezeichneten Zeitalter eine neue unfruchtbare Spekulation zu seyn, die leicht zu unnöthigen und gewaltsamen Veränderungen des Textes in den Dichterwerken verleiten kann. Am auffallendsten war ihm dieß in der Lehre des Verf. von den jambicis trimetris, besonders S. 150—163; wo die Komiker zuweilen auf den Daktylus den Anapästus folgen lassen, und Aristophanes selbst anstatt des Daktylus den Tribrachys setzt, weshalb der Verf. dem Aristophanes sogar zwey metrische Rücksichten, die eine auf sein richtiges rhythmisches Gefühl, die andere auf schon damals bekannte und gebräuchliche metrische Grundsätze der Grammatiker zuschreibt. Der Numerus, der freylich in der Aufeinanderfolge abgemessener Zeittheile besteht, läßt sich einfacher denken und erklären, ohne ein solches metaphysisches Rüstzeug zu brauchen. Wie läßt es sich auch behaupten und durchführen, daß in Sachen der so verschiedenen und abwechselnden Empfindung ein rhyth-

[illegible] Gesetz a priori aufgestellt werden dürfe, [illegible]
[illegible] man die Verse der alten Dichter, die noch nicht immer
[illegible], durch ein solches Gesetz unwillkührlich gelei
ten, und von dem Verf. in der oben genannten Quelle
. B. dem Aristophanes (der sich gewiß die meisten Frey-
eiten erlaubt hat) beygelegten rhythmischen Sinn hatten,
u bestimmen habe. Sind schon in der Sprache, als einer
innlichen Logik und Metaphysik des menschlichen Geistes,
möglich einer Verstandessache, wo noch eher Gesetze a priori
gelten können, so viele Abweichungen von der Regel; wie
weit mehr in Gegenständen des Gefühls! Bey der Erklä-
rung der alten Metrik dünkt dem Rec. der Weg a priori
durchaus unrichtig, der Weg der Erfahrung der einzig rich-
tige zu seyn; er glaubt noch immer, daß man die einzel-
en Sylbenmaaße, freylich mit einem natürlichen Scharf-
blicke und einem gebildeten metrischen Sinne, oft und ge-
nau mit einander vergleichen, dadurch auf gewisse bestimmte
Regeln zurückkommen, und die alten Grammatiker, die
der an der Quelle waren, zu Rathe ziehen müsse, wie auch
Hr. Hofrath Heyne in der Vorrede zu seinen additam. ad
Pindar. S. 9 gezeigt hat. Der Verf. hat sich darüber ausge-
setzt, hat hier, und besonders auch in der Abhandlung
über das Pindarische Sylbenmaaß, die alten Grammatiker,
die freylich oft lächerliche Grillen und Träume haben, oft
etwas zu sehr verachtet, und so sicher auf seine rhythmische
Theorie gefußt, daß er S. 152 sagen konnte: nostra nu-
merorum doctrina cum non sit e poetarum exemplis hau-
sta, ne refelli quidem exemplis poterit. Am unnatür-
lichsten und zwangvollsten war dem Rec. bey Lesung dieses
Werkes diese Theorie in der Lehre von den antispastischen
Versen. Am wenigsten ist er der Meinung des Vf. S. 33:
veteres Graecos eadem omnia, quae ratio praecipere vel
permittere videatur, secutos esse, und hat in der Hinsicht
selbst an vielen von dem Verf. angeführten Stellen Anstoß
genommen. Selbst die ganze rhythmische Theorie desselben
scheint ihm etwas Willkührliches, nicht Haltbares und Kon-
sequentes zu seyn, wie schon oben ein Widerspruch bemerkt
worden ist. Wie kann z. B. eine mit der langen Sylbe an-
fangende arsis eine andere mit einer kurzen Sylbe anfangende
arsis erzeugen, wie der Verf. in den iambicis trimetris,
wo die Komiker zuweilen auf den Daktylus den Anapästus
folgen lassen, S. 172 so abtheilet: [illegible] ? Oder

wenn

chen das erste Glied einer Reihe zwar [illegible] oder [illegible] wäre, nie aber größere Glieder hervorbringen soll; wie nun, wenn in dem priapischen Verse, den Hephästion anführt, dennoch steht:

— ∪ — ∪ ∪

ου βεβηλος, ω τελεται τε νεε Διονυσου?

Die ganze Idee steht mehr einem sinnreichen Einfalle ähnlich. Außerdem aber enthält diese Schrift in ihren drey Büchern, besonders im zweyten, einzelne vortreffliche Erörterungen, gewährt eine schöne, in guter Ordnung gefaßte Uebersicht der alten Metrik, und verdient von jedem einigermaaßen gründlichen Philologen studirt zu werden. Möchte sie nur dazu mitwirken, den auf vielen gelehrten Schulen, und auf manchen Universitäten tief schlummernden Geist in Ansehung der zur gehörigen Dichterlektüre so unentbehrlichen Metrik zu wecken und zu beleben! Rec., dem der enge Raum dieser Blätter eine weitere Ausführlichkeit verbietet, will nur noch einige Bedenklichkeiten gegen diesen und jenen Theil dieser Arbeit äußern. Der Vf. nimmt, wie oben angeführt worden ist, von dem Anheben mancher periodischen Reihen eine sogenannte Basis S. 21—25 an, die aus allen vier zweysylbigen, auch aus den dreysylbigen, dem Daktyl, Anapäst und Tribrachys, doch am meisten aus den zweysylbigen Füßen besteht, und nicht nur zu Anfange, sondern auch in der Mitte des Verses, wie in dem oben angeführten priapischen statt finden kann, und keinen rhythmischen Werth hat, folglich ein prosodischer Lückenbüßer ist. Daß er wegen seiner Theorie des Numerus zu einer solchen Annahme schreitet, leuchtet in die Augen; aber Rec. kann sich davon nicht überzeugen. Wie? zu Anfange oder in der Mitte des Verses sollten zwey, auch drey Sylben, die einen Gedanken bezeichnen, oder eine Empfindung ausdrücken, keinen prosodischen Werth haben, sondern ganz müßig stehen? Das läßt sich eben so wenig denken, als in einer regelmäßigen Prosa einige Flickwörter, der Präcision zum Trotz, vorkommen dürfen. Eine ganz andere Bewandniß hat es in Ansehung des Mangels an prosodischem Werthe mit den Interjektionen φευ, αι, οι, u. s. w. Der Verf. stellt S. 59 einen neuen Begriff der Cäsur auf, und meint, daß es deshalb bisher nicht gelungen sey, das Wesen der Cäsur zu erklären, weil man den

Rhyth-

Rhythmus nach seinen wahren Gründen nicht gekannt habe. Er bestimmt daher nach seiner Theorie des Numerus die Cäsur so: Finis est orationis in medio versu incidens in finem ordinis, d. h. da geschieht der Einschnitt, wo in der Mitte des Verses das Ende einer periodischen Reihe mit dem Ende eines Wortes zusammen fällt; er setzt eine doppelte Cäsur fest, eine beständige (fixa et stabilis) und eine veränderliche (mutabilis et vaga); die erstere, die nur an einem Orte des Verses statt finden, oder, wo man in den Reihen des Verses nur einen einzigen Einschnitt machen könne, wie in den asynartetischen Versen, und in dem elegischen Pentameter; die letztere, die in verschiedenen Stellen des Verses gemacht werden könne, oder wo Rhythmus und Sylbenmaaß (soll doch wohl heißen: Worte des Verses, weil die Cäsur auch zu Ende eines Worts gesetzt werden soll) erlauben, eine periodische Reihe bald hier bald dort im Verse zu endigen und anzufangen. Zuförderst ist dieser Unterschied unnöthig, weil die Cäsur in gewissen Versen schon von selbst verlangt, nur an einem Orte zu stehen. Dann aber ist die Bestimmung des Verf. von der Cäsur so unzureichend, als unrichtig; unzureichend, weil die Cäsur ja nicht immer in der Mitte des Verses, sondern oft zu Anfange, oft nicht weit vor dem Ende desselben, wie z. B. in dem cäsurreichen heroischen Hexameter, steht; unrichtig, weil die Cäsur nicht immer zu Ende einer periodischen Reihe, sondern oft gleich nach dem Anfange derselben steht; wie in den von dem Verf. S. 270 und 271 angeführten Stellen aus Homer und Virgil:

βαλλ', | αιει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι

Huc illuc | media ipsa ingentem sustinet umbram.

Rec. will noch zwey Stellen aus dem Virgil anführen:

Italiam fato | profugus Lauinaque venit.

Vt superum saeuae | memorem Iunonis ob iram.

Es hat bisher aus dem Grunde nicht gelingen können, eine überall ausreichende Bestimmung von der Cäsur anzugeben,

 weil

weil die Willkühr des Dichters hier ein zu freyes Feld hat, und weil besonders die alten Dichter sich hierin nicht gleich bleiben, sondern oft fehlerhaft, und wider den eigentlichen Zweck der Cäsur dieselbe in die Mitte eines Wortes setzen, wie z. B. Homer:

ουλομενην, ἣ μυ | ρι Αχαιοις αλγε' εθηκε

oder Virgil und Katull:

Lyrnessi domus al | ta, solo Laurente sepulcrum
Omnia fanda nefan | da malo permista furore.

Dem Rec., der von periodischen Reihen nichts hält, dünkt die Bestimmung von der Cäsur noch immer die ausreichendste zu seyn, daß sie nämlich meistens gleich nach dem Anfange eines Fußes und zu Ende eines Wortes gesetzt wird, wie in den Virgilischen Versen:

Arma virumque cano | Trojae qui primus ab oris
Vi superum saevae | memorem Junonis ob iram.

Die Hauptsache ist allerdings, daß die Cäsur zu Ende eines Wortes steht, damit die fortlaufende Stimme etwas ausruhe; an welchem Orte des Verses sie stehe, hängt, wenn sie nicht bey gewissen Versen in einer Stelle durchaus nöthig ist, von dem Belieben des Dichters ab; genug, daß jeder wohlklingende Vers nicht ohne Cäsur seyn darf. Rec. hätte nun freylich noch gegen einzelne Behauptungen und Emendationen des Verf. mancherley zu erinnern, wenn er weitläuftiger seyn dürfte; wäre indessen dem achtungswürdigen Verf. mit solchen Mittheilungen gedient: so könnte er es in einer besondern Schrift thun. Das Resultat dieser Recension wäre folgendes: Herr Professor Hermann hat einen aufmunterungswerthen Versuch gemacht, die alte Metrik nach Gründen zu erklären; er hat das Verdienst, die Sache ernstlich zur Sprache gebracht, und durch ordnungsmäßige Aufstellung der Sylbenmaaße, wie durch einzelne treffliche Erörterungen den Gang der Nachforschung erleichtert zu haben; gegenwärtige Schrift wird ein wirksames Mittel seyn, auch andere scharfsichtige Philologen auf diesen wichtigen Gegenstand hinzulenken, und immer mehr sichere und bestimmte Regeln der alten Metrik, besonders in Ansehung

der

der lyrischen Dichterstücke, festzusetzen. Auch der Styl des Verf. ist rein, fließend und ächtrömisch.

Kb.

Ricardi Dawes Miscellanea critica. Iterum edita. — Curavit et appendicem adnotationis addidit *Thomas Burgess*, A. B. e C. C. C. — Tertium edidit et praefatus est *Gottlieb Christoph. Harless*. Lipsiae, sumtibus Crusii. 446 S., ohne die Register, und VIII S. Vorrede von Harleß, XXXVI S. die Vorreden von Dawes und Burgeß. gr. 8. 1800. 1 Rt. 16 gr.

Des Dawes miscell. crit. sind ein Werk von großem Gewichte für Griechische Sprachkunde überhaupt, und besonders für das kritische Studium der alten theatralischen Dichter. Besonders ist es dem, welcher sich über Metrik der Griechen unterrichten will, unentbehrlich. Er wird in dieser Hinsicht damit zu verbinden haben Heath's und Valkenaer's Noten über die Griechischen Tragiker, Pauw's Anmerkungen über den Aeschylus und Pindarus, und besonders Brunk's Kritiken über den Sophokles und Aristophanes. Da Dawes Werk, welches 1745 zu Cambridge erschien, schon längst unter den Philologen bekannt, benutzt und öfters auch von denselben berichtigt ist: so begnügen wir uns hier für diejenigen, welche die erste Ausgabe nicht besitzen, den Inhalt auszuzeichnen, und sodann eine kurze Notiz von dem zu geben, was in der zweyten und dritten Ausgabe geleistet ist. Die Miscell. critica selbst enthalten in fünf Abschnitten: 1) Emendationes selectae in Terentianum Maurum. 2) Recensentium Pindari editorum desideratae ἀκριβείας specimen. 3) Vera sermonis graeci enuntiatio. Futurorum Atticorum ab Ionicis variantium analogia et constitutio. Diversus modorum subjunctivi et optativi usus. Errores a nupero Callimachi editore in syllabica quarundam vocum quantitate admissi. Emendationes in Callimachum. 4) Consonantis, sive adspirationis *Vau*, prout in sermone Homerico obtinebat, virtutis cum prosodiacae, tum ana-

logicae specimen. 5) Ictuum sive accentuum ratio a poëtis Atticis servata. Emendationes selectae in singulas Aristophanis fabulas. Emendatur in transcursu Euripides, Sophocles, Aeschylus. — Da dieß Werk außer den Gränzen des Zeitalters unserer Bibliothek fällt: so wollen wir nur auf eine Recension desselben von Reiske verweisen, welche sich in den Actis Eruditor. vom Jahr 1756 im Monat Julius befindet, von welcher sich Reiske selbst als Verfasser angiebt in seinen animadverss. ad Aristoph. Plut. v. 886.

Eine zweyte Ausgabe dieser kritischen Miscellaneen besorgte Thomas Burgeß zu Oxford, 1781 8.; also lange nach des Dawes Tode; denn dieser starb 1766. Ricard Former schickte Herrn Burgeß hierzu die Dawische Handschrift, welche keine Zusätze enthielt. Einige wenige von Dawes selbst gemachte Verbesserungen seiner Miscellanea critica erhielt er jedoch von Philipp Salter. Sodann excerpirte er Bemerkungen aus dem weitläuftigen Kommentar des Sanctamondus über den Aristophanes, (welcher sich in der Bodlejanischen Bibliothek befindet) wenigstens in allen von Dawes geänderten Stellen des Aristophanes. Eben so verglich er mit Dawes Konjekturen die codices Barocc. 43 und 127 des Aristophanes, und theilte ihre Varietät und Scholien in jenen Stellen am Ende seiner Vorrede mit. Endlich rückte er an den gehörigen Stellen des Dawischen Werks die ihm von seinem gelehrten Freunde Thomas Tyrwhitt mitgetheilten Bemerkungen ein; welche dieser zweyten Ausgabe, nebst dem, was er von seinen eigenen Schätzen Griechischer kritischer Sprachgelehrsamkeit hinzufügte, zur wahren Zierde gereichen. Burgeß selbst nämlich fügte eine Vorrede hinzu, in welcher er vom Digamma Aeolicum, oder dem Jonischen Vau u. s. w. handelt. Sodann zwey Anhänge, welche in der Ausgabe des Herrn Harleß S. 283—446 einnehmen. Hier brachte er theils Bemerkungen und Verbesserungen der Dawes. Schrift aus Valkenaer's, Pierson's, Korn's und Anderer Kommentarien über alte Schriftsteller, theils eigene Ausführungen von Gegenständen der kritischen Sprachkunde bey. Dahin gehören z. B. die Entstehung der falschen Lesarten aus Verwechselung ähnlicher Buchstaben und aus fehlerhafter Aussprache; worauf er die Dawesischen Konjekturen öfters zurückführt. Ferner die Erklärung vieler Worte aus der Grundform und

ihrer

ihrer Bedeutung. Die Herleitung Lateinischer Worte aus dem Griechischen, und Griechischer aus dem Lateinischen Dialekt; die Irrthümer, welche in der Etymologie aus falschen Begriffen von den Terminationen der Worte entstanden, u. s. w. Man kann leicht erachten, daß in der Lehre von den einfachen Grundformen der Worte auf die bekannte Hemsterhusisch-Valkenarisch-Lenneptische Theorie, welche Scaliger und Salmasius veranlaßten, gebauet sey, welche auch zum weitern Gebrauch empfohlen wird. Jedoch gedenkt Burgeß hierbey, daß sein Landsmann Monboddo im zweyten Bande seines Werks vom Ursprung und Fortgang der Sprache dieselbe Entdeckung für sich gemacht habe.

Herr Harleß hat nun in dieser sogenanten dritten Ausgabe die Burgeßische bloß abdrucken lassen, und außer einer kurzen, die literarische Notiz gebenden Vorrede nichts hinzugefügt. Gleichwohl wäre es zu wünschen, daß nun noch ein junger Gelehrter alle von nachherigen Kritikern und Herausgebern alter Autoren gegen Dawes gemachten Einwendungen und Bemerkungen in einem besondern Bändchen zusammenstellte. Dergleichen finden sich in Heyne's Pindar, in Brunks Schriften, im Moeris von Pierson, im Euripides von Valkenaer und Musgrave, im Kallimachus von Ernesti, in Toup Emendatt. in Suid. et Hesych., und besonders im Chariton von d'Orville, welcher von Dawes kritischem Talent nicht vortheilhaft urtheilte. — Einige Register verzeichnen die emendirten und erklärten Stellen der Autoren, und die erörterten vorzüglichsten Sachen und Worte. Auch ist es zu loben, daß am Rande die Seitenzahlen der Orforder Ausgabe des Herrn Burgeß durchaus angegeben sind.

Bß.

Versuch einer allegorischen Erklärung der bekanntesten Griechischen und Römischen Götter zum unanstößigen und nützlichen Gebrauche für die Jugend bequemet; im Ton der Vorlesungen verfaßt von Friedrich August Fritsch, öffentl. Lehrer und Prediger beym Frey-Adelichen Magdalenenstifte zu

Altenburg. Altenburg, bey Seidler. 1800. 151 Seiten Text, und VIII Seiten Vorrede. gr. 8. 12 gr.

Die Absicht des Vf. war, für seine weiblichen Zöglinge einen Entwurf der Mythologie zu bearbeiten, »worin nicht allein ohne verunstaltete Beschneidung des Ganzen alles der »Jugend Anstößige behutsam vermieden; sondern auch der be»sondere pädagogische Zweck beabsichtigt werden sollte, dem »Witze als einer in der Jugendbildung so oft übersehenen See»lenkraft, hier eine kräftige Erweckung und Uebung zu ge»ben.« Daher glaubte er alle Gottheiten unter den Gesichtspunkt der Allegorie fassen zu müssen. Er nahm zu dem Ende von alten und neuen Fabelallegorisirern, was ihm brauchbar schien, und that Vieles von seinem eigenen hinzu, wodurch er dem Studium der Mythologie doch hie und da eine neue Ansicht geöffnet zu haben glaubt. Aus Irrthümern läßt sich allerdings oft die Spur des Richtigen herausfinden; aber soll man deshalb mit Bewußtseyn und unbekümmert in wissenschaftlichen Dingen Irrthümer vortragen, wie es etwa bey jugendlichen Disputirübungen zu geschehen pflegt? Denn der Verf. sagt selbst, daß seine versuchte Enträthselung den Sinn der Alten wohl nicht treffen möge. Wir sind auch einverstanden, daß die Seelenkraft des Witzes bey der Jugend geübt werden müsse; aber soll man dazu das Mittel von Verdrehung wissenschaftlicher Gegenstände gebrauchen? Des Verf. Absicht und Bemühung der weiblichen Jugend, welche dereinst auf Bildung Ansprüche machen will, einen nützlichen Dienst zu leisten, ist allerdings zu loben; nur hätten wir gewünscht, er hätte nichts weiter gethan, als daß er die Fabeln in einem reinen, edelsimpeln und geschmackvollen Style erzählt hätte, mit Hinweglassung aller Deuteley. Ein zweytes Erforderniß war, die Kunstabbildungen jeder Gottheit, sammt den Attributen und Handlungen ebenfalls wieder in einfachem Style ohne weitläuftige Deutungen zu verzeichnen. Diese Kunstabbildungen hat zwar Hr. Fritsch genannt; aber bey weitem nicht vollständig genug, und mit stets beygemischter Allegorisirung. Hätte der Verf. den Zweck, warum Frauenzimmer eigentlich Mythologie erlernen, bestimmt gefaßt — und dieser kann doch kein anderer seyn, als theils ganze Stellen und

eins

einzelne Anspielungen in Dichtern und anderen schönen Schriftstellern, theils Kunstwerke verstehen zu lernen: so würde er auf die richtige Methode der Behandlung einer Mythologie für das andere Geschlecht leicht gekommen seyn. Wenn der Verf. seine adelichen Fräulein für fähig hielt, so gelehrte Dinge zu fassen, als er ihnen in der Einleitung, welche er selbst eine Vorlesung nennt, von den mannichfaltigen Quellen der Mythologie vorsagt, welchen Gegenstand er jedoch in Gedike's akademischer Vorlesung noch ganz anders behandelt finden wird: so mußte er sie ja auch für fähig halten, die verschiedenen Erklärungen der einzelnen Fabeln nach den verschiedenen historischen, allegorischen, physischen, moralischen und andern Quellen einzusehen. Die Eintheilung des Vortrags bey jeder Gottheit ist dem Schävius und andern Kompendien der Mythologie nachgebildet: Name — Symbol und Bedeutung, — Abbildung, — Thaten, — Verehrung u. s. w. Die Abbildungen sollten billig überall zuletzt stehen. Doch der Verf. bleibt sich in der Anordnung nicht gleich. Die Welterzeugungssysteme machen den Anfang des Ganzen. Alles geht davon aus, daß man in dem ganzen Göttersystem nichts, als die jetzt bestehende, allumfassende Weltordnung in ihren verschiedenen Kräften und Wirkungen kopirt habe, und daß man daher die einzelne Theile mit dem Jupiter, als dem Hauptsymbol des Ganzen, in die engste Familienverbindung gebracht. Ein eingefügter Stammbaum, welcher das Chaos zur Wurzel, Zeit (Saturn) und Weltordnung (Jupiter) in der Mitte, und Vernunft (Minerva), Rede (Merkur) und Freude (Bacchus) in seinen höchsten Wipfeln enthält, soll dieß anschaulich machen. Von dem Tone des Ganzen geben wir folgende Probe S. 79: »Es mag Pluto immerhin einmal in der Reihe wirklicher Menschen gestanden, und in Aegypten oder Spanien, einen König, Todtengräber oder Goldmineninspektor vorgestellt haben; da, wo die Mythologie ihn umgebiert, wird er ein bloßes allegorisches Wesen, ein Symbol der geheimen Gesetze der Verwesung, ein bedeutungsvoller Wink auf die physischen und moralischen Veränderungen, welche sich dort entwickeln, wo über die Gränzlinie alles sichtbaren Lebens hinaus undurchdringliche Nacht und ewige Finsterniß thront (?)« u. s. w.

L.

Erklärung des Mythus Adonis. — Ein historisch-antiquarischer Versuch von Georg Wolfgang Augustin Fikenscher, d W. W. Doktor, Prof. und Rektor (der Schule) zu Culmbach. Gotha, bey Ettinger. 140 S. kl. 8. 10 gr.

Ueber das Fest und die Fabel des Adonis befindet sich bereits eine Abhandlung in Groddeck's antiquar. Abhandl. B. 1 (Lemberg, 1800. 8.); aber diese konnte Herrn F. bey Abfassung der seinigen noch nicht bekannt seyn, da seine Vorrede schon den ersten Jänner 1799 verfaßt ist. Aber auf die frühere akademische Schrift Maurer's de Adonide ejusque cultu religioso (Erlangen, 1782. 4.) hat er Rücksicht genommen. Man ist wohl darin einverstanden, daß die Fabel vom Adonis ein ausländischer Mythus sey; mit welchem aber nachher so verschiedenartige Ideen oder symbolisch vorgestellte Thatsachen vereinigt seyn mögen, daß die Zurückführung der einzelnen auf ihre Grundquelle und Veranlassung ein schweres Unternehmen ist, welches Scharfsinn, geübte Fähigkeit, sich in Geist, Denkart und Sprache des frühern Alterthums zu versetzen, und eine kritische Gelehrsamkeit erfordert. Groddeck führte alles auf den Aegyptischen Osiris zurück; von diesem, meinte er, sey der Mythus auf die Phönizier und dann auf die Griechen gekommen. Er erläuterte zugleich das symbolisch darstellende Trauerfest des Adonis, welches zu Athen beym Absegeln der Flotte nach Sicilien gefeyert ward; sodann auch die berühmte Theokritische Idylle und die Adonischen Gärten. Herr Fickenscher meint, die Fabel vom Adonis sey Assyrischen Ursprungs, so wie der Name Adonis von Adon, dominus; mit welchem Namen man ihn im höhern Sinne des Worts belegt, weil er durch Verbesserung des Ackerbaues, Weinbaues und der Oekonomie überhaupt seiner Nation wohlthätig geworden. S. 9—25 erzählt Herr F. die Sagen über des Adonis Geburt und Aeltern. Der Mutter beraubt und vom Vater verlassen ward er von Nymphen (d. h. nach dem Vf., von barmherzigen Schwestern) erzogen. Als er erwachsen war, gieng er nach Phönizien, an den Hof von Byblus, an welchem er eine glänzende Rolle spielte; und um diese Zeit begonn die heftige Liebe der Venus zu ihm. Er ward hierauf vom Eber tödtlich verwundet. Von S. 38 an handelt

er

er von der Verehrung des Adonis, welche ebenfalls in Assyrien angefangen haben soll. Sie soll sogar zu den Juden gekommen seyn. Denn Thamuz bey Ezech. 8, 14 sey Adonis (S. 42). S. 49 von dem Adonisfest in Alexandrien. S. 58, dieß Fest sey selbst in Babylonien gefeyert nach Baruch 6, 30. f. S. 60 — 62 sind ein Paar Abbildungen des Adonis auf Antiken angegeben, aus Begeri thes. Brandenb. — S. 63 — 149 schließt mit dem schwersten Theile der Abhandlung, mit der Erklärung und Entwickelung des mit dieser Geschichte verwebten Sinnes; und zwar erstlich beschäfftigt sich der Verf. mit Aufzählung und Widerlegung der verschiedenen Erklärungsarten, selbst der einfältigsten und lächerlichsten, z. B. der Meinung des *Masen* spec. verit. occul. 23, 6. Hederichs Lexik. S. 69: »daß die Liebe der Venus zum Adonis nichts anders bezeichne, als daß die Geilheit gern der Schönheit nachgehe, und wenn ihn ein wildes Schwein endlich erlegt, es andeute, daß die Venuslust endlich von dem Alter zernichtet werde.« S. 98 f. trägt er denn seine eigene Meinung vor: »unter dem Adonis sey die personifizirte Natur, und vorzüglich das Bild der Anmuth und Trauer des Jahres und des Wechsels derselben zu verstehen, und der ganze Mythus sey aus wirklicher Geschichte und Naturphänomenen komponirt.« Dieß ist also die Heynische natura vis genetrix, inprimis quod ad τα Φυτικα (regnum vegetativum) pertinet; respectu maxime habito ad sementem in terra latentem, donec suo tempore progerminet; wofür er auch den Adonis erkläre, über Apollodor 3, 14, 4. Man sollte sich doch den Spaß machen, alle Mythen, die neuerdings auf die erzeugende und gebärende Kraft der Natur, als auf ihren Ursprung zurückgeführt worden, zusammenzustellen, wo denn schon daraus, daß sich so eine Menge Götter und Fabeln darin auflösen sollen, die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese bemerklich werden würde. Rec. kann sich wenigstens von der Umänderung der aus ursprünglich symbolischer Sprache entstandenen Vorstellungen in Geschichte, welche besonders durch Homer und andere Dichter geschehen seyn soll, nicht überzeugen. Wäre die Sache nicht umgekehrt: so würde Homer schwerlich so viel Glauben und Ansehen unter seinem Volke gefunden haben. Auch würde aus jener Hypothese folgen, die Menschen wären früherhin kultivirt, späterhin dummer gewesen; welches gegen alle Geschichte ist. Ent-

sinnen wir uns recht: so hat schon Meiners in seiner decrima de vero deo darauf aufmerksam gemacht. Wenn wir aber auch zugeben, daß der Mythus vom Adonis aus wirklicher Geschichte und Allegorie gemischt sey, besonders da Herr F. das geschichtliche Ingredienz früher existiren läßt, als das Allegorische: so versteht er es doch nicht so ganz, aus dem Fabelgemisch den historischen Theil nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen herauszuwickeln. In der Erzählung und Deutung der Fabel mischt er auch so Mancherley durch einander, und folgt Gewährsmännern von ganz ungleichem Werth, und aus sehr verschiedenen Zeiten und Völkern.

Bß.

Platons Republik — übersetzt und erläutert von M. *Gottlieb Fähse*, Lehrer am königl. Paedagogio in Halle. — *Erster Band.* Uebersicht der Republik und Uebersetzung der ersten vier Bücher. Leipzig, bey Tauchnitz. 1800. 522 S., und XXII S. Einleitung. gr. 8 — *Zweyter Band.* Uebersetzung der letzten sechs Bücher. 464 S. 2 Rg. 20 ge.

Dieß ist die vierte Uebersetzung von diesem wichtigen Werke des Plato, welche wir seit 1780 erhalten haben. Die zu Lemgo 1780 herausgekommene, welche in der Allg. D. Bibl. B. 47 S. 256 angezeigt ist, ward von der nachher erschienenen Schulthesischen, wie eine andere Anzeige versichert, übertroffen. Hingegen die vor zwey Jahren von Friedr. Carl Wolff, einem Schüler und Freund des Dichters Voß, zu Altona herausgegebene Uebersetzung übertraf beyde, wie der Rec. derselben in der N. Allg. D. Bibl. Bd. 33. S. 233—236 gezeigt hat, an Ausdruck der Gewandheit und Attischen Feinheit des Dialogs, und an getreuer und geschmackvoller Darstellung des Inhalts. Da der Rec. keine der drey genannten Uebersetzungen besitzt: so ist er außer Stande, die Fähsische im Verhältniß zu diesen zu würdigen; er muß daher seine Leser bitten, sich an einer einfachen Anzeige dieser Verdeutschung genügen zu lassen. Herr F. versichert, bey seiner Arbeit in den ersten beyden

Büchern des Muretus, und überhaupt die Grousche (Amsterd. 1763) und Kleukerische Uebersetzung, Schlossers Politik, Garve's Ethik und Buhle's Poetik benutzt zu haben. Als die Wolffische Uebersetzung erschien, war bereits die Uebersicht des ganzen Werks, nebst der Uebersetzung der drey ersten Bücher gedruckt; er hätte also die Uebersetzung der folgenden Bücher seiner Vorgänger vergleichen und benutzen können. Ob dieß aber geschehen, finden wir nicht angegeben. — In der Einleitung erörtert er den Zweck des ganzen Platonischen Werks. Morgenstern in seinen Kommentationen über die Platonische Republik nahm bekanntlich die Deduktion der Gerechtigkeit und Tugend als den Hauptzweck, die Aufstellung einer vollkommenen Staatsverfassung hingegen als die Nebenhandlung und den Nebenzweck an. Herr Fähse beweist dagegen aus dem Inhalte des Werks selbst, (da sich Plato z. B. zuweilen so ausschließend und lange, wie im ganzen fünften Buche, mit der Organisation seines Staats beschäftigt) und aus den eigenen Aeußerungen des Plato in den Gesetzen und im Anfange des Timäus, daß beyde Zwecke, Darstellung der Tugend in ihrer Reinheit, nach ihren Quellen, Wirkungen und Folgen, — und Darstellung der erhabensten und vollkommensten Staatsverfassung, die der Beförderung der Tugend am günstigsten ist, und mit ihr am genauesten übereinstimmt, mit einander vereinigt, der Zweck der Republik seyen. Die Republik nebst den Büchern von den Gesetzen, dem Politikus, dem Timäus und Kritias, machen, meint er, ein ganzes großes Gemälde aus, wo eins so wesentlich, als das andere ist, und wo alles sich um eine gemeinschaftliche Axe, und die zwey Punkte dreht: reine Tugend und ihre innere Form der reinen Beweggründe ist das Höchste, und eine weise Staatsform ist der Körper, in dem sie sich entwickelt, lebt und wirkt. Hr. F. sucht ferner ganz richtig die Gründe, welche den Plato zu einem solchen Werke veranlaßten, in der Verdorbenheit des damaligen Athenischen Staats und der Philosophie der Sophisten auf. Ueber alle 10 Bücher sind gleich dem ersten Bande auf 201 Seiten vollständige Uebersichten vorgesetzt. Die versprochenen Abhandlungen sollen in einem dritten Bande folgen. Die Uebersetzung ist in natürlicher, fließender und geschmackvoller Sprache verfaßt, auch, so weit wir sie verglichen haben, ziemlich treu. Die untergesetzten Anmerkungen sind grammatischer, historischer und philosophi-

scher

scher Art. Diejenigen, welche Erklärungen Griechischer Worte geben, wie sie jedes gute Lexikon liefert, wie z. B. von πλημμελες, hätten, als hier nicht ganz zweckmäßig, billig wegbleiben sollen. Uebrigens empfehlen wir die Lektüre einer solchen Uebersetzung jenes Platonischen Meisterwerks auch Staats- und Geschäfftsmännern, wie auch solchen Gelehrten, welche des Griechischen gar nicht oder zu wenig kundig sind, um es im Original studiren zu können.

L.

Briefe über die mythologischen Dichtungen der Griechen und Römer, von G. A. Dietl. — München, bey Lindauer. 1800. 373 S. und VIII S. Titel und Vorrede. gr. 8. 1 Rk. 12 K.

Diese Briefe sollen ursprünglich, wie der Verfasser in der Vorrede versichert, an einen jungen talendvollen Freund geschrieben seyn, der sich eben mit dem Studium der Dichtungskunst beschäfftigte. Da wir diesen Freund des Verf. nicht kennen: so wollen wir gern glauben, daß sie für ihn geeignet waren. Der Verf. geht aber weiter; er wünscht, sie möchten vorzüglich auf Schulen gelesen, und von Sachkundigen Lehrern, wo es nöthig sey, erklärt und ergänzt werden. Und vielleicht dürften sie, fährt er weiter fort, wenn er sich nicht zu viel schmeichle, für jeden Freund der Literatur, besonders für den Liebhaber des Schönen, nicht ganz ohne Interesse seyn. Wenn er unter diesen Freunden der Literatur und Liebhabern des Schönen, Jünglinge und Männer der ungelehrten Stände und Lektüre liebende Frauenzimmer versteht: so dürfte ihm diese Hoffnung vielleicht nicht ganz fehlschlagen. Denn für diese möchte eine nur oberflächliche und mangelhafte Kenntniß der alten Fabelgeschichte, ohne die gründliche, und in dem Geiste des Alterthums verfaßte Deutung derselben genügen, besonders wenn sie, wie diese, in einem guten und lesbaren Style geschrieben ist; aber nicht zum Selbstunterricht für studirende Jünglinge, und noch weniger für den Unterricht der Lehrer ist ein Buch in Briefform, und ohne alle systematische Ordnung, geschickt, welches gleichwohl einen wissenschaftl. Gegenstand

abs

abhandelt. Hierzu kommt, daß der Verf. selbst eingesteht, verschönert zu haben. Seine Gewährsmänner sind Banier, Moritz, Rambach, (vielleicht Rammler?) Herder, Voß und Wieland. Ein sehr gemischter, aus ungleichartigen Mythologen bestehender Haufe! Immer werden wir studirenden Jünglingen lieber den alten ehrlichen Damm und Hederich (Mythologisches Lexikon) empfehlen, als einige der genannten Schriftsteller der Mythologie, welche die Fabeln durch ihren Witz und ihre verschönernde Phantasie verunstalten; und, wenn Kunstliebhaber und Frauenzimmer sich über den altfränkischen Witz hinwegsetzen können: so tragen wir kein Bedenken, jene beyden Fabelerzähler auch ihnen vorzuschlagen, um die Fabeln selbst zu erlernen. Sie können ja die Erklärungen jener Männer, welche sich immer von der Fabel selbst unterscheiden, bey Seite liegen lassen. Herr Dietl macht sich S. 8 anheischig, hauptsächlich die Idee, den Geist der Mythen darzustellen, und alles, was nicht bedeutend sey, wegzulassen. Im Ganzen ist seine Fabeldeutung im Geiste neuerer Aufklärung über alte Fabeldichtung. Allein der Sinn und Geist der Mythen ist doch auch oft verfehlt. So sollen z. B. die Behendigkeit und späterhin die Flügel des Merkur das leichte Wort charakterisiren, das, wie auf Flügeln, durch die Lüfte sich schwingt, S. 108. Der Schlangenstab desselben ist auch besser aus den wunderbaren Kräften, die man den Schlangen im Alterthum zuschrieb, zu erklären, als aus dem Geschichtsfaktum, das Herr D. angiebt. Da das Buch zum angenehmen Lesebuch, nach dem Tone des ganzen Styls zu urtheilen, sich noch am ersten qualifizirt: so sind die eingemischten Dichterstellen nicht übel angebracht. Aber für den Selbstunterricht junger Studirenden, und zum Lehrbuch in Schulen ist es, auch abgesehen von der weitschweifigen Briefform, schon wegen seiner Unvollständigkeit nicht brauchbar. Wir führen die Stelle, in welcher er die Auslassungen selbst angiebt, mit seinen eigenen Worten an, weil man daraus sowohl seine Grundkenntnisse von der Urmythologie, als auch die Schreibart des Werks ohngefähr wird beurtheilen können. — S. 8 — 10 sagt er nämlich: »die verliebten Abentheuer, und die ganze chronique scandaleuse der Olympier — auch sie liegen offenbar außer dem Kreise dieser Schrift, und finden also hier keine Aufnahme. Kurz: jeder Zug, der die Götter travestirt, ist meinem

Zwe-

Zwecke zuwider.« (Diese verliebten Abentheuer der Olympier gehören ja aber zum Ganzen, und ohne sie bleibt jede Mythologie kastrirt. Im Geiste der alten Welt vorgestellt, sind sie auch gar nicht anstößig. Sie kommen ja doch auch in allen Dichtern vor.) »Die ältesten Gottheiten, fährt er fort, die entweder noch formlos waren, oder nur sehr vage Umrisse hatten;« (dieß hat keinen Sinn, oder einen falschen;) »denen eine sehr unbestimmte, schielende, dunkle Idee zum Grunde lag,« (das war ja bey einer Menge Mythen im Zeitalter der noch währenden und phantasirenden menschlichen Vernunft der Fall. Der Mythograph soll eben die dunkle und unbestimmte Idee ans Licht hervorziehen) — »Gottheiten, die aus der Dunkelheit des Alterthums ohnedieß nicht wohl dürfen hervorgezogen werden, die übergeh' ich ebenfalls mit Stillschweigen. Der Urvater Chaos; alles, was die Mutter Erde dem Himmel, dem Meere und dem Tartarus gebar, ferner die Geschlechter des Erdumströmenden Oceans, und der allgewaltigen Titanen, der ganze alte Götterstaat, und selbst Kronos — noch alle diese sind mehr oder weniger Karrikaturbilder, wenn ich so sagen darf, und verdienen daher keinen Platz in meiner Gallerie, die nur dem Schönen gewidmet ist.« Also einer der wichtigsten Theile fehlt. Die Mythologie ist eine der schwersten Partien der alten Literatur. Wir wünschten, daß auch selbst die Lesebücher, die diese Wissenschaft für Liebhaber und Damen vortragen sollen, nur von gelehrten und philosophischen Philologen verfaßt würden.

Bz.

C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum Libri decem. — Recensuit, notisque illustravit *Gottlieb Erdmann Gierig*, Prof. Trem. (Tremoniensis). *Tomus prior*. Lipsiae, sumtu Schwickerti. MDCCC. gr. 8. 464 S., und XXXVI S. Titel, Vorrede und Einleitungen. 1 Rthl. 12 gr.

Herr Prof. Gierig hatte bereits 1796 eine Ausgabe des Panegyrikus des Plin. geliefert, mit einer vorgesetzten Abhandlung, welche alle Vorzüge und Fehler desselben erörtert. Nach der Weise jener Ausgabe ist auch gegenwärtige Bear-

leitung der Briefe ausgeführt. Neue Codices hat er nicht gebraucht; aber alle bereits vorhandnen, und von den vorigen Herausgebern ihm dargebotenen Hülfsmittel hat er zur Sicherung des Grundes, oder zur Feststellung des Textes, worauf die Interpretation dann sicher gebaut werden kann, angewandt. Die Kritik des Herrn G. geht aber überall sehr behutsam und bescheiden einher; z. B. in Beurtheilung der Lesarten des Mediceischen Codex, für den er sich nicht mit blinder Vorliebe, wie Corte, eingenommen zeigt. Jedoch hat er nicht die Methode, der er im Panegyrikus folgt, beybehalten, zwey ihm gleich gut dünkende Lesarten zugleich im Texte aufzustellen, weil die hier zu groß auffallende Anzahl solcher Stellen den Text verunstaltet haben würde. Uebrigens hat er auch nicht alle, sondern nur die merkwürdigsten Lesarten beygebracht. In einigen wenigen Stellen, wo ihm die Lesart alter Ausgaben und Handschriften nicht genügte, hat er auch eigene Muthmaaßungen gewagt. Die Fülle, und beynahe möchten wir sagen, die Weitläuftigkeit der Interpretation sucht Herr G. durch die Bemerkung zu vertheidigen, daß die Verschiedenheit der Kenntnisse, welche die Leser mit hinzubringen, zu groß sey, als daß man den Ausleger in zu genau bestimmte Gränzen beschränken könne; daß Jünglinge und Gelehrte, welche nicht eigentliche Philologen oder Schulmänner sind, oft da eine Note verlangen, wo dem Manne vom Fache alles hell und bekannt ist, ja daß selbst eigentliche Philologen die Fülle in den Noten liebten, non qua adiuventur in autore intelligendo, setzt er hinzu; ipsi enim intelligunt; sed, ut sibi inde decerpant aliquid, quod suis doctrinae copiis addant. Allein letzteres beweist zuviel, und also nichts. Dieß Principium öffnet dem gelehrten Auskramer Thür und Thor, und erlaubt eine gränzenlose Ausschweifung des Auslegers. Was Herr G. zuletzt zu seiner Vertheidigung anführt, daß der Erklärer dahin zu sehen habe, daß dem Käufer alle andere Ausgaben entbehrlich gemacht werden, genehmigen wir ganz, weil wir nicht absehen, wie bey der immer mehr anwachsenden Menge der Ausgaben von alten Schriftstellern der Philolog, wir wollen nur sagen nach hundert Jahren, im Stande seyn solle, seine Wissenschaft zu übersehen, oder sich nur das Bessere in jeder Art anzuschaffen. Aber nach diesem richtigen Grundsatze hätte Hr. G. doch auch die ganze varietas lectionum in der Manier

nter des Heynischen Virgils geben sollen. In den erklärenden Anmerkungen zeigt sich überall der gelehrte, Sprach- und Sachkundige, und in der Lektüre der Alten erfahrene Humorist; indessen könnten die Einleitungen und Argumente, die jeglichem Briefe vorgesetzt sind, der Gründlichkeit unbeschadet, oft kürzer gefaßt seyn. Was bedarf es z. B. der Erinnerung, daß in den Gedanken und Worten eines Briefs eine große Perspikuität herrsche? Welcher Jüngling fühlt dieß nicht selbst? Aber Herr G. vertheydigt dieß alles damit, daß es bey dieser Ausgabe auch zugleich auf Ausbildung des Genies, des Charakters und der feinen gesellschaftlichen Sprache junger Leute abgesehen sey. Dahin zielet auch die vorgesetzte Abhandlung ab, welche er prolegomena, quae continent disputationem de disciplina vitae condiendae, quam Plinii epistolae proponunt, überschreibt. Diesen ist beygefügt eine tabula chronologica rerum Plinianarum, maxime ex ratione Ioannis Massoni, und eine literarische Notiz von den Handschriften und Ausgaben. Ein Werkchen über das Leben, den moralischen Charakter und schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius hatte Herr G. schon vorhin, Dortmund, 1798 herausgegeben: auf welches er, als auf einen Theil der Prolegomenen, verweißt, ohne das dort Gesagte hier zu wiederhohlen. Dieser erste Theil enthält die ersten fünf Bücher der Briefe; der nächstfolgende zweyte Theil wird die letzten fünfe nebst einigen Excursen, z. B. de recitationibus veterum, de contuberniis, und über einige andere, sich auf Plinius beziehende Gegenstände, enthalten.

L.

Lukullus, oder: Ueber das menschliche Erkenntnißvermögen, nebst einem Fragmente, aus dem Lateinischen des M. T. Cicero übersetzt von P. F. Boost. Frankfurt a. M., bey Eichenberg. 1806. 178 S. XX S. Vorr. 8. 16 gr.

Eine Uebersetzung von dem Lukullus des Cicero, wie die gegenwärtige, die in den Sinn der Urschrift größtentheils richtig eindringt, und ihn nicht selten in den lebendi-

gen,

en, gewandten Ausdruck einkleidet, den diese akademische Streitschrift erfordert, wird allerdings den, der Lateinischen Sprache unkundigen Forschern der philosophischen Geschichte ein willkommenes Geschenk seyn. Eine aufmerksame, vorurtheilsfreye Vergleichung der schon vor vielen Jahrhunderten geführten Zänkereyen unter den Philosophen, mit der gegenwärtig immer mehr um sich greifenden Streitsucht über so unnütze, ganz aus den Abgründen der Spekulation heraufgeholte Gegenstände wird zu manchen heilsamen Betrachtungen leiten. Von der unter dem Titel: die Theorie der Stoiker und Akademiker von Perception und Probabilismus nach Anleitung des M. T. Cicero von Zwanziger besorgten Uebersetzung versichert der Uebersetzer, daß sie durchaus von keinem Gebrauche für ihn gewesen sey, und daß er beynahe überall in Widerspruch mit derselben stehe. Den Lateinischen Text berichtigte er mit Hülfe der Englischen Ausgabe von Davies so viel wie möglich; obgleich gewisse Stellen, die sich auf das verlohren gegangene erste Buch gegenwärtiger Schrift, den Katulus, beziehen, immer, wie ebenfalls richtig bemerkt wird, räthselhaft bleiben müssen. Was der Uebersetzer zum Schlusse der Vorrede über seine Orthographie erinnert, daß und warum er sich noch nicht habe entschließen können, das Ph. gewisser ursprünglich-Griechischer Wörter gegen das F. der Deutschen zu vertauschen, hat unsern ganzen Beyfall. Wir theilen unsern Lesern daraus folgende treffende Vergleichung mit: »Obgleich das Wort Filosofie mein Auge nicht schmerzlich afficirt: so kommt es mir doch wie eine antike Homersbüste vor, der man eine Haube aufgesetzt hat; und diese widerliche Empfindung unterdrückt die ökonomische Bemerkung nicht, daß ich mir durch die Vertauschung des überzähligen Ph. mit dem einfachen F. eine Mühe sparen könne.»

Op.

Λουκιανου Σαμοσατεως Απαντα — Luciani Samosatensis Opera omnia, maxime ex fide codicum Paris. recensita. — Edidit *Fridericus Schmieder*, Philosophiae Doctor, AA. LL. M., Gymnasii Lutherani Halensis Coll. *To.* 1. Halae Mag-

deburgicae, sumtibus Gebaueri. MDCCC. gr. 8. 638 S. Text, und XLVIII S. Titel, Vorrede, Angabe der compendia scripturae, Index Emendationum und Verzeichniß der im ersten Bande enthaltenen Lucianischen Schriften. 3 Rg. — *Tomus posterior*, cum Additamento ad Tomum priorem. MDCCCI. außer dem Index omnium librorum Luciani, und dem Index rerum notabilium et nominum propriorum, 694 S., und LII S. Titel, Vorrede, Index Emendationum, Addenda ad Tom. priorem, und Verzeichniß der im zweyten Bande enthaltenen Lucian. Schriften. 3 Rg.

Es giebt, wie der Herausgeber in der Vorrede richtig bemerkt, eine doppelte Art der Ausgaben alter Klassiker. Die eine Gattung liefert alles vereinigt, was zur Berichtigung und Auslegung derselben etwas beyträgt; die andere beabsichtigt bloß einen richtigen lesbaren Text, und ist für Liebhaber der Alten, welche durch keinen Notenwust im Genuß bey der Lektüre gestört seyn wollen, oder für Unbemittelte, oder auch für Jünglinge, welche darüber Vorlesungen auf Gymnasien oder Akademieen anhören wollen, geeignet. (Wir müssen gestehen, daß wir für die letztere Klasse Ausgaben mit berichtigten Text, welchem die Variantensammlung zugegeben ist, für die zweckmäßigsten halten). In Hinsicht auf Lucian fehlt es nicht an Ausgaben der ersten Art; aber Ausgaben der letzten Art sind in den neuern Zeiten von einzelnen Schriften des Lucian zwar in Menge, aber von allen Schriften desselben keinesweges erschienen. Herr Schm. verdient daher desto mehr Dank von allen Liebhabern der Griechischen Literatur, daß er uns hier den ganzen Lucian in zweyen Bänden bloß in einem reinerem Texte, ohne Uebersetzung, ohne Anmerkungen, ohne Vorreden der vorigen Herausgeber, und ohne Griechisches Wort- und Sachregister geliefert hat. Man darf aber nicht glauben, daß der Text der Reizischen Ausgabe hier gegeben ist. Denn es ist seit der Erscheinung dieser durch die Bearbeitung einzelner Bücher, durch Uebersetzungen des ganzen Lucians

und

und einzelner Schriften desselben, durch beyläufige Bemerkungen in den Kommentaren über andere Autoren, und in den sogenannten libris criticis, so viel für Berichtigung und Erklärung des Lucian geschehen, daß die Vernachläßigung aller dieser Hülfsmittel einem neuen Herausgeber nicht zu verzeihen seyn würde. Herr Schm. hat daher alles dieß, besonders aber die von dem Französischen Uebersetzer, Belin de Ballu, mitgetheilte Vergleichung von sechs Pariser Handschriften, aus welchen mehrere Lesarten sogleich in den Text aufgenommen zu werden verdienten, zur Feststellung des Textes benutzt. Und in dem zweyten Bande hat er die vorzüglichsten Lesarten einer Görlitzer und dreyer Augsburgischer Handschriften benutzt, und für den ersten Band nachgeholt. Herr Schm. hat keine Lesarten in den Text aufgenommen, außer solche, welche die Autorität von Handschriften für sich hatten. In der Interpunktion hingegen, die er an sehr vielen Stellen verbessert, hat er nach eigener Einsicht und nach Maaßgabe des Zusammenhanges und Ideenganges geändert. Ein gleiches ist mit den Accenten geschehen. Vorzüglich hat er sich nach den vortrefflichen Pariser Handschriften gerichtet. Da alles auf Kürze abgesehen war: so hat er in dem, auf die Vorrede folgendem Verzeichniß der Emendationen nur die vorzüglichsten, selten mit Beyfügung von Gründen für und wider dieselben, beygebracht, ohne jedoch das, was die Zweybrücker Editoren schon verbessert haben, zu wiederholen. Dem Texte hat Herr Schm. die Griechischen Scholien und einige Varianten, besonders aber die Konjekturen der Gelehrten untergesetzt, deren er an 400 allein aus den libris criticis und den Kommentaren über andere Schriftsteller mit einigen Freunden gesammelt zu haben versichert. Konjekturen, welchen nicht der Name eines Gelehrten beygesetzt ist, sind von Herrn Schm. selbst. Den Griechischen Scholiasten hat er hin und wieder mit Zusätzen aus den Pariser Handschriften bereichert, und außerdem auch nach den Muthmaaßungen anderer Gelehrten verbessert. Jeder Lucianischen Schrift ist ein kurzer Inhalt vorgesetzt. Der Druck des Griechischen ist rein und sauber. Ueberhaupt erreicht diese Ausgabe, welche einen so bedeutenden Schriftsteller so kompreß in zwey Bänden liefert, den Zweck einer guten Handausgabe durchaus; obwohl man wünschen muß, die Varietät der Lesarten möchte vollständiger gegeben seyn. Warum indeß der index emenda-

tionum, wenigstens im ersten Bande, (denn die Varianten der Görlitzischen und der 3 Augsburgischen Handschriften erhielt er erst spät) noch von den dem Texte untergesetzten Verbesserungen getrennt ist, läßt sich nicht begreifen. Denn da ihrer in jeder Schrift nicht so gar viele sind: so konnten sie füglich noch mit unter dem Texte hinlaufen. Nun macht das doppelte Nachschlagen unnöthige Unbequemlichkeit.

L.

Joh. Hild. Withof Konjekturen über verschiedene lateinische Dichter und Prosaiker, gesammlet, und nebst einer Beschreibung und Vergleichung der Duisburgischen Handschriften, herausgegeben von H. A. Grimm, Dokt. und Prof. der Theol. und Bibliothekar. Erstes Stück. Düsseldorf 1798. 182 S. Zweytes Stück. Ebend. 1799. 192 S. 8.

Der als Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit 1779 zu Duisburg verstorbene Withof hatte eine Sammlung von kritischen Anmerkungen über Horaz und andere Römische Schriftsteller (S. N. A. D. B. B. 9. S. 239. B. 15. S. 271) hinterlassen, wovon die vorliegenden zwey Stücke eigentlich die Fortsetzung sind. Sein Gedächtniß bewahrte einen ansehnlichen Vorrath der Römischen Dichterrede auf, und eine rege Phantasie führte ihm bey jeder Gelegenheit, wo er verderbte Lesarten vermuthen zu dürfen glaubte, zufällig ähnliche Ideen, Bilder und Ausdrücke entgegen, durch welche, nach seiner Meinung, die fehlerhaften Stellen richtiger ausgefüllt werden könnten. Freylich sind die vorgeschlagenen Verbesserungen von sehr ungleichem Werth. Indeß empfehlen sich doch viele durch Witz, Scharfsinn und Leichtigkeit, so daß man sagen kann, es würde den Schriftstellern, hätten sie wirklich so geschrieben, eben nicht zur Schande gereichen. Im Ganzen können sie allerdings zum genauern und gründlichern Studium besonders der Dichter beytragen. Und schon in dieser Hinsicht verdienen sie eine dankbare Aufnahme. Die kritischen Vorschläge, welche hier mitgetheilt sind, betreffen bald mehrere, bald wenigere Stellen; aus

Horazens Oden; Virgils Eklogen und Aeneis; Ovids Heroiden, Amoren, Metamorphosen und Ibis; Sabinus Briefen; Juvenals Satyren; Cicero's Reden, Paradoxen, vom Alter, von der Freundschaft, von den Pflichten, Briefen; Pedo Albinovanus Elegien; Val. Flakkus Argonautikon; Silius Italikus, Manilius Astronomikon; Sulpiciens Gedicht de corrupto statu reipubl. und Florus Geschichte. Beygefügt sind Beschreibungen und Vergleichungen von Handschriften in der Duisburgischen Universitätsbibliothek, nämlich von Sallust's declamatio in Ciceronem, des Letztern declamatio in Sallustium und tuskulanischen Untersuchungen, wovon der Anfang schon in dem dritten Stücke der Anmerkungen befindlich ist.

Die dunkle Stelle bey Cicero von den Pflichten, B. 1. K. 9. Nam alterum iustitiae genus adsequuntur, *inferenda* nec cui noceant *injuria: in* alterum *incidunt*, an welcher Gräv und Andere ihr Heil vergebens versucht hatten, wird hier dem in ähnlichen Stellen des Cicero vorkommenden Redegebrauch gemäß so abgeändert: nam alterum justitiae genus adsequuntur, *inferendo* ne cui noceant *injuriam:* alterum *omittunt*. Allein diese Verbesserung ist doch nicht so beschaffen, daß dadurch Heusingers Vorschlag, *justitiae genus* als das frühere Einschiebsel eines Glossators, wodurch die Rede Symmetrie und Klarheit erhalte, ganz wegzulassen, aufgehoben werden möchte. Wird indeß *incidere* mit Ernesti nur durch *offendere* oder *violare* erklärt: so ist eine Abänderung gar nicht nothwendig. Hottinger ist dieser Erklärung ebenfalls gefolgt, wenn er übersetzt: allein auf der andern Seite fehlen sie darin, daß sie ꝛc. Ueberdieß ist nicht wohl abzusehen, warum *inferenda — injuria* nicht stehen bleiben sollte? Eine andere eigentlich verdorbene Stelle B. 2. K. 14. — ut nos pro Siculis; pro *Sardis*: pro *M. Albutio* Julius, die in allen Handschriften gleich fehlerhaft steht, kann wohl nie verbessert werden, man müßte denn noch richtigere Manuskripte entdecken, welche über das Zeitalter der vorhandenen hinausgehen. Es kommt nämlich dabey auf einen besondern Fall an, an welchem eine einzelne Person Antheil hatte, wo also keine eigentliche Ideenreihe und kein Zusammenhang zu Statten kommen kann. Withof nun verändert jene letzten Worte in: pro Sardis *gravis Albutio* Julius, und glaubt, aus *gravis* möchte das unrichtige *pro*

M. entstanden seyn. Der Sinn wäre: Julius, des Albuzius heftiger Gegner, für die Sarder. Horaz, auf den sich W. beruft, sagt freylich auch *graves Persae*, und Cicero in den Pflichten selbst B. 3. K. 2. *gravem* adversarium. Allein bey der W. Abänderung kommt es nicht sowohl auf das Beywort selbst, als auf dessen seltene, und hier viel zu dichterische Verbindung an, welche sich Cicero, besonders in dieser Verbindung, nicht wohl erlauben konnte. Am leichtesten und einfachsten ist und bleibt die Manuzische Verbesserung: pro Sardis *contra Albutium* Julius, welcher auch Hottinger neuerdings gefolgt, und die, da sie der Geschichte ganz entspricht, so beschaffen ist, daß man sie wirklich in den Text aufnehmen sollte.

Eben so ist W. mit einigen Stellen in Horazens Oden nicht zufrieden. Gleich in der ersten Ode stößt er sich V. 5 an das meta *evitata*, und verändert dasselbe der Symmetrie der Rede und des zweymal nachfolgenden *si* wegen in: *si* vitata mit dem Sinne: si meta evitata et palma — evehit. Allerdings reicht die vorangehende Redeverbindung: sunt quos *ro* collegisse juvat, et *quos* meta — evehit, von der nachfolgenden: hunc juvat, (denn wohin könnte *hunc* schicklicher gezogen werden) *si* turba certat u. s. w. Allein wenn man bedenkt, daß man einen Dichter, und besonders einen lyrischen, d. i. von jeder gewöhnlichen Konstruktion ganz abweichenden Dichter vor sich hat: so wird man obige Verbindungsart um so weniger mehr auffallend finden, da Horaz nach pindarischer Weise oft noch weit kühnern und seltenern Redeverbindungen zu folgen kein Bedenken getragen hat. Auch in der Ode 13. B. 2. kann W. das *cerea* nicht verdauen, und will daher aus einer Stelle des Statius Sylv. 2, 1, 50. das Bentleiische *lactea* für ächt und Horazisch anerkennen. Allein Rec. konnte, so oft er von dieser auch Andern gefallenden Konjektur etwas hörte, sich nie des Lächelns enthalten. An einem schönen Jüngling würden Arme von Milchfarbe wahrlich nicht sehr reizen, weil die schöne Sinnlichkeit des Lebens dann ziemlich fehlen würde, so wie auch bey einem so korrekten Dichter Bild und Gegenbild des Stoffs und der Bestandtheile wegen, worauf doch bey einen schönen Bilde gesehen werden muß, gar nicht passen. Mit dem *cerea* hingegen verbindet die Phantasie sofort den Begriff der Farbe des schönsten Fleisches, dessen Ründe und

Ueberredekraft alles das, was man an einem schönen Arme so gerne findet, wohin man aber durch einen milchweißen Arm unmöglich geführet werden kann.

Atz.

Versuch, einen Streit zwischen Middleton und Ernesti über den philosophischen Charakter der Cicero. Bücher von der Natur der Götter, zu entscheiden. Eine Folge von fünf Abhandlungen. Altona und Leipzig, bey Kaven. 1799. 201 S. und XVI S. Titel, Dedikation und Vorrede. 8. 14 gr.

Als Verf. dieser Schrift giebt der Meßkatalog Herrn G. S. Franke, wahrscheinlich den durch mehrere Schulschriften bekannten Rektor der Schule zu Husum in Schleswig, an. Die von ihm hier verfaßten fünf Abhandlungen sind folgenden Inhalts: Die erste enthält eine Einleitung des Streits über den philosophischen Charakter der Ciceron. Bücher von der Natur der Götter, und trägt Middletons und Ernesti's Behauptung in ihrer vollen Stärke vor. Jener Gelehrte war nämlich der Meinung, daß Cicero in des Stoikers Balbus Person die Philosophie vortrage, die er selbst billige; dieser behauptete dagegen (init. doctr. solid. theol. natur. c. 1. S. 238. 39 edit. 5, und in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Cicero) mit Petav, daß Cicero ganz auf des Akademikers Cotta Seite sey, und durch ihn den Epikureer Vellejus widerlegen wolle. Die zweyte Abhandl. ist ein zergliedernder und erläuternder Grundriß des ersten Buchs von der Natur der G., mit fortlaufender Censur, S. 23 — 60. Die dritte und vierte zergliedern und erläutern auf eben diese Weise das zweyte und dritte Buch, S. 63 — 78, und S. 81 — 155; und zwar wird hier der Inhalt des dritten Buchs mit fortlaufender Censur in Beziehung auf das zweyte Buch entwickelt. Die fünfte Abh. macht einen Versuch, den Streit über den, in den Ciceronischen Büchern de natura deorum herrschenden philosophischen Charakter zu entscheiden. Nach Ernesti war nämlich Cicero konsequenter akademischer Denker, und gelangte daher durch seine Art

zu philosophiren nirgends zu festen Resultaten: wir wissen also seine eigentliche Meinung nicht, weil er nicht bloß akademisch disputirt; sondern wirklich akademisch denkt. Nach Middleton hingegen disputirt er bloß akademisch; denkt aber nicht so; er ist also mehr in der Form, als in der Materie seiner Schriften akademischer Denker: er selbst ist für sich durch das Gegeneinanderstellen der mannichfaltigen philosophischen Parteyen zu bestimmten philosophischen Ueberzeugungen gekommen, so daß er z. B. in der Lehre von Gott und der Vorsehung dem Stoizismus und Platonismus, in der Lehre von der Seelenfortdauer nach dem Tode aber dem Platonismus anhieng. Hier tritt nun der Verf. in die Mitte, und behauptet, nachdem Cicero die streitenden Parteyen nach der akademischen Weise gegen einander habe auftreten lassen: so finde er sich an der Hand der Sokratischen Weisheit aus dem Labyrinthe der Meinungen und Subtilitäten wieder heraus, d. h. durch Befragung des gesunden Menschenverstandes und des Sprachgebrauchs suche und finde er das Allgemeinwahre, was alle Sekten gemeinschaftlich anerkannt hätten. Cicero sey also mehr kritischer Sokratiker oder Eklektiker, im guten Sinne des Worts, als konsequenter Neuakademiker, als welcher er nicht bloß akademisch disputiren, sondern auch so denken würde. Deshalb sey er aber kein Synkretist, der aus Schwachsinn mehrere Systeme vermische. Er belegt seine Meinung unter andern mit den Stellen: Cicero Tusc. 3, 7. 5, 13 und 14, und das Ende, besonders c. 41; mit mehrern Stellen der Bücher de legg., de fin., besonders mit dem ganzen fünften Buche der letzteren. Demnächst ist Hr. F. in Ansehung der Bücher de natura deorum der Meinung: 1) Cicero glaube, Vellejus sey durch den Cotta im ersten Buche völlig widerlegt; 2) mit Balbus halte es Cicero so weit, als dessen Behauptungen mit den Grundsätzen der Sokratischen Lebensphilosophie übereinstimmen; im Uebrigen sey ihm Balbus gleichfalls durch Cotta widerlegt. Dieß alles hat der Verf. mit vieler Genauigkeit und Gründlichkeit, und in einer guten Sprache vorgetragen; so wie er auch den Auszug aus den Büchern des Cicero sehr sorgfältig gemacht, und das ganze Raisonnement oder die Gründe, womit die Parteyen streiten, weit ausführlicher, zusammenhängender und bestimmter dargelegt, und die Kraft der gegenseitigen Gründe genauer gewogen hat, als von seinen

Vor-

Vorgängern, denen es mehr um grammatische und historische Interpretation zu thun war, geschehen ist. Einige Mal scheint uns freylich den Sätzen und Worten der Alten Etwas von neuern Ideen untergelegt zu seyn, woran sie entweder gar nicht, oder doch noch nicht deutlich und bestimmt dachten. So ist vielleicht dem Epikurismus nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren, die er verdient; ein Versehen, dessen sich selbst Cicero oft schuldig gemacht hat. Wer jedoch aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, bey Erklärung aller Philosopheme sich stets auf der Stufe der philosophirenden Vernunft des Alterthums fest zu erhalten, ohne je rückwärts oder vorwärts zu schreiten, wird unsere Erinnerung für keinen Tadel ansehen, welcher dem Werthe des Buches Etwas zu entziehen zur Absicht habe.

L.

Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer, fortgesetzt von Johann Friedrich Haberfeldt, Pfarrer zu Neukirch im Meißnischen. — Dritter Band, welcher die Vorlesungen über das zweyte Buch der Satyren des Horaz, und das erste Buch der Episteln enthält. Leipzig, bey Feind. 1800. 724 S., und XVI S. Titel und Vorrede. 8. 2 Rß. 18 gr.

Nitsch hatte bereits die Oden und Epoden des Horaz in zweyen Bänden erklärt, als ihn der Tod übereilte. Es gebrach ihm, wie Rec. auch aus personeller Bekanntschaft dieses Mannes weiß, keineswegs an Genie, Urtheilskraft und Geschmack, um bey dieser Unternehmung für eine gewisse Klasse von Lesern, die einer solchen Nachhülfe bedarf, etwas Brauchbares leisten zu können; allein es fehlte ihm dagegen eine mehrjährige Uebung in Erklärung der Alten, welche seine Amtsgeschäffte und selbstgewählten Arbeiten hinderten, und durch welche doch einzig nur das iudicium interpretis subactum hervorgebracht wird, welches alle Abwege und Klippen vermeiden lehrt. Kein Wunder daher, daß diese seine Arbeit nicht ohne mancherley Fehler blieb, daß er oft falsch, oft etwas Fremdes sah, u. s. w. Daß er nicht

nicht alle nöthige Hülfen benutzte, war das Hinderniß seiner Lage. Die Fortsetzung der von ihm begonnenen Arbeit ist in die Hände eines, theils noch besser vorbereiteten, theils den Plan seiner Arbeit zweckmäßiger fassenden, Mannes gekommen; wiewohl er selbst von seiner Tüchtigkeit dazu sehr bescheiden urtheilt. Nitsch hatte eine fortlaufende Uebersetzung gegeben, und die Erklärung selbst zwischen derselben, wie bey den glossirten Bibeln, in Klammern eingeschlossen, und mithin die Dichterideen auf eine unangenehme Weise zerstückelt. Hr. Haberfeldt hat die Uebersetzung weggelassen; dagegen aber durch die Erklärung des Einzelnen sowohl, als durch Anzeige der Folge und des Zusammenhangs der Ideen, und durch Entwickelung schwerer Stellen, einen fortlaufenden Kommentar für Jünglinge oder Liebhaber der Horazischen Muse geliefert. Nitsch deklamirte oft, wo er eine einfache Erörterung der Dichterschönheit aus Sprache, Geschichte, u. s. w. geben sollte; er war oft zu redseelig bey historischen und ästhetischen Bemerkungen, oder auch selbst bey ganz bekannten Dingen; er vernachläßigte endlich die Kritik fast gänzlich, wozu doch junge Leute in mehreren Rücksichten schon früh angeführt werden müssen, und ohne welche die Texteserklärung nur unsichere, wankende Schritte thut. Diese Fehler hat Herr H. glücklich zu vermeiden gesucht. Er hat den Bentleiischen Text zum Grunde gelegt, doch ohne ihm in den zu kühnen und willkührlichen Muthmaaßungen sklavisch zu folgen. Die Hülfsmittel, deren er sich bedient, hat er selbst in der Vorrede verzeichnet. Das vorzüglichste war ihm Wielands Uebersetzung und Erläuterung. Auch hat er auf die merkwürdigsten Varianten einer Altdorfschen, noch nicht benutzten, Handschrift Rücksicht genommen, welche in sieben, im Namen der societas latina Altorfina von 1766 bis 1775 geschriebenen, Programmen enthalten sind. Des Italiäners Vannetti und des Holländers van Ommeren Bemerkungen über Horaz sind ihm bey seiner Arbeit entgangen. Wir haben uns durch Vergleichung mehrerer Stellen überzeugt, daß Hr. H. die Schönheiten und Feinheiten des Originals in Sprache und Sachen sehr treffend, zu entwickeln wisse; dabey können wir jedoch auch nicht läugnen, daß hin und wieder noch mehr Bestimmtheit, in einigen Stellen mehr Kürze, in andern eine unterrichtendere Ausführlichkeit hätte beobachtet werden sollen. In einigen andern, obwohl

deren

deren nur wenige seyn mögen, ist, nach unserer Einsicht, eine falsche Erklärung gewählt. Einige Beyspiele mögen unser Urtheil bestätigen. So gut gleich im Anfange der ersten Sat. im zweyten Buche das Juristische Air des Trebaz bemerkbar gemacht ist: so wenig ist darauf hingedeutet, daß Horaz V. 13 — 15, indem er Gegenstände des epischen Gesanges nennt, auch sich zum epischen Tone erhebe. Die Galli fracta cuspide pereuntes sind aber gar nicht bestimmt erläutert. Sie sterben nämlich entweder beym Herausziehen der mit Wiederhacken versehenen Lanze, deren Schafft abgebrochen ist, oder besser: pereunt tamen, quanquam fracta sit cuspis (hastae) in clypeo Gallorum, so fern nämlich die Römer alsdann mit ihren kurzen Säbeln auf sie losgiengen, und sie erstachen. Virgil. Aen. 9, 412. — Fortis v. 16 ist auch nicht generosus, nobilis (ganz unbestimmt!), sondern standhaft in Entschlüssen und deren Ausführung. V. 34 — 39 sequor violenta nimmt er auf die Meinung, daß diese Stelle eingeschoben sey, gar keine Rücksicht. Daß die kettende Idee die Bestimmung Venusiums, Frieden zwischen Römern und Nachbarn zu erhalten, sey, ist etwas weit gesucht. Das frigore ferire V. 62 hat Rec. auch immer vom Tode erklärt, gegen Wieland. Er freute sich, Hrn. H. mit ihm einstimmig zu finden. Warum pellis V. 64 die Larve heißen könne, ist nicht angegeben. Die Larven wurden nämlich unstreitig aus Häuten gemacht. *Diffingere* V. 79 ist gegen Wielands sprachwidriges defringere sehr brav vertheidigt. Aber daraus, daß man solutus legibus sagen kann, folgt keineswegs, daß solvere tabulas Gesetze aufheben, ungültig machen, heißen könne, V. 86. — Sat. 2, 2, 31 ist die Haupterinnerung vergessen, welchen lupus (Meerwolf) sie denn nun eigentlich für den bessern hielten? Repotia V. 59 ist viel zu kurz abgefertigt; es ist auch gar nicht bloß der Tag nach der Hochzeit. V. 63 ist nicht erinnert, warum gerade hier das Sprüchwort: hac lupus urget, hac canis angit, recht passend war, nämlich in Beziehung auf den gefräßigen Schlemmer und den Schmuziggeizigen. — Simplex V. 67 heißt auch nicht allzugelinde, sondern entweder stulte profusus, oder stulte avarus, je nachdem aqua uncta unreines, stinkendes Wasser ist, wie der Verf. will, oder mit wohlriechenden Essenzen parfümirtes. — Auf das signifikante Bild in dem Ausdruck V. 72 *sedere* von der esca simplex ist nicht deutlich

sich und bestimmt aufmerksam gemacht, im Gegensatz des tumultum ferre. V. 92 hos utinam inter heroas natum tellus me prima tulisset, ist unstreitig ein Vers, aus einem erhabenern Gedicht entlehnt. V. 120 ist duplex ficus von getrockneten Feigen erklärt, weil man sie zu dem Ende in zwey Hälften schnitt. Aber wie kann alsdann gleich darauf pensilis bey uva, und duplex bey ficus, epitheton ornans heißen? Des Scholiasten Erklärung bifidae ist auch wohl nicht richtig zur Bestätigung angezogen, welches es vielmehr als epitheton ornans zu betrachten scheint, das die Natur der Feige schildert, welche in der Mitte eine Spalte hat, die sie gleichsam in zwey Hälften theilt. V. 122 ist culpa potare magistra richtig gegen Emendation vertheidigt und erklärt; aber V. 135 ist das in dem opponere pectora von Fechtern hergenommene Bild nicht bemerkt; auch die von der auffallenden Tautologie hergenommene Schwierigkeit in den Sätzen: vivite fortes, fortiaque adopponite pectora rebus nicht berührt. Uns scheint entweder in fortes, oder in fortia ein Fehler zu liegen, oder fortes auf die körperliche Abhärtung des Landmanns, so wie fortia pectora auf die Standhaftigkeit gegen den Glückswechsel gehen zu müssen. — Statt des etwas weitläuftigen Eingangs zur dritten Satyre erwartet der junge Leser oder auch wohl der Lehrer eine gründliche Auseinandersetzung des Stoischen Paradoxon: omnes stultos insanire. V. 1 wird *sic* raro scribis gegen Bentlei in Schutz genommen; aber es sollte erwiesen werden, daß *sic* raro ächt Lateinisch sey. Die Stelle scribe decem a Nerio V. 69 ist unstreitig falsch gefaßt. Wie kann a Nerio i. q. in morem Nerii seyn? Und warum scribere numos (eigentlich aber scribere numos alicui ab aliquo sc. accipiendos) Geld entlehnen heiße, ist nicht gehörig entwickelt. Sollten decem seyn, nicht decem millia, sondern decem tabulae, syngraphae, so war die Ellipse aus dem Sprachgebrauche zu bestätigen. Will man Vers 60 die Worte des Tiresias, quicquid dicam, aut erit, aut non, nicht als Scherz annehmen, welcher jedoch in des Tiresias Mund nicht ganz paßt: so ist die Korrektion des Hrn. H. immer noch die beste Auskunft. Aber etwas kühn setzt er die Korrektion des Simeon Bos V. 79 venit enim *magno* (sc. pretio Penelope); donandi parca iuventus, sogleich in den Text. Diese Satzverbindung ist wenigstens gegen unser Gefühl, und wir würden daher lie-

ber

tia magnum mit einem Exklamationszeichen in Parenthese setzen, in dem ironischen Sinne: und das war wohl ein großes Wunder, daß Penelope sich verführen ließ! Ep. 1, 1, 19 ist sehr richtig aus dem Geist der Aristippischen Denkart und Philosophie erklärt; auch 1, 10 der Schluß, gegen Becks hartes Urtheil gerettet; aber 1, 1, 56 möchten wir doch den Vers laevo suspensi loculos tabulamque lacerto nicht mit ihm in Schutz nehmen, da kein Beyspiel vorkommt, wo Horaz einen ganzen Vers wiederholt, wie hier Sat. 1, 6, 74. — Bey dem summus Janus ab imo Ep. 1, 1, 54 ist fälschlich die Wielandische Behauptung (Bd. 1. S. 51, zweyte Ausgabe) von dreyen Janis, an dessen mittleren die Wechsler und Geldverleiher ihre Tische gehabt, wiederholt. Jani sind freylich überhaupt transitiones perviae nach Cic. n. D. 2, 27; aber am forum Romanum war wohl nur ein solches Hauptgebäude, das jenen Namen führte, und dessen verschiedene Theile oberer, mittlerer und untererer Janus hießen. S. Bentlei über diese Stelle des Horaz, und Manut. über Cic. off. 2, 25. Hier hatten Wechsler, Kaufleute und Buchhändler ihre Tabernen, und zwar im mittleren die Wechsler. Dieß beweist nicht einzig Hor. sat. 2, 3, 18, Denn da könnte das medium bey ad Janum fracta est res zur Verstärkung da stehen; sondern hauptsächlich Cic. l. c., wo er sagt: die Lehre de quaerenda et collocanda pecunia können die braven Männer ad medium Janum sedentes am besten erklären. — Diese wenigen Bemerkungen haben keinesweges zum Zweck etwas, der Brauchbarkeit des Buchs Nachtheiliges zu sagen; sondern unsere Achtung gegen den Verf. zu beweisen, indem auch wir Etwas dazu beyzutragen trachten, daß er den folgenden Theilen immer mehr und mehr Vollkommenheit gebe.

Bß.

Cicero's Geist und Kunst — Eine Sammlung der geistreichsten, vollendetsten und gemeinnützigsten Stücke aus den Ciceronischen Schriften, übersetzt und herausgegeben von *J. C. G. Ernesti*, Professor in Leipzig. *Zweyter Band.* Leip-

Leipzig, bey Fritsch. 1800. 393 Seiten kl. 8. 1 Rg. 8 gr.

Der erste Band dieses Werks enthielt bereits, außer andern Stücken, die Uebersetzung der ersten beyden Bücher des Cicero vom höchsten Gut und vom höchsten Uebel. Dieser zweyte liefert nun das dritte, vierte und fünfte. Angehängt ist die Verdeutschung der Rede zur Vertheidigung des P. Quintius. Die Uebersetzung ist bey aller Treue, d. h. bey genauer Uebertragung des Sinns und Geistes des Originals, doch so geschmackvoll, rein und fließend, daß sie sich völlig, wie ein Original lesen läßt. Nur die Verwandlung des alten ächtrömischen Du in das moderne süßliche Sie, welches schon in unserer Sprache absurd genug ist, will dem Rec. schlechterdings in keiner Uebersetzung irgend einer Schrift des Alterthums gefallen, da es so ganz den Geist alter Einfachheit verweht. Der Titel des Buchs möchte wohl nicht so ganz adäquat gefaßt seyn, da ganze Werke der Cicero darin in Uebersetzung gegeben werden. Doch in titulis simus faciles, wenn das unter dem Titel Gegebene nur gut ist. Die erzählende Form des Originals hat Hr. Ernesti in die dialogische verwandelt. Anmerkungen hat er gar nicht zugegeben; wiewohl sich nicht begreifen läßt, wie bey einem solchen Werke dergleichen fehlen können, welches doch hauptsächlich für das eigene Studium der Jünglinge, oder gebildeten Männer, welche nicht im Lateinischen geübt sind, bestimmt ist. Kurze Anmerkungen, nicht kritischer und grammatischer Art; aber aus Philosophie und Geschichte der Philosophie entlehnte, wären hier gerade an ihrer Stelle. So ist es z. B. vom Cicero 3, 3 nicht bestimmt gesagt, daß Pyrrho und Aristo unter dem Guten keinen Rang statuirten. Denn aus 3, 4 verglichen mit 2, 13. 1, 8 ersiehet man, daß sie wohl das honestum für das summum bonum, und nur alle andere Dinge für adiaphora hielten; da hingegen andere Stoiker alle andere Dinge in sumenda oder praeposita und reiecta eintheilten. Der Uebersetzer hat also das qui omnia exaequant theils durch obige Worte nicht unrichtig übertragen, theils mußte er die nähere Bestimmung in einer Anmerkung kurz angeben, wenn er mit reellem Nutzen für seine Leser arbeiten wollte. Dabey müssen wir jedoch auch zweyer

Haupt-

Hauptvorzüge dieser Uebersetzung gedenken, nämlich, daß einmal in verdorbenen Stellen nach der besseren Lesart übersetzt ist; welche dem verdienten, und auch von dem Rec. verehrten Oheim des Hrn. Ernesti gerade in diesen Büchern am allermeisten entgangen ist, welche noch von Fehlern wimmeln; und sodann, daß er für den häufig gar unbestimmten und dunkeln Lateinisch-philosophischen Ausdruck des Originals den weit bestimmtern, deutlichern, und zuweilen auch kürzern Ausdruck Deutscher Philosophen wählte. Der Ausdruck: Hauptgrundsatz einer Schule, giebt gleich eine hellere Idee, als: *id, quod continet disciplinam*. Auch hat er sich die zuweilen falschen Erklärungen seines Oheims als selbstdenkender Gelehrter nicht verleiten lassen. So erklärte z. B. Jener im Clavis *collatio rationis* de fin. 3, 10 durch Analogie, da es in dieser Stelle offenbar die Schlußkraft, oder der Vernunftschluß überhaupt ist.

L.

Joannis Gurlitti animadversionum ad auctores veteres. Specimen *primum*. Magdeburgi. 1800. 40 S. *Secundum*. ibid. 1801. 40 S. 4.

Dieses sind zwey Programmata, welche bey Feyerlichkeiten des Gymnasiums zu Bergen von dem Verf., als Direktor, sind geschrieben worden. Das erste enthält einige Erklärungen über das erste Buch von Moses, die Psalmen und die Phönicierinnen des Euripides. Genes. I, 26. wird mit Zuziehung Genes. V, 3. und Ps. VIII, 6. also erklärt: Laßt uns Menschen schaffen nach unserer äusserlichen Gestalt und unserer Macht, welche so, wie wir im Himmel, über alle lebendige Geschöpfe die Herrschaft haben auf der Erde. Genes. XLIX, 22. sollen die LXX. פֹּרִיָּה ferens, foecundus, statt פֹּרָת gelesen haben, wie es auch Onkelos erklärt hat. Auch wird daselbst צָעֲדָה wider Grotius Muthmaaßung vertheidiget, und vom Neide angenommen, so daß also die LXX. wohl haben übersetzen können ζηλωτός. Eben daselbst Vers 24 sollen die LXX. gelesen haben בְּאֵיתָן. Auch will der Verf. mit Beybehaltung des αὐτοῦ, statt αὐτῶν, in dem Schvlium der Röm. Ausgabe lieber ἐν κράτει, statt ἐν βάθει lesen.

lesen. Βάρει wäre hier wohl dem βάθει noch näher, als κράτει. Beydes hätte einerley Sinn. Auch glaubt der Verf., daß βραχιόνων auszulassen sey, weil vielleicht Jemand statt νεῦρα das עֹז dadurch habe ausdrücken wollen. Jedoch könnten auch wohl die LXX. das νεῦρα der Erklärung wegen hinzugesetzt haben. Da Andere χειρῶν, statt χειρὸς, lesen: so könnte es wohl auch als synonymum oder doppelte Leseart von χειρῶν in den Text gekommen seyn. Doch ist Rec. die Muthmaaßung des Verf. wahrscheinlicher. Rec. glaubt, daß auch νεῦρα βραχιόνων, als periphrastische Uebersetzung, könne angesehen, und also geduldet werden. Die übrigen Erklärungen beziehen sich auf Ps. 69. 119. 121. 122. 127. 131. und 139. welche verdienen nachgelesen zu werden.

In den Phönicierinnen des Euripides V. 206 vertheidiget er die gewöhnliche Leseart ταραγμὸς εἰσῆλθε πόλιν, wider des Walkenaers Muthmaaßung ἔναγχος, mit mehreren Gründen, die uns wahrscheinlich scheinen. Walkenaer hatte unter andern die Redensart ταραγμὸς εἰσέρχεται πόλιν für ungewöhnlich gehalten, welches dem Verf. nicht scheint. Wir können hier noch eine ähnliche Stelle anführen. So hat Cinnamus S. 142 εὐθὺς οὖν ταραγμὸς εἰσῆλθεν αὐτούς. Etwas unähnlicher ist bey eben demselben S. 262: ταραγμῷ καὶ θορύβῳ εἰς τὴν πόλιν εἰσέπιπτον. Doch kann eben so gut gesagt werden ταραγμὸς εἰσέπιπτε τὴν πόλιν. Hat nicht auch selbst Plato Polit. I. auf ähnliche Art S. 372 gesagt: ἐπειδάν τις ἐγγὺς ᾖ τοῦ οἴεσθαι τελευτήσειν, εἰσέρχεται αὐτῷ δέος καὶ φροντὶς, περὶ ὧν ἔμπροσθεν οὐκ εἰσῄει; V. 234 seqq. übersetzt er: *utinam, o rupes, fulgore ignis coruscans — utinam, o mons sacer, nive candide, choreas securus ducere immortali deae*, (Dianae) *contingat in templo Apollinis, Dirces fonte derelicto.* Ob aber ἑλίσσειν, ambire, amplecti, complecti, überhaupt nicht auch tueri bedeuten könne, zumal bey einem Poeten, daran würden wir doch nicht geradezu gezweifelt haben. Zu des Verf. Meinung, da er ἑλίσσειν durch περιχορεύειν erklärt, hätte noch angeführt werden können Callimach. Hymn. in Delum V. 321 βωμὸν ἑλίξαι. V. 244 wird übersetzt: *Mars inflammat sanguinem hostium adversus hanc civitatem* i. e. furorem incendit hostium, ut in civium Thebanorum cae-

dem

m ruent; er setzt das Blut der Feinde in heftige Bewegung, er entzündet es. Mithin wird Walkens Muthmaaßung χεῖμα (tempestas) statt αἷμα verworfen. Wir dächten, χεῖμα Φλέγει wäre auch ohnedem nicht sonderlich zu billigen. Ob übrigens der Scholiaste zu Walkens Muthmaaßung Gelegenheit gegeben, der es πόλεμον deιλρει erklärt hat, läßt sich nicht sagen. Er scheint αἷμα statt Φόνος angenommen zu haben, nicht für θυμός, welches mit der Erklärung des Vf. übereinstimmt. Dieses zur Probe genug, da ohnedem des Verf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit genugsam bekannt ist.

Das zweyte Specimen enthält eine Probe von Varianten, Sammlungen und Anmerkungen des ehemaligen Konrektors zu Seehausen Johann Winckelmanns zum Juvenal. Es ist daher überschrieben: Continetur apparatus critici ad Juvenalem recensendum comparati descriptio et specimen commentarii in Juvenalis Sat. I. a Jo. Winckelmanno conscripti. Der Verf. hat hier und da Noten untergestreut. S. 50 und 51 sagt er: Varietatem lectionis omnem, quam teneo, omnium satirarum in sequenti alio specimine exhibebo. Dieses Versprechen wird jeden Liebhaber des Juvenals auf die Erfüllung aufmerksam machen.

Dt.

Der verkannte Werth der klassischen Schriftsteller in Rücksicht auf Bildung des Geistes. Außer der studirenden Jugend auch denen gewidmet, welche auf derselben gelehrte Erziehung Einfluß haben. Von M. Dan. Gotthold Joseph Hübler, Konrektor am Gymnasium zu Freyberg. Breslau, bey Korn dem Aeltern. 1800. XVI und 167 S. 8. 15 gr.

Der Verf. hatte in den Jahren 1782 bis 1790 die vorliegende Abhandlung in einzelnen Gelegenheitsschriften bekannt gemacht. In dieser Gestalt lernte sie der H. geh. Justizr. Heyne kennen, welcher dem Vf. zu verstehen gab,

daß

daß er sie ihrer Gemeinnützigkeit wegen noch einmal über-
arbeiten, und dann als eine eigene Schrift herausgeben
möchte. Sie wird sicher ihren Zweck nicht verfehlen, wenn
sie nach des Verf. Wunsch in die Hände derer kommen soll-
te, welche entweder an dem Ruder der Nationalerziehung
stehen; oder sonst vermöge ihrer höhern Verhältnisse auf
die äußere Bildung der Staatsbürger überhaupt Einfluß
haben. Ein sehr guter Gedanke war es, daß der Verf. der
in Deutschland besonders seit der Periode gewisser neuerer
Erziehungsgrundsätze sichtbar abnehmenden Liebe für das
Studium der alten Klassiker, die auffallende Vorliebe der
Engländer für dasselbe gleich Anfangs gegenüberstellt, um
dadurch unsern oft kleinlichen und dürftigen Sinn für die
Basis aller edlern Bildung desto heller zu beleuchten. Auch
die Franzosen hätten hierbey nicht übergangen werden sollen,
welche, in Ansehung der allgemeinen Schätzung des klassi-
schen Alterthums, gleich nach den Engländern genannt wer-
den dürfen. Bey den letztern hingegen ist klassische Gelehr-
samkeit, oder doch wenigstens einige Bekanntschaft mit den
Geisteswerken der Griechen und Römer, fast unter allen
Ständen unerlaßliche Grundlage der Veredlung. Dort stu-
dirt jeder Knabe, von dem Sohne des Lords an bis herab
zu dem Sohne des Pachters die klassischen Autoren, ohne
erst dabey an seine künftige Lage, Lebensart und Beschäfti-
gung zu denken. Jeder, der vielleicht dereinst im Oberhau-
se als Sprecher auftritt, der Officier, der Güterverwalter,
der Kaufmann, der Fabrikant, u. s. w. sucht in der Ju-
gend die klassischen Werke der Alten nicht nur zu lesen; son-
dern wirklich auch zu verstehen, weil die Bekanntschaft
mit ihren Schriften und mit ihrem Geiste unter seiner Na-
tion überhaupt zu dem Manne gehört, der auf Erziehung
und Kultur Anspruch machen will. In Deutschland scheint
dieser Geist da und dort schon entflohen zu seyn, und wo er
noch eine ungewisse Herberge hat, da legt man es sehr sicht-
bar darauf an, ihn je eher je lieber zu verscheuchen. Möch-
te doch diese kleine Schrift des Hrn. H. zur allgemeinen
Sinnesänderung in diesem Stücke etwas beytragen! Der-
selbe gesteht zwar selbst, daß er über den genannten Gegen-
stand nichts Neues gesagt habe. Allein schon das ist Ver-
dienst genug, das Bekannte zu sammlen, unter einen festen
Gesichtspunkt zu bringen, und, wie hier wirklich geschehen
ist, mit Kraft, Würde und Theilnahme darzustellen. Ue-

bri

brigens ruht das Ganze auf folgenden Hauptideen, nämlich die Werke der klassischen Autoren können in jeder Rücksicht auf Vortrefflichkeit Anspruch machen; sie befördern die Bildung des Verstandes, veredeln das Herz, und sind mehr als die Werke der neuern Zeit geschickt, den Geschmack zu veredeln und zu befestigen.

Atz.

Versuch einer allgemeinen Lateinischen Synonymik in einem Handwörterbuche der synonymischen Wörter der klassisch-Lateinischen Sprache. Aus dem Französischen des Herrn *Gardin Dumesnil*, Synonymes latins. Zum Gebrauche für Deutsche bearbeitet von *J. C. G. Ernesti*, Professor in Leipzig. Leipzig, bey Baumgärtner. *Zweyter Theil.* 1799. 21 Bog. *Dritter Theil.* 1800. 1 Alph. 3 Bog. gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

So ist also nun ein Werk, das für junge Humanisten, und alle Freunde einer ächten Latinität ein Bedürfniß war, glücklich vollendet. Ein Werk dieser Art kann, nur durch anhaltenden prüfenden Gebrauch, vollständig beurtheilt, und seiner Vollkommenheit nahe gebracht werden; und wir zweifeln nicht daran, daß der Herausgeber häufige Gelegenheit nicht nur haben, sondern auch benutzen werde, bey einer zweyten Ausgabe, Mängel zu verbessern, fehlende Synonyme zu ergänzen, unnöthige Artikel auszustreichen, und mangelhafte Bedeutungen zu berichtigen; aber auch diese Verbesserungen und Zusätze den Besitzern der ersten Ausgabe, besonders mittheilen werde. Der zweyte Theil geht von E *re nata* Nr. 921 bis auf *mysterium*, arcanum; und der dritte von *Najades*, Nereides, Nr. 1689 bis *vulgo*, vulgariter, Nr. 2538, und schließt mit einem sehr vollständigen, bey einem Werke dieser Art unentbehrlichen, Register. Gleich der erste Artikel: e re nata und e vestigio, gehören nicht hieher; denn das sind keine Synonyma; evitabilis und evitandus; fictor, pictor; mollescere, liquescere; conspicere, suspicere, und viele andre verstehen sich von selbst,

 und

und dann hätten eine Menge andrer, auf ähnliche Art verwandte, Wörter aufgenommen werden müssen. Ueber den Unterschied von exsistere, von extare und esse, ist viel zu wenig gesagt. Exsistere, in Beziehung auf das erstere Wort, druckt den Anfang oder das Vorhergehende aus, ehe rem exstare gesagt werden kann; aber mit esse verglichen, ist es mit dem Begriff von Sichtbarkeit und Thätigkeit verbunden. Das Zeitwort labor hätte mit andern, eine Bewegung andeutenden Zeitwörtern gruppirt werden sollen, wo es eine ununterbrochene, durch keinen Sprung geschehende Forbewegung ausdruckt, wie der Gang der Schiffe und Schlangen ist. Bey secessus fehlt otium; bey donum und munus, xenia; bey urbanus, bellus; zu elegans und politus, tersus; zu brevis, pressus, u. s. w. Besonders wünschten wir, daß mehr auf solche Synonyme wäre Rücksicht genommen worden, die in der Zusammenstellung eine Gradation bilden, wovon Cicero und der jüngere Plinius so viele Beyspiele geben. In einem Buche dieser Art sucht man nicht bloß erklärende Umschreibungen; sondern Uebersetzung in gedrängter Kürze durch einen treffenden ähnlichen Ausdruck. Dieß aber ist hier nicht immer geschehen; oft ist die Uebersetzung gar weggeblieben. Nr. 923. Ecce, en. Da heißt es: *Ecce* kündigt etwas Unvermutheter, eine überraschende Begebenheit an. Das ist freylich richtiger, als in der Richterschen Ausgabe des Ausonius Popma: *ecce*, cum ostendis; *en*, cum increpas; aber wie soll es nun übersetzt werden? Siehe geht nicht immer an, etwan Ha! da haben wirs! Ey! das wäre! Bisweilen aber steht ecce, wenn zu dem schon Gesagten noch etwas Größeres und Auffallenderes hinzugesetzt wird, z. B. *Cic.* Acad. 4, 43. *ecce* multo maior etiam dissensio — daher scheint es bisweilen für denique, postremo zu stehen. *Cic.* orat. 16 *ecce* aliqui etc. Endlich verlieben sich andre gar in Härte des Ausdrucks. Im Dialog kann ecce auch gegeben werden: Nun ja! da seh mir einer! En hingegen wird gebraucht: 1) hinweisend, 2) ironisch, wie *Cic.* Verr. I, 37. *En* cui — das ist doch noch ein Mann, dem rc. 3) bey Aeußerung des Unwillens. *Cic.* pro Deiot. 6. En crimen. O! über die Beschuldigung! Bey vielen synonymischen Wörtern wird bloß gesagt, daß sie auch tropisch gebraucht würden; aber die so nöthige richtige Uebersetzung dieses tropischen Gebrauchs fehlt. Zuweilen werden Unterschiede in

den

m Präpositionen gesucht, womit die Zeitwörter zusammen-
esetzt sind; allein dieser Unterschied ist sehr trüglich, da be-
nntlich die zusammengesetzten Zeitwörter oft bloß die Be-
eutung der einfachen haben, oder nur, um des Numerus
nd der Abwechselung willen, gebraucht werden, wie formare
nd conformare, expendere und perpendere. Höchst unnü-
zig ist auch die Aufstellung der inchoativen und frequenta-
ven Zeitwörter, als: madeo, madesco, welches nur ver-
andte, aber keine synonyme Zeitwörter sind — labasco wird
ir ein frequentativum ausgegeben; das es aber nicht ist.

Bg.

) P. Virgilius Maro, varietate lectionis et perpe-
tua adnotatione illustratus a *Christ. Gottl. Heyne*.
Accedunt indices. Editio novis curis emendata
et aucta. Vol. I. Bucolica et Georgica. LXII u.
776 S. Vol. II. Aen. L. I—IV. LXXVIII
und 740 S. Vol. III. Aen. L. V—VIII. 724
S. Vol. IV. Aen. L. IX—XII. 576 S. Vol.
V. Carmina minora. VI und 538 S. Vol. VI.
Indices. 798 S. Leipzig, bey Fritsch. 1800.
gr. 8. Mit Kupfern. Auf Velinpapier 36 Rh.
Auf Schreibpapier 24 Rh.

) Des P. Virgilius Maro ländliche Gedichte, über-
setzt und erklärt von *Joh. Heinrich Voss*. *Vier
Bände*. Mit erläuternden Kupfern. 8 Rh.

Und unter den besondern Titeln:

. Virgilii Maronis Bucolicon Eclogae decem.
Des P. Virgil. Maro zehn auserlesene Idyllen,
übersetzt und erklärt von *J. H. Voss*. *Zwey
Bände*. Altona, bey Hammerich. 1797. 534
S. gr. 8.

. Virgil. Maronis Georgicon libri quatuor. Des
P. Virgil. Maro Landbau, vier Gesänge, über-
setzt

setzt und erklärt von *J. H. Voss.* *Zwey Bände.* Altona, bey Hammerich. 1800. 924 S. gr. 8.

3) Des P. Virgil. Maro Werke, von *J. H. Voss.* In drey Bänden. *Erster Band.* Ländliche Gedichte und Anhang. 372 S. *Zweyter Band.* Aeneis I—VI. 416 S. *Dritter Band.* Aeneis VII—XII. 448 S. gr. 8. Braunschweig, bey Vieweg. 1799. 4 Rthl. 12 Gr. Auf Velinpap. brochirt 6 Rthl.

Wir haben noch eine große Schuld abzutragen, indem wir in unsern Jahrbüchern der Deutschen Literatur der neuesten Verdienste eines Heyne und Voß um Maro's unsterbliche Dichterwerke noch nicht gedachten. So wenig wir dem immer weiter auch in Deutschland um sich greifenden typographischen Luxus das Wort reden mögen: so sehr freuen wir uns des schönern Aeußern der Werke, die wir anzeigen, sowohl um Virgils als um seiner Bearbeiter willen, und dem wackern Fritsch gebührte ein besondres Ehrenmahl wegen seiner Prachtausgabe des Heynischen Virgil, welches er sich freylich schon in dem Werke selbst gesetzt hat, das ihn, das den großen Dichter und den ehrwürdigen Herausgeber desselben ehrt.

Noch einmal kehrte Heyne zu dem Dichter zurück, dem er in jüngern Jahren seine Muse geweiht, und den er zum zweytenmal im Alter in einer vollendetern Gestalt ans Licht gestellt hatte, dem er einen nicht kleinen Theil seines berühmten Namens verdankt. Von dieser Ausgabe gieng der Geist einer geläuterten und geschmackvollern Dichtererklärung und Behandlung aus. Durchdrungen von dem tiefen Gefühl, das Heyne's Charakter bezeichnet, ruft er am Schluß seiner neuen Vorrede aus:

Tu autem, divine Maro,
— extremum hoc munus habeto!

Möge es dem ehrwürdigen Greis vergönnt seyn, noch manche schöne Blume auf den Altar der Musen und Grazien niederzulegen!

Glänzend sind auch die Verdienste, die sich Voß sowohl in der Eigenschaft eines metrischen Uebersetzers des ganzen Maro als in der eines Kommentators der Landgedichte erworben hat. Ihm giebt Heyne folgendes Zeugniß: Eminet in versionibus teutonicis, Jo. Hnr. Vossii versio Georgicorum et Bucolicorum metrica, summa cum arte facta; adiectis quoque notis multa doctrina refertis. Adjecit nuper nova editione ipsum poëtam vir doctissimus. Geist und Art seiner Uebersetzung und seines Kommentarien sind schon so bekannt, so oft besprochen, daß eine eigentliche Zergliederung und Beurtheilung des Ganzen hier zu spät kommen würde. Eben so ist der Heynische neue Virgil in den Händen der Liebhaber; die Behandlungsart und das Wesentliche ist aus den frühern Ausgaben desselben bekannt, und wir können uns einer methodischen Recension entschlagen.

Die Differenzen zwischen beyden gelehrten Männern sind bekannt. Heyne spielt hie und da auf dieselben in einem sanften, milden Tone an, dem man eine durchscheinende Empfindlichkeit nicht verdenken kann. Voß schmollt noch in seinen Anmerkungen; aber er nennt den Gegner nicht mehr beym Namen wie vormals. Das: Glüht so heftig in himmlischen Seelen der Unmuth? fühlte man sich auch hier gedrungen auszurufen. Doch es falle ein Schleyer über so geführte Waffen und Kriege! Das heitre, ruhmvolle Alter des verdienstvollen Heyne mußte nicht durch solche Auftritte umwölkt werden. Der Wahrheit, die rein und ohne Parteygeist vorgetragen ward, hat er nie sein Ohr verschlossen, und auch die neueste Ausgabe des Virgil zeigt, daß er dem Bessern Raum giebt, wenn es ihm auch durch die Sprache der Polemik verleidet werden konnte; wiewohl er sich nicht durch Machtgebot und Dreyfußsprache bewegen läßt, seinem Gefühl, dem Sinn für einfache, ungekünstelte Erklärung und dem richtigen Takt in Kritik und Interpretation zu entsagen. Auch dem beißigen Kritiker Wakefield läßt Heyne Gerechtigkeit wiederfahren, und erwähnt seiner Ausfälle höchstens mit Lächeln. Eine Stelle aus Wakefields Anmerkungen zum Lucrez theilt er sogar wörtlich mit, worin Jener mit kritischer Kraftsprache auf Heyne'n schimpft. S. Var. Lect. Culic. 104.

Eines Punktes gedenken wir nur hier, über welchen eine große Verschiedenheit der Meinung zwischen beyden Gelehrten obwaltet. Er betrifft Virgils musikalische Malerey. Heyne's Glaubensbekenntniß darüber steht auch in der neuesten Ausgabe, T. 2 p. LX ff. Illud unum monebimus, in errorem inducere iuvenilem animum videri eos, qui nimii in eo sunt, ut ad rerum sonos et naturas accommodatos et formatos velint esse versus. Equidem non diffiteor sensum me animi refragantem habere, quotiescunque persuadere mihi volo; magnum aliquem poëtam aestu tantarum rerum abreptum et magnorum phantasmatum vi inflammatum in sono cursus equestris vel tubae vel aliarum rerum reddendo laborare; attenuat ea res et deprimit ingenium poëtae et artis poëticae dignitatem. Sunt tamen, aiunt, tales versus in optimo quoque poëta. Recte; sunt utique multi; etsi plures alios ad hoc lusus genus accommodare solet eorum ingenium, qui talibus rebus indulgent: Quis enim, nisi iam animum ad leves *hos lusus* deflexerit, studium aliquod poëtae agnoscat in illis ac similibus, cuiusmodi sunt: *Patris* magni *parere parabat Imperio.* Aut: *Avia* tum resonant *avibus* virgulta sonoris. Mihi utique ad poëtices indolem propius esse videtur statuere, ipsam orationis naturam ita esse comparatam, ut multarum rerum sonos exprimat; inflammatum autem phantasmatum specie obiecta animum, cum, rerum species sibi obversantes ut oratione vividè exprimat, laborat, necessario in ista vocabula incidere, vel orationis proprietate ducente. Ita graves et celeres, lenes ac duros, sonos vel non id agens et curans ad rerum naturam accommodabit et orator quisque bonus et multo magis poëta. Dagegen erinnert Voß, unter andern in seiner ersten Ausgabe des Landbaugedichts, »an Verse, die durch Vertheilung der Längen und Kürzen in geschickte Glieder, und durch einstimmende Mischung der Vokale und Konsonanten, dem Gedanken »so laut entsprechen; sogar an Verse, wo die hörbarste »Nachahmung sinnlicher Natur, des Donnergerolls, des »Trompetengetöns, des Pferdetrabs, des aufgewälzten »und herabrollenden Felsens, mit den kräftigsten Stößen »auch ein gröberes Gehörfell erschüttern muß. Es sey »regelloser Zufall, antwortet man, welchen die Natur der

»Spra-

Sprache von selbst darbiete; denn es vertrage sich nicht mit der Würde der Dichtkunst, mitten im Feuer der Begeisterung, bald helle und dunkle, austönende und abgestoßene Laute zu haschen, bald die Schwere und Leichtigkeit des Sylbengangs abzumessen. Wenn das ist, so darf der Begeisterte überhaupt keine wiederkehrende Verse abzählen, sondern in seiner bacchantischen Wuth nur wilde Dithyramben hervorbrausen; noch mehr, er muß auch die Worte und ihre Anordnung, was Quintilian schon dem Redner verbeut, dem ersten Griffe der Trunkenheit überlassen. Oder gelangt der Dichter mit allen möglichen Kunstregeln, nur nicht mit den Wenigen und Einfachen des Klangs und der Bewegung, zu solcher Fertigkeit, daß er, ohne mühsames Besinnen, wie der Maler die Zeichenkunst und Farbenmischung, der Musiker den Generalbaß und die Instrumentkunde, zur Darstellung dessen, wovon die Seele glüht, sie anwendet? — Fragen wir die Erfahrung: so zeigt sie uns große Dichter, bey denen sich ungesucht, und wie aus Instinkt Worte, Rhythmen, Ton und jede Art von Musik der Sprache den Gedanken anschmiegen, und deren Poesie die schönste Malerey und den größten Wohllaut hat, ohne daß sie sich selbst der Regeln bewußt sind, nach denen sie dabey verfahren sind. Andre dagegen arbeiten nach Regeln und mit der besonnensten Rücksicht auf gewisse Effekte ihre Verse aus, und erreichen durch Kunst, was jene der Natur verdankten. Die höchste Vollendung wird auch in diesem Stück da anzutreffen seyn, wo sich Genie und Kunst die Hand bieten. Das Werk der freyen Einbildungskraft sey vom Genius empfangen und geboren; aber es erhalte durch die Kunst seine weitere Ausbildung. Der Dichter verschmähe es nicht, seinen Fleiß auf das Mechanische des Versbaues, auf das Wohllautende, auf die Nachahmung der Naturtöne zu wenden; er hüte sich nur vor dem Allzuviel; er verberge die Anstrengung der Kunst unter dem Scheine freyer, von selbst sich darbietender, Ergießung; er vermeide die Klippen der Künsteley und Spielerey. Gewiß kommt Vieles von der Musik der antiken Griechischen und Römischen Poesie mehr auf Rechnung eines für Harmonie der Töne gebildeten Ohres, eines feinen Taktes für das Wohltönende, einer melodischen Sprache, eines den ganzen Sprachreichthum beherrschenden, und so

 das

das Angemessenste leichter auffindenden Talents, als auf die Rechnung eines mühsamen, ängstlichen, absichtlichen Studiums. Aber gleichwohl kann man doch kaum in Abrede seyn, und selbst Heyne ist es nicht ganz, daß die Alten auf die musikalische Malerey absichtlich hinarbeiteten, und daß sie, um nur bey dem Einen auch von Heyne bemerkten (vergl. Heyne zu Aen. 3, 383) stehen zu bleiben, gewisse kleine Wort- und Tonspiele, Anklänge, die Zusammenstellung ähnlich tönender Wörter, Wiederholung derselben Wörter oder mehrerer Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben oder Sylben oder Selbstlauten sehr liebten, wo der Wohllaut dadurch befördert, ein gewisses angenehmes Wort- und Witzspiel hervorgebracht wurde. Vielleicht legen die Alten einen größern Werth darauf, als ein gereinigter Geschmack ganz billigen kann; aber auf keinen Fall gehen sie so weit, als in diesem Stück eine ganz neue ästhetische Schule in ihren gebundenen und ungebundenen Erzeugnissen. Ja man nimmt bey den Alten nicht undeutlich mit der Veredlung des Geschmacks auch eine Abnahme des Wohlgefallens an diesen Spielen wahr, die aber nur gemäßigt, nicht ganz aufgegeben wurden. Einige nicht abzuleugnende Beyspiele aus Griechischen und Römischen Dichtern und Prosaikern hat Muretus Var. Lect. 1, 15 gesammelt. Da, wo es auf die lebendige Stimme und auf Deklamation ankam, gab man diesem Spiele der Töne am meisten Raum, besonders in der ältern Römischen Komödie und Tragödie. Man höre nur folgende Beyspiele aus Roms frühern Alterthum: Ennius beym Cicero de divin. 1, 20. anus attulit artubus — coeli caerula — voce vocabat. C. 21 sumptus suspirantibus — puerum primus Priamo. C. 31 eines Ungenannten: Multo mulier melior mulierum missa sum — fatis fandis Cicero Tusc. Quaest. 1, 16. n. 37. Ennius Adsum atque advenio ab Acherunte via alta atque ardua C. 35. n. 85. vi vitam evitavi. C. 44. n. 107. ipse summis saxis fixus asperis, evisceratus — saxa spargens tabo, sanie et sanguine. C. 48. n. 115. decebat coetus celebrantes. 2, 7. n. 19. Attius: E viperino morsu venae viscerum veneno. 4, 36. n. 77. maior mihi moles, maius miscendum malum — meos malis miser manderem natos. Ein Unbekannter im Cicero ad divin 9, 22, 4. Virginem me quondam invitam per vim violat Jupiter. Ennius

lehm Gellius 7, 17. virum vera virtute vivere. Schwer-
lich wird man diese Beyspiele für etwas anders als ge-
flissentliche Spiele mit Wörtern und Lauten ausgeben wol-
len. Diesem Geschmack huldigt auch Lucrez, welches von
Wakefield nicht unbemerkt geblieben ist, und es kommt
bey diesem antiken Dichter mehr als eine Stelle vor, wel-
che der folgenden 1, 814 ff. multimodis communis mul-
tis Multarum rerum nicht unähnlich ist. Kein Wunder,
wenn Maro, der dem Lucrez so Vieles verdankte, auch
in diesem Stücke in die Fußstapfen desselben und der übri-
gen ältern Dichter trat. (Anxius angit Aen. 9, 89, ver-
wirft H. gegen das Ansehen fast aller Handschriften der
abgeschmackten Alliteration wegen.) Es war der herr-
schende Geschmack der Römer, den auch Cicero nicht ganz
verläugnet. Nach Allem diesen sind wir geneigter, meh-
rere Stellen der Art im Virgil mit Voß einem künstli-
chen Proceß, nicht dem Zufall oder Instinkt des Dich-
ters zuzuschreiben.

In der Vorrede zur ersten Ausgabe des Landbauge-
dichts sagte Voß von seinen Anmerkungen: »Der Kom-
mentar für Ungelehrte, mit einigen Auswüchsen, woran
sich vielleicht weder Gelehrter noch Ungelehrter ergötzen
wird, war mir bey allem Scheu vor Alltäglichkeiten so-
wohl, als eitlem Prunk und Wortfülle, so angeschwol-
len, daß ich, um nicht völlig den zertrümmerten Text
wie an einer Sündfluth schwimmen zu sehen, den Druck
desselben nach Art Holländischer Ausgaben verengen muß-
te.« Der neue Kommentar zu dem Landbaugedicht so-
wohl als zu den Eklogen ist nun aber zu solch einem Um-
fang angeschwollen, daß ihm durchaus ein eignes Bette
hinter dem Text angewiesen werden mußte. Auswüchse
und Stellen, an denen sich weder Gelehrter noch Unge-
lehrter ergötzt, sollen, so sagt man, auch hier nicht feh-
len. Von Alltäglichkeiten und eitler Wortfülle wollten
Andre auch Spuren bemerkt haben. Wie dem auch sey,
der Verf. weiß vornehmlich durch vortreffliche Sacherläu-
terungen, durch geographische, historische, ökonomische und
metrische Erörterungen und Winke sehr zu belehren und
zu unterhalten.

Eins wundert uns, daß der Verf. bey seiner beliebi-
ten Weitläufigkeit oder Vollständigkeit weder den buko-
lischen

lischen Gedichten noch der Georgik eine Einleitung oder eine lehrende Abhandlung vorausgeschickt hat; wiewohl er in der Analyse des Inhalts der einzelnen Bücher große Sorgfalt beweist. Was die bukolischen Lieder betrifft, so hat er nur hin und da in den Anmerkungen einzelne Winke über diese Gattung, und über die Eigenthümlichkeit des Maronischen Hirtengedichts gegeben. Mit Geist und Wärme geschrieben, und reich an feinen Bemerkungen ist die Heynische Abhandlung de carmine bucolico. Das Hirtenlied gieng, wie alle Poesie, vom rohen Improvisiren aus. Hirten sangen und spielten auf der ländlichen Flöte, bald zum Zeitvertreib, bald von der Allgewalt der belebenden Natur ergriffen, bald in religiöser Begeisterung, und bey ländlichen Opfern, bald von Liebe beseelt. Jetzt sangen sie allein, jetzt in Gesellschaft in Wechselgesängen, der Wetteifer erwachte, und die Begeisterung wurde noch durch die Hoffnung des Preises erhöht, der dem Sieger von einem Schiedsrichter zuerkannt wurde. Einzelne Hirten zeichneten sich vor andern durch ihre Muse aus; ihre Lieder pflanzten sich durch Gehör und Sage mit der Geschichte ihrer Lebensschicksale fort; sie waren die Heroen des Hirtenvolks; andre fiengen, wie die epischen Sänger, an, in Städten und bey öffentlichen Festen ihren Gesang erschallen zu lassen, und ein Gewerbe mit einer naiven Naturpoesie zu treiben. Dieß führte allmählig Veredlung dieser Gesänge herbey; die Kunst bemächtigte sich ihrer, und bildete Ton und Inhalt nach; man nennt unter den Dichtern, welche die frühern Versuche der Art machten, Stesichorus, Sicelidas, Asclepiades, Lycidas, Philetas, Posidippus und Hedylus; aber ihre Versuche sind im Raum der Zeit verhallt, und man sah den Theocrit als denjenigen an, der die bukolische Muse erst zu dem Rang einer schönen Kunst erhoben. Neben und nach ihm standen mehrere bukolische Dichter auf; aber er blieb die Sonne unter den kleinern Gestirnen. Sammlungen solcher Lieder scheint man erst lange nach dem Theocrit veranstaltet zu haben. In Alexandrien war es vermuthlich, wo zuerst ein Diaskevast dieß Werk unternahm, und aus ihrer Zerstreuung eine Menge verwandter Lieder zusammen, und in Eine Heerde, unter Einen Hirten, brachte. Denn man nannte die Sammlung Theocrit. Ein merkwürdiges Epigramm des Artemidorus Anal. graec. T. I. p. 263 giebt einen

n Fingerzeig darüber. Ἀρτεμιδώρου Γραμματικοῦ ἐπὶ ἀθροίσει τῶν βουκολικῶν.

Βουκολικαὶ Μοῦσαι σποράδες πόκα· νῦν δ' ἅμα πᾶσαι
Ἐντὶ μιᾶς μάνδρας, ἐντὶ μιᾶς ἀγέλας.

erade so drückte sich ein Griechisches Epigramm über sistratus Sammlung der zerstreuten Homerischen Gesänge aus;

— — — — ὅς τὸν Ὅμηρον
Ἤθροισα, σποράδην τὸ πρὶν ἀειδόμενον.

er dieser Alexandrinische Kanon war ohne sonderlichen nstverstand verfaßt, und man hatte in ihm nicht bloß entliche Hirtenlieder, sondern Lieder von Ackerleuten, Fiern, Jägern, überhaupt ländliche, ja auch städtische Gesänge erzählender, beschreibender, mimisirender Art, die ils vom Theocrit selbst waren, theils ihm unbefugter eise zugeschrieben wurden, aufgenommen. Eichstädt machte seiner schätzbaren Abhandlung de carminum Theocriteon ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus. S. Hoffnung, bey einer andern Gelegenheit zu zeigen: qua one tot, tam diversi generis et argumenti, carmina unum hoc Theocriteorum idylliorum corpus ab Alexandrino, uti probabile nobis est, grammatico potuerint flari. Seitdem wurde die Gattung der Hirtenpoesie t wieder rein von verwandten, in irgend einer Beziehung ähnlichen Gattungen abgesondert; die Theocritische mmlung blieb das Muster, und da einmal viel Fremdges in dieselbe aufgenommen war: so erlaubten sich auch spätern bukolischen Dichter vieles, was nicht eigentlich Hirtenlied zukommt, und so auch Maro, wiewohl die delnden Personen aller seiner Idyllien Hirten sind. In Form und Einkleidung wechselt Letztrer sehr, nach dem spiel des Theocrit.

Die erste Idylle ist kein Hirtengesang, sondern der hter wiederholt die Gespräche zweyer Hirten, die sich zug begegnen, und wovon der eine über die Zeitumstände t, der andre sein Glück preist. Voß hat in seiner Ugung der sämmtlichen Werke des Maro in den Eklogen nur

nur bey der ersten Idylle seine frühere Uebersetzung 1797 bedeutend verändert. Die ersten Verse hießen erst so:

> Tityrus, du, im Gewölbe der spreizenden Buche gelehnet,
> Sinnst mit Waldgesange den schmächtigen Halm zu begeistern.

Jetzt drückt er sie so aus:

> Tityrus, du, in der Wölbung gestreckt des gebreiteten Buchbaums,
> Sinnst mit Waldgesange den schmächtigen Halm zu begeistern.

Um nur bey dem letztern Vers stehen zu bleiben, so liegt in dem Ausdruck: silvestrem Musam meditari der Gedanke nicht, den Voß in der Anmerkung dunkel und sonderbar ausdrückt: Waldbegeisterung ersinnen, so wie er auch sonst oft Musa durch Begeisterung giebt, und die Uebersetzung ist theils nicht treu, theils viel zu lyrisch und zu hoch für den Ton des bukolischen Gedichts. Wie viel einfacher drückt sich Maro aus! Und dennoch fürchtet Heyne in einer neuen Anmerkung, daß der Ausdruck nicht einfach genug für das Hirtengedicht sey, wiewohl er selbst ähnliche Stellen aus andern Gedichten dieser Gattung beybringt. Und ganz so drückt sich ja auch Meleager 111, 1 ff. T. I. S. 32 aus:

> Ἠχήεις τέττιξ δροσεραῖς σταγόνεσσι μεθυσθεὶς,
> Ἀγρονόμον μέλπεις Μοῦσαν ἐρημολάλος.

Auch das letzte Distichon dieses Liedchens erinnert an die Virgilische Stelle:

> — — — — μεσημβρινὸν ὕπνον ἀγρεύσω,
> Ἐνθάδ' ὑπὸ σκιερῇ κεκλιμένος πλατάνῳ.

Tenuis avena scheint uns nicht bloß der schmächtige Halm zu seyn, sondern wirklich auf die niedrige, bescheidne Hirtenmuse anzuspielen, wie es auch der Nachahmer dieser Stelle in der Mücke V. 1 verstanden hat:

> Lusimus, Octavi, *gracili* modulante *Thalia*,
> Atque, ut araneoli, *tenuem* formavimus *orsum*.

wo den Ausdruck gracilis Thalia Santenius im Allg. Lit. Anz. 1801. Nr. 192, gegen Heyne's Tadel, unter andern aus Properz 2, 10, 3 ff. rechtfertigt:

Aetas

Hic me tam gracilis vetuit contemnere *Musas*;
Jussit et Ascraeum sic habitare nemus.

doch der Verf. der Mücke hatte noch bestimmter Virgils
Ekl. 6, 1 ff. vor Augen:

Prima Syracosio dignata est *ludere* versu
Nostra, nec erubuit, silvas habitare *Thalia*,

wo Heyne und Voß über die Thalia als ländliche Gottheit
Erläuterungen geben. Mit V. 5 deductum dicere carmen
und Culex V. 2 tenuem form. orsum vergleiche man Co-
lumella 10, 227 *gracili* connectere carmina *filo*. S. auch
Statius Silv. 1, 2, 36. — V. 28—30 gehören zu den
schöneren Stellen dieser Idylle:

Libertas, quae, sera, tamen respexit inertem;
Candidior postquam tondenti barba cadebat;
Respexit tamen, et longo post tempore venit.

Die Wiederholung im letzten Verse halten wir mit Voß
für schön und rührend, und fassen nicht ganz Heyne's hartes
Urtheil: Totus versus tam scaber est, ut vix eum a poëta
profectum, sed e margine illatum esse putem. Vielleicht
hätte sein Urtheil gemildert, wenn er die Stelle nach fol-
gender von uns für nothwendig geachteten Versetzung liest:

Libertas, quae, sera, *tamen respexit* inertem,
Respexit tamen, et longo post tempore venit,
Candidior *postquam* tondenti barba cadebat,
Postquam nos cet.

Schön und nachdrucksvoll ist das tamen respexit des ersten
Verses im zweyten, und das postquam des dritten im vier-
ten wiederholt. Bey dem Verse: Candidior postquam, u.
s. w. giebt Voß eine ausführliche Geschichte des Bartschee-
rens zum Besten.

In der zweyten Idylle besingt der Hirte Corydon al-
lein in der Einsamkeit seinen Liebling Alexis. Heyne
nimmt jetzt im Inhalt und in der Anmerkung zu V. 21 an,
daß Corydon nicht der Sklave des Jolas, sondern ein freyer
Hirte gewesen. Nur zu V. 56 sind noch die Worte stehen
geblieben: Jolas dominus Corydonis et pueri hujus deli-
ciae. Auch die Erwähnung der Küche bey V. 22 gehört
nicht hierher; denn Corydon war ein Schäfer. Wie ekel-
haft übersetzt Voß 2, 28 sordida rura, beekelte Felder!

In

In der dritten Idylle halten zwey Hirten einen musikalischen Wettstreit in Distichen, vor einem dritten Schiedsrichter. Die Liederchen hängen nicht alle unter sich zusammen; sondern der, welcher das erste Distichon singt, hat freye Wahl, der andere muss sich darnach richten und das erstre nachahmen, oder durch ein ähnliches auf einen verwandten Gegenstand erwiedern; der erstre fährt dann wieder in seinem angefangenen Lied fort, oder singt wieder etwas Anders, und erschwert dadurch dem Nebenbuhler das Geschäfft. Voß hat über diese uralte Sitte der Wechselgesänge zu V. 55—59 gute Bemerkungen gemacht. Die meisten Hirtenlieder fiengen, wie die Gesänge aller Rhapsoden, mit einem Proömium an, oft, wie hier V. 60, mit einer Anrufung des Jupiter oder andrer Götter. Auffallend ist die Freyheit, die sich Voß bey der Uebersetzung von V. 9 ff. Novimus et qui te u. s. w. genommen hat:

> Weißt du der Winzergesang: Liebäugele, Hirtinn Menalcas!
> Locke dein goldnes Haar! und wie hell auflachten die Mägdlein!

»So gebot mir,« sagt die Anm., »Virgils keuscher »Geist, diese Stelle zu verdeutschen; im Römischen durfte »die angedeutete Unsittlichkeit, den Gegner zu beschämen, »mit freyeren Ausdrücken verabschent werden.« Dennoch verbot ihm Virgils keuscher Geist nicht, in dieser Anm. die Verse treu zu übersetzen, und wir dachten, die Schalkheit wäre auch im Virgil verschleyert genug, um treue Nachbildung zu vertragen:

> Wissen wir doch, wer dich —, als seitwärts schielten die Böcke;
> Und am geweiheten Ort! — gutherzig nur lachten die Nymphen.

Von den herrlichen Versen des Palämon:

> Dicite, quandoquidem in molli consedimus herba,
> Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos,
> Nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus.

sagt Voß: »Das kurze Frühlingsgemälde ist im Original »lauter Wohlklang, durch abwechselnde Vokale, die mit »flüssigen Konsonanten (l m n r) austönen, und durch schön

»geord-

eordnete Bewegung voll schwebender Längen.« Der Verf. ng in folgender Nachbildung mit dem Urbild:

Singt nunmehr, nachdem wir im weichen Gras uns gelagert.
Nun blüht jedes Gefild, und jeglicher Baum von Erzeugung,
Nun ist laubig der Wald, nun prangt die Schöne des Jahres.

Wäre nicht durch das: Es blüht jeglicher Baum m Erzeugung, und: nun prangt die Schöne des ihres, etwas Steifes und selbst Zweydeutiges in das Geilde gebracht worden: so wäre nichts auszusetzen. Mögbst nahe sucht folgende Uebersetzung dem Original zu immen:

Singt nunmehr, denn wir haben im weichen Gras uns gelagert,
Und es kreißt nun jeglicher Baum, nun jeglicher Acker;
Nun belaubt sich der Wald, nun schmücket das Jahr sich mit Reizen.

Die vierte Idylle ist ein Hirtenlied im höhern Ton. er Dichter, indentificirt mit einem Hirten, wendet sich an n Pollio, und singt, in begeisternder Ahndung der Zunft, die Rückkehr des goldnen Weltalters. Voß gab on 1795 Uebersetzung und Kommentar dieser Ekloge besnders heraus. Dort, wie in der spätern Bearbeitung der logen, untersucht er weitläuftig, wer der Knabe gewesen, f dessen nahe Geburt in der prophetischen Idylle hingewie wird. Heyne schneidet itzt alle Untersuchungen über die Gegenstand dadurch ab, daß er mit einem seiner Schü, dem Rekt. Kuithan in Lüne, annimmt, es sey nirgends n Original zu jenem Wunderknaben vorhanden; sondern r begeisterte Sänger versinnliche nur den Anbeginn einer uen Zeitreihe durch die Entstehung eines neuen bessern enschengeschlechts, dessen Erstling ein Göttersohn ist. Der er. hat dem zufolge auch die Anmerkung zu V. 17 umgeändert. In der Anmerk. zu V. 26 ist die ehemalige Vorllung noch stehen gebieben.

Die fünfte Idylle ist ein epischer Wettgesang zweyer irten; Mopsus beginnt einen Gesang, den er schon vordem Buchenrinde eingeritzt hat, auf Daphnis Tod, und wo

dieser aufhört, schließt sich Menalcas an, und singt Daphnis Vergötterung. Eben so sangen die Rhapsoden auf diese Weise, daß der andere da fortfuhr zu singen, wo der erste abgebrochen hatte. Wolf Prolegg. Iliad. p. CXL.

In der sechsten Idylle folgt auf den Prolog, den Virgil in eigner Person hält, eine Scene aus der Hirtenwelt. Der Waldgott Silen wird von Hirten gefesselt und genöthigt, ein begeisterungsvolles Lied über die Natur der Dinge, über mythische Begebenheiten u. s. w. zu singen. Die Vossische Uebersetzung einiger Verse dieser Idylle V. 74 ff. können wir nicht umhin zu rügen:

> Meld' ich annoch, wie er Scylla, des Nisus ruchtbare Tochter,
> Welche, mit Hundegebell die glänzenden Hüften umgürter,
> Sagt man, dulichische Barken gekränkt, und im tiefen Gestrudel
> Ach! die verzagenden Schiffer mit Meerscheusalen zerrissen?

Succinctam latrantibus inguina monstris ist leicht und natürlich ausgedrückt; aber umgürtet mit Hundegebell ist wunderlich und widersinnig. Scylla soll, nach dem Maro, die Fahrzeuge beunruhigt haben (vexasse); der Uebersetzer läßt sie ihnen gar Kränkungen zufügen. Die canes marini werden zu Meerscheusalen, vermuthlich um zu ersetzen, was er V. 75 den monstris genommen hatte, welches letztre Wort der Verf. im Virgil gewöhnlich mit Scheusal vertauscht. An einer Stelle scheint er sich itzt doch selbst vor dem davon abgeleiteten Adjektiv entsetzt zu haben. Denn da er in der ersten Ausgabe des Landbaugedichts 1789 B. 1. V. 37 den feinen Maro also zum Oktavian reden ließ:

> Noch entflamme zu herrschen dich je so scheusliche Sehnsucht!
> Nec tibi regnandi veniat tam dira cupido.

so hat er in der spätern Umarbeitung den Dichter anständiger reden lassen:

> Noch entflamme dein Herz so grause Begierde der Herrschaft.

In

In der siebenten Idylle erzählt ein Hirte von dem poetischen Wettstreit zweyer andern, die, in Gegenwart eines dritten, der urtheilen sollte, abwechselnd in Quatrains (Tetrastichis) sangen. Beyde beginnen mit einem Proömium. Die kleinen Wechsellieder machen jedes für sich ein kleines Ganze, es sind kleine Epigrammen, Dedicationen, Ueberschriften; das Gedichtchen des zweyten hat immer Beziehung auf das des erstern; es ist Stück und Gegenstück. Die Hirten reden darin nicht sowohl in ihrer eigenen Person, als sie vielmehr diesen oder jenen Namen, diese oder jene Lage erdichten. Mehrere mag man sich als kleine Inschriften in Baumrinden denken. So folgende V. 29 ff.

Saetosi caput hoc apri tibi, Delia, parvus
Et ramosa Micon vivacis cornua cervi.
Si proprium hoc fuerit, levi de marmore tota
Puniceo stabis suras evincta cothurno.

Der Jäger hatte von seiner Beute den Schweinskopf und das Hirschgeweihe als Trophäen der Diana geweiht, und an einem Baume aufgehängt, und in die Baumrinde die Inschrift eingegraben, oder auch auf einem Votivtäfelchen an dem Baume befestigt. Aus dieser Ansicht läßt sich vielleicht auch die von Heyne in der verbesserten und erweiterten Anmerkung zu dieser Stelle auseinandergesetzte Schwierigkeit der Worte: Si proprium *hoc* fuerit lösen. Das Pronomen ist δεικτικῶς gebraucht, und weist in der Inschrift auf den daneben befindlichen Schweinskopf und das Geweihe, wodurch der Sinn näher bestimmt wird: Wenn mir immer diese oder solche Beute zu Theile wird! Eine ganz ähnliche Inschrift, die ein Jäger seinem Weihgeschenk an den Phöbus beyfügt, steht in der Griech. Anthologie T. 1 p. 185 Brunck. von Agis:

Καὶ στάλικας καὶ πτηνὰ λαγωβόλα σοὶ τάδε Μείδων,
Φοῖβε, σὺν ἰξευταῖς ἐκρέμασεν καλάμοις.
Ἔργων ἐξ ὀλίγων ὀλίγην δόσιν· ἢν δέ τι μεῖζον
Δωρήσῃ, τίσει τῶνδε πολυπλάσια.

Mit dem Gelübde einer marmornen Bildsäule der Diana mit purpurnen Cothurnen, und dem in dem Seitenstück V. 33 ff. von einem Landmann dargebrachten Gelübde, einen goldnen Priapus aufstellen zu lassen, halte man zusammen,

was Battus beym Theocrit 10, 32 ff. zu seiner Geliebten sagt: Wäre ich so reich wie Krösus,

> Χρύσεοι ἀμφότεροί κ' ἀνεκείμεθα τῇ Ἀφροδίτᾳ·
> Τὼς αὐλὼς μὲν ἔχοισα, καὶ ἢ ῥόδον, ἢ τύ γε μᾶλον·
> Σχῆμα δ' ἐγὼ καὶ καινὰς ἐπ' ἀμφοτέροισιν ἀμύκλας.

Vgl. Bergler zum Alciphron 1, 30 p. 175 Wagnersche Ausg. Barth. z. Statius Theb. 2, 725.

Im Eingang der achten Idylle sagt Virgil dem Pollio, er wolle den Wechselgesang des Damon und Alphesiböus wiederholen, und führt diese darauf singend ein; jeder stimmt einen langen, sich dem Lyrischen mehr nähernden Gesang mit Refrains an; der eine singt einen unglücklichen Liebhaber, der sich ins Wasser stürzt, der andre eine Liebhaberinn, die ihren Ungetreuen zurückzaubert. Auch hier ist Stück und Gegenstück. Damon fängt nach der Weise der Sänger mit einem Prooemium an den Lucifer an.

Der Hauptgegenstand der neunten Idylle ist Virgil selbst als Eigner von einem Gut und von Viehheerden, unter dem Namen Menalcas. Möris, der betagte Schaffner des Menalcas, trifft unterwegs mit einem jüngern Hirten Lycidas zusammen, und erzählt von seinem Herrn. Lycidas muntert ihn auf, ihm einige von Menalcas Liedern zu wiederholen, die Möris oft gehört, und im treuen Gedächtniß bewahrt hatte. Aber sein Gedächtniß nahm doch izt ab, und er bringt nur Bruchstücke mehrerer Lieder des Menalcas zusammen. — Ein wenig lächeln mußten wir, als wir Vossens Uebersetzung vom V. 22 dieser Idylle lasen:

> Quum te ad delicias ferres, Amaryllida, nostras.
> Als du den Schritt zu unserer Lust, Amaryllis, einherschwangst.

Man glaubt einen Bramarbas von Miethofficier, einen Thraso, zu hören, der zu seinem unterhaltnen Mädchen steigt. Doch der Verf. war gewiß, als er diesen Vers übersetzte, voll von seiner Theorie des geschwungenen Schrittes der Homerischen Götter. Indeß finden wir folgende Anm. beygesetzt: »se ferre, sich schwingen: bezeichnet den »lebhaften Anstand des scheinbaren Gangs.« Auch bey

Se.

[.]. I, 11 heißt es: »Ferre pedem, den Fuß heben oder [s]chwingen, für kommen.«

In der zehnten Idylle spricht Virgil im Prolog und [E]pilog in eigner Person. Der übrige Theil besteht aus ei[n]em Klagelied des Dichters Gallus, der, als Hirte nach Ar[k]adien versetzt, seine unglückliche Liebe besingt, und von den [G]öttern getröstet wird. Der Heynische Exkurs zu dieser [I]dylle, über den Gallus und Euphorion, hat mehrere Zu[sä]tze und Verbesserungen erhalten. Auch der Exkurs über [di]e Ciryla ist vermehrt.

Dem Lehrgedicht vom Landbau schickt Heyne ein Prod[ro]mum über den Charakter und Werth desselben voraus. Die [K]eime zu dem Lehrgedicht, wie es von Griechen und Rö[m]ern entwickelt und ausgebildet worden ist, lagen schon, un[e]ntfaltet und noch ungestaltet, in alten Hesiodischen gnomi[s]chen Gedichten, Ὑποθῆκαι, Γεωργικὸν, Ἔργα καὶ Ἡμέ[ρ]αι, es mögen nun mit diesen Namen verschiedene Gedichte, [o]der, wie es uns wahrscheinlicher ist, eine einzige größere [S]ammlung bezeichnet worden seyn, von der wir in den Ta[g]en und Werken nur noch einen Theil besitzen. Sie ent[h]ielten Vorschriften der Lebensklugheit und Lebensweisheit, [d]er Erziehung, der Land- und Hauswirthschaft, der Schif[f]ahrt und der Tagewahl. Es waren also die ersten Versuche [d]es moralischen und wissenschaftlichen didaktischen Gedichts, [e]ingekleidet in die älteste Lehrform durch kurze Weisheits[sp]rüche, die sich durch Gesang noch tiefer einprägen mußten. [D]ie ältern Griechischen Weisen, Xenophanes, Parmenides [u]nd Empedocles führten das Lehrgedicht aus dem beschränk[t]en Kreise der gnomischen Lehrart, in der nur noch einige [G]esetzgeber und Weisheitslehrer ihre praktischen Vorschrif[t]en einkleideten, in ein freyeres Gebiet, und trugen im poe[t]ischen Gewand Philosophie der Natur vor. Lange schon [h]atte man die Prosa bequemer zu allen wissenschaftlichen [V]erhandlungen gefunden, als die Alexandrinischen Gelehr[t]en den Geschmack für das lehrende Gedicht von Neuem be[l]ebten, und mit mehr oder weniger Kunst in besondern Ge[d]ichten die Sternkunde, Naturgeschichte, Heilkunde, Län[d]erkunde, Landwirthschaft, und fast jede Kunst und Wissen[s]chaft abhandelten. Dieser Geschmack erhielt sich auch un[t]er den Römern. Man übersetzte theils Griechische Lehrge-

dichte, theils schrieben Lucrezius, Varro, Virgil, Columella, Manilius und Andre, Originalgedichte dieser Art; neben ihnen aber Griechische Vorbilder vorschwebten. Wahrscheinlich war Virgil unter den Römern der Erste, der die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange zum Gegenstand eines Lehrgedichts machte; wenigstens will er sich selbst als den Ersten angesehen wissen, der in Latium ein Ascräisches Gedicht hervorbringt. Dichter und Prosaiker, welche diesen Gegenstand vor ihm, besonders in Griechenland, behandelt hatten, (ihre Namen findet man zum Theil in Heyne's Abh.) wurden von ihm benutzt. Das dürftigere Hesiodische Gedicht gab einigen Stoff, einige Vorschriften und Ausdrücke her. Vielleicht war zu Maro's Zeit noch mehr davon vorhanden, als wir itzt besitzen. Es gab ein Landwirthschaftsgedicht, bald Georgicon, bald die großen Tage und Werke genannt, unter Orpheus Namen, von ungewissem Zeitalter; ein anderer Dichter, Menekrates von Ephesus, schrieb ein Lehrgedicht vom Landbau, nach Varro R. R. 1, 1. Plinius nennt denselben unter den Quellen seiner Thierbeschreibung im achten Buche, und im eilften Buche erwähnt er ihn, wo von der Bienenzucht die Rede ist. Daß Virgil Einiges aus Nicanders noch vorhandenen Gedichten entlehnt, ist von den Auslegern bemerkt worden. Es ist daher wohl kein Zweifel, daß er, und vielleicht ganz vorzüglich, Nicanders verlorne Georgica benutzt und nachgeahmt habe. Das von den Alten unter dem Titel Μελισσουργικὰ angeführte Gedicht dieses Schriftstellers war gewiß nur ein Theil oder Buch seines Landwirthschaftgedichts, wie auch Virgil diesem Gegenstand ein eignes, das letzte Buch seines Gedichts gewidmet hat. In der Ausführung von der Erzeugung der Bienen aus todten Rindern scheint Maro, nach Heyne's Vermuthung, zu Ge. 4, 316 einem alten Gedicht des Eumelus Βουγονία gefolgt zu seyn. Anderes entlehnte er aus andern Dichtern; so folgt er dem Aratus in der Lehre von den Wetterzeichen, und in seinen Philosophemen über die Natur schöpft er, außer seinem nächsten Vorbild, in der didaktischen Poesie, dem Lucrezius, aus den philosophischen Dichtern der Griechen, insonderheit aus Empedokles Gedicht über die Natur. (Heyne zu G. 2, 477. 484. 490. 4, 219.) Unter den prosaischen Landbauschriftstellern der Griechen scheint er besonders aus dem Demokritus und Xenophon geschöpft zu haben. Aber da er ein Lehrge-

dicht über die Landwirthschaft in Latium schreibt: so sieht man ein, daß er doch den Hauptstoff zu seinem Werk, aus den Römischen Landbauschriftstellern, die vor ihm diese Gegenstände abgehandelt hatten, genommen haben muß; welches auch die sorgfältige Vergleichung derselben in Vossens und Heyne's Anmerkungen beweist. »Die so glückliche, geniälische Behandlung dieses sehr prosaischen, unter seinen Händen veredelten und gehobenen Stoffes ist gewiß Maro's eigenthümliches Verdienst; denn schwerlich dürfte ihm selbst Nicander, so weit wir aus dessen übriggebliebenen Gedichten schließen können, Lehrer und Muster in dieser Kunst gewesen seyn. Nicht sowohl diese, als einzelne Partien, schmückende Bilder, mythische Philosopheme, Digressionen, Prachtgemälde u. dgl. verdankte Virgil wohl den Griechischen Dichtern, und unter ihnen namentlich den Alexandrinischen. Mit großem Recht äußert daher Heyne bey mancher sonst nicht bekannten Dichtersage, bey Griechisch gebildeten Stellen, bey besonders hervortretenden Prachtstellen des Gedichts die Vermuthung, daß hier irgend ein verlorner Griechischer Dichter nachgeahmt oder übersetzt sey. Sagt doch selbst Voß über das Landbaugedicht 4, 315: »Von den nachgebliebenen Alexandrinern auf die verlornen »zu schließen: so boten sie vielleicht, wie Ennius und Lucrez, einzelne Edelsteine dar, welche der Röm. Meister »aushob, schliff und mit Weisheit ordnete.« Indeß da Heyne an dieser Stelle vermuthete, die Erfindung und Ausschmückung der artigen Dichtung von der Bienenschöpfung durch den Aristäus sehe einem Alexandrinischen Dichter ähnlich: so erwiedert Voß in der ersten Ausgabe: »daß der Schmuck »dieser Fabel einem Griech. Dichter, und wahrscheinlich einem Alexandriner, abgeborgt sey: ist wiederum eine ganz »willkührliche Vermuthung, die man wohl einmal als den »Traum der vorigen Nacht sich erzählen läßt.« In der neuen Ausgabe aber: »Wäre auch hierin« (daß V. den Aristäus als Urheber der Bienenzeugung aufgestellt) »ein »Alexandriner ihm vorgegangen: so bliebe dennoch die Ausschmückung des gemeinsamen Stoffes, wie überall, wo er »Vorgänger hatte, sein Eigenthum.« Wie ist es zu erweisen, daß Virgil nicht einen Theil seines Dichterschmuckes von außen erhalten habe! Jene Anmerkung in der ersten Ausgabe ist nicht die einzige, worin er Heyne's fleißige Hindeutung auf muthmaßlich nachgeahmte Stellen verlorner

Dichter lächerlich zu machen bemüht ist. Heyne versetzt ihr bey der angeführten Stelle nur Folgendes: Ex perpetuis fere exemplis Romanorum poëtarum ad Graecos se componentium, inprimis Virgilii et Horatii, et ad sensum cujusvis viri docti, qui lectione varia animum ad haec paravit et acuit, fit probabile, saltem suspicari licet, vel ex summo rerum ornatu, Maronem hic alium, eumque Graecum poëtam, expressisse.

Was die Kommentare der beyden Gelehrten über das Landbaugedicht betrifft: so hat der Vossische große Vorzüge in Absicht auf alles, was die Erläuterung der Gegenstände der Landwirthschaft betrifft, und er ist darum ein unentbehrliches wichtiges Hülfsmittel. Auch giebt sein tiefes Studium des Tones und Versbaues im Landbaugedicht zu den feinsten und schätzbarsten Bemerkungen Anlaß. Der Kommentar würde lesbarer seyn, wenn er weniger überladen, weniger ausstaffirt mit Ausführungen und Citaten wäre, die man doch zum Theil schon bey la Cerda, Heyne u. a. findet. Noch dazu ist er so unbequem eingerichtet, daß es oft Mühe kostet, herauszufinden, was man sucht. Hesiodus würde bey dieser Bearbeitung ausgerufen haben:

Νήπιοι· οὐδὲ ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.

Heyne bekennt unverholen, nicht in die Kenntniß der res rustica eingeweiht zu seyn. Auch so hat er doch schon in der vorigen Ausgabe durch Benutzung der besten Hülfsmittel viel geleistet, und Leute von billiger Denkungsart, die von ihm nicht die Kenntniß eines Landwirths und Pächters verlangten, zufrieden gestellt. Bey einigen kleinen Verstößen, die sich in Landwirthschaftssachen in den erstern Ausgaben finden mögen, theilte Heyne überdem den Irrthum mit Sachverständigen, und verdiente um so viel weniger Vossens Hohnlache. Indeß hat er sichs in der neuesten Ausgabe zum besondern Geschäfft gemacht, diesen Theil seines Kommentars zu vervollkommnen, die alten und einige neuere Landbauschriftsteller noch fleißiger zu Rathe zu ziehen, die Aufklärungen und Berichtigungen Vossens treulich zu benutzen, oft auch sich gegen Mißverständnisse und Verdrehungen, selten polemisirend, meist stillschweigend, zu verwahren. So hat das Landbaugedicht durch diese neueste Revision verhältnißmäßig mehr Abänderungen und Zusätze

erhal-

halten, als die Anmerkungen zu den Idyllen und zur Ae-
nis. Weit überlegen ist Heyne seinem Nebenbuhler als
grammatischer Interpret und Kritiker, und als gelehrter
Pfleger der Dichtergelehrsamkeit. Heyne's letzte Erklärung
über Voß in der Schlußanmerkung zum Georgicon setzen
wir hierher, in der Ueberzeugung, daß sie ihrem Verf. bey
Unbefangenen nicht schaden wird: Licet cuilibet iudicium
suum sequi; neque irascar equidem aliter statuenti, qui
caussas irascendi habuissem sexcenties, cum, ut officio in-
terpretis, suas operas retractantis, satisfacerem, Vossii,
viri doctissimi, notas evolverem. Eum quidem censuram
in meas notationes agere acerbissime, non erat quod gra-
viter ferrem; condonandum enim hoc ingenio viri tot
suis laudibus inter populares nostros merito suo, etiam
ex ipsis Georgicis praeclare in patrium sermonem versis
conspicui; dolui tamen vicem viri usquequaque et in re-
bus tenuissimis excandescentis et bile mota effervescentis.
Item, apud me cogitabam cum Chremete Terentiano,
*In cuiquam et usus homini, se ut cruciet? quaeso tan-
tum aliquantulum tibi parce!* Equidem, cum innumera
ille cavillando, subsannando aut conviciando reprehendat,
quae nemo facile paullo intelligentior improbet, alia mihi
imputet a sensu meo aliena, mihi, cum nihil admittam
nisi quod grammatice aut critice constitutum sit, obtru-
dat alia, quae ipse opinatur, non probat: nihil horum at-
tigi, nisi ut mea firmarem aut illustrarem. Et in hoc
magnam viro docto habeo gratiam, quod ita animadverti
clara, quae non satis diserte, minus circumscripte ac cir-
cumspecte a me essent enuntiata, eaque correxi, nonnulla
recte ab eo animadversa cum bona eius venia adoptavi.
Verum debeo ipsi etiam maiora in hoc, quod haec perpe-
tua mei insectatio animum meum firmavit in ferendis
aliorum iniuriis et contumeliis; haec ipsi me debere, in-
genue fateor; quae ille mihi debeat, ipse viderit!

Von Abänderungen und Zusätzen in Heyne's Anmer-
kungen können wir nur Weniges kürzlich auszeichnen. Unter
den in den Text itzt aufgenommenen bessern Lesarten bemer-
ken wir z. B. G. 1, 218 adverso-astro, welches auch durch
die Mehrzahl der Handschriften bestätigt wird, und G. 3,
219 magna Sila, diese gelehrte, von Brunck und Voß un-
terstützte Lesart, gegen welche das gemeine silva sehr nüch-

tern ist. S. 1 5 ff. scheint uns doch immer diejenige Erklärung von Voss, o clarissima mundi Lumina u. s. w., den Vorzug zu verdienen, welche die so sehr ähnliche Parallelstelle beym Varro an die Hand giebt. Bey G. I, 437 ist nicht angemerkt, daß der von Maro wörtlich aufgenommene Vers des Parthenius auch in einem Epigramm des Lucian Anal. T. 2. p. 311. vorkommt, wo Brunck vermuthet, daß ihn beyde Dichter aus einer gemeinschaftlichen Quelle eines frühern Dichters geschöpft haben möchten. Bey der schweren Stelle G. 1, 512 ff. quadrigae addunt in spatia ist die Anm. erweitert mit Hinsicht auf Voß. Vossens harte Erklärung: Addunt spatia in spatia wird durch die Stellen, die er zur Unterstützung anführt, nicht gestützt. Auch zeigt Heyne, daß hier nicht die wiederholten Umläufe bezeichnet werden sollen; sondern die Heftigkeit, mit der sich die Wagen in die Laufbahn stürzen. Die Erklärung: addunt se, sie werfen sich in die Bahn, scheint uns die natürlichste. Freta caeca G. 2, 503 erklärte Heyne in den vorigen Ausgaben durch unbekannte Meere, deren Gefahren man nicht kennt; setzte aber hinzu, das Wort sey mehrdeutig, und könne auch wohl dunkle schwarze Gewässer bedeuten. Wie konnte ihm einfallen, was ihn die Chicane in Voß älterer Ausg. sagen läßt: »Herr H. erklärt es auch unbekannte Meere, auch »dunkle, schwarze, und das alles zugleich?« Die von Heyne beygefügte Erinnerung, daß es sich bey solchen mancherley deutigen vieldeutigen Beywörtern oft nicht entscheiden lasse, welchen unter mehreren möglichen Begriffen der Dichter mit dem Worte verbunden habe, und daß man sich dann wohl begnügen müsse, den unbestimmten Ausdruck, wie blinde Gewässer beyzubehalten, ohne über die Bedeutung zu entscheiden, diese Bemerkung ist, dächten wir, so übel gar nicht, und würde beherzigt Vossens bestimmte Ausdrücke: »Andre »stören mit Rudern das tückische Meer,« und in der neuesten Ausgabe: »Andre stören mit Rudern des Meers Heim»tück,« zurückgehalten haben. Aber ihm war es vermuthlich klar, daß der Dichter gerade die Heimtücke hier gemeint habe. Denn er setzt Heynen die Bemerkung entgegen: »Ich »dächte, auch der reichste, und für das Spiel der Einbildung geräumigste Ausdruck erfordere einen klaren und bestimm»ten Grundbegriff.« Und ist denn tückisch etwa dieser Grundbegriff von caecus? G. 2, 54 fiel vom Landmann der Ausdruck auf: hinc (anni labore) *patriam* parvosque nepotes

susti-

stinet. Heyne und Voß sind verschiedener Meinung. Das Auffallende verschwindet vielleicht, wenn man sich an den Redegebrauch erinnert, ein Zeitwort mit mehreren Prädicaten zu verbinden, zu deren einem, dem nächsten, es eigentlich nur paßt. Der Landmann ernährt (sustinet) vom Ertrage seinen Acker seine Enkel, und er versorgt, versieht mit Getreide und andern Erzeugnissen der Erde sein Land, indem er seinen Ueberfluß in der Nachbarschaft umher und in der Stadt verkauft; auch sein Vieh ernährt er mit dem erbauten Futter. Zu G. 3, 96 zeigt Heyne gegen Voß, daß abdere domo doppelsinnig ist, und daß es theils für abdere domo, theils für abdere in domo gebraucht werden könne. So führt er auch zu 3, 527 die Anm. über mensae repostae noch mehr aus, mit Hinsicht auf Vossens und Wakefields Mißdeutungen seiner Meinung. Bey 4, 484 ist die heynische gelehrte Anmerkung einer kleinen Abh. ähnlich. In dem Verse: Ixionii vento rota constitit orbis erfordert erstlich der Ausdruck rota Ixionii orbis, dann vento constitit, und endlich der Mythus selbst von dem durch die Luft oder einem Sturmwind umgeschwungenen Rade, Aufklärung und Erläuterung. Die etwas befremdliche, ungewöhnlichere Art zu reden wäre uns vielleicht deutlicher, wenn wir die dem Maro etwa vorschwebende und von ihm ausgedrückte Stelle eines Griechischen Dichters oder auch eines Lucrez, dessen Sprache oft fremden und Griechischen Anstrich hat, noch hätten. Schade, daß aus dem dritten Buch des Lucretius, da, wo er die Strafen der Unterwelt schildert und moralisch deutet, die Stelle vom Ixion ausgefallen, und nur noch eine Spur davon in dem vorhanden ist, was Servius zu Aen. 6, 596 daraus angiebt: Per *rotam* autem ostendit (Lucretius) negotiatores, qui semper *tempestatibus turbinibusque volvuntur*. Also hier war auch von einem durch Sturm im steten Kreisen erhaltenen Rade die Rede. Die Unterwelt und Elysium haben nämlich auch ihre Luft, Sturmwinde, Sonne u. s. w.; aber freylich es ist nur, wie Statius sagt: falsa dies coeloque simillimus aether. Es ist in der Schattenwelt alles nur Schein und Täuschung, das Leben dort nur ein Schattenspiel, nachgeahmt der Wirklichkeit hier oben. Den ersten Keim der Fabel vom Sturmrad des Ixion sucht Heyne in der Sage eines alten Dichters beym Asclepiades, Ixion sey von einem Sturm ergriffen und in den Tartarus geschleudert worden. Eben so schleudert

Ju-

Cyklops Aen. 6, 594 den Blitz auf den Salmoneus praecipitemque immani turbine adegit. Unter mehreren nicht unwahrscheinlichen Deutungen könnte auch wohl rota Ixionii orbis gelehrt gesagt seyn für rota Ixionis in orbem acti. *Vento constitit* muß unstreitig wie Ecl. 2, 25 erklärt werden: Quum placidum ventis staret mare. Aber auch hier ist die Bedeutung zweifelhaft. Indeß ist es uns am wahrscheinlichsten, daß ventis und vento der Ablativ der Ursache ist. Was auf den Sturm, wenn er sich legt, erfolgt, Ruhe des Meeres, wird poetisch dem Sturme selbst als Ursache zugeschrieben, gerade wie in Sophocles Ajax V. 683 f. Δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε Στένοντα πόντον, das Blasen der tobenden Winde besänftigt das Meer, d. h. der Sturm läßt nach, und die See wird ruhig. Eben so hat man Aen. 1, 43 zu nehmen: Pallas evertit aequora *ventis*, i. e. per ventos. Also, um auf die Stelle im Landbaugedicht zurückzukommen: Während Orpheus Gesang rührt sich kein Lüftchen in der Unterwelt; der Sturmwind wirbelt nicht mehr das Rad des Ixion herum. Der Wind ist also die Ursache, daß es still steht. Dem Sinne nach stimmt Voß damit zusammen, wiewohl er vento für den Dativ nimmt: »Diese »Kreisung des Rades stand dem Winde, der vorher die »Ursache des Umlaufs, und jetzt, durch Orpheus gestillt, »die nächste Ursache der Ruhe war.« In der ersten Ausgabe fügte er hinzu: »oder welches dasselbe ist, im Winde, »d. i. mit dem Winde zugleich.« Dieses mißbilligt er selbst in der zweyten Ausg. mit den Worten: Matt wäre: der »Umschwung des Rades stand im Winde, oder mit dem »Winde zugleich.« Und dennoch übersetzt er in allen drey Ausgaben:

Es stand im Winde das kreisende Rad des Ixion!

Ein Ausdruck, dessen Sinn man ohne den Kommentar nicht versteht. Heyne's Epilog zu dieser mehr als einer Deutung fähigen Stelle soll Mäßigung, Bescheidenheit und Duldung Andersdenkender lehren: Sunt in interpretatione, quam interdum divinationem verius dixeris, innumera, quae ex suo quisque sensu constituat in iis, quae per praecepta critices et hermeneutices non ita constituuntur, ut omni dubitationi occurri possit. Quid igitur est, quod alter alterum insectatur, odio Vatiniano exagitat, sugillat, *non missura cutem nisi plena cruoris hirudo!* Nur noch eine

e Stelle zum Beschluß. Als sich Orpheus nach der Eu-
ice, die ihm aus der Unterwelt folgte, umsieht, ist sie für
 verloren. Der Vertrag mit den Gewalten der Unter-
lt ist gebrochen: terque fragor stagnis auditus Avernis.
ß polemisirt hier mit den Auslegern, und trägt im ent-
eidenden Tone (non coniecturam, sagt Heyne, sed cer-
n sententiam) folgendes vor: »Der unterirdische Don-
er ist die Wirkung der verborgenen Gewalt, durch
elche Pluto die Eurydice in den Erebus zurückrafft. So
ird bey Sophokles (Oed. Col. 1606) Oedipus durch den
Donner des unterirdischen Zeus abgerufen.« Die
telle aus dem Sophokles wird sehr passend vom Verf. an-
zogen; aber sie beweist doch nichts für ein magisches Zu-
ckraffen, welches vom Verf. in diese Worte des Virgil
neingetragen wird; sondern sie scheint nur zu zeigen, daß
e Donner oder das unterirdische Getös, der dreyfache
dstoß, ein Wink, ein Ruf des Pluto war. Vielleicht
gt weiter nichts darin, als ein Signal des Pluto, der
ertrag sey gebrochen; immitis rupta tyranni Foedera,
rque fragor cet. Sie vernimmt das Zeichen, und ver-
ht seinen furchtbaren Sinn. Sie spricht noch zu ihrem
rpheus, klagend, daß sie vom Schicksal zurückgerufen
erde (nicht gerafft: retro Fata vocant,) und, indem sie
redet, fühlt sie sich von Nacht umgeben, und durch gehei-
e Kraft fortgezogen.

Daß wir die Aeneis besitzen, verdanken wir bekannt-
h, nach Donatus Angaben, des Dichters Freunden, L.
arius und Plotius Tucca, die die Absicht desselben, sie
m Feuer zu übergeben, vereitelten, und den Auftrag vom
m Sterbenden erhielten, sie aus seiner Handschrift, doch
ne fremde Zusätze, für das Publikum zu bearbeiten
mendare). Der Urhandschrift oder dem Koncept der Ae-
is von Maro's Hand gieng nämlich noch die letzte Feile
; es enthielt vermuthlich, wie auch Heyne in vielen Stel-
n seiner Varietas lectionis wahrscheinlich macht, bey ein-
lnen Versen verschiedene Lesarten, vielleicht ganze Verse
d Stellen in mehr als einem Versuche, aus denen der
ichter, hätte er die Ausgabe erlebt, selbst das Beste aus-
wählt haben würde, endlich auch mehrere nach unvollen-
te Verse, deren Ergänzung sich Maro aber selbst von sei-
n talentvollen Freunden, verbeten hatte. Der eine von

die-

diesen, Varius, war selbst ein berühmter Dichter, der andere, nach dem Horaz, ein Mann von feinem Urtheil über Dichterwerke; als Herausgeber und Bearbeiter der Aeneide werden sie wohl nicht mit Unrecht Grammatiker genannt. Vermuthlich behandelten sie dieses Geschäfft kollegialisch. Aus dem oben Angeführten über die Beschaffenheit der Virgilischen Handschrift, und aus den einzelnen Winken in den alten Kommentatoren des Maro scheint so viel zu erhellen, daß sie aus den vorhandnen verschiednen Lesarten, oder doppelten-Versen, die passendsten wählten; manche Stellen und Partien, die in der Handschrift zwar standen, aber vielleicht vom Dichter selbst mit einem Zeichen der Verwerfung waren bemerkt worden, wegstrichen; Abänderungen in der Ordnung und Folge der Verse, etwa auch nach Winken der Handschrift, machten, Worte oder Verse, die des Dichters unwürdig schienen, austilgten, aus verschiedenen Versuchen, die der sich nicht genugthuende Maro hie und da gemacht hatte, neue Versuche schufen, vielleicht auch die bestimmte Abtheilung der einzelnen Bücher erst veranstalteten. Wenn nun zwar Donatus sagt: Nihil auctore Augusto Varius addidit, quod et Maro praeceperat; sed summatim emendavit; so mag dieß wohl im Ganzen richtig seyn, nur darf man es wohl nicht zu buchstäblich nehmen, da die Beschaffenheit der Virgilischen Papiere einige Freyheiten des Kritikers und Emendators nicht nur entschuldigen, sondern sogar nothwendig machen mochten. Daß diese ersten Bearbeiter Männer von ästhetischem, kritischem und grammatischem Urtheil waren, davon sind mehrere Spuren vorhanden. Der eine von ihnen, Tucca, der mit der Grammatik im alten Sinn und der Dichterauslegung sich vornehmlich beschäfftigt zu haben scheint, machte sich noch das eigenthümliche Verdienst, einen Kommentar zur Aeneis zu schreiben, worin er vermuthlich Rechenschaft über die Art gab, wie er und Varius den Dichter behandelt hatten. S. bey Heyne Var. Lect. Aen. 5, 871. Ueberhaupt findet man in Heyne's kritischen Anmerkungen zur Aeneis viel Stoff zur Würdigung der Verdienste jener beyden Männer um die Aeneis. Vergl. z. B. in der Var. Lect. zu Aen. 1. Anfang, zu 2, 567—74, welche Verse Tucca und Varius weggeschnitten haben sollen, zu 4, 256 f. 261. 436. 5, 182. 871. 7, 240—2. 464. 8, 47. 48.

Die

Die beyden Abhandlungen, welche schon an der Spitze
r vorigen Heynischen Ausgaben der Aeneis standen, de
rmine epico Virgiliano und de rerum in Aeneide tracta-
rum inventione erscheinen hier, hie und da mit Zusätzen.
Wenn die neueste Aesthetik auch bey der erstern noch Eini-
s vermissen sollte: so ist dagegen die andre eine höchst ge-
hrte und reichhaltige Würdigung der Aeneis nach den
uellen, aus denen der Dichter schöpfte. Außer den schätz-
ren Anmerkungen gehören noch bekanntlich eine Reihe
n Abhandlungen, unter dem Namen von Exkursen, zu
r Heynischen Ausgabe, welche einen großen Schatz anti-
arischer, mythologischer und historischer Gelehrsamkeit ent-
lten. Wir dürfen nur an die Reihe von trefflichen Aus-
hrungen über die Vorstellungen der Alten von der Unter-
elt in den Exkursen zum 6ten Buche erinnern. Diese
kursen sind in der neuesten Ausgabe nicht ohne mancher-
) Zusätze und Verbesserungen geblieben; auch sind mehrere
ue hinzugekommen. Neu sind zum ersten Buche ein Ex-
rs über V. 8, einer über V. 42, die Pallas mit dem
litze betreffend, und einer über V. 490, von dem Antheil
r Amazonen am Troischen Kriege. Verweilen wir nur
en Augenblick bey dem zweyten, über die Pallas, welche
n Blitz auf den Ajax schleudert. In der Odyssee kommen
e ersten Grundlinien der Fabel von den Unfällen der Grie-
en und namentlich des Ajax bey der Rückkehr von Troja
r; Neptun und Pallas vereinigten sich zu ihrem Verder-
n durch Sturm. In den Cyklikern wurde die Ursache
hin bestimmt, daß Pallas den Ajax aus Zorn über den
aub der Cassandra zu Grunde gerichtet habe; vielleicht
ir auch schon in ihnen des Blitzes gedacht, den sie auf
n Ajax schleuderte, da Quintus, der Nachfolger der Cy-
ker, im vierzehnten Buche, (wo er, nach Heyne's Ueber-
igung, Arctinus Gedicht von der Zerstörung Trojas vor
igen hat,) dieser Sage folgt. Callimachus erzählt die Ge-
ichte von dem durch die Pallas und den Poseidon erregten
turm, ohne daß wir wissen, ob er der Blitze dabey erwähnt
be. Mit mehr Sicherheit wissen wir, daß der Tragiker,
lchem Hygin in der Erzählung dieser Begebenheiten folgt,
chst wahrscheinlich Sophokles, während des Seesturms
Pallas einen Blitz auf den Ajax werfen läßt. Und so
ählen sehr ähnlich mit einander Philostratus und Quin-
s von Smyrna, Letzterer am ausführlichsten. Pallas bittet
den

den Jupiter um seine Waffen; sie erhält Donner und Blitz (schon beym Hom. Il. 11, 45 donnern Juno und Pallas), womit sie Stürme erregt; sie ruft die Winde zu Hülfe; Neptun nimmt auch Antheil; sie schleudert Blitze auf die Schiffe, welche zertrümmert werden; Ajax (um den bloß die Blitze herumfliegen, der aber nicht unmittelbar von ihnen beschäfftigt wird) rettet sich durch Schwimmen auf Felsen; wird aber von ihnen durch den Neptun herabgeschleudert, und findet in den Wellen sein Grab. So erzählt dem Wesentlichen nach auch Maro, und Heyne vermuthet, daß er den Tragikern (dem Sophocles) gefolgt sey. Bey den Worten: Illum, exspirantem transfixo pectore flammas, Turbine corripuit sc. Pallas, macht Heyne jetzt in der Anmerkung den Zusatz: Illud vero castum poëtam ausum esse miror, eum, qui *fulmine percussus* erat *in pectore*, *ignem ore exhalare*. Haud dubie hoc ex Tragico aliquo adsciverat. Aber könnte denn nicht illum, exspir. transfixo pectore flammas gelehrt gesagt seyn, für: cuius pectus, transfixum fulmine, flammas efflabat? So faßte es vielleicht auch Voß:

> Ihn, der feurigen Hauch ausdampft' aus durchschmettertem Busen!

Diese Vorstellung scheint ihre Bestätigung durch den Dichter Accius (in Heyne's Var. lect.) zu erhalten, der in seiner Clytämnestra von Ajax sagte: In pectore fulmen inchoatum (Heyne liest: indo actum) flammam ostentabat Jovis. Und so, mit flammender Brust, war vielleicht der Aiax fulmine incensus des Apollodor beym Plinius vorgestellt. Der erste Exkurs zum zweyten Buch de auctoribus rerum Troianarum ist ohne wesentliche Veränderung geblieben, weil es sich der Verf. vorbehielt, genauer und mit Berichtigung seiner vorigen Vorstellungen darüber zum Homer zu handeln. Bis dahin mögen die Winke von Wolf prolegg. II. p. CXXV — CXXVII über die Cykliker ausreichen. Immer wird der Heynische Exkurs als gelehrte Untersuchung über diese Gegenstände seinen großen Werth behaupten. Schätzbar ist die S. 361 hinzugefügte Anmerkung über die Quellen des Quintus. Wie sehr wäre zur bessern Aufklärung der Materie von den Cyklikern mit Heyne S. 366 zu wünschen, daß Jemand die Bruchstücke dieser Dichter sammelte, Proclus Inhalt der verlornen voraus-

schickte,

nd die Tragiker und andere Dichter verglich! Neu sind
im zweyten Buche die Exkurse über das Palladium und
ber den Hektor, wie er die Flotte der Achiver in Brand
eckt, und als Sieger des Patroclus zurückführt, auch der
xkurs über den Raub der Cassandra. Der Exkurs über
e Penaten hat verschiedne Abänderungen und Zusätze er
alten. Zum dritten Buche sind zwar keine neuen Exkurse
kommen; aber Zusätze finden sich in dem Exkurs über die
arpyien, besonders über ihre und die Gestalt der Sirenen
nd stymphalischen Vögel, und in dem zehnten über den
rabhügel des Hektor. Im vierten Exkurs des vierten
uchs ist Einiges zugesetzt. Der vierte zum fünften Buche
ber den Raub des Ganymedes ist fast neu. Interessant ist
r neue Exkurs zum sechsten Buche über die Benutzung
r Bacchischen Orgien bey den Dichtern. Auf ihn folgt
er neue Exkurs über die Zeitbestimmung der Wanderung
es Aeneas nach Elysium. Der Vf. rechtfertigt zwar seine
ehmalige Vorstellung, daß alles in Einer Nacht vollbracht
orden, hinlänglich, ohne doch die Vossischen Ausfälle in
en mythologischen Briefen ausdrücklich zu nennen; aber er
lbst wagt es jetzt gleichwohl nicht mit Zuversicht zu bestim
en, welches Virgils Ansicht war. Ueberhaupt ist er oft
tscheidner Skeptiker, wo Andre entschiedne Dogmatiker
nd. Lehrreich ist der neue Exkurs über Aen. 7, 14 über
e Wörter, κερκις beym Homer und pecten im Virgil.
ekanntlich hat noch neulich Schneider beyde Wörter von
er Kamm- oder Weberlade der Alten erklärt. Die Stelle
der Ilias 22, 448, wo der Andromache beym Weben κερ-
κις aus der Hand und auf den Boden fällt, machte den
ec. selbst vor einiger Zeit aufmerksam, und überzeugte ihn,
aß hier vom Webschiff (radius textorius) die Rede seyn
üsse, wie er es sich auch bey Schneiders Wörterbuch an
erkte. Es freut ihn zu sehen, daß Heyne aus derselben
telle diese Bedeutung von κερκις darthut, und dieselbe
uch auf Maro's pecten, welcher hier dem Homer folgt,
nwendet. Der zweyte Exkurs zu diesem Buche über Ae-
eas Landung in Italien ist sehr vermehrt. Doch es wäre
e zu weitläuftig, alle einzelne Zusätze anzumerken. Neue
xkursen finden sich weiter nicht außer einem sehr belehren
en, artistisch-antiquarischen, zum 11ten Buche über die
Schürzung der Chlamys in einen Knoten. Eine merkwür
ige Stelle können wir nicht umhin daraus abzuschreiben.

Exc. 3. p. 419. Sunt omnino in amictu Phrygio nonnulla notabiliora. Scilicet, etsi ille ad luxum et mollitiem accommodatus est, apparet tamen e borealibus locis eum deductum, eiusque usum antiquiorem inter gelidae plagae incolas fuisse, quippe quibus totum corpus vestibus involvere ipsaque femora et crura tegere mos est a natura monstratus. Spectat hoc ad Phrygum origines: quippe quos e locis borealibus cum Thracibus in Macedoniam descendisse, hincque in Asiam traiecisse antiqua fama fuit. Itaque vestitus communis iis est cum habitu Dacorum, Parthorum aliorumque barbarorum a septentrione ad mitius coelum solumque profectorum. Aliud est, quod ad illustrationem commemorabo. Multa sunt anaglypha Mithriaca, in quibus Mithres expressus est simili prorsus eius, qui Phrygum fuit, habitu: quo ipso firmatur id, quod viri docti docuerunt, religiones illas non a Persis esse traditas, sed in Asia occidentali inter barbaros repertas, interpolatis et permixtis sacris a Persis ductis; barbaros eos Phrygicae originis fuisse, ipso signorum habitu apparet. Simile iudicium aut, si mavis, suspicionem facere licet de Deo Luno, qui et ipse Phrygio habitu in numis, gemmis sigillisque occurrit; ut ad Phrygias superstitiones eius prima notio referenda esse videatur. Fuit enim, nescio quomodo, interior ille Asiae minoris tractus usque ad Euphratem fecundus superstitionibus variis varie permixtis et confusis; quibus pro fundo suberat frugum mater Terra cum puero Aty, antiquissima religio, per se sane simplicissima.

Wir müssen zum Ziel eilen, und dürfen uns daher nicht weiter auf die Retraktation der Heynischen Anmerkungen zur Aeneis, wo die Nachlese von Verbesserungen, Nachträgen und Erweiterungen nicht spärlich ausgefallen ist, einlassen.

Nun von der Vossischen Uebertragung der Aeneis noch ein Wort. Ausgerechnet einige Versuche metrischer Uebersetzungen einzelner Bücher, hatte unsre Literatur noch keine des Dichters würdige Verdeutschung aufzuweisen. Sie hat sie nun erhalten. Wir wählen nur zur Probe die Schilderung des Sturms im ersten Buche. Ab uno exemplo disce omnia.

Also sprachs; und die Spitze gewandt zu dem hohlen Gebirge,
Schlug er die Seit'; und die Wind' in tummelndem Schwarm, wo sich Ausgang
Oeffnete, stürzen hervor, und durchwehn die Lande mit Wirbeln.
Rasch umziehn sie das Meer, und empor aus den untersten Gründen
Wühlen es Eurus und Notus zugleich, und, von Regen umschauert,
Afrikus; daß hochher das Gewog' anrollt zu den Ufern.
Plötzlich erschallt der Männer Geschrey und der Taue Gerassel;
Und die umhüllende Wolk' entreißet den Tag und den Himmel
Schnell aus der Teukrer Gesicht; auf der Flur liegt düsteres Nachtgraun.
Ringsum donnert der Pol und von Leuchtungen zucket der Aether;
Und andrängenden Tod verkündiget alles den Männern.

Schleunig sind dem Aeneas gelöst vom Froste die Glieder;
Und er erseufzt, und beyde die Hände gestreckt zu den Sternen,
Hebet er also den Ruf: O dreymal selig, und viermal ꝛc.

Während er so wehklaget, da saust ihm entgegen der Nordsturm,
Schlägt ihm das Segel zurück und hebet die Fluth zu den Sternen.
Ruder an Ruder zerkracht; vorn dreht sich das Schiff, und den Wogen
Giebt es die Seit'; und es stürzt das gebrochene Wassergebirg ein.
Dort nun schweben sie hoch auf der Fluth; dort sinkenden öffnet
Tief die zerlechzende Woge das Land, und es siedet der Schlamm auf.
Drey dort rafft und entschwingt auf verborgene Felsen der Südwind,
Felsen im Mittel des Meers, die ein Rif der Segeler nennet,
Schrecklich am Saum aufstarrend der Fluth. Drey zwänget der Ostwind
Zur seichtragenden Bank, ein erbarmungswürdiger Anblick,
Malmt sie hinein in die Watten, und häuft umhügelnde Sandhöhn.
Eines, das Lycierfreund' hertrug und den treuen Orontes,
Faßt ihm selbst vor den Augen ein hoch anrauschender Meerschwall,

Schlägt auf das Steuer mit Macht, und entschüttelt im Schwang den Piloten
Häuptlings hinab vom Verdeck; doch es reißt dreymal in die Runde
Wirbelnd die Woge das Schiff, und verschlingts in den strudelnden Abgrund.
Rings nun schwimmen umher sparsam in unendlicher Meerfluth
Waffen des Kriegs und Gebälk' und Troischer Prunk durch die Brandung.
Schon des Ilioneus Schiff, das gewaltige, schon des Achates,
Auch das den Abas geführt, und geführt den bejahrten Aletes,
Bändigt der Sturm; und die Fugen gelöst des gewölbeten Rumpfes,
Lassen sie feindlichen Guß eingehn durch lechzende Spalten.

In der Heynischen Ausgabe folgen auf die Aeneis, welche den zweyten, dritten und vierten Band einnimmt, im fünften Bande die kleinern Gedichte und das biographische, literärische und bibliographische über den Virgil, seine Werke, seine Kommentatoren, Handschriften und Ausgaben, alles vermehrt. Der sechste Band umfaßt die Register. Zur vorigen grossen Ausgabe verfertigte bekanntlich der itzige Rath und Professor Schlegel in Jena das sehr ausführliche Register der poetischen Sprache des Virgil, welches itzt vom Bibliotheksekretär Fiorillo in Göttingen noch ergänzt und vermehrt worden ist. Das Register über die Anmerkungen ist von einem Hrn. Peucer, einem Schüler von Heyne, besorgt worden.

Noch bleibt uns übrig anzuzeigen, daß diese Ausgabe durch einige hundert schöner, von Fiorillo gezeichneter, von Geyser gestochener Vignetten an äußerm Glanz alle Deutsche Drucke alter Klassiker bey weitem übertrifft. Heyne und Fiorillo scheinen sich in die Auswahl der Gegenstände für dieselben getheilt zu haben. Sie entlehnten mit Geist und Geschmack den Stoff aus Antiken, Münzen, Gemmen, Marmorn, Bildsäulen, Gemälden, so viel möglich in Beziehung auf den Virgil und auf die vorliegenden Gegenstände und Stellen, welche die Vignette einnehmen sollte. Bey vielen sind passende Motto's aus dem Maro beygefügt. Der Zeichner hat die Antiken nicht immer ganz so wie er sie

sind, gelassen; sondern nach seinen Zwecken benutzt, oft aus verschiedenen Ein Ganzes zusammengesetzt. Alles ist leicht, gefällig und sinnreich. Im ersten Bande finden alle Freunde und Verehrer des ehrwürdigen Herausgebers mit Vergnügen Heyne's wohlgetroffenes Bildniß nach einer vom Prof. Ruhl in Cassel gearbeiteten Büste desselben. Am Schlusse des sechsten Bandes giebt Heyne selbst einen Recensus parergorum, einen kleinen artistisch-antiquarischen Kommentar über die Vignetten. Es werden darin die Werke aufgeführt, aus denen sie geschöpft sind, und manche lehrreiche archäologische Bemerkungen und Winke gegeben. Erwähnen wir nur einiger glücklich und passend gefaßter Ideen aus dem letzten Band mit Heyne's Anmerkungen dazu, die von seinem Gefühl und seiner Laune zeugen. Auf dem Titel erscheint Pallas, wie sie den Orest durch den Stein rettet, den sie in die Urne wirft. Nos, sagt Heyne nach Vollendung seines Werkes, utinam deam habeamus propitiam, ut, si vitia operae nostrae virtutibus saltem paribus compensentur; *nam vitiis nemo sine* scribit; et *optimus ille est, qui minimis urgetur*; illa calculum adiiciat suum salutarem! Hinter dem recensus parergorum steht ein Altar der Ruhe. Darüber sagt der Her.: Exhibitum erat hoc anaglyphum iam in edit. alt. p. 256, ubi in votis habebam, ut et mihi confugere liceret ad Tranquillitatis aram et, quod superesset, vitae tot tempestatibus iactatae, in otio et quiete consumere. *Sit meae sedes utinam senectae, sit modus lasso*; quae Horatii verba sunt. Als Beywerk hat Fiorillo einige Münzen darunter gesetzt, auf deren einer ein Wolf einen Brand trägt, mit Anspielung auf eine Sage, daß bey Erbauung Laviniums ein Wald in Brand gerathen sey, welchen ein Wolf geflissentlich unterhalten habe, wodurch die Gesinnungen der Feinde Laviniums angedeutet worden. Auf einer andern Münze scheint ein Fuchs einem auf dem Baume sitzenden Vogel nachzustellen. Subiecti sunt, sagt der Erklärer, a Fiorillo pro ornamentis numi; forte ad designandum, multa plerumque esse, quae vitae nostrae securitati insidientur. An der Spitze einiger Blätter Addenda et emendanda hängt ein Marsyas. Im Kommentar dazu heißt es: Nactum est locum ex ipsa re: Quisquis publice ad dicendum vel scribendum prodierit, multo vero magis, qui in interpretandis et constituendis scriptoribus antiquis operam suam posuit, tanquam in re,

quae partim a doctrina et judicio pendet, partim a conjectura et εὐστοχίᾳ, et quae omnino in probabilitatis genere versatur, ad iudicia aliorum in diversas partes singula vocantium paratus esse debet; habetque quod precetur, ut Apollinem habeat satis propitium, ne tanquam alter Marsyas suspensus cultro infesto appensus, cute derepta et carne nudata supplicium luat. Auf dem letzten Blatte des sechsten Bandes sieht man eine Muse, welche einer Sirene die Federn aus dem Flügel reißt. Possis putare, sagt der Kommentator: Musam iam id facere, quod solent Critici, aut, si hoc minus placet, quod faciunt aemuli et invidi, qui aliorum alas si non praecidere possunt, plumas saltem avellunt; secundum illud Maronis: *et si non aliqua nocuisses, mortuus esses.* (Ecl. 3, 15.)

Al.

P. Ovids Naso's Ibis, eine Schmähscrift, metrisch übersetzt, mit Anmerkungen von *I. G. Karl Schlüter*, Doktor der Weltweisheit. Leipzig, bey Schwickert. 1796. 51 S. 8. 4 *gr.*

Um das Maaß der Sünden voll zu machen, die dieser geharnischte Uebersetzer von mehr denn einem Ovidischen Gedicht auf seinem Gewissen hat, schritt derselbe vermuthlich auch zur Dollmetschung des Ovidischen Verwünschungsgedichts wider den Ibis; denn so sollte, einer richtigern, von dem trefflich gelehrten Dionysius Salvagnius *Boëssius* befolgten Skriptur und Interpunktion des 57sten V. gemäß:

»Illius ambages imitatus *in Ibida*, dicar
»Oblitus moris, iudiciique mei«

die Aufschrift des Lateinischen Originals sowohl, als der Uebersetzungen gefaßt seyn! Daß aber bey einem so hingesudelten Händewerk, dergleichen die Schlüterschen Uebersetzungen ohne Ausnahme sind, von welchen das ex uno omnes im allerweitesten Verstande gilt, ein Kommentator, wie der nur genannte zu Rathe gezogen seyn sollte, obgleich der Uebersetzer S. 8 dieser Lesart, wir wissen nicht, durch welchen Zufall, nahe genug kommen ist, wer dürfte dieß auch

nur

nur erwarten? Herr Schlüter übersetzt bekanntermaaßen in Hexametern, die, wenn auch nicht alle so ungestaltet, wie folgende sind:

S. 5:

»Sucht noch Beute mitten aus dem Feu'r zu erhalten;«

S. 6:

»Eher auf's neue einträchtig sich vereinigen der Brüder
»Rauch;«

S. 8:

»Sage wer du bist, sollst du Ibis indessen;«

S. 9:

»Antlitz erscheinest, und du Nacht durch Schatten und
»Dunkel;«

S. 15:

»Des ausgewanderten Aegyptus: wo Aepfel, die vor
»ihm;«

S. 21:

»Scherzhaften Streite ernannt war, oder wie jener —,«

bey welchen die bloße Wahrnehmung des Sylbenmaaßes schwer genug fällt; oder gar um einen oder anderthalben Fuß zu kurz sind, wie, nach unsrer Dimension wenigstens, folgender, S. 5:

»Ihm will ich | schuldigen | Dank, so | fern es er- |
»laubt ist,« | (*hiatus trium syllabarum*)
»Für sein so gütiges Herz beständig sagen« —:

im Ganzen genommen doch nichts weniger als wohltönend heißen können. Welche Begriffe von Länge und Kürze der Sylben und vom Sylbenmaaße überhaupt mag auch wohl ein Uebersetzer sich erworben haben, der eine kritische Konjektur drucken lassen kann, wie S. 5 in der Note h gelesen wird? Im 21 und 22 V. beschuldiget nämlich Ovid seinen heimtückischen Widersacher einer Unmenschlichkeit, die er so ausdrückt:

»Nitimur, ut profugas desint alimenta senectae.
»Heu, quanto nostris dignior ipse malis!«

Und nun setzt er, mit einer Schmeicheley für den Kaiser Augustus, hinzu:

»Di melius! quorum longe mihi maximus ille,
»Qui nostras *inopes* noluit esse *vias*.«

Wo es eben keines großen Scharfsinnes bedarf, um einzusehen, daß die »*vias inopes*« von dem weiten Exil und der Abreise dahin zu verstehen sind, wofür August sonach an Proviant es doch nicht hatte fehlen lassen. Der Interpret inops aber kann in diese »vias inopes« sich nicht finden, fragt in der bezeichneten Anmerkung: »Sollte man nicht vitas (am Schlusse eines Pentameters!!) statt vias lesen?« und dollmetscht, dieser glücklichen, und durch ein »*Sollte man nicht*« bescheidentlich geäußerten Konjektur zufolge tapfer darauf los:

»Besser meinen's die Götter, und unter ihnen der
»gröſste
»Mit mir, welcher nicht wollte, daſs *hülflos* wäre
»mein *Leben*.«

Der Dichter fährt fort:

»Huic igitur meritas grates ubicunque licebit,
»Pro tam mansueto pectore semper agam.
»*Audiet haec Pontus*,« —

Und nun setzt er, gewiß nicht ohne Feinheit und mit einer sehr glücklichen Wendung, um vielleicht ein gelinderes Exil bey dem August sich zu bewirken, wenn dieser ein von Italien weniger entferntes Land zu seinem Straforte ernennen möchte, noch diesen geheimen Wunsch hinzu:

»faciat quoque forsitan idem
»*Terra* sit ut *propior* testificanda mihi.«

Herr Schlüter aber, der zufrieden ist, wenn er einen male tornatum versum fertig hat, ohne um dergleichen Feinheiten im mindesten sich zu kümmern, läßt den Dichter sagen:

»Es

— — — — — »Es höre
»Diess der Pontus, er wird es vielleicht auch dahin noch
»bringen,
»Dass mir diess Land ein Zeuge seiner Liebe noch
»werde.«

So daß also nach ihm Ovid, ganz seinen Wünschen und seiner Meinung zuwider, da, wo er ist, zu bleiben gedenkt. Sollte man, nach diesen beyden Proben wohl Lust bezeigen, einem Uebersetzer, Kritiker und Ausleger noch weiter auf der Spur zu folgen?

Doch auf eine ganz neue Entdeckung, die für den Bearbeiter der klassischen Literatur nicht ohne einiges Interesse seyn kann, und die wir ihm daher nicht vorenthalten dürfen, wird man mit Hülfe dieser Uebersetzung geführt. Es ist diese, daß Ovid, der, selbst nach Johann Massons fleißigen, aber durch Herrn Schlüter nun unzuverläßig gewordenen Berechnung, nicht einmal sein sechszigstes Jahr erreichte, dieses Verwünschungsgedicht auf den Ibis nach dem hundertsten Jahre seines Alters schrieb. Den Beweis davon enthält sogleich, als ein πρόσωπον τηλαυγὲς, der Anfang dieses Werks. Hier ist er:

»Schon sind mir zweymal zehen Lustra verflossen,
»und bis jetzt
»Waren alle Gedichte meiner Muse noch friedlich:«
— — — — — — — —
— — — — — — — —
»Einer« — — — — — — —
»Will mir fortan nicht mehr den Ruhm der Friedlich-
»keit gönnen.«

Zehn Lustra machen funfzig, zweymal zehn Lustra hundert Jahre. Die Sache hat also schon ihre gute Richtigkeit — so lange bis man durch das

— — — »lustris bis quinque peractis«

des Originals, und durch die sonderbare Anmerkung S. 4 a) in der Freude über den seltenen Fund sich nicht unglücklicher Weise gestört sieht!

Die Anmerkungen, die Hr. Schlüter unter seinen Text gesetzt hat, und in welchen er mehrere Male auf die Autorität des hundertjährigen Kalenders provocirt, sind ei-

ne wahre Fundgrube von Plattheiten, Rohheiten, groben und abgeschmackten Scherzen und — ärgerlichen Zoten, vorgetragen in der unartigsten, ungezogensten und frechsten Burschensprache; denn Hr. Schlüter nimmt, wie man von ihm wohl mit Rechte sagen kann, kein Blatt vors Maul. S. 20: »*Der Purzelmann*, welcher vom Pferde fiel, »ist Bellerophon;« S. 36 u. 37: »Limone war die Toch»ter des Hippomenes und der Atalanta, auch *ein so ge*»*les Thier wie ihre Mutter*; ihr Vater *ertappte sie bey* »*einer Handlung, wobey man gern die Gardinen zuzieht*, »und gab sie seinen Pferden zu fressen. *Was wollten* »*wir mit dem Hafer machen, wenn unsere Gesetze noch* »*so scharf wären!*« S. 39: »Actäon sah die Diana auf »der Jagd nackend und bloss; sie schämte sich; *denn* »*sie war noch keuscher als die Jungfrau Maria, welche* »*bey aller ihrer Heiligkeit doch ein Kind gehabt hat*,« u. s. w. S. 45: »Niobe hatte sieben Kinder; und er»hob sich über die Latona, die deren nur ein Paar hat»te, den Apoll und die Diana; *sie dachte: je mehr Kin*»*der, desto mehr Vater Unser*; aber das bekam ihr »schön; Apoll schoss ihre sieben Kinder todt, und Niobe »ward darüber zu Stein, *wie Loths Weib, neugierigen* »*Andenkens, einst zur Salzsäule*.« Doch genug; denn das Angeführte alles übertrifft die Schandnote S. 20 u. 21 vom Teresias, über den Beyschlaf! und nun der Gedanke, daß ein solches Buch Schülern und Gymnasiasten gerade am meisten in die Hände fallen wird!!

Dsg.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

De antiquitate et affinitate linguae Zendicae, Samscrdamicae et Germanicae dissertatio, auctore P. Paulino a St. Bartholomaeo, Carmelita discalceato, lingnarum orientalium Professore, missionum Asiaticarum Syndico etc. 1798 und zufolge des Schlusses. Patavii. 1799. 56 S. 4.

Aus

Aus Hrn. Universitätsbibliothekar Alters in Wien philologischen Miscellaneen S. 253 u. f., so wie hier und da aus dem Allgem. Literar. Anzeiger des für die Literatur viel zu früh gestorbenen Koch, sind die Verdienste des Verf. um die Indische Sprach- und Alterthumskunde bekannt genug. Durch diese Abhandlung setzt er auch seiner Muttersprache der Deutschen (denn Hr. Paulinus a St. Bartholomäo ist zu Hoff an der Leitha, dem Gränzfluß Oesterreichs und Ungarns, geboren, und sein weltlicher Name war Johann Philipp Vesdin) ein Denkmal, und zeigt ihre oft auffallende Aehnlichkeiten mit der ältesten Indischen, der Samskrdsprache. Rec. entdeckte längst schon die letzteren in einem Verzeichniß Singalesischer Wörter die Knox in seiner Beschreibung von Zeilan aufgeführt hat; und da unstreitig die Hindostanischen Dialekte mit den Persischen aus einem Stamme, diese aber mit den Teutonischen verwandt sind: so war ihm die Entdeckung der Aehnlichkeit Deutscher Wörter mit Indischen nichts Unerwartetes. Die Dissertation besteht aus nachfolgenden Paragraphen:

I. Persidis brevis descriptio: Vorzüglich aus Voyage de l'Inde à la Mekke par Abdoul Kerym — (traduit) par L. Langlès. à Paris, 1797. Hier werden die Kommunikationsstraßen Indiens (das, wie wir lernen, in der Samskrdsprache Sindhustan heißt) mit Persien, zur mehrern Erläuterung der Verwandtschaft beyderseitiger Sprachen angegeben.

II. Linguae Zendicae et Samscrdamicae notio. Ihre Uebereinstimmung wird durch ohngefähr zweyhundert Wörter erwiesen. Schade! daß nicht die Deklinationen und Konjugationen beyder Sprachen zugleich mit verglichen werden, da Wörterähnlichkeiten nur halbe Beweise von Sprachenverwandtschaft sind. Eine Samskrdanische Deklination ist zwar mit einer Georgianischen verglichen; aber diese letztere ist eine ganz eigene Sprache, die zum Persisch-Hindostanischen Stamme nicht gehört, wogegen Deklinations- und Konjugationsschemata dieses letztern eine sichtbare Aehnlichkeit mit Europäischen verrathen. Man vergl. einige Personen aus dem Samskrdanischen Zeitwort seyn. S. XXV. und S. XXVIII.: *bharadi*, *bharasi*, *bharami*, portat, portas, porto. — Indessen giebt uns Hr. P. P. folgende

Ei-

Eigenschaften der Samskrdsprache an. Sie hat 52 Buchstaben, und fast eben so viel Deklinationen, weil deren Zahl sich nach der Anzahl der verschiedenen Endungen der Nennwörter richtet; einen Dual sowohl des Nenn- als Zeitworts, drey Geschlechter u. s. w. Die Zeitwörter folgen mehr dem Genius der Griechischen als Lateinischen Sprache, ihrer sind nicht sehr viel, desto mehr aber der Nennwörter. Die Personen beginnen mit der dritten, und gehen dann von der zweyten zur ersten über. Die kleinern Redetheile sind alle da, nur die Präpositionen fehlen, sie werden durch die Endungen der Kasus ersetzt. Hr. P. P. hat bekanntlich im J. 1790 eine Samskrdanische Grammatik in der Propagandadruckerey drucken lassen. Ueberhaupt aber zählt er folgende zehn verschiedene Indische noch lebende Dialekte: 1) den Malabarischen, vom Königreich Kanara bis ans Kap Kumari, fälschlich Komorin genannt. 2) Der Tamulische von gedachter Küste an, im Königreich Marava in Tanjaur, Maissur, Madure, Konkam und längs der ganzen Küste Tscholemandala (insgemein Koromandel) hin. Hier wird Ziegenbalg getadelt, der das Tamulische mit dem Malabarischen vermische, das doch von einander so verschieden sey wie Spanisch und Portugiesisch. — 3) Der Kanarische; 4) Maraschnische; 5) Talenganische; 6) Bengalische; 7) Nagarische; 8) Guzaratische; 9) Mughulische um die Stadt Agram oder Akbarad, und 10) der im Königreiche Nepal. Noch seyen außerhalb Indien der Dialekt in Sinhaladib oder Zeilan, der Peguanische und einer auf Sumatra. — Was Hr. Pallas von Indischen Sprachen zusammengestellt habe, gleiche, sagt Hr. P. P., einem Babylonischen Mischmasch (confusioni Babylonicae non absimile). —

Wir finden unter diesem Abschnitt auch eine Bemerkung über die Pehlwische Sprache, ein ehemals in Persien vor Muhammeds Einfall noch lebendes Idiom, das von Jones und Kleuker für einen reinen Abkömmling des Chaldäischen gehalten wird; nach Hr. P. P. aber mit größerer Wahrscheinlichkeit zum Theil aus diesem und zum Theil aus dem Zendischen besteht.

III. Linguae Zendicae et Samscrdamicae affinitates. Diese wird hier durch ohngefähr zweyhundert Wörter erwiesen, und scheint wohl keinem Zweifel m hr unterworfen.

IV. Vo-

IV. Vocabula Zendica et Samscrdamica ex priscis scriptoribus eruta. Ein sehr unterhaltender Abschnitt, welcher zeigt, daß fast alle Persische Wörter, die man in alten Schriftstellern angeführt findet, aus der Samskrdsprache recht gut und ohne Zwang erklärt werden können. Uns kam besonders das Wort Patna, Patan, Patnam, das in der letztern Sprache eine größre Stadt bedeutet, merkwürdig vor; daher sich viele Indische Städte auf patnam endigen, so wie Herr P. P. den Namen der alten Stadt Echatana damit zusammengesetzt glaubt. Pur hingegen mit unserm Altdeutschen Burg, Stadt oder Veste verwandt, bedeutet eine kleinere Stadt, (versteht sich, die nach ihrer Taufe sich gleichwohl vergrößert haben kann), u. s. w. Den Beschluß machen etwa sechszig Samskridwörter mit Deutschen verglichen, welche letztere der Verf. aus Schilters Glossar genommen hat. Wir getrauten uns deren weit mehr theils aus den alten, theils aus den Volksdialekten zusammenzubringen. Folgende sind indessen auffallend genug:

Pur, Stadt oder Burg.
Anda, das Ende; Ananda, ohne Ende.
Vidhava, Wittwe.
Mân, Mann, Person männlichen Geschlechts, Mensch;
 mâni, Männlein, Knabe; männl. Glied.
Mânusza, Mensch.
Sûnu, Sohn; Mânusza sûnu, Menschensohn.
Madjama, Mädchen, Tochter.
Dughida, (Pers. Dochter) Tochter oder Mädchen.
Bhrader, (Pers. eben so) Bruder.
Herda, das Herz.
Nasi, nasiga, die Nase.
Nâgha, der Nagel, Unguis. Nâbha, der Nabel.
Himala, der Himmel.
Starana, der Stern.
Marcea, die Mark, Gränze.
Vidi, weit, breit.
Go, gau, Kuh, Ochse.
Andara, ein andrer.
Shala, der Saal.
Sâdu, der Friede, die Freundschaft.
Pûr, vor, ante.
Tschanda, die Schande, tschandâla, schändlich.

Pad,

Pad, Pâda, der Pfad.
Varta, Werte.
Lipsa, die Liebe.
Bendha, das Band, die Binde.
Jahran, Zend. Jâre, das Jahr.
Duar, die Thür, das Thor.
Duaravarti, der Thorwärter. —

Die Aehnlichkeit Indischer und Persischer Zahlwörter mit Europäischen ist ohnehin bekannt.

Rec. fügt noch folgende Vergleichungen Samskritischer Wörter mit Europäischen hinzu, die erwogen zu werden verdienen.

Aci, Degen. Altdeutsch Egge, schneidendes oder stechendes Instrument, besonders Schwerdt oder Degen.
Mad a, Zend. Medu, Wein. Wend. Med, Honig. Deutsch: Meth, Honigwein.
Sura, die Sonne, (wie oft wird, zumal in Morgenländischen Sprachen, das r mit dem l verwechselt, daher Tscholemandala, Koromandel —) ist vermuthlich also das Latein. Sol. S wird oft mit h vertauscht, daher Griech. helios, Altbrit. in Wales haul, Altpers. überhaupt und Zend. houere, hvare.
Médhra, Griech. metra (μητρα), vulva, *matrix*, uterus, Deutsch: die Mutter. Altpers. mitra, die Venus.
Udara, der Bauch, Leib; Mutterleib. Latein. uterus, so wie utris, ein Schlauch, Balg.
Mrtyu, Zend. mrt; Pehlv. mord; Lat. mors, der Tod. Im Altdeutschen (z. B. in der Cotton. Evangelien-Harmonie) bedeutet mord nicht nur das heutige Mord; sondern überhaupt ein gewaltsamer Tod, der auch gesetzlich seyn konnte, und kömmt bisweilen im passiven Sinn vor: sein Mord, sein erlittner gewaltsamer Tod. Man schließe daraus auf eine frühere ursprüngliche Bedeutung.
Sa asti heißt in der Samskrdsprache: er ist, ille est, Ulphil. so ist, u. s. w.

So viel übrigens der Rec. aus dieser gelehrten Abhandlung profitirt zu haben gesteht, so ist ihm doch in einigen Stellen die Empfindlichkeit des Verf. und besonders deren

Aus-

Ausdruck aufgefallen. S. XXVI z. B. begegnet er einem Göttingischen Recensenten, der mit ihm über die Herleitung des Wortes Ormuzd (des obersten guten Genius der alten Perser) nicht einig gewesen zu seyn scheint, so feindselig, daß er ihn einen bardus und seine Recension einen barritus schilt, ja sogar S. XXVII. dessen Gehirn ein arimanicum cerebrum (von ariman, der böse Genius), welcher Ausdruck, aufs mildeste zu reden, ein Obskurantengehirn ausdrückt. — S. XVI. aber verfährt er mit dem seel. Joh. Reinhold Forster, der seine Reise nach Ostindien ins Deutsche übersetzt hat, noch offenbarer ungerecht, wenn er sagt, er habe sein itinerarium mutilum et depravatum herausgegeben!! Soll das mutilum vielleicht die Auslassung einer Invektive gegen William Jones bedeuten?! Aber was das depravatum? Könnte es auf die Uebersetzung zielen? Hr. P. P. erkennt also Forsters Erläuterungen aus der Naturgeschichte nicht für Vorzüge derselben, erwägt auch nicht, daß zwischen ihm und Forster das Verhältniß wegfällt, das zwischen einem beobachtenden Reisenden und einem bloßen Stubengelehrten ist? Er erklärt auch die Worte auf dem Titel der Uebersetzung »aus dem Französischen« geradezu für ein insigne mendacium; da es doch deshalb, weil die Vorrede ausdrücklich das Original für Italiänisch erklärt, nur ein Druckfehler seyn kann. Und gleichwohl verwaltete Hr. P. P. über dreyzehn Jahre das heilige Amt, den Heiden das Christenthum zu predigen, folglich auch die christliche Moral, und hat sogar ein compendium theologiae moralis in Malabarischer Sprache ad usum cleri malabarici verfertigt!! Kein Wunder also, daß sich unserm Gedächtnisse Boileaus Vers aufdringt:

> Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des devots?

oder wie ein sonst unbedeutender Uebersetzer es nicht übel ausgedrückt hat:

> »Kocht so viel Galle denn im gottgeweihten Herzen?«

Freylich könnte uns Hr. P. P. a St. B., wenn er mit der neuern Deutschen Literatur bekannt ist, einwerfen, daß gleichwohl unsere Gelehrten, zumal im nördlichen Deutschland, einander auch weidlich ausschimpfen, und bald mit Hörnern, bald mit langen Ohren beschenken — aber das sind doch [illegible] Thorheiten, und überdem, wer weiß nicht

wel-

welchen starken Einfluß das rauhe Deutsche Klima und unsere Winde von Schneegebirgen her auf die Laune unserer Gelehrten äußern, denen deshalb auch einige Nachsicht wird zu gut kommen müssen; wogegen die sanften aromatischen Lüfte Indiens und Italiens die Vermuthung für sich haben, mildere Gesinnungen einzuflößen. —

Adk.

1) Französisches Lesebuch für Jünglinge etc. *Prosaischer Theil.* Magdeburg, bey Keil. 1800. VI 224 S. 8. 12 gr.

2) Aufgaben zur Uebung im Französischen, für solche, denen die Meidingerschen Aufgaben zu läppisch sind. Eine Beylage zur Meidingerschen Grammatik. Leipzig, bey Günther. 1799. 288 S. 8. 16 gr.

Num. 1, dessen Herausgeber sich unter der Vorrede Villaret nennt, enthält Aufsätze, die aus ältern und neuern Französischen Werken gezogen sind, für deren Güte die Namen ihrer Verfasser, z. B. Montesquieu, Voltaire, Mad. de Genlis, Florian, bürgen. Manche Stücke sind auch aus den ehemals von Chossin herausgegebenen Amusemens philologiques genommen. Man findet unter andern: Maximes et pensées détachées; Anecdotes; Curiosités de la nature; Mœurs et coûtumes; Lettres u. s. w. Nach jedem kürzern oder längern Aufsatze folgt die Deutsche Erklärung jedes einzelnen noch nicht vorgekommenen Wortes.

Num. 2. besteht aus einer Sammlung von Geschichten, deren Französisch-Deutsche Wendungen es verrathen, daß sie aus dem Französischen ins Deutsche übergetragen sind. Jeder Erzählung ist eine Uebersetzung der darin befindlichen Redensarten beygefügt. Uebrigens ist weder auf Meidinger's (wie man doch nach dem Titel vermuthen sollte), noch auf irgend eine andere Französische Sprachlehre hingewiesen. Die erste Erzählung ist numerirt mit (10), die zweyte mit (30) u. s. w.; zuweilen steht auch neben der Nummer,

z. B.

z. B. S. 16, ein Lateinischer Buchstabe; ohne daß sich der Verf. über den Zweck dieser ohne Ordnung auf einander folgenden Zahlen und Buchstaben erklärt hätte; es müßte denn seyn, daß bloß bey dem vor uns liegenden Exemplare die Vorrede fehlte.

Tu.

Erziehungsschriften.

1) Neues Bilder-A B C, oder Deutsches Lesebuch für die Jugend. Erster Theil. Fünfte, mit neugestochenen Kupfern versehene Auflage. Berlin, bey Lange. 1798. 188 S. 8. (von Carl Friedr. Splittegarb.) 1 Rthlr. 4 gr.

2) A B C- und Lehrbuch für Kinder, von M. A. Friedr. Marx, Prediger(n) in Liebertwolkwitz und Großpösna. Mit Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. 1798. 151 S. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

3) Fritzchens Reise durch das A B C. Leipzig, bey Voß. 1798. 143 S. 8. 14 gr. geh.

4) Eine kleine Fibel von P. Lorentzen, Prediger in Klixbüll. Schleswig, bey Röhß. 1797. 24 S. 8.

1) Ein sehr brauchbares Buch! und daß es gebraucht werde, beweist schon dieß, daß es die fünfte Auflage erlebt hat. Die ersten Leseübungen bestehen in kleinen Sätzen über allerley Gegenstände aus dem gemeinen Leben. Dadurch lernen die Kinder überhaupt richtig urtheilen und sich deutlich ausdrücken. Wo in Schulen dieser wichtige Unterricht versäumt wird, da ist alle übrige Bemühung des Lehrers umsonst, wie das jeder vernünftige Lehrer erfahren kann, wenn er einen solchen Schüler aus einer schlechten Anstalt nachher bearbeiten soll. Doch die Belehrung von Gott (in Jamben) scheint, so deutlich sie auch im Ganzen ist, hier noch

nicht an ihrer rechten Stelle zu stehen. Die kurze Pflichtenlehre, S. 55, ist für Kinder hinreichend. Die übrigen Leseübungen, Lieder, Sprüchwörter, kleinere und größere Denksprüche in Reimen, die Gespräche, (das erste ist von Campe; das zweyte, seiner Bestimmung, die Aufmerksamkeit der Kinder auf die alltäglichen Dinge zu richten, ganz angemessen) kleine moralische Erzählungen, und eine kurze Beschreibung einiger Thiere nach Anleitung der Kupfertafeln, sind gut gewählt. Nur ist die Frage, ob durchaus Kupfertafeln bey einem A B C Buche seyn müssen? Die bekannten Gegenstände lernt das Kind besser aus der Natur selbst kennen, und die fremden können selten so gut vorgestellt werden, daß man sie daran erkennen könnte; man sehe nur den Drommedar und den Wolf auf diesen Tafeln; und dann, welche Dinge kommen hier nicht ohne Zusammenhang und Verbindung zusammen, welche sie nie auf einer Stelle finden? Ein Affe sitzt vor einem Deutschen Bauernhause, der Strauß steht mit einem Deutschen Schäfer auf einem Felde, u. s. w. Doch dieß benimmt dem Werthe des Buches nichts!

2) Nach dem Deutschen, Lateinischen und geschriebenen, kleinen und großen Alphabete, nach den Deutschen und Römischen Ziffern, stehen erst einsylbigte, leichte und schwere Wörter, Hauptwörter mit ihrem Artikel, mehrsylbigte Wörter mit Beywörtern, Vornamen u. s. w. Dadurch, daß diese Worte ohne Verbindung da stehen, wird manches Kind ermüdet, ehe es zu den Leseübungen kommt, die erst in einzelnen Sätzen aus der Naturgeschichte, dann in kurzen Beschreibungen und Erzählungen u. s. w. bestehen. Die Denkgespräche in Reimen, Sprüchwörter u. s. w. sind meistens aus Nummer 1 entlehnt. Eine kurze Beschreibung der Kupfer beschließt das Buch. Der Verf. findet diese Bilder selbst steif; Andre werden leicht noch mehrere Fehler finden. Wie wenig für den Geschmack der Schüler gesorgt sey, beweisen auch folgende unter einigen Bildern stehende Reime: der Christmarkt bringt den Fleißigen und Guten schöne Sächelchen; oder: die Henne führt die Küchlein aus; der Hund bewacht zu Nacht das Haus, u. s. w.

3) Aus den Zeiten der nützlichen Spielereyen für Kinder! Warum das Büchlein eine Reise heiße, ist gar nicht ab-

abzusehen. — Erst muß das Kind den Schall der Buchstaben nach der Reihe des Alphabets auswendig lernen, und dann lernt es erst ihre Figur kennen, endlich setzt es Wörter, erst ein — dann zweysylbige ec., und endlich kurze Sätze aus den ausgeschnittenen Buchstaben zusammen. Fritzchen muß ein Wunderkind gewesen seyn, daß es so viele Regeln S. 22, 25, 37, 51, 52, 60, u. s. w. — alle Regeln der Orthographie — fassen und sobald anwenden konnte! daß es die Backentaschen der Affen selbst entdeckte, S. 75! daß es Wörter verstand, die ihm nicht erklärt wurden, wie Accusativ ec. Manche Regeln, die dem Leseschüler erst gegeben wurden, werden nachher wieder eingeschränkt; oder durch unzählige Ausnahmen unbrauchbar gemacht. Z. B. S. 19 so viele Selbstlauter, so viele Sylben, und S. 41. 42 die Ausnahmen Aal, Dreyer ec. — In der Beschreibung der Methode herrscht eine ermüdende Weitläufigkeit, in den Leseübungen eine Gezwungenheit des Ausdrucks, z. B. S. 45: der Bauer in der Mauer des Bauers ist äußerst schlecht und von kurzer Dauer, u. s. w., daß dieß Buch mit Nr. 1 u. 2 in keinen Vergleich kommt. — Die zweyte Reihe enthält Beschreibungen der Kupfer aus der Naturgeschichte. Diese sind meistentheils richtig gezeichnet, nur nicht gut genug illuminirt.

4) Erst kommen Buchstaben, dann Sylben, und endlich Leseübungen, Anfangs mit abgetheilten, nachher zusammengesetzten Wörtern, vor, welche leicht und verständlich sind, und zu weitern Gesprächen und Erklärungen Anlaß geben können. Die Geschichten sind ihrem Zwecke anpassend und gut erzählt, und selbst die Gebete empfehlen sich durch ihre Kürze und Deutlichkeit.

Ngh.

Der Deutsche Kinderfreund Rosenau, oder Originalübungen im Lesen für die erwachsenere Jugend vom achten bis zwölften Jahre zur faßlichen, angenehmen, und natürlich richtigen Bildung ihres Verstandes und Herzens. Ein Lesebuch für Bürger- und Landschulen, von M. Johann Karl Wö-

 kel.

tzel. Mit 1 (gern unerwähnt bleibenden) Kupfer. Leipzig, bey Becker. 1798. XVI und 276 S. 8.

Titel und Vorrede sind lang genug. So gründlich und ausführlich über die Mängel aller vorhandenen, auch der besten Jugendschriften gesprochen wird: so hat doch der Vf. seinen Zweck — zur faßlichen, angenehmen, und natürlich richtigen Bildung des Verstandes und Herzens einer 8—12 jährigen Jugend durch seine Originalübungen beyzutragen, für dießmal gar nicht erreicht. Für 12 Gr. verschafft sich der Käufer des Buchs dafür den Beweis.

Gtz.

Erste Nahrung für den keimenden Verstand guter Kinder, insbesondre für Julius, Karl, Louise, Betti, entworfen von ihrer Mutter.

Auch mit dem Französischen Titel:

Prémiere nourriture pour l'esprit naissant de bons enfans — — par leur mère. Leipzig, bey Leo. 1798. gr. 16. 1 Rg. 8 ℋ.

Aus dem an und für sich sehr richtigen Grundsatze: daß das Kind die ersten Begriffe (Vorstellungen) von Dingen durchs Gesicht (durch die Sinne) erhalte, folgt wohl nicht, daß diese Vorstellungen durch Bilder erzeugt werden müßten, wenn diese auch noch so bunt wären. Warum erst Bilder, wenn die Gegenstände, welche dadurch vorgestellt werden, so alltäglich sind, daß sie das Kind alle Augenblicke selbst sehen kann? Die Bilder erwecken höchstens die Vorstellung von der Form der Dinge; aber ohnmöglich von ihrer Größe, wenn zumal eine Birne halb so groß als der Baum, eine Citrone viel dicker als eine Kanone, Erdbeeren größer als Hühnereyer u. s. w. auf derselben Tafel vorgestellt sind. Noch weniger kann das Kind daraus abnehmen, aus welcher Materie die Kunstprodukte gemacht, zu welchem Gebrauche sie bestimmt, und wie ihre Theile dazu eingerichtet sind. Eine solche Kenntniß der Dinge nutzt

aber

aber nur allein, und heißt eine anschauliche; jene andere durch Bilder ist todt. — Man soll bey der Vorzeigung dieser Abbildungen sprechen, erklären, Geschichten erzählen; — kann man das nicht auch und besser noch bey den wirklichen Gegenständen? Nur ein Gebrauch könnte bey erwachsnern Schülern von diesen buntgemahlten Kupfern gemacht werden, nämlich der, daß die Namen der auf einer Tafel abgebildeten Sachen in eine Erzählung verwebt würden, wie man das wohl mit einzelnen Worten macht; allein wer sieht nicht, wie schwer das sey? zumal bey einigen Blättern. Die Bilder sind übrigens meistentheils schön und richtig gezeichnet, und ziemlich gut illuminirt, daß man sie leicht zu Vorschriften beym Zeichnen brauchen könnte, wenn sie nicht so klein wären. — Am Ende sind noch zehn Blätter angehängt, wo auf dem ersten die Zahlzeichen bis 10, auf dem zweyten ein, und tiefer unten zwey Kreise, auf dem dritten drey, auf dem vierten viere u. s. w. vorgestellt sind, um den Kindern eine Vorstellung von den Zahlen beyzubringen. Ob das nicht weit kürzer, ohne solchen Papieraufwand, hätte geschehen können? Busse hat schon in seinem Rechenbuche dieselbe Stellung der Größen gebraucht und empfohlen.

Ngb.

Versuch einer nach den Hauptklassen der Poesie und Prose geordneten Sammlung von Materialien für Deklamation und Gestikulation — — von Friedrich Manitius, Kollaborator an der hohen Schule zu Halle. Halle, bey Hendel, 1800. 4½ B. 8. 6 Gr.

Mit Recht bemerkt es der Herausgeber dieser Sammlung, daß man gewöhnlich in unsern Schulen nur Deklamiren, nicht aber Recitiren oder Vorlesen lehrt, und daß man die Stücke zu jener Uebung, ohne Plan und ohne Ordnung zu beobachten, nach bloßer Willkühr zu wählen pflegt. Um diesen beyden Mängeln abzuhelfen, giebt der Verf. in dem ersten Theile seiner Sammlung bloß solche Stücke, die zum Vorlesen und zur Uebung desselben bestimmt, aber doch aus

 allen

allen bedeutenden Gattungen der Prose und Poesie genommen sind. Der zweyte Theil ist für die Uebungen im Deklamiren und Gestikuliren bestimmt. Durch beygesetzte Zeichen hat er den richtigen Ton, auch die Hebung und Senkung der Stimme, anzudeuten gesucht, und außerdem die hervorzuhebenden Worte mit gesperrter Schrift abdrucken lassen. Die Stücke scheinen sämmtlich aus der Eschenburgschen Beyspielsammlung genommen zu seyn, und sind ganz zweckmäßig gewählt.

Gd.

Materialien zur Unterhaltung über die Vignetten in der neuen Bilderfibel, zum Privatgebrauch in Familien. Von C. Ph. Funke. Berlin, bey Voß. 1799. 42 S. 8. 4 ℋ. geh.

Durch die Winke, welche der Verf. den Aeltern und Erziehern in diesen wenigen Bogen giebt, hat die neue Bilderfibel sehr an Brauchbarkeit, zumal für die, gewonnen, welche noch zu wenig Uebung haben, über verschiedene Gegenstände mit Kindern verständlich und unterhaltend zu reden. Vorzüglich sind die Bilder, welche Thiere oder andere Gegenstände der Natur vorstellen, am weitläuftigsten erklärt; aber auch bey den übrigen ist viel Nützliches gesagt, und kann noch mehr vom Lehrer gesagt werden, wenn dieser nur die Kunst versteht, so bey allen Vignetten zu fragen, wie der Verf. bey der vierten und sechsten Nummer in Beyspielen gezeigt hat, daß man fragen müsse. Trapp hat in seiner Pädagogik die ersten Kupfertafeln in der Basedowischen Sammlung eben so behandelt, und durch diese wenigen Blätter den Nutzen dieser Bilder besser gezeigt, als das ganze Basedowische Elementarwerk. Um dieser nützlichen Anweisung willen sollte seine Pädagogik nicht so ganz vergessen seyn. — Wie Trapp von jenen Bildern Gelegenheit nimmt, den Kindern eine Geschichte, eine Fabel u. s. w. zu erzählen, so macht es auch Funke; und dabey wird immer eine nützliche Lehre, oder Lebensregel, faßlich für das jugendliche Alter, ohne Zwang aus der Erzählung oder Erklärung des Bildes hergeleitet. Verdienen aber auch Bilder einer

etwa Fibel einen guten Kommentar, so sind es diese; denn nicht leicht wird man ähnliche in einem solchen Buche finden. Der nächsten Ausgabe der neuen Bilderfibel werden diese Bogen beygefügt.

Nützliche und angenehme Zeitverkürzungen für Kinder, durch praktische Darstellungen erleichtert, von Franz Ehrenberg, dem Herausgeber des Leipziger Taschenbuchs für Kinder. Leipzig, bey Kleefeld. 1798. 304 S. 8. 1 Rthlr.

Unter diesem Titel, den der Verf. in der Vorrede erklärt und rechtfertigt, erhalten die Kinder einige gute, unterhaltende Spiele; aber auch einige, welche theils schon bekannt sind, theils zu wenig Anziehendes haben, als daß sie oft wiederholt werden könnten. Dahin gehören die beyden ersten: der Rechenmeister und die Ziffern, und der Schreibmeister und seine Schüler. Wie in der Apotheke, einem andern bekannten Kinderspiele, jedes Kind eine Büchse oder ein Medikament bedeutet, bey deren Nennung es von seinem Sitze aufstehen, und sich umdrehen muß, so erhält hier jedes Kind eine Zahl oder einen Buchstaben zum Zeichen, und muß durch eine Verbeugung beweisen, daß es aufmerksam war, wenn der Buchstabe oder die Zahl genannt wurde; aber sich auch in die Stelle reihen, wie die Ziffern bey zusammengesetzten Zahlen, oder die Buchstaben bey ganzen Worten stehen sollen. Das Charaden-, Frag- und Antwort-, Gesellschaftsräthsel-, Aehnlichkeitsspiel sind theils aus Schummels Kinderspielen und Gesprächen, theils aus Gutsmuth bekannt. Der König und sein Hofstaat, wo alle Kinder erst ernsthaft und ordentlich sich betragen müssen; aber auf den Zuruf: der König ist nicht zu Hause, thun dürfen, was jedem beliebt, — und der Bildhauer, wo die Spielenden erst in einer gewissen aufgegebenen charakteristischen Stellung stehen, nach erhaltener Erlaubniß wieder frey handeln können, oder sich in Gruppen zusammenstellen, — diese beyden Spiele sind, so viel Rec. weiß, neu, und können jungen Leuten wohl einige angenehme Stunden machen. Ueberhaupt verdient schon das Dank, daß die Spiele, zu-

mal die ersten, so weitläuftig ausgeführt sind. Denn dadurch lernen die Kinder am besten den rechten Ton bey ihren Unterhaltungen treffen, wie auch die Schummelschen Spiele in dieser Rücksicht viel Verdienst haben. Daß bisweilen zu viel Gelehrsamkeit angebracht ist, hin und wieder die Namen verwechselt sind, z. B. S. 35 Z. 10 sind unbedeutende Fehler.

Cäciliens Briefwechsel mit ihren Kindern, oder lehrreiche und unterhaltende Briefe, vorzüglich zur Bildung des Briefstyls für junge Leute. Aus dem Französischen des Hrn. A. E. J. Freville. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Linke. 1798. 309 S. 8. 20 gr.

Anekdoten, Fabeln, Geschichten und Erzählungen, Charakterschilderungen, Mährchen, Gedichte, die ganze Mythologie der Römer, Belehrungen und Verweise über schlechte Schriftzüge, Plauderhaftigkeit, u. s. w. — Alles dieß und Mehreres findet man in diesen Briefen, die nicht bloß die Mutter an ihre Kinder, und diese an jene; sondern welche auch die Kinder an einander geschrieben haben. Es ist viel Gutes, aber auch viel Bekanntes darin, z. B. die Geschichte Damons und Pythias. Der Ton ist leicht und angenehm, nur oft zu wortreich. Auch behalten die Personen nicht immer ihre Rollen; denn der Knabe Karl, der mit seiner Mutter so grundgelehrt über die Einrichtung einer guten Fabel, über den Nutzen des Gartenbaus, der Tischlerarbeit, u. s. w. spricht, macht sich, nach S. 144 die Stiele zu seinen Kreiselpeitschen selbst, vertändelt halbe Tage mit seinen Vögeln, und läßt sie doch vor Hunger oder Durst sterben. Die Kinder machen sich einander Komplimente, sagen sich Schmeicheleyen S. 153. 161, daß man sie nicht feiner von einem alten Franzosen erwarten könnte. Für die Methodik sind zwey Vorschläge merkwürdig: S. 61 die Geographie durch einen Drillkreisel zu lehren, der auf der Landcharte herumreichet, und an einem Orte niederfällt, wobey der Lehrer immer die Städte und Gegenden angiebt, durch die er wandert, und das Merkwürdigste

[illegible] davon erzählt — das muß schnell gehen! — und S. 186 Lehren der Weisheit, welche aus Weißens A B C Buche und andern Kinderbüchern genommen sind, rc. als Devisen bey Bonbons und anderm Naschwerk anzuwenden, und dadurch gute Lehren allgemeiner und schmackhafter zu machen. Wie aber in einem Buche für junge Leute die Beinkleider das Hinterensfutteral S. 34 genannt werden — wie ein Mädchen den Ausdruck Kaketrinkerinn (weil ein stotterndes Mädchen nicht sagen konnte: Kaffeetrinken) zweymal in einem Briefe an ein Mädchen S. 303 brauchen könne, das mag der Verf. oder Uebersetzer bey dem guten Geschmacke verantworten.

Ulrich Flamming. Ein lehrreiches Lesebuch für Kinder, welche gern die Geschichte erlernen möchten. Herausgegeben von Christian Karl Andre und Joh. Heinr. Gottl. Heusinger. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1799. 199 Seiten. 8. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Vorbereitung zum Unterrichte in der Geschichte. Ein Lesebüchlein, herausgegeben u. s. w.

Was ehemals Schlözer in seiner Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, und Wezel im zweyten Theile seines neuen Robinsons, zur Absicht hatten, den Kindern, welche Geschichte lernen wollen, die nöthigen Vorbegriffe von einem Staate oder einer bürgerlichen Gesellschaft, von Gesetzen und Pflichten, von Obrigkeiten, u. s. w. beyzubringen, das suchen die beyden genannten Verf. in diesem kleinen Buche zu bewirken. Aus einem Schiffbruche retten sich zwanzig Europäer, und unter diesen Ulrich Flamming, auf eine Insel, deren Einwohner noch im Stande der Natur, ohne Künste und bürgerliche Vereinigung leben. Diese Insulaner fühlten das Langweilige der Unthätigkeit; lebten ohne Zutrauen unter einander, weil der Stärkere immer dem Schwächern sein Eigenthum raubte, und flohen

 in

in die Wälder, wenn ihre kriegerischen Nachbarn ihnen Weiber und Mädchen zu entführen, einige von ihnen zu tödten, und nachher zu braten suchten. Ein solcher Ueberfall der Feinde giebt Flammingen Gelegenheit, seinen Gesinnfreunden die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Obrigkeit, der Gesetze, des Gehorsams und der Waffenübungen so nachdrücklich vorzustellen, daß sie, nach seiner Vorschrift und unter seiner Anleitung, die erforderlichen Anstalten treffen. Noch ehe diese die völlige Reife erhalten, fühlt der Rechtschaffne die Annäherung seines Todes, überläßt daher die weitere Ausführung seines Planes seinen Unglücksgefährten in einem niedergeschriebenen Testamente. — Man sieht leicht, daß die obenerwähnten Begriffe sehr bequem aus dieser Geschichte hergeleitet und weiter entwickelt werden können; und daß es so gut als möglich geschehen ist, darf man von zwey Männern, denen längst eine ehrenvolle Stelle unter den denkenden und erfahrnen Pädagogen angewiesen ist, mit Recht erwarten. In einem folgenden Bändchen sollen einige wichtige Begebenheiten aus der Geschichte der alten Völker erzählt werden, welche nachher der ganzen Weltgeschichte zur Grundlage dienen können.

Rgb.

Kleine theologische und pädagogische Abhandlungen. Berlin, bey Schmidt. 1799. 108 S. gr. 8.

Zu Frankfurt an der Oder wurde 1694 eine gelehrte Schule für die Reformirten gestiftet, und ihr der Name: Königliche Friedrichs Schule, beygelegt. Diese feyerte 1794 ihr erstes hundertjähriges Jubelfest. Die dabey gehaltenen Gelegenheitsreden, ein Gebet vor der Predigt vom Dr. Elsner, eine Jubelpredigt vom Dr. Muzel, und die Jubelrede vom Rektor und Professor Dettmers, sind unter obigem ganz allgemeinen und den eigentlichen Zweck verschweigenden Titel zusammengedruckt, und mit dem Anhange von noch ein Paar frühern Gelegenheitsschriften dieser Schule vermehrt. Es sind also nicht Abhandlungen, haben bloß lokales Interesse, und es verdient dabey die betrübende

ische Titelschmiederey der Verleger gerügt zu werden, wel- die Käufer durch dergleichen elende Täuschungen häufi- er anlocken wollen.

In einer der Reden heißt es S. 59: »Die Wahrheit des Sprüchwortes: inter arma silent leges et artes, em- pfand auch im vorigen Jahre die Universität Halle, wel- che mit unserer Königl. Friedrichs-Schule an einem Ta- ge gestiftet worden. Wurde sie nicht, da sie ihr hundert- jähriges Jubiläum feyern wollte, und sie zu dieser Feyer eine billige Summe Geldes verlangte, bis zum Frieden verwiesen, weil die Staatskassen im Kriege solche Ausga- ben nicht tragen könnten? Und würde es uns mit unserer vorjährigen Schuljubelfeyer wohl anders ergangen seyn, wenn wir uns nicht nach dem Zustande unserer eignen Schulkasse eingeschränkt, sondern den König, um Hergebung der Kosten, wie's billig gewesen; ersucht hätten? — Aber nicht bloß Wegwendung des Auges des Lan- desherrn (eigentlich des Beutels) von öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten sind traurige Folgen der Kriege, u. s. w.« Auch außer den Preußischen Provinzen wahr!

Fwb.

Ueber militairische Institute und Garnisonschulen in Rücksicht auf die königl. Preußische Cirkular- verordnung vom 31. August 1799, den Unter- richt in Garnisonsschulen betreffend, für jede Staatsverfassung berechnet von Friedrich Wil- helm Wolfrath, königl. Kirchenpropste, Schloß- und Garnisonprediger zu Glückstadt. Ham- burg, bey Kratzsch. 1800. 8. 6 gr.

Der achtungswürdige Verf. glaubt, man erwerbe sich um die Staaten und um die Menschheit ein Verdienst, wenn man landesherrliche Verordnungen von dem innern Werthe würdiget, welchen so viele des jetzigen vortrefflichen Mo- narchen und seines aufgeklärten Ministerii wirklich ha- ben, in denen der Geist der Menschenkunde und Untertha-

nen-

nenliebe, der Humanität und der Herrschertugenden so hel-
le hervorscheint. Er bemerkt richtig, »daß eine solche Wür-
»digung — falls sie nicht in leere Schmeicheley ausarten
»soll, nicht jede Bemerkung über die Verordnung, in phi-
»losophischer wie in politischer Rücksicht; nicht jede nä-
»here Bestimmung einzelner Punkte derselben; nicht jede
»Wegräumung einzelner Mißverständnisse, welche durch ei-
»ne falsche Ansicht derselben leicht veranlaßt werden könn-
»ten; selbst nicht jeden Wink zu ihrer größern Vervollkom-
»mung — geradezu ausschließe.«

Nach dieser Einleitung beginnt der Verf. seine Kritik der hier ganz aufgenommenen, in Rede stehenden Verordnung. Die Art, wie er sie mit Bescheidenheit und Freymüthigkeit von mehrern Seiten beleuchtet, kann hier nicht auseinander gesetzt werden, da dieß die Anzeige einiger Bogen zu sehr erweitern würde. Im Allgemeinen kann Recensent versichern, daß — da nun doch einmal vorauszusehen war, dergleichen öffentliche Beurtheilung einer öffentlichen landesherrlichen Verordnung von bedeutendem Einflusse auf das Wohl der Staaten werde nicht ausbleiben — das Cirkular in würdige Hände gerathen ist. Einzelne Proben von des Verf. Behandlung seines Gegenstandes erwartet der Leser hier vielleicht. Gleich Anfangs zeigt Hr. W., daß die gegebene Definition der wahren Aufklärung, die bloß die politische und bürgerliche zu bezeichnen scheine, in einem zu beschränkten Sinne genommen sey; daß das Cirkular hier bestimmter also lauten sollte: »Auf die Be-
»förderung beyder, der moralischen und der bürgerli-
»chen Aufklärung, in genauester Harmonie, sollte der Un-
»terricht in allen Volksschulen berechnet, eingerichtet und
»wirklich ertheilt werden;« daß aber jene unbestimmt ausgedrückte Stelle des Cirkulars hier und da nur mißverstanden sey, indem aus der Erklärung: »Zur geistigen Ausbil-
»dung eines Soldaten erfordere ich, daß derselbe seine
»Pflicht als Mensch, als Unterthan und als Soldat
»deutlich kenne,« klar genug hervorgehe, daß man die Bildung zum guten Menschen, über die Bildung zum verständigen Staatsbürger, keinesweges vernachläßiget wissen wolle.

Bey der Stelle des Edikts: »Man würde, wenn man
»einigen ausgezeichneten Zöglingen ein Vorzugsrecht zur
»Be-

Beförderung geben wollte, nur einen Ehrgeiz in ihnen anfachen, welcher zu spät oder nie befriedigt werden, und ihnen das Unglück fehlgeschlagener Hoffnungen in seiner Stärke fühlbar machen würde,« gesteht der Verf., daß ihm die Zulässigkeit dieses Grundes von mehr als Einer Seite nicht einleuchten wolle; besonders schon deshalb nicht, weil aus politischen Absichten die Leidenschaft, welcher, zufolge dieser Erklärung, entgegen gearbeitet werden soll — Ehrgeiz — gerade die Maxime ist, welche man von jeher, und so ganz vorzüglich unter der Preußischen Armee in dem Soldaten rege gemacht hat, um in ihm ein gewisses Gefühl der Würde seines Standes anzufachen, welches ihn für die Entbehrung mancher andern Freyheiten, Vortheile und Vorzüge des bürgerlichen Lebens schadlos halten, und mit Muth zu großen Heldenthaten entflammen möchte. In wie fern dieß ein haltbarer Grundsatz der moralischen Menschenerziehung sey, will der Verf. jetzt ununtersucht lassen; er betrachtet die Sache nur nach dem Fingerzeige der Verordnung von Seiten bürgerlicher Verhältnisse. In diesem Betracht scheint ihm jene unbedingte Verweigerung mit dieser Maxime nicht ganz vereinbar. Wer den sinnlichen Menschen kennt, meint er, der muß es ja wissen, wie unglaublich viel bey dem gemeinen Soldaten der Gedanke: »du kannst einmal, nach der Konstitu»tion deines Landes, nach der eigenen Erklärung deines »Königs, durch Geschicklichkeit, Dienst- und Pflichteifer »von einer Stufe militairischer Würden zur andern stei»gen,« vermöge, ihn nicht etwa nur im Zaume zu halten (denn das bleibt ja bey vernünftigen Menschen doch immer nur der unterste Grad trauriger Nothwendigkeit gegen verwilderte Gemüther), sondern ihn zuvorkommend, willig und eifrig für Alles zu machen, was man von ihm verlangt.

Ueberhaupt muß Rec. zwar der Meinung des Verf. beystimmen, daß ein erweiterter Unterricht und eine umfassendere, als in dem Edikte festgesetzte, Bildung des gemeinen Mannes im Soldatenstande — keine der besagten Nachtheile hervorbringen werde. Indessen muß denn das Gründliche beym Unterrichte auch gehörig von dem Tiefen unterschieden, und eine zweckmäßige Auswahl in den Lehrgegen-

genständen getroffen werden. Ob aber Beydes in derjenigen militairischen Schulanstalt, welche Sr. Maj. dem Könige, und dem Concipienten der in Rede stehenden Verordnung, bey Veranstaltung und Abfassung derselben vorgeschwebt zu haben scheint, jederzeit der Fall war; oder ob nicht vielmehr der versteckte Rektor dieser Anstalt das Aufsehn erregende dem Soliden und Gründlichen — das lautwerdende Verdienst dem stillen vorzog, glaubt Rec., der mit den Preuß. Garnisonschulen ein wenig vertraut zu werden Gelegenheit hatte, auf der einen Seite bezweifeln, auf der andern zur richtigern Ansicht jenes im Ganzen wohl begründeten Cirkulars, hier anführen zu müssen.

Warum schreibt der Verf. gewöhnlich Garnisonschulen mit dem angehörigten S? — Seite 3 in der untersten Zeile soll es heißen: »den Pflichten genügen,« nicht: vergnügen.

Wz.

(Die Fortsetzung folgt in der zweyten Abtheilung.)

Verbesserungen.

S. 32 Z. 3 Meider l. Mäder.
S. 205 Z. 7 Meggen l. Meppen.
S. 210 Z. 2 von unten, desgl. S. 211 Z. 19 idealischen l. idealistischen.
S. 212 das l. dieß.
Das. Z. 7 von unten freylich l. feyerlich.
S. 215 Z. 6 Aber l. Auch.
S. 222 Z. 19 wie l. nie.



